WIEN

1848–1888.

DENKSCHRIFT ZUM 2. DECEMBER 1888

HERAUSGEGEBEN

VOM

GEMEINDERATHE DER STADT WIEN.

II. BAND

WIEN.
IM COMMISSIONS-VERLAG VON CARL KONEGEN.
1888.

INHALT.

Papier der Actien-Gesellschaft der k. k. priv. Papierfabrik Schlöglmühl.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.


gegründet
1865

WIEN

1848–1888.

I.

DIE SCHULE

VON

DR. EMANUEL HANNAK.



Die Schule ist die Vermittlerin der jeweiligen Cultur einer Zeit an die heranwachsende Generation. Insofern ist sie ein getreues Abbild dieser Cultur und gewährt einen zuverlässigen Massstab zur Beurtheilung des Standes derselben. Indem aber die Schulbildung jedes Einzelnen zugleich die Grundlage abgibt, auf welcher er seine weitere Bildung aufbaut, so liegen in ihr die Bedingungen für den Fortschritt der durch die Thätigkeit aller Individuen geschaffenen materiellen und geistigen Entwicklung der Lebensgemeinschaften, seien diese nun eine Stadt oder ein Volksstamm oder ein Staat. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit, welche die Schule unter den Factoren behauptet, welche an der dem Menschen als Einzelnen und der Menschheit in ihrer Gesammtheit vorgezeichneten Aufgabe des Fortschrittes arbeiten. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass das geistige Leben eines Staates am reichsten sich entfaltet und am lebendigsten pulsirt in der Haupt- und Residenzstadt, wo der Lenker des Staates, der erhabene Förderer alles Fortschrittes als Mittelpunkt die hervorragendsten geistigen Kräfte an sich zieht und um sich sammelt, und wohin die grösste Bevölkerungsmasse aus allen Theilen des Reiches zusammenströmt, um unter den Augen und dem

unmittelbaren Schutze der höchsten Staatsgewalt aller Segnungen theilhaftig zu werden, welche im materiellen und geistigen Leben dem Borne dieses Mittelpunktes entquellen. Es kennzeichnet darum auch das Schulwesen der Reichshauptstadt den Höhepunkt der Entwicklung auf diesem Gebiete. Wenn demnach dessen Fortschritt während der glorreichen Regierung Sr. Majestät des gegenwärtigen Kaisers im Einzelnen dargelegt wird, so ist damit nicht blos ein Beitrag zur Geschichte eines einflussreichen Culturfactors in der Entwicklung dieser Stadt geliefert, sondern es ist damit überhaupt eine wichtige Periode in der Geschichte des Schulwesens des gesammten Reiches zur Darstellung gebracht.

Wird eine mächtige Bewegung der Geister durch eine neue Weltanschauung hervorgerufen, so erfasst sie alle Gebiete des menschlichen Denkens und Handelns. Ganz besonders wird aber die Schule von ihr ergriffen, weil durch diese die neuen Ideen am leichtesten und weitesten verbreitet werden. So hatte die Renaissance oder der Humanismus im XV. Jahrhunderte neben dem ungeheuren Fortschritt in der Wissenschaft und Kunst, im politischen und socialen Leben auch eine vollständige Umgestaltung des Schulwesens, das damals hauptsächlich durch die Gelehrtenschule vertreten war, im Gefolge gehabt, und so hatte die sogenannte Aufklärung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Reformen im Schulwesen hervorgerufen, die bei uns in Oesterreich besonders in der Begründung und Organisation des Volksschulwesens durch die ruhmwürdige Stammmutter unseres durchlauchtigsten Kaiserhauses, die unvergessliche Kaiserin Maria Theresia, zum Ausdrucke kamen. Eine ähnliche Geistesströmung wie die Renaissance und Aufklärung kam mit dem Jahre 1848 zum Ausbruche, mag man sie nun als Constitutionalismus oder als Liberalismus bezeichnen. In demselben Jahre bestieg Se. Majestät unser gegenwärtiger Kaiser Franz Joseph I. den Thron, so dass seine ganze Regierung unter dem Einflusse dieses Zeitgeistes steht. So erschütternd auch die Zuckungen im öffentlichen Leben waren, unter welchen diese Geistesbewegung auftrat, so waren sie doch von den wohlthätigsten Folgen für die Entwicklung des Schulwesens unseres Kaiserstaates. Dasselbe erhielt in den letzten 40 Jahren eine so gründliche und umfassende Verbesserung und Ausbildung, dass sein Fortschritt in diesem Zeitraume an Vielseitigkeit und Intensität selbst die staunenswerthen Reformen und Schöpfungen überragt, welche die grosse Kaiserin Maria Theresia auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ins Leben gerufen hat.

Der Fortschritt äusserte sich in der Erhöhung und Verallgemeinerung der Bildung und in der Verbesserung der inneren und äusseren Umstände, durch welche das Schulwesen bedingt ist.

Die Erhöhung der Bildung bezieht sich auf den Umfang und Inhalt des Stoffes, welcher durch die Schule der Jugend übermittelt und auf die Gründlichkeit, mit welcher derselbe zum geistigen Eigenthum derselben gemacht wird. Mit der Erhöhung der Bildungsziele steht eine Erweiterung der Bildungsdauer im nothwendigen Zusammenhange. — Seitdem durch das Christenthum die Ketten der Sclaverei gelöst wurden, tritt in der Entwicklung der Menschheit das Bestreben zu Tage, auch die Segnungen der Bildung in immer weitere Kreise zu verbreiten. Aus diesem Bestreben entspringt das Bedürfniss, dafür zu sorgen, dass zunächst alle Glieder der Gesellschaft einen bestimmten Grad allgemeiner Bildung erlangen, und dass für die einzelnen Berufskreise besondere Bildungsstätten geschaffen werden, welche die innerhalb dieser Kreise erforderliche Bildung zu vermitteln haben. Die Vermehrung der bestehenden und die Errichtung neuer Kategorien von Schulen trägt diesem Bedürfnisse Rechnung. Bei der Erhöhung und allgemeinen Verbreitung der Bildung erscheint es nothwendig, die Bedingungen zur Erlangung derselben zu erleichtern. Dies geschieht, indem für gute Lehrmethoden durch Heranbildung eines tüchtigen Lehrstandes Sorge getragen, indem der Unterricht durch gute Lehrmittel unterstützt, und indem während der vermehrten Dauer der Schulzeit durch zweckmässig eingerichtete Schulräume und durch Berücksichtigung der physischen Bedürfnisse der Jugend deren Gesundheit vor jeder Schädigung bewahrt wird. In all' den angedeuteten Richtungen hat das Schulwesen Wiens innerhalb der letzten 40 Jahre ausserordentliche Fortschritte aufzuweisen.

Mit der hohen Regierung vereinigten sich die autonomen Organe des Landes Niederösterreich und der Commune Wien, um das Schulwesen der Residenz auf den Stand zu erheben, auf dem es gegenwärtig steht. Auch fehlte und fehlt es nicht an der Mitwirkung privater Personen und Gesellschaften, welche das Streben der Behörden förderten und so namentlich im Schulwesen die Wahrheit des Wahlspruches Sr. Majestät zum Ausdrucke brachten:

Mit »vereinter Kräfte« Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht!

Und wahrlich, eine schwere Arbeit war es, ein Schulwesen, das seit den napoleonischen Kriegen, also seit mehr als einem

halben Säculum, vernachlässigt war, wieder emporzubringen und die Versäumnisse von zwei Menschenaltern nachzuholen. Wie dies gelang und welchen Antheil an dem Gelingen auch die Commune Wien in ihrem Wirkungskreise hat, das mögen die folgenden Zeilen darlegen.

A. UNTERRICHT UND ERZIEHUNG DER KINDER VOR DEM SCHULPFLICHTIGEN ALTER.

Mit dem ersten Aufschlagen des Auges, mit dem ersten Klange, welcher an das Ohr des neugeborenen Kindes schlägt, fängt das Lernen desselben an. Durch seine Sinne beginnt die ganze wunderbare Welt ihren Einzug in den seiner selbst noch nicht bewussten Geist des Säuglings. Die Eltern und die nächste Umgebung sind seine ersten Lehrmeister, die Familie ist seine erste Schule. Hauptsächlich ist es eine rationelle Pflege des Körpers im Allgemeinen und der Sinne insbesondere, durch welche die Familie eine richtige Entwicklung des kindlichen Geistes begründet, aber es fehlt auch nicht an besonderen Mitteln, welche sie in den Dienst ihrer Erziehung nimmt. Vor Allem sei der Bilderbogen und der Spiele gedacht, durch welche der Geist der Kinder geweckt und mit nützlichen Vorstellungen erfüllt wird. Es lässt sich kaum im Einzelnen darlegen, welchen Fortschritt in der rationellen Ernährung und Verpflegung der Kinder innerhalb der Familie die Gegenwart durch mündlichen Unterricht und durch populäre Schriften hervorgerufen hat, und welche Mannigfaltigkeit an Bilderbogen, Spielsachen und Spielen auch durch Wiener Industrielle seit den letzten Decennien erzeugt worden ist. Der Eintritt in eine wohlausgestattete Kinderstube, der Besuch von »Verlags-Buchhandlungen und Spielwaaren-Niederlagen« und namentlich eine gründliche Einsicht in eine geordnete »Ausstellung für Kinderpflege und Erziehung«, wie sie der Verein »zur Erbauung und Erhaltung an Reconvalescentenhäusern für Kinder« in den Räumen der k. k. Gartenbau-Gesellschaft im Anfange des Aprils d. J. veranstaltet hat, belehrt uns, wie viel in dieser Beziehung die letzten Decennien geleistet haben.

Die Erziehung in der Familie entzieht sich der öffentlichen Beurtheilung. Aber der humane Sinn unserer Zeit hat für Kinder, denen die Eltern wegen ihrer angestrengten Thätigkeit ausserhalb des Hauses und wegen ihrer Armuth nicht diejenige Pflege zuwenden können, welche ihnen die Familie zu gewähren hat, öffent-

liche Pflegestätten geschaffen, um ihnen die Segnungen einer rationellen Erziehung von dem zartesten Alter an zutheil werden zu lassen. Solche sind die Krippen und Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Die **Krippen** (crèches), welche der Pariser Advocat J. B. F. Marbeau 1844 begründete, verfolgen den Zweck, die Kinder der Armen im Säuglingsalter während der Zeit, in welcher deren Mütter beschäftigt sind, entweder unentgeltlich oder gegen eine minimale Geldleistung zu verpflegen. Diese wohlthätigen Anstalten fanden in Wien im Jahre 1849 Eingang. Dr. Carl Helm, k. k. Ministerial-secretär und Gemeinderath der Stadt Wien (gest. 1868), lernte sie in Belgien kennen und regte deren Gründung an. Durch seine Bemühungen wurde die erste deutsche Krippe in Wien am 4. November 1849 in der Vorstadt Breitenfeld (VIII. Feldgasse 17) eröffnet. In den folgenden zwei Jahren entstanden vier derartige Anstalten, in der Brigittenau, in der Leopoldstadt, auf der Wieden und in der inneren Stadt. Neben dem Wohlthätigkeitssinne der Wiener Bevölkerung danken diese Krippen ihr Gedeihen ganz besonders der Förderung unseres Allerhöchsten Kaiserhauses. Weiland Ihre k. und k. Hoheit Frau Erzherzogin Sophie und Ihre k. und k. Majestät unsere Allergnädigste Kaiserin Elisabeth wandten ihren Allerhöchsten Schutz diesen Pflegestätten der verlassenen Säuglinge zu, und darum glaubte der patriotische Bürgersinn die Familienfeste des geliebten Herrscherhauses auch am besten durch Errichtung solcher Krippen zu feiern. Aus Anlass der Vermälungsfeier Ihrer k. und k. Majestäten wurde 1854 eine Krippe in Lichtenthal (IX. Nussdorferstrasse 72), zur Feier der Geburt weiland der k. k. Hoheit Frau Erzherzogin Sophie, des ersten Sprossen dieses gefeierten Bundes, 1855 eine solche auf der Landstrasse (Hauptstrasse 68) und 1858 zur Erinnerung an die glückverheissende Geburt des Kronprinzen, Seiner k. und k. Hoheit des Erzherzogs Rudolf, die Kaiserin Elisabeth-Krippe auf dem Neubau (Neubaugasse 65) gegründet. Wiederholt besuchten Mitglieder des hohen Kaiserhauses diese Anstalten und förderten durch ihr leuchtendes Beispiel deren Gedeihen. Der Gemeinderath der Stadt Wien folgte diesem edlen Beispiele und gewährt alljährliche namhafte Beträge zur Unterstützung der im Gemeindegebiete gelegenen Krippen. Gegenwärtig werden in den Krippen täglich mehr als 400 Kinder verpflegt und vor den unausgleichbaren Schäden bewahrt, die eine schlechte Ernährung und Wartung der Kinder in ihrem zartesten Alter im Gefolge hat.

Wird in den Krippen ausschliesslich die körperliche Pflege der Kleinen besorgt, so muss auf der dem Säuglingsalter folgenden Altersstufe schon die geistige Entwickelung des Kindes Berücksichtigung und Förderung finden. Diese Aufgabe obliegt zunächst der Familie, aber in Anbetracht dessen, dass viele Eltern weder die Zeit und die Mittel, noch auch das Geschick besitzen, auf eine zweckmässige Weise ihre Kinder in diesem Alter zu pflegen und zu beschäftigen, wurden schon im Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland sogenannte Kleinkinderschulen errichtet, die in England (als infant-schools) Nachahmung und weitere Verbreitung fanden. Dort lernte sie der österreichische Industrielle Josef Ritter von Wertheimer (gest. 1887) kennen und schätzen. Von dem Nutzen derselben überzeugt, wirkte er durch Wort und That für deren Einführung in Oesterreich. Mit ihm vereinte sich das Bemühen des Pfarrers Johann Lindner auf dem Rennwege, des Schriftstellers Leop. Chimani und der durch ihre Jugendschriften rühmlich bekannten Karoline Pichler. Diesen Menschenfreunden gelang es, die **Kinderbewahr-Anstalten** in Wien einzuführen. Die erste wurde zum Geburtsfeste Sr. Majestät weiland des Kaisers Franz I. am 12. Februar 1830 am Rennwege (Steingasse 16) eröffnet. Bald darnach (1831) entstand ein Verein, welcher sich die Errichtung solcher Anstalten zur Aufgabe machte. Unter den Namen der Gründer erscheint auch der durch Hochderen werkthätige und segensreiche Wohlthätigkeit berühmten und von Allen verehrten Frau weiland Ihrer Majestät Kaiserin Karolina Augusta, welche zugleich als erste oberste Protectorin diesen Verein unter ihren mächtigen Schutz nahm. Als Se. Majestät der gegenwärtige Kaiser zum Throne gelangte, bestanden in Wien sieben Kinderbewahr-Anstalten, welche seitdem um fünf vermehrt wurden, von denen die am Hundsthurm (Mauthhausgasse 5) bei Gelegenheit der Vermälung Sr. Majestät unseres Kaisers im Jahre 1854 errichtet wurde. Auch diese Anstalten förderte die hohe Gunst des Allerhöchsten Kaiserhauses. Gegenwärtig waltet Ihre k. und k. Majestät die Kaiserin Elisabeth als oberste Schutzfrau über dem Vereine, und wiederholt hatten einzelne Anstalten Gelegenheit, Mitglieder des Allerhöchsten Herrscherhauses in ihrer Mitte zu begrüssen. Namentlich wendet der hohe und niedere Clerus von Wien seine wärmste Fürsorge den Kinderwartanstalten zu. Der jeweilige Fürsterzbischof von Wien steht als werkthätigster Förderer an der Spitze des Vereines, Domherren des Kathedralcapitels erscheinen als Leiter des Hauptvereines und die Pfarrherren als Vorsteher der Particular-

Vereine. Zumeist sind auch die Lehrerinnen und Wartefrauen Mitglieder weiblicher Orden. Diese Anstalten sind confessionell, wie schon aus der Leitung derselben und aus dem Stundenplane, der bis in die jüngste Zeit in Geltung war, erhellt. Nach dem von Chimani entworfenen Plane erscheinen neben den körperlichen Uebungen, den Handarbeiten, Spielen und dem Gesang, Unterhaltungen von Gott, biblische Erzählungen und Gebete unter den regelmässigen Beschäftigungen der Kleinen. Ausserdem sind moralische Erzählungen, Gedächtniss- und Verstandesübungen, Uebungen des Erkenntnissvermögens besonderen Zeiträumen vorbehalten. Ja selbst das »Buchstabiren« und »Rechnen« wurden in den Stundenplan aufgenommen. In der Aufnahme der für die Schule bestimmten Gegenstände offenbart sich das Bestreben, diese Anstalten zu Vorbereitungsclassen für die Schulen zu gestalten, was mit Rücksicht auf das zarte Alter der Pfleglinge als eine Ueberlastung derselben bezeichnet werden muss. Darin, dass besondere Halbstunden der formalen Bildung zugewiesen erscheinen und dass die körperlichen Uebungen von den Spielen, diese wieder von den Handarbeiten gesondert sind, zeigt sich die allen Anfängen menschlicher Einrichtungen anhaftende Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit, die noch dadurch erhöht wurde, dass die mit der Beschäftigung der Kinder betrauten Personen keine besondere Bildung für diesen Beruf erhielten.

Eine wesentliche Reform trat in der Einrichtung der Kinderwartanstalten ein, als in Wien die Ideen Friedrich Fröbel's, des Begründers der Kindergärten, Eingang fanden. Der erste **Kindergarten** wurde von Georg Hendl aus Friedelsheim in der Rheinpfalz 1863 errichtet. Auch die durch Wertheimer schon im Jahre 1843 gegründete israelitische Kinderbewahr-Anstalt in der Leopoldstadt wurde allmälig nach den Grundsätzen und Einrichtungen Fröbel's umgestaltet, namentlich seitdem A. S. Fischer deren Leitung übernahm (1863). Daselbst wurde auch zur Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt am 1. October 1868 nach dem Muster des »Köhler'schen Institutes« in Gotha ein Lehrcurs für Kindergärtnerinnen errichtet. Das neue Volksschulgesetz vom 14. Mai 1869 erkannte die Zweckmässigkeit und Wichtigkeit des Kindergartens an, indem es festsetzte, dass an Lehrerinnenbildungs-Anstalten neben der Uebungsschule ein Kindergarten errichtet werde (§ 27) und dass die Zöglinge der Lehrerinnenbildungs-Anstalten mit der Organisation einer gut eingerichteten Kleinkinderbewahr-Anstalt (Kindergarten) bekannt gemacht werden sollen (§ 30). Im selben Jahre entstand der

»Neubauer Kindergarten-Verein«, der im folgenden Jahre (11. Jänner 1870) den ersten Vereins-Kindergarten (Westbahnstrasse) eröffnete. Der Beifall, den diese Einrichtung fand, bewog die hohe Regierung, mittelst Ministerial-Erlass vom 22. Juni 1872, Bestimmungen über Kindergärten und mit diesen verwandte Anstalten zu treffen und die Einrichtung der Lehrcurse zur Heranbildung von Kindergärtnerinnen zu regeln. Als durch das Statut vom Jahre 1874 die Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen reorganisirt wurden, erhielten auch die Bildungscurse für Kindergärtnerinnen eine zweckmässigere Einrichtung. Nach diesen Vorschriften wurden solche Bildungscurse an der k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt (I. Hegelgasse 14) und an dem ersten Neubauer Kindergarten (1875) eingerichtet. Seitdem entstanden zahlreiche Kindergärten in allen Theilen der Stadt. Gegenwärtig zählt Wien 23 Kindergärten, in welchen gegen 1200 Kinder beschäftigt werden. Private wetteifern mit politischen und besonders Kindergarten-Vereinen in der Sorge für diese Anstalten. Insbesondere hat die Commune Wien ein grosses Verdienst um deren gedeihliche Entwickelung, indem sie für die öffentlichen Kindergärten die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt und namhafte Beiträge (durchschnittlich je 500 fl.) leistet.

Die Kindergärten weisen gegenüber den früheren Kinderbewahr-Anstalten einen Fortschritt sowohl in der äusseren Einrichtung als auch in ihrem inneren Betriebe auf. In ersterer Beziehung wurde durch Herbeiziehung eines Gartens oder Spielplatzes, durch zweckmässige Tische und Bänke, durch Beschaffung von Anschauungsmitteln (Bildern, Modellen u. a.) für das physische und geistige Gedeihen der Kinder Vorsorge getroffen. Ihrer geistigen Entwicklung tragen mannigfaltige, dem jugendlichen Geiste angemessene, ebenso unterhaltende als bildende Spiele und Beschäftigungen Rechnung. Ball-, Kreis- und Gesellschaftsspiele, das Bauen mit Steinen, das Legen von Täfelchen und Stäbchen, das Flechten, Falten und Zeichnen oder kleine Arbeiten im Garten bilden Kopf und Hand. Das Betrachten und Besprechen von Naturobjecten, Modellen und Bildern führt den Kindern einen grossen Kreis von Vorstellungen zu und entwickelt zugleich ihr Sprachgefühl. Heitere Gesänge und anmuthige Erzählungen der »Tante« (so nennen die Kinder die Kindergärtnerinnen) wenden sich an das Herz der Kleinen und legen den Grund für eine gesunde ästhetische und moralische Erziehung derselben. Dagegen ist jede Art von Unterricht grundsätzlich aus dem Kindergarten ausgeschlossen. — Ueberzeugt von den pädagogisch

richtigen Grundsätzen, nach welchen der Kindergarten die ihm anvertraute Jugend entwickelt, hat die hohe Regierung in dem angeführten Erlasse vom 22. Juni 1872 den Wunsch ausgesprochen, »die Kinderbewahr-Anstalten in Kindergärten umzuwandeln« und »so lange diese Umgestaltung nicht möglich ist, in die Kinderbewahr-Anstalten die Grundzüge des Kindergartens thunlichst einzuführen«. Thatsächlich fanden in die Kinderbewahr-Anstalten allmälig die Einrichtungen des Kindergartens Eingang. Dies hindert nicht, dass beiderlei Anstalten zum Wohle der Kleinen neben einander gesondert bestehen und in einzelnen Punkten ihre Eigenthümlichkeiten bewahren. Eigenthümlich ist den Kinderbewahr-Anstalten der confessionelle Charakter und das Vorwiegen der leiblichen Pflege, weshalb in dieselbe auch Kinder mit drei Jahren aufgenommen werden können; dagegen sind die Kindergärten interconfessionell. Sie stellen die Erziehung des kindlichen Geistes in den Vordergrund; sie dürfen deshalb die Kinder nicht vor dem vierten Jahre aufnehmen. Zudem ist die Benützung der Kindergärten nur gegen Entgelt gestattet. Freilich hat es die Unterstützung dieser Anstalten von Seite grossmüthiger Wohlthäter ermöglicht, dass an jeder Anstalt mehrere Freiplätze sind. Bei etwa 1200 Kindern, welche Kindergärten besuchen, geniessen etwa 240, also der fünfte Theil, unentgeltlich diese Wohlthat. Aber es wäre wünschenswerth, dass namentlich die Kinder der ärmeren Schichten des Volkes, denen die Familie oft keine richtige Pflege und Erziehung angedeihen lassen kann, diese in den Kindergärten fänden. Das wäre nur möglich, wenn unentgeltliche sogenannte Volks-Kindergärten errichtet würden, wie dies in einzelnen Orten bereits geschehen ist. Es ist zu hoffen, dass auch Wien diesem schon in dem wiederholt angeführten Ministerial-Erlasse betonten Bedürfniss Rechnung tragen werde, zumal auch unser Allerhöchstes Kaiserhaus sein Wohlwollen diesen Anstalten zuwendet. Als Beweis dafür dürfen wir wohl die Thatsache anführen, dass Ihre k. und k. Hoheit die Frau Erzherzogin Marie Valerie das Protectorat über den I. Josefstädter Kindergarten (VIII. Florianigasse 29) huldvollst übernommen hat.

B. DAS SCHULWESEN.

Mit dem sechsten Lebensjahre beginnt das schulpflichtige Alter des Kindes. Von dieser Zeit an fällt sein Unterricht und seine Erziehung zum grössten Theile der Schule zu. Wegen des mächtigen Ein-

flusses, den diese auf das gesammte Leben jedes einzelnen und der Gesammtheit aller Staatsbürger nimmt, wurde schon von der Kaiserin Maria Theresia, ruhmreichen Angedenkens, das Schulwesen für eine Prärogative des Staates, für ein Politicum erklärt. Darum hängt seine Entwickelung mit den politischen Verhältnissen innig zusammen.

Vor dem Jahre 1848 lag das Schulwesen Wiens tief darnieder. Seit dem Anfange unseres Jahrhundertes war für dessen Fortentwicklung nichts Wesentliches geschehen. Die Stadt hatte keinerlei Einfluss auf ihre Schulen, und die Regierung stand zum Theil noch auf den Principien der Studien-Revisions-Commission vom Jahre 1795, deren Gutachten unter dem Eindrucke der französischen Revolution verfasst, »das Uebermass der Geistesbildung oder eigentlich der Lectüre und der zur Beförderung der Lectüre nach und nach entstandenen Anstalten« als Ursache seiner »Oberflächlichkeit« und seines »Eigendünkels« bezeichnete, welcher »die ganze politische Welt in Brand zu stecken droht«, »das Landvolk zur Unzufriedenheit reizt« und »in den unreifen Verstand der Knaben schon die ersten Keime der religiösen und politischen Freigeisterei legt«.

Am schlechtesten war es wohl um den Volksschul-Unterricht bestellt. Für diesen war die von dem Grafen Rottenhan, dem Vorsitzenden der erwähnten Revisions-Commission, im Jahre 1805 entworfene politische Schulverfassung massgebend. Darnach bestanden im Jahre 1848 in Wien nebst der k. k. Normal-Hauptschule bei St. Anna nur vier Hauptschulen mit vier Classen für Knaben und eine vierclassige Hauptschule bei den Ursulinerinnen und eine fünfclassige Schule mit je zwei Jahrgängen im k. k. Civil-Mädchen-Pensionat für Mädchen. Von den übrigen Schulen waren neun Pfarrschulen mit drei Classen für Knaben und 53 Trivialschulen mit zwei Classen, welche von beiden Geschlechtern besucht wurden. Speciell für Mädchen bestanden nur vier Trivialschulen, unter denen zwei von Kaiser Joseph II. gestiftete Schulen (eine in der inneren Stadt, Bäckerstrasse, die andere in der Leopoldstadt) sich befanden. Eine halbwegs entsprechende Schulbildung vermittelten nur die wenigen Hauptschulen. An den übrigen Schulen kam nur ein Theil der Jugend über die Schwierigkeit, welche die Buchstabirmethode der Erlernung des Lesens und Schreibens bot, hinaus. Im Rechnen lernten die Kinder nach einer gleichfalls unzweckmässigen Methode die Grundrechnungsarten. Bei einer einseitigen Pflege des Gedächtnisses wurde für die Bildung des Geistes und Herzens wenig ge-

boten. Nur in der biblischen Geschichte fand das Kindesherz eine ihm entsprechende Nahrung, welche ihm oft durch die harte Schulzucht verbittert wurde. Ueberdies litten die Schulen unter dem schlechten Schulbesuch, den gesundheitswidrigen Schulräumen und der Ueberfüllung der Classen. Der Unterricht lag in den Händen der »Gehilfen«, während die »Schulmeister oder Schulinhaber«, nach denen die Schulen benannt wurden, blos die ökonomischen Angelegenheiten besorgten. Sie bezogen von den Kindern das Schulgeld und hatten für die Beleuchtung, Beheizung, Reinigung etc. der Schule aufzukommen. Bei der Menge der Kinder war ihr Einkommen keineswegs gering. Davon bekam aber der »Gehilfe« nur einen sehr bescheidenen Betrag (etwa 10 fl. monatlich, oder 3 fl. nebst der Kost). Er war vollständig der Willkür des Schulinhabers überantwortet, wurde von ihm aufgenommen und entlassen. Selbst von den Nachstunden, die er hielt, musste er den Löwenantheil dem Schulinhaber überlassen. Entsprechend der ungünstigen materiellen Stellung war auch die Bildung der Gehilfen gering. Sie wurden für ihren Beruf durch einen sechs- oder neunmonatlichen Curs vorbereitet, der sich neben einer gedächtnissmässigen Einprägung allgemeiner Grundsätze der Erziehungs- und Unterrichtslehre im Wesentlichen auf die Durcharbeitung des in den Schulbüchern der Volksschulen niedergelegten Lehrstoffes beschränkte. Solche Präparandencurse bestanden für Triviallehrer an der Hauptschule der Piaristen in der Josefstadt, für Lehrerinnen an der Hauptschule der Ursulinerinnen, für Haupt- und Triviallehrer an der Normal-Hauptschule bei St. Anna.

Für den Unterricht der gewerblichen Kreise war sehr mangelhaft vorgesorgt. Knaben und Mädchen, welche eine vierte Classe gut absolvirt hatten, genossen nach dem zwölften Jahre überhaupt keinen weiteren Unterricht. Solche Kinder, welche ihre Bildung mit einer anderen Classe abgeschlossen hatten, waren verpflichtet, an Sonntagen den Wiederholungs-Unterricht vom dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahres, Lehrlinge jedoch durch die ganze Lehrzeit zu besuchen. Aber diese Wiederholungsschulen waren schlecht besucht, namentlich hielten sich die Mädchen von ihnen fern, weil deren Eltern das Zusammentreffen ihrer Töchter mit den Lehrjungen fürchteten. Die Leistungen der Schüler waren ausserordentlich gering. Die Schulaufsichtsorgane klagen, dass man die Lehrlinge wie die Elementarschüler behandeln müsse, da sie Alles vergessen haben und da viele von ihnen der deutschen Sprache

gar nicht mächtig seien. Auch konnte man in vier- oder fünfunddreissig jährlichen Schultagen mit den wenigen Schulstunden bei dem schlechten Schülermateriale und dem unregelmässigen Besuche keine Erfolge erzielen. Dazu kam noch, dass die Lehrer für den Sonntagsunterricht nicht bezahlt wurden, weshalb sie jeden Sonntag in der Ertheilung des Unterrichtes abwechselten.

Eine bessere Vorbildung erhielten die wenigen Schüler, welche die vierte Classe der Hauptschule besuchen konnten. Daselbst wurde in zwei Jahrgängen neben der Religion die Sprache, das Rechnen, die Geographie, auch Einiges aus der österreichischen Geschichte, die Naturkunde, Mechanik, Baukunst und auch Zeichnen gelehrt. — Eine intensivere Ausbildung gewährte für die Kaufleute und Techniker die unter der Direction des polytechnischen Institutes stehende k. k. Realschule, welche zwei Jahrgänge umfasste, in denen Religion, Sprache, Elementar-Mathematik, Geographie und Geschichte, Naturgeschichte, Zeichnen, Kalligraphie, das Italienische und Französische gelehrt wurden. Welch geringer Bruchtheil der Wiener Schuljugend hatte Gelegenheit, die daselbst gebotene reichere Ausbildung sich zu verschaffen!

Besser als um die Bildung der bürgerlichen Kreise war es um die der sogenannten gelehrten Stände bestellt. Als Vorbereitungsschulen für die Universität hatte Wien im Jahre 1848 vier Gymnasien, drei derselben, das akademische, das mit der theresianischen Ritterakademie verbundene und das Josefstädter, wurden von den Piaristen, das vierte von den Benedictinern des Schottenstiftes geleitet. Jedes Gymnasium bestand aus vier (drei) Grammatikal- und zwei (drei) Humanitätsclassen. Der Unterricht wurde durch Classenlehrer ertheilt, die sich streng an die vorgeschriebenen Lehrbücher zu halten hatten. Im Vordergrunde des Unterrichts standen die formalen Disciplinen: Lateinische Grammatik, Poetik und Rhetorik. Das Griechische wurde sehr mangelhaft in den drei letzten Classen betrieben; nicht besser war es um den Unterricht in der deutschen Sprache bestellt; die Naturwissenschaften waren auf die in den Lesebüchern enthaltenen Stoffe beschränkt, die Geschichte wurde in Verbindung mit der Geographie gelehrt und sollte einen vorwiegend universalhistorischen Charakter tragen. Die Mathematik erfuhr erst dann eine bessere Pflege, als besondere Lehrer für diesen Gegenstand in Verwendung kamen. Seit dem von den Piaristen zur Zeit Maria Theresia's festgestellten Gymnasial-Lehrplane waren keine wesentlichen Verbesserungen an diesen Anstalten durchgeführt worden.

Bei der mangelhaften Vorbildung der Gymnasiasten waren die zwei philosophischen Jahrgänge, welche sich an das Gymnasialstudium anschlossen und mit der Universität in Verbindung standen, mit Lehrstoff überbürdet. An ihnen wurde Religionslehre, Psychologie, Logik, Natur- und Moralphilosophie, Mathematik und Physik vorgetragen. Die Naturgeschichte, Geschichte und das Griechische waren freie Lehrfächer, welche nur von Convictisten, Stipendisten und Aspiranten der Schulgeldbefreiung besucht wurden. Bei der Masse des Stoffes konnte derselbe weder von den Lehrern in richtiger Weise behandelt, noch von den Schülern verarbeitet werden.

Gerade auf dem Gebiete des Gymnasialwesens und der philosophischen Studien erkannte man die Nothwendigkeit von gründlichen Reformen an. Wiederholt wurden Commissionen berufen, welche Verbesserungsvorschläge zu erstatten hatten, und auch in der Presse traten namhafte Gelehrte für eine durchgreifende Reorganisation dieser Anstalten ein. Dass nicht in gleichem Masse das Bedürfniss nach einer Verbesserung der Volksschule, die noch weit dringender war, weder in den Regierungskreisen, noch in der Oeffentlichkeit anerkannt wurde, hatte wohl seinen Grund in dem Umstande, dass das Volksschulwesen unter der Aufsicht und Leitung der Kirche stand und dass auf die Bildung der unteren Volksschichten kein Werth gelegt ward.

Aus der Stagnation, welche im Schulwesen Wiens Decennien lang gewährt hatte, wurde es befreit durch die Bewegung, welche im Jahre 1848 das gesammte öffentliche Leben unseres Kaiserstaates ergriff und umgestaltete. Schon die Ernennung eines besonderen Unterrichtsministers, des Freiherrn von Sommaruga (30. März 1848), kennzeichnet die Bedeutung, welche man dem Schulwesen beilegte. Das neue Ministerium begann sofort die Verbesserung des Unterrichtswesens und arbeitete einen Entwurf aus, nach welchem das öffentliche Unterrichtswesen in Oesterreich eingerichtet werden sollte. Mit der Publication des Entwurfes (18. Juli 1848) schloss Sommaruga seine Thätigkeit als Unterrichtsminister. Statt seiner übernahm Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben als Unterstaatssecretär die Leitung des Unterrichtswesens, die er bis 23. November 1848 führte, um dann Dr. Alexander Helfert zu weichen, der fortan gleichfalls als Unterstaatssecretär dem Unterrichtswesen vorstand, bis mit dem Grafen Leo Thun (18. Juli 1849) wieder ein eigener Minister für Cultus und Unterricht eingesetzt wurde. Diese Männer waren es, welche als Räthe und Diener Seiner Majestät

unseres gegenwärtigen Kaisers die Reformen im Schulwesen des Reiches und speciell auch der Reichshauptstadt Wien in Angriff nahmen, zu welchen schon unter weiland Kaiser Ferdinand der Grund gelegt worden war.

A. Das Volksschulwesen.

Um die Entwickelung des Volksschulwesens der Stadt Wien leichter zu überblicken, kann man sie in zwei Perioden, vor und nach dem Jahre 1869, in welchem die epochemachenden Volksschulgesetze erlassen wurden, gliedern.

Die erste Periode zerfällt wieder in zwei Abschnitte, in welchen die Verleihung der Verfassung vom Jahre 1861 den Wendepunkt bildet.

I. Das Volksschulwesen vor dem Jahre 1861.

α) Die Volksschule.

In der Zeit vor den denkwürdigen Gesetzen der Jahre 1868 und 1869 bestand die politische Schulverfassung zu Recht, derzufolge das Volkschulwesen Wiens unter der Aufsicht und Leitung des Clerus sich befand. Der jeweilige Domscholaster hatte die Oberaufsicht und unterstand dem fürsterzbischöflichen Consistorium. In den einzelnen Schulbezirken, deren anfangs fünf, seit 1851 acht bestanden, wurden die Schulen von den Schuldistricts-Aufsehern überwacht, mit denen sich die Pfarrer in die Aufsicht der einzelnen Pfarrschulen theilten. Den ersten Impuls zu einer Reform der Wiener Schulen gab die Allerhöchste Entschliessung vom 12. Mai 1848. Durch dieselbe wurde verordnet, die Pfarrschulen in Wien als Hauptschulen mit drei Classen zu organisiren, die Zahl der Lehrer und Gehilfen nach der Zahl der Classen zu bestimmen, ihnen fixe Gehalte anzuweisen und Pensionen für sie, sowie für ihre Witwen und Waisen festzusetzen. Zugleich wurden die Volks- und Pfarrschulen als Communal-Anstalten erklärt und der Obsorge der Commune überantwortet. Nicht lange darnach (am 2. September 1848) wurden unter dem Freiherrn von Feuchtersleben mancherlei Bestimmungen über Methode des Unterrichtes, namentlich in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, getroffen, die Einführung des Zeichnens und Turnens empfohlen und die Abhaltung von Lehrerversammlungen geboten. Bald darauf (am 23. September 1848) erschien eine Verordnung, welche den Präparanden-Curs auf ein

Jahr erweiterte und zahlreiche Verbesserungen im Lehrplane desselben einführte. Ausserdem wurde im Anschlusse an den theoretischen Curs ein praktischer Curs schon für die nächste Zeit in Aussicht genommen.

Die vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens, wie sie in dem »Entwurfe« Sommaruga's geplant erscheint, wurde aufgegeben, als das Ministerium Schwarzenberg an das Ruder gelangte. Dennoch wurde an der Hebung und Verbesserung des Wiener Volksschulwesens auch unter Helfert weiter gearbeitet. Die ersten wichtigen Massregeln, welche zu diesem Zwecke unter der Regierung Seiner Majestät erfolgten, ordnete der Ministerial-Erlass vom 26. Mai 1849 an. Ihm zufolge sollten die Wiener Schulen als dreiclassige Hauptschulen organisirt, in jedem Bezirke eine vierclassige Anstalt errichtet, die Geschlechter getrennt, auch für Mädchen dritte Classen nach Thunlichkeit geschaffen und überfüllte Classen in Abtheilungen getheilt werden. Weil im Jahre 1848 ein so bedenklicher Nothstand unter den Lehrern eingetreten war, dass der Gemeinderath zur Beseitigung desselben einen Betrag von 82.583 fl. als Aushilfe anzuweisen sich bewogen fühlte, so forderte die Regierung, um eine dauernde Verbesserung der materiellen Lage des Lehrerstandes herbeizuführen, als eine »unabweisliche Bedingung für eine zeitgemässe Ordnung des Volksschulwesens« die Regelung der Lehrergehalte und schlug vor, den Oberlehrern 800 und 600 fl., den Unterlehrern 350, 250 und 200 fl. und den Personalgehilfen, welche den älteren Oberlehrern zur Aushilfe beigegeben wurden, 150 fl. als Gehalt zu bestimmen. Auch wurde die Unsicherheit in der Stellung der Unterlehrer behoben. Es sollte sie fortan nicht der Oberlehrer aufnehmen, sondern sie sollten mittelst Decret, das die Schuldistricts-Aufseher dem Consistorium vorlegten, angestellt und nur im Falle von Unfähigkeit oder Pflichtwidrigkeit durch den Schulbezirks-Aufseher mit Gutheissung des Consistoriums entlassen werden. Bei der günstigeren Stellung, welche man den Lehrern zuwies, forderte man auch von ihnen eine höhere Befähigung. Der Ministerial-Erlass gebot, nur »geprüfte Hauptschullehrer« mittelst Decret anzustellen und in den neuorganisirten Hauptschulen wenigstens einen für Hauptschulen geprüften Lehrer zu bestellen, dem die dritte Classe zuzuweisen wäre.

Dem Auftrage des Ministeriums entsprechend, nahm das Consistorium eine Reorganisation der Wiener Volksschulen vor, über welche es am 17. October 1849 berichtete. In diesem Berichte

ist die Anregung bemerkenswerth, dass an Mädchenschulen Lehrerinnen angestellt werden sollten. Die Landesregierung sprach mit Erlass vom 22. December 1849 für die »angeordneten Verbesserungen« den dabei betheiligten Behörden, den Schuldistricts-Aufsehern, Seelsorgern, Katecheten, Lehrern, Volksschullehrern und Gemeindegliedern ihre Anerkennung aus und gab der Hoffnung Ausdruck, dass noch weitere Verbesserungen, besonders in der ökonomischen Lage der Lehrer und in den Schullocalitäten, folgen werden.

Der zuletzt angeführte Wunsch war an die Gemeinde gerichtet, welcher die Aufgabe zufiel, für die Schullocalitäten und die Besoldung der Lehrer Sorge zu tragen. Diese entsprach den Erwartungen der Regierung, indem sie die Gehalte der Lehrer erhöhte, alte Schulen erweiterte und adaptirte und neue errichtete, überhaupt keine Opfer scheute, um alle äusseren Bedingungen zu beschaffen, welche für das Gedeihen der Schulen nothwendig waren.

Die innere Ausgestaltung der Volksschule liess sich die Regierung angelegen sein, deren Anordnungen das Consistorium durchzuführen hatte. Im Jahre 1849 dachte man daran, aus Deutschland Kräfte zu gewinnen, welche an der Reorganisation des Schulwesens sich betheiligen sollten. Die Unterhandlungen, die mit Dr. Mager in Weimar, Diesterweg in Berlin, W. Wackernagel in Basel und Götzinger in Schaffhausen angeknüpft wurden, scheiterten. Es wurde deshalb Theod. Vernaleken, ein Westfale, der in Zürich auf dem Gebiete der Pädagogik überhaupt und auf dem des Sprachunterrichtes insbesondere praktisch und literarisch thätig war, berufen und als Professor an der mit dem Polytechnicum verbundenen k. k. Realschule angestellt. Die organisatorischen Arbeiten wurden dem Dechant von Böhmisch-Leipa A. Krombholz übertragen, der als Volksschulreferent im Ministerium für Cultus und Unterricht bis zum Jahre 1857 wirkte, in welchem Jahre der Ministerial-Secretär, nunmehr Sectionschef Alois Ritter von Hermann das Referat über das Volksschulwesen im Ministerium übernahm. Zur Leitung des Schulwesens jedes Kronlandes wurden im Jahre 1850 die Landesschulbehörden eingeführt, denen in den »Schulräthen« fachliche Referenten zugewiesen wurden, die auch als solche verblieben, als im Jahre 1855 an die Stelle der Landesschulbehörden das Unterrichts-Departement der Statthalterei trat. In Niederösterreich wurde zuerst als provisorischer, seit 1855 als wirklicher Schulrath M. A. Becker mit der Inspection der Volksschulen betraut. Diesen Männern oblag die Aufgabe, in Verbindung mit dem Consistorium, bei welchem

die Domscholaster Piller, seit 1855 Brauner und seit 1858 Stöger als Schulen-Oberaufseher wirkten, an der Hebung des Wiener Volksschulwesens zu arbeiten.

Am dringendsten war die Abhilfe bei der Mädchenbildung, denn um diese war es am schlechtesten bestellt. Wie schon erwähnt, bestanden für die Mädchen nur vier besondere zweiclassige Schulen, der grösste Theil wurde mit den Knaben zugleich in den Pfarrschulen unterrichtet. Deshalb wurden die Töchter gebildeter Stände von der öffentlichen Schule ferngehalten und in private Mädchenerziehungs-Anstalten geschickt, deren es eine grosse Zahl gab.

Als die Sonderung der Knaben und Mädchen vollzogen war und besondere dreiclassige Schulen für das weibliche Geschlecht errichtet wurden, ging das Ministerium daran, die zwei k. k. Mädchenschulen in der Bäckerstrasse und in der Leopoldstadt als Muster-Mädchenschulen zu organisiren. Mit Ministerial-Erlass vom 24. Juni 1850 wurden sie zu dreiclassigen Schulen erweitert, das Lehrpersonale vermehrt und ein Lehrplan festgestellt, in welchem der Gesang und die weiblichen Handarbeiten als Lehrgegenstände erscheinen. Für die erste Classe wurde der Anschauungsunterricht, als das Betrachten und Besprechen von Natur- und Kunstgegenständen aus der Umgebung des Kindes und aus der es umgebenden Natur, für die zweite Classe eine übersichtliche Darstellung der österreichischen Monarchie und genauere Beschreibung des Heimatslandes mit einigen für Mädchen interessanten Erzählungen aus der österreichisehen Geschichte, für die dritte Classe eine übersichtliche Darstellung der Erdoberfläche und ausführlichere Beschreibung Europas mit etwas Geschichtlichem über einzelne merkwürdige Personen und ganze Völker, aus der Naturgeschichte und Naturlehre nur das Lehrreichste und Nützlichste mit steter Rücksichtnahme auf den Beruf und künftigen Wirkungskreis des Mädchens vorgeschrieben. Das Zeichnen und das Französische wurden als unobligate Gegenstände in den Lehrplan aufgenommen.

Aber auch an den übrigen Schulen gab es viel zu bessern. Aus einem Berichte des Consistoriums ist ersichtlich, dass im Jahre 1851 die neuerrichtete dritte Classe schwach besucht war. Es war nothwendig, den Schulbesuch zu regeln, was das Ministerium mit Erlass vom 26. Juli 1851 that. Andererseits waren die unteren Classen überfüllt, weshalb von der Statthalterei mit Decret vom 23. August 1851 im Auftrage des Ministeriums Weisungen zur

Abtheilung der ersten Classe und zur Errichtung neuer Classen erflossen.

Besonders dringend war eine Reform im Stoff und in der Methode des Unterrichtes, was die Abfassung neuer Lehrbücher im Gefolge hatte. Mit Ministerial-Erlass vom 2. September 1848 wurde den Lehrern unter eigener Verantwortlichkeit gestattet, verbesserte Methoden im Unterrichte zu gebrauchen; insbesondere wurde die Lautiermethode, die Verbindung des Lese- und Schreibunterrichtes und die Einführung des Anschauungsunterrichtes empfohlen, doch befahl ein Ministerial-Erlass vom 20. April 1849, dass bis zur Einführung neuer Lehr- und Lesebücher die bisher bestehenden als Grundlage dienen müssen, »die durch den Vortrag berichtigt, verdeutlicht und ergänzt werden können«. Inzwischen waren Becker und Vernaleken mit der Ausarbeitung von Lehrbüchern betraut. Ersterer bearbeitete die Fibel, letzterer hauptsächlich die Sprach- und Lesebücher. Da zu diesen die Gutachten der Bischöfe und Schulräthe eingeholt wurden, so dauerte es längere Zeit, ehe dieselben in Verwendung genommen werden konnten. Erst mit Statthalterei-Erlass vom 22. August 1852 konnten die Fibel und das erste Lesebuch in der neuen Bearbeitung als Lehrbücher in den Wiener Schulen eingeführt werden.

Mit der Einführung des Vernaleken'schen Sprach- und Lesebuches fand auch eine neue Methode im Sprachunterrichte Eingang. Der frühere Mechanismus hörte auf, die Weckung eines richtigen Sprachgefühles wurde betont, die Sprachregeln wurden beschränkt und in concentrische Kreise nach der Fassungskraft der Jugend gegliedert; die Orthographie und Wortbildungslehre wurde ausgiebiger gepflegt und in einen organischen Zusammenhang mit der Formenlehre gebracht. Freilich wurde auch eine neue Orthographie eingeführt, die sich auf die Dauer nicht behaupten konnte. Dem ersten Sprach- und Lesebuche folgte im Jahre 1854 das zweite nach, das in ähnlicher Weise den grammatischen Unterricht weiter führte und dessen Lesestücke in besondere Abschnitte gegliedert waren, welche Mittheilungen aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, aus der Natur- und Erdkunde und selbst aus der Geschichte enthielten. Die Auswahl der geschichtlichen Lesestücke (Christus, Paulus, Zerstörung Jerusalems, der heil. Severin, der heil. Bonifacius, der heil. Adalbert, Obrigkeit und Unterthan) kennzeichnet die Richtung, welche damals im Volksschulwesen herrschend war. Auch die Rechenbücher liess das Ministerium im Jahre 1852 umarbeiten.

Für das Schuljahr 1852/53 wurde bereits das neu bearbeitete »Uebungsbuch beim Rechenunterrichte für Schüler der zweiten und dritten Classe der Volksschulen« eingeführt.

Zugleich wurden von Seite der Regierung Weisungen an die Statthalterei und das Consistorium erlassen, wie die Leistungen der Volksschulen erhöht werden können. Ein Ministerial-Erlass vom 30. April 1852 fordert im Interesse der Jugend das »Aufsteigen der Lehrer durch mehrere Classen, empfiehlt bei der Behandlung der Kinder Vorsicht und Berücksichtigung der individuellen Befähigung und die Abhaltung monatlicher Conferenzen der Ober- mit den Unterlehrern, um sich über Lehrplan, Unterrichtsweise, Lehrstoff, benützte Lehrmittel, erzielte Fortschritte und das sittliche Verhalten der Schüler, sowie über die Vorkommenheiten in und ausser der Schule zu besprechen«. Im Jahre 1854 ordnet das Ministerium mit Erlass vom 10. December, »um den Erfolg der Aufnahmsprüfung für die Gymnasien und Realschulen zu sichern«, an, tüchtige Lehrkräfte in die dritte Classe zu geben, in der Sprachlehre eine bestimmte Terminologie einzuführen, die Conferenzen alle Monate abzuhalten, gegen den Mechanismus anzukämpfen, fleissig Wort- und Satzanalysen zu üben und in der Classification eine grössere Strenge walten zu lassen.

Ein wichtiges Moment in der Entwickelung des Wiener Volksschulwesens kennzeichnet die Erweiterung der dreiclassigen Hauptschulen auf vier Classen, welche mit Ministerial-Erlass vom 23. März 1855 verfügt wurde. Durch diesen Erlass wurden der Gesang und das Zeichnen in den Lehrplan dieser Schulen als obligate Gegenstände eingeführt. Schon der Ministerial-Erlass vom 15. September 1851 bezeichnete den Gesang als »vorschriftsmässigen« Gegenstand, wenigstens sollten die Kinder im Singen der gebräuchlichsten Kirchen- und einiger passender Schul- und Volkslieder geübt werden; nunmehr wurden in allen Classen zwei Halbstunden diesem Unterrichte zugewiesen. Das Zeichnen hatte gleichfalls schon früher eine Verordnung vom 23. März 1853 überall da, wo es die Schulverhältnisse zulässig und »erwünschlich« machen, zur Einführung in der vierten Classe empfohlen. Auch der Erlass vom Jahre 1855 führte es nur da ein, wo es die Umstände gestatteten. Bemerkenswerth ist, dass durch den neuen Lehrplan neben dem Sprachunterrichte auch dem Sachunterrichte in den drei letzten Classen je drei Stunden zugewiesen wurden, und zwar sollten in dieser Zeit die unentbehrlichen Kenntnisse in der Natur- und Vaterlandskunde

nicht in besonderen Stunden, sondern im Anschlusse an die Lehrbücher durch gelegentliche Erzählungen, durch Veranschaulichung der Gegenstände und Verweisung auf die Natur vermittelt werden. Im Elementarunterrichte wurde die Lautiermethode eingeführt und die Grundlage für die Realien durch den Anschauungsunterricht gelegt.

Für die erhöhten Ziele wurden neue Lehrbücher nothwendig. Als Lehrmittel für den Anschauungsunterricht wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. Mai 1855 »Der Anschauungsunterricht in Bildern; nach dem Stoffe zur Anschauung in der Fibel für die österreichische Volksschule« mit Franz Hermann's Anleitung zu dessen Gebrauche empfohlen. Für den Sprach- und Sachunterricht in der vierten Classe wurde ein besonderes drittes Sprach- und Lesebuch für die oberste Classe der Haupt- und Stadtschulen herausgegeben. Becker und Vernaleken wählten den grössten Theil der Lesestücke aus. Für den Abschnitt aus der österreichischen Geschichte wurden die Gutachten der Universitäts-Professoren Albert Jäger in Wien und Tomek in Prag eingeholt, und auf Grund dieser Gutachten verfasste Pater Schöpf einen Entwurf. Nachdem das im Entwurfe gedruckte Lehrbuch von den namhaftesten Schulräthen, darunter auch von Stifter in Linz, einer Prüfung unterzogen worden war, erhielten es die österreichischen Bischöfe zur Censur, und erst nachdem diese ihre Zustimmung ertheilt hatten, wurde es der Oeffentlichkeit (im Sommer 1858) übergeben.

Es offenbart sich in dieser Heranziehung der Bischöfe der mächtige Einfluss, den damals die Kirche auf die Schule nahm und der durch das Concordat vom 18. August 1855 gesetzlich festgestellt wurde. Hierdurch wurde die Schule zu einer kirchlichen Anstalt, in welcher nicht blos der Religionsunterricht, sondern auch der Unterricht in den anderen Lehrgegenständen unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt und die Bestellung der Schullehrer davon abhängig gemacht ward, dass »ihr Glaube und ihre Sittlichkeit makellos« seien. Dass diese Richtung einer gründlichen Bildung des Volkes und der Lehrer nicht hold war, beweist der Ministerial-Erlass vom 3. Juli 1856. Dieser verbietet den Lehrern, »andere Kenntnisse und in anderer Weise oder in grösserer Ausdehnung beizubringen, als dies durch den Inhalt der Lesebücher angedeutet ist«. »Die Volksschule«, heisst es weiter, »schliesst jeden rein wissenschaftlichen Unterricht aus. Hat der Schüler neben dem Religionsunterrichte, sowie auch den übrigen vorgeschriebenen

Fächern das Lesebuch seiner Classe fleissig durchgemacht, so sind ihm gerade so viel Kenntnisse zugeführt worden, als er auf seiner Stufe der Ausbildung braucht, und in der Weise, wie er es braucht. Nur Lehrer, die sich um den Inhalt des Lesebuches nicht kümmern, oder die ein Scheinwissen von einem wahrhaft nützlichen Wissen nicht sondern, fühlen das Gelüste, ausser dem Lesebuche etwa mit einer speciellen Naturgeschichte, Geographie oder Geschichte, wenn nicht gar mit einer Physik oder Technologie ihren Schülern unter die Arme zu greifen.«

Den in diesem Erlasse niedergelegten Grundsätzen gemäss wurde auf eine Beschränkung des Unterrichtsstoffes hingearbeitet. Selbst für den Rechenunterricht ertheilte die k. k. niederösterreichische Statthalterei mit Decret vom 8. März 1858 die Weisung, auf die Grundoperationen Rücksicht zu nehmen und nicht beim Kettensatz, der Gesellschaftsrechnung und Regel-de-tri zu verweilen. Sie befahl jede Rechnungsart, die nicht in die Volksschule gehört, auszuschliessen, die Anwendung der vier Species auf praktische Fälle entsprechend zu behandeln und die Fertigkeit in den vier Grundrechnungsarten im Kopfe und auf der Tafel fortwährend zu üben.

So trat in den Volksschulen Wiens nach einem durch die Bewegung des Jahres 1848 hervorgerufenen Fortschritte mit dem Jahre 1855 ein Stillstand ein, der bis zum Anfange des Jahres 1861 währte.

β) Die Wiederholungs- oder Sonntagsschule.

Nach der politischen Schulverfassung waren die Knaben und Mädchen vom Anfange des dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahres, die Lehrjungen jedoch die ganze Lehrzeit hindurch verpflichtet, die Wiederholungsschulen zu besuchen. Nur wenn sie an einer höheren Lehranstalt oder zu Hause Unterricht genossen, oder eine vierte Hauptschulclasse mit gutem Erfolge abgelegt hatten, waren sie von dem Schulbesuche befreit. Daraus ist schon ersichtlich, dass das Bildungsziel dieser Schulen unter dem der Hauptschulen stand. Der Wiederholungsunterricht wurde an Sonntagen von den Lehrern und Gehilfen in den Pfarrschulen ohne jedes Entgelt ertheilt. Nur der Oberlehrer bezog vor dem Jahre 1848 zwei Kreuzer für Beheizung und Reinigung. Als aber die Lehrjungen im Einverständnisse mit ihren Meistern sich im März 1848 weigerten, diese Zahlung zu leisten, wurde keinerlei Geldbetrag eingehoben, bis das Ministerium auf die wiederholte Bitte der Lehrer mit Erlass vom 10. Jänner 1850 festsetzte, dass jeder Lehrjunge fürs Jahr einen Gulden Conventions-Münze zu entrichten habe.

Wie schlecht es mit den Wiederholungsschulen Wiens noch im Jahre 1850 bestellt war, spricht das Ministerium selbst in einem Erlasse an das Wiener Consistorium vom 19. Februar 1851 aus. Es heisst darin: »Die Verbesserung des Wiederholungsunterrichtes ist unerlässlich; sie ist ein allgemein gefühltes und ausgesprochenes Bedürfniss, dem in der möglichst kürzesten Zeit abgeholfen werden muss. Die Wiederholungsschule leistet ebenso wenig in wissenschaftlicher als in sittlich religiöser Beziehung. Gesittete leiden durch Umgang mit Schlechten Schaden, ohne anderen Nutzen zu ziehen.« Durch diese Erkenntniss bewogen, ordnete die Regierung Verbesserungen an, welche das Consistorium durchführte. Es wurden an vielen Schulen dritte Classen eingerichtet, in welche die Lehrlinge nicht nach dem Alter, sondern nach dem Bildungsgrade und mit Rücksicht auf die Gewerbe eingetheilt wurden. An den dritten Classen wurde als Hauptgegenstand das Zeichnen mit zwei wöchentlichen Stunden, und zwar mit gewerblichem Charakter, gelehrt, daneben wurde auch gelegentlich in anderen Gegenständen, namentlich in Rechtschreibung und in schriftlichen Aufsätzen unterrichtet. Das Ministerium forderte, die tüchtigsten Lehrer für die Wiederholungsschule auszuwählen, und setzte ihnen seine und des Gemeinderathes Förderung in Aussicht. Es verbot mit Erlass vom 6. Juli 1851 den Wechsel der Lehrer in den einzelnen Classen und machte ihnen die strenge Ueberwachung des Schulbesuches und des sittlichen Verhaltens zur Pflicht. Als Disciplinarmittel empfahl es, »ungezogene Lehrjungen nicht aufsteigen zu lassen oder sie sogar in eine niedere Classe zu versetzen«. Weil das Consistorium den Intentionen der Regierung rasch zu entsprechen suchte und schon im Schuljahre 1851/52 über eine zweckmässige Einrichtung des Unterrichtes in neunundvierzig Wiederholungsschulen und die Einführung von Zeichnungsclassen in einundzwanzig Schulen Bericht erstatten konnte, so erhielt es durch Ministerial-Erlass vom 17. November 1852 eine Anerkennung seiner Thätigkeit. Zugleich genehmigte das Ministerium den Vorschlag, die Zeichnungsclassen in drei Bezirke zusammenzustellen, für welche drei Zeichnungs-Inspectoren (Strehl von St. Anna, Hieser von der Landstrasser und Heissig von der Schottenfelder Realschule) ernannt wurden. Die Zahl der Zeichnungsclassen und ihrer Schülerzahl nahm rasch zu; im Schuljahre 1853 gab es dreissig solcher Classen mit 1945, im Jahre 1856 zweiunddreissig Abtheilungen mit 1878 Schülern.

Noch schlechter als um die Wiederholungsschulen der Knaben war es vor dem Jahre 1851 um die der Mädchen bestellt. »Wegen der Unzulänglichkeit der Lehrer, der Schwierigkeit der Verpflichtungsnorm, der mangelhaften Schulbeschreibung und der Besorgniss der Eltern um die Sittlichkeit ihrer Töchter« waren sie spärlich besucht und bestanden offenbar nur an wenigen Schulen. Die Statthalterei forderte deshalb mit Note vom 17. November 1851 Abhilfe, worauf das Consistorium an neunzehn Schulen den Wiederholungsunterricht für Mädchen einführte, als Lehrstoff den der zweiten, eventuell dritten Normalclasse festsetzte und wo möglich den Donnerstag für diesen Unterricht verwenden wollte. Der Ministerial-Erlass vom 29. Mai 1852, welcher die Bemühungen des Consistoriums in dieser Richtung anerkennt, spricht von »der Wiedereröffnung des Mädchen-Wiederholungsunterrichtes«, woraus geschlossen werden kann, dass vorher kein solcher Unterricht bestand. Mit demselben Ministerial-Erlass wurden Ferdinand Schubert, der Director der Normal-Hauptschule, und Schöchtner, ein Lehrer am Civil-Mädchen-Pensionat, beauftragt, Lehrbücher für Wiederholungsschulen, der Erstere für die männliche, der Letztere für die weibliche Jugend, zu verfassen. So erfreulich der Aufschwung der Wiederholungsschulen für Mädchen sich Anfangs gestaltete, so wenig nachhaltig zeigte er sich. Der Bericht des Consistoriums über das Schuljahr 1854/55 constatirt, dass blos an vierzehn Schulen ein solcher Unterricht stattfindet und dass die Zahl der schulbesuchenden Mädchen keine Zunahme aufweise.

Dieser Umstand hängt wohl damit zusammen, dass es für die Mädchen der wohlhabenden Kreise zahlreiche Privat-Lehr- und Erziehungsanstalten, die zum Theile mit Pensionaten verbunden waren, gab, und dass man in den ärmeren Schichten des Volkes bei der Mädchenerziehung das Hauptgewicht auf die Ausbildung in der Handfertigkeit legte, für welche durch Privat-Lehr- und Arbeitsschulen gesorgt war. Im Jahre 1851 zählte man in Wien dreiundzwanzig Privat-Lehr- und Erziehungs-Anstalten für Mädchen, wovon allein zehn auf die innere Stadt entfielen, und überdies einundzwanzig Privat-Lehrschulen. Insbesondere erwarb sich der Frauenverein für Arbeitsschulen grosse Verdienste um die Errichtung solcher Anstalten. Der Gedanke zu seiner Gründung rührte vom Feldzeugmeister Freiherrn von Welden her. Auf seine Anregung versammelte sich ein Kreis von Frauen bei der Gräfin Nostitz und beschloss, Arbeitsschulen zu gründen, um arme Mädchen in den

Handarbeiten zu unterweisen, sie an Arbeitsamkeit zu gewöhnen und einem redlichen Erwerbe zuzuführen. Von weiland Ihrer Majestät der Frau Kaiserin-Witwe Karolina Augusta unterstützt, gründete dieser Verein zahlreiche Schulen. Im Jahre 1854 zählte man vierzehn Vereins-Arbeitsschulen, in welchen 1700 Mädchen Unterricht im Stricken, Nähen, Märken, Anfertigen von Kleidungsstücken, Ausbessern der Wäsche und Kleider erhielten und zu häuslichen Verrichtungen angehalten wurden. Der Erlös von den verkauften Arbeiten der Mädchen wurde ihnen in Sparcassen hinterlegt und beim Austritte eingehändigt. Aber auch für die Bildung des Herzens wurde Sorge getragen, indem während der Arbeit Sittensprüche und moralische Erzählungen vorgelesen, wohl auch durch Gesang das Gemüth erheitert und veredelt wurde. Noch gegenwärtig entfaltet dieser Verein eine segensreiche Thätigkeit. Unter dem Protectorate Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie erhält er in der Stadt vier Arbeitsschulen mit mehr als 500 Schülerinnen. — Auch der seit 1848 bestehende Frauen-Wohlthätigkeitsverein für Wien und Umgebung, der in seinen Wirkungskreis jede Art der Unterstützung des weiblichen Geschlechtes einbezog, suchte durch Errichtung von Arbeitsschulen seinem Zwecke zu entsprechen. Von ihm wurden im Jahre 1854 einundvierzig Arbeitsschulen erhalten, an welchen neben den oberwähnten Fertigkeiten auch das Häkeln und Sticken gelehrt wurde, das an den übrigen Anstalten vom Lehrplane ausgeschlossen erscheint. Gegenwärtig besteht noch eine Schule dieses Vereines in Margarethen mit circa 100 Schülerinnen.

Bei dem raschen Anwachsen der Arbeitsschulen sah sich die Regierung veranlasst, die Errichtung, Leitung und Beaufsichtigung derselben mit Erlass der k. k. niederösterreichischen Landesschulbehörde vom 16. Juni 1851 zu regeln. Es wurde festgesetzt, dass nur für weiblichen Handarbeitsunterricht geprüfte Lehrerinnen solche Schulen errichten dürfen und dass diese Schulen der Aufsicht der Ortsseelsorger und der Ortsschulaufseher unterstehen.

γ) Die Fortbildungsschulen.

Bei den bescheidenen Leistungen, welche die Wiederholungsschulen im Allgemeinen, besonders die der Knaben aufwiesen, war das Bestreben der für Handel und Gewerbe interessirten Kreise darauf gerichtet, der Jugend, die sich diesen Berufszweigen widmete, eine höhere Bildung zu verschaffen. Dies führte zur Gründung von Fortbildungsschulen.

Schon 1837 trat das Handelsgremium mit der Regierung in Unterhandlungen, um eine eigene Handelsschule zu gründen. Erst im Jahre 1848 wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. August unter Anerkennung »des lobenswerthen, patriotischen Strebens des Handelsstandes, den sich ihm widmenden Individuen jene Ausbildung zu geben, welche zum soliden Gedeihen desselben nothwendig ist,« die Errichtung der Gremial-Handelsschule bewilligt. Im Jahre 1849 wurde dieselbe am 11. März eröffnet. Sie umfasste drei Abtheilungen: die I. Abtheilung im k. k. akademischen Gymnasium mit drei Classen, die II. Abtheilung bei St. Anna mit zwei Classen und einer Commis-Abtheilung, die III. Abtheilung bei den Schotten. Als Gegenstände erscheinen die Religion, das Schönschreiben mit kaufmännischem Stil und kaufmännischer Correspondenz, die kaufmännische Arithmetik, Münzen-, Mass- und Gewichtskunde, Arbitragerechnung, Handelsgeographie und Handelsgeschichte, Waarenkunde, das Handels- und Wechselrecht und die kaufmännische Buchhaltung. Der Unterricht wurde Sonntag Nachmittags von drei bis sechs Uhr ertheilt. Schon am Schlusse des Jahres 1850 wurde vom Unterrichtsministerium die Erweiterung auf vier Classen genehmigt. Noch gegenwärtig erfreut sich diese Schule einer gedeihlichen Entwickelung. — Mit der Zeit entstanden auch andere Privat-Handelsschulen, selbst solche für Mädchen. Im Jahre 1856 gab es vier Privat-Handelsschulen und einen privaten Sonntagscurs des Pazelt.

Auch für die gewerblichen Kreise entstanden an den Realschulen besondere gewerbliche Fortbildungsanstalten. Die k. k. niederösterreichische Statthalterei befahl mit Erlass vom 6. August 1854 im Auftrage des Ministeriums, an selbstständigen Unterrealschulen Abend- und Sonntagsschulen zur weiteren Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen zu errichten, die unter der unmittelbaren Aufsicht des Realschuldirectors stehen sollten. An den staatlichen Realschulen auf der Landstrasse und auf dem Schottenfelde bestanden solche Schulen bereits im Jahre 1853/54. Als die Gemeinde die Realschulen auf der Wieden (1855) und in Gumpendorf (1854) errichtete, wurden auch an diesen Anstalten Abendschulen begründet. Dasselbe geschah an der vom Staate im Jahre 1855 errichteten Unterrealschule in der Jägerzeile, so dass Wien um die Mitte der fünfziger Jahre fünf solcher Schulen zählte. An diesen gewerblichen Cursen, die an Sonntagen Vor- und Nachmittags und an einem Abende in der Woche abgehalten wurden, gliederten sich die Gegenstände in eine sprachliche, naturwissenschaftliche und technische

Gruppe. Der Lehrplan wurde mit Rücksicht auf die Gewerbe, denen die Schüler jedes Curses zum grössten Theile angehörten, eingerichtet. Am stärksten wurde der Zeichenunterricht und der Unterricht in der Chemie besucht.

Zugleich beschäftigte sich die Regierung mit einer Hebung der Wiederholungsschulen. Am 31. Jänner 1856 wandte sich das Unterrichtsministerium an die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer um eine Aeusserung zur Förderung des Wiederholungsunterrichtes. Diese schlug einen geordneten Lehrplan, zweckmässige Lehrbücher, strenge Handhabung der Disciplin, namentlich gegenüber den Säumigen, zu deren Förderung Inspectoren aus den Genossenschaften zu bestellen wären, und regelmässige Prüfungen mit Auszeichnung für die Vorzüglichen vor. Mit Verwerthung dieser Vorschläge ordnete das Ministerium mit Erlass vom 30. November 1857 eine Reorganisirung der Sonntagsschulen in Wien an und regelte zugleich ihr Verhältniss zu den gewerblichen Specialschulen. Die Sonntagsschule wurde auf vier Classen erweitert und für die dritte Classe schon ein Unterricht in den Naturwissenschaften, in Geographie und Geschichte im Anschlusse an das Lesebuch vorgeschrieben, für die vierte Classe wurden neben dem Zeichnen, das die Hälfte der Stunden zugewiesen erhielt, Geschäftsaufsätze, gewerbliche Buchführung, Behandlung des Wechsels, das Rechnen mit Decimalen unter die Lehrgegenstände aufgenommen. Für die beiden letzten Classen wurden die Lehrbücher der ersten Classe der Unterrealschule als Schulbücher vorgeschrieben. Das Ansprechen der Schüler in der dritten und vierten Classe mit »Sie« und die aus den Innungen gewählten Gewerbsmeister sollten zur Besserung der Disciplin beitragen; Classificationen, Classenverlesungen und Prämien den Fortschritt der Schüler fördern, Remunerationen an die Lehrer, zu welchen die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer jährlich fünfhundert Gulden beitrug, den Fleiss und Eifer derselben anregen.

Gleichzeitig mit den Sonntagsschulen wurden durch die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer auch die mit den Realschulen verbundenen Sonntags- und Abendschulen umgestaltet und als Gewerbeschulen eingerichtet. Sie umfassten einen Jahrescurs, aber die Schüler wurden in zwei Abtheilungen getheilt, von denen die erste im Freihandzeichnen, in Physik und Mechanik, in Geographie, Arithmetik und im Geschäftsstil, die zweite ausserdem noch in den Elementen der Chemie, Waarenkunde und Mine-

ralogie unterrichtet wurde. Uebrigens waren nicht alle Lehrpläne gleichartig, insbesondere wurde der Zeichenunterricht mit Rücksicht auf die unter den Lehrlingen vertretenen Gewerbe eingerichtet; an der Gewerbeschule in Gumpendorf wurde das Manufactur-, auf der Wieden das Ornament-, in der Jägerzeile das Bauzeichnen in den Vordergrund gestellt. Mit dem Jahre 1859 war die Organisation der Gewerbeschulen an allen fünf Realschulen vollendet.

δ) Die Bürgerschule.

Schon im Entwurfe des Ministeriums Sommaruga wurde die Errichtung von Bürgerschulen in Aussicht genommen, und zwar sollten sie sich aus den zwei Jahrgängen der vierten Hauptschulclasse durch Hinzufügung eines dritten Jahrganges entwickeln und den Uebergang zu den dreiclassigen Realschulen bilden. Ueber Auftrag des Ministeriums wurde vom k. k. polytechnischen Institute eine Commission eingesetzt, welche Ende 1848 einen Plan ausarbeitete, der die Grundlage für den 1849 erschienenen Organisations-Entwurf der (Gymnasien und) Realschulen in Oesterreich bildete. Nach diesem sollten neben den vollständigen Unterrealschulen von vier Classen unvollständige mit drei oder zwei Classen, die in Verbindung mit Volksschulen stehen sollten, ins Leben gerufen werden. Die Bestimmungen dieses Entwurfes kamen nicht zur vollständigen Durchführung. Doch wurden die vierten Classen der Wiener Hauptschulen schon im Jahre 1850 als Unterrealschulen eingerichtet und als solche benannt.

Den Ausgangspunkt für die Organisation der Bürgerschule bildet der Vortrag des Unterrichtsministers Grafen Leo Thun vom 12. Februar 1851 in Betreff des gewerblichen Unterrichtes überhaupt und der Errichtung der Realschulen insbesondere. Infolge der Allerhöchsten Genehmigung der gestellten Anträge erschien mit Ministerial-Erlass vom 13. August 1851 der Lehrplan für die Realschulen. Insoweit er sich auf die Unterrealschulen bezog, wurde er an den in Wien bestehenden Bürgerschulen, die aber gewöhnlich als unselbstständige Unterrealschulen bezeichnet wurden, eingeführt. Als Gegenstände erscheinen in diesem Lehrplane die Religion, Sprache, Geographie, Arithmetik nebst Zoll- und Wechselkunde, Geometrie, Naturgeschichte, Physik, Chemie, das geometrische und Freihandzeichnen, die Baukunst und das Schönschreiben. Es sollten diese Schulen neben der Vorbereitung für die eigentliche Realschule, die als Oberrealschule organisirt

wurde, insbesondere eine »selbstständige Bildung für die niederen Kreise der städtischen und ländlichen Gewerbe bilden« und darum die Lehrgegenstände vorherrschend in populärer Weise behandeln.

Schulrath Becker hielt am 15. April 1852 mit den Directoren der Bürgerschulen im Beisein des Schulen-Oberaufsehers eine Conferenz ab, in welcher der Lehrplan der Bürgerschulen mit dem der Unterrealschulen in Uebereinstimmung gebracht wurde. Das Ministerium nahm mit Erlass vom 24. Juni 1852 dies zur befriedigenden Kenntniss, empfahl, die zweite lebende Sprache nicht auszuscheiden, die wöchentliche Stundenzahl nicht höher als mit dreissig Stunden anzusetzen, und schrieb Lehrtexte vor, unter denen zumeist in Wien verfasste und in jüngster Zeit (dem Jahre 1852) herausgegebene Lehrbücher erscheinen. Nur in Geschichte und in der Chemie wurden ausländische Werke empfohlen; doch ward gleich hinzugefügt, dass Dr. Hinterberger schon mit der Ausarbeitung eines Lehrbuches der Chemie beschäftigt sei. Bezüglich des Zeichnens wurden die »Zeichnungslehrer« aufgefordert, Vorlagen zu zeichnen und zur Prüfung vorzulegen.

Mit Erlass der k. k. niederösterreichischen Landesschulbehörde vom 24. Juni 1852 wurde der Zeichenunterricht an den Bürgerschulen geregelt, indem für den ersten Jahrgang das geometrische Zeichnen mit freier Hand, für den zweiten Jahrgang das Zirkelzeichnen und erst nach diesem das Freihandzeichnen nach figuralen Vorlagen vorgeschrieben wurde.

Im Jahre 1853/54 gab es sechs öffentliche und drei private mit Hauptschulen verbundene Unterrealschulen. Im Jahre 1855 wurde mit Allerhöchster kaiserlicher Entschliessung vom 11. September »in Anerkennung der von der Commune Wien zur vollständigen Regelung des Volks- und Realschul-Unterrichtes bewiesenen werkthätigen Sorgfalt« die dreiclassige Unterrealschule in der Jägerzeile auf Staatskosten bewilligt. Im Jahre 1857/58 stieg die Zahl der unselbstständigen Unterrealschulen auf sieben öffentliche und vier private.

ε) Die Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Wenn die Bildung der Jugend gehoben, die Lehrziele der Schulen erhöht werden sollten, so musste auch für eine intensivere Bildung der Lehrer vorgesorgt werden. Die Anregung zu einer Verbesserung der Lehrerbildung gab die schon erwähnte Ministerial-Verordnung vom 23. September 1848. Durch dieselbe wurde der Lehrcurs auf ein volles Jahr erweitert und folgender Cyclus von

Gegenständen eingeführt: die Religion, die Körper- und Seelenlehre nebst einer populären Gesundheitslehre, die Methode des Anschauungsunterrichtes, Leseübungen und Methodik des Lesens, Schreiben, Geometrie und Zeichnen nebst ihrer Methodik, Rechnen und seine Methodik, Sprachlehre sammt ihrer Methodik und die Hauptpunkte der populären Logik, Geographie, Geschichte und ihre Methodik, Naturgeschichte, Naturlehre, Landwirthschaftslehre und Technologie und ihre Methodik, allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, Musik und Gymnastik. Als Handbuch wurde »Diesterweg's Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer« empfohlen. Die praktische Ausbildung sollte durch weitere Bestimmungen geregelt werden. In der Einführung der Anthropologie, der Logik und Psychologie, sowie in der Betonung des methodischen Momentes zeigt sich ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der vormärzlichen Einrichtung der Präparandien. Derselbe offenbart sich auch in dem Lehrbuch, das im Schulbücherverlag für die Hand der Präparanden im Jahre 1848 erschien. Es führt den Titel: »Methodenbuch, Anleitung zur zweckmässigen Führung des Lehramtes« und behandelt die allgemeine und specielle Methodik, die Schuldisciplin und die körperliche Erziehung, an die sich zwei Abschnitte über die Pflichten des Lehrers und über die Eigenschaften eines guten Lehrers anschliessen. Nach Inhalt und Form entspricht es allen Ansprüchen, die an ein derartiges Lehrbuch gestellt werden können und bekundet ebenso sehr die gründliche Bildung als die reiche Erfahrung des Verfassers. Ein Umstand erregt bei dem angeführten Lehrplane Bedenken, nämlich die Masse des in einem Jahre zu verarbeitenden Wissenstoffes. In der That musste in dieser Beziehung die Praxis Abhilfe schaffen.

Der neue Lehrplan wurde an der Normalschule bei St. Anna im Schuljahre 1848/49 eingeführt. Das Consistorium vermehrte die Zahl der Lehrer und stellte als Turnlehrer Stephani, der schon seit dem Jahre 1845 eine von der Regierung concessionirte Lehranstalt der Gymnastik leitete, gegen eine Remuneration an.

Mit Ministerial-Erlass vom 13. Juli 1849, erfolgten die verheissenen Bestimmungen über die Erweiterung des Präparandencurses auf zwei Jahre. Der zweite Jahrgang sollte neben der Körper- und Seelenlehre und speciellen Methodik nur die Uebungen im Gesang, Zeichnen, in der Musik, in dem Obst- und Gartenbau fortsetzen, sonst aber sich hauptsächlich mit der praktischen Ausbildung der Zöglinge beschäftigen. Für diese wurden das Hospitiren, Lehrversuche und schriftliche Arbeiten, sowohl über Stoff und Methode

der beobachteten Musterlectionen, als auch »über freigewählte oder gegebene Themen aus dem Kreise ihrer künftigen Berufsthätigkeit« vorgeschrieben. Nach diesen Normen wurde im Schuljahr 1849/50 der zweite Jahrgang an dem Präparandencurse bei St. Anna eingerichtet. Doch die Erfahrung zeigte, dass in dem Zeitraume von zwei Jahren das vorgezeichnete Ziel nicht erreicht werden konnte. Deshalb musste eine Beschränkung des Stoffes platzgreifen, was im Jahre 1852, wo der Fortschrittsdrang bereits stark abgenommen hatte, erfolgte.

Da das Bedürfniss nach Lehrern zunahm, die Normal-Hauptschule bei St. Anna, welche nach Auflassung des Präparandencurses bei den Piaristen in der Josefstadt als einzige Lehrerbildungsanstalt verblieb, nicht ausreichte, um die erforderliche Zahl von Lehrern heranzubilden, so errichtete das Ministerium mit Erlass vom 2. September 1852 einen zweiten Präparandencurs an der k. k. Hauptschule des Waisenhauses. In diesem Erlasse werden zugleich Vorschriften über die Einrichtung dieses Curses ertheilt, aus denen ersichtlich ist, dass die Lehrgegenstände auf Religion, Erziehungs- und Unterrichtskunde, specielle Methodik, das Sprachfach, auf Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen, Gesang, Orgelspiel und die Generalbasslehre beschränkt wurden. Naturgeschichte, Naturlehre, Baukunst, Mechanik, Geometrie und Stereometrie sollten keine eigentlichen Gegenstände sein, sondern nur gelegentlich behandelt werden, die Geographie und Geschichte sollte sich vorzüglich mit »der Vaterlandskunde und was mit ihr zusammenhängt«, befassen. Das Streben nach Einschränkung des Stoffes bekundet auch der Ministerial-Erlass vom 29. Mai 1853, welcher den Präparandenlehrern einschärft, die Lehramtszöglinge zunächst in dem zu unterrichten und zu üben, was sie künftig als Volksschullehrer zu lehren und zu leisten haben.

Ueber eine weitere Entwickelung des Lehrerbildungswesens ist aus dieser Zeit nichts zu berichten. Die Massregeln des Ministeriums richteten sich hauptsächlich auf die Durchführung der vorgeschriebenen Normen. Es wurden Lehrbücher verfasst und im Schulbücher-Verlag gedruckt, aber daneben wurden auch andere Werke als zulässig erklärt und empfohlen. Selbst unter den Werken für die Erziehungs- und Unterrichtslehre finden sich ausländische Producte, so die Schulpädagogik Barthel's und das Lehrbuch von Schwarz-Curtmann. Zur besseren Ueberwachung der Candidaten wurde mit Ministerial-Erlass vom 17. October 1855 verfügt, dass jeder der Lehrer bei St. Anna einige Candidaten zugewiesen erhalten sollte, die er als väterlicher Freund auch ausserhalb der Anstalt und speciell auch in

ihrem häuslichen Leben zu beobachten habe. Die Regierung drang auf strengere Prüfungen und forderte mit Ministerial-Erlass vom 6. Juni 1856 Ueberprüfung der Präparanden vor dem Schulen-Oberaufseher und dem Volksschulinspector. Auch auf die Fortbildung der geprüften Lehrer war man bedacht. In Erledigung des Berichtes über das Schuljahr 1856/57 beklagt sich der Ministerial-Erlass vom 23. November 1857, dass die Fortbildung, wenn sie nicht durch eine »Coërcitie« angeregt wird, lau betrieben werde. »So wenig man einer Vielwisserei des Lehrers das Wort reden kann, so fordert es denn doch der Beruf des Lehrers, der Nutzen für Kirche und Staat, dass er auch während seiner praktischen Thätigkeit, sowohl in religiös-sittlicher als auch in didaktischer Hinsicht zur Fortbildung in seinem Kreise angeregt bleibe.« Als Förderungsmittel wird die Einführung einer Lehrbefähigungs-Prüfung vor einer aus bewährten Hauptschuldirectoren zusammengesetzten Commission unter Beisein des Schulinspectors und des Schulen-Oberaufsehers vorgeschlagen.

Da zur Aufnahme in den verbesserten Präparandencurs die Absolvirung einer Unterrealschule oder eines Untergymnasiums nothwendig war, so konnte Wien aus den Lehrerbildungs-Anstalten einen seiner Aufgabe gewachsenen Lehrerstand gewinnen. Freilich waren die meisten der Gehilfen, die später als Unterlehrer erscheinen, nur für Trivialschulen geprüft. Der Gemeinderath forderte, dem Ministerial-Erlass vom 26. Mai 1849 entsprechend, dass dieselben die Prüfung für Hauptschulen nachtragen. Da gab es grosse Schwierigkeiten zu überwinden. Selbst das Consistorium nahm sich der alten Lehrer an, welche nicht im Stande waren, den Prüfungsanforderungen zu genügen, weil sie nicht die nöthige Vorbildung genossen hatten. Erst allmälig konnten die Wiener Schulen mit Lehrern besetzt werden, welche die Befähigung für Hauptschulen sich erworben hatten.

Als die Bürgerschulen eingerichtet wurden, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, Lehrer heranzubilden, welche den erhöhten Ansprüchen dieser Schulen genügen konnten. Bis zum Jahre 1855 wurden die Lehrer für die vierte Classe, aus der eben die Bürgerschule sich entwickelte, auf Grund von besonderen Lehrbefähigungs-Prüfungen (Concursprüfungen) angestellt. Um geeignete Prüfungscandidaten zu erlangen, wurden denjenigen Präparanden, welche den Curs mit sehr gutem Erfolge absolvirt hatten, sogenannte Zeichnungs-Stipendien von siebzig bis hundert Gulden gegeben. Diese Stipendisten wurden einer vierclassigen Hauptschule zuge-

theilt und hatten dort sich theoretisch weiter zu bilden, dabei auch nach Erforderniss beim Unterrichte auszuhelfen. Obwohl bezüglich der Prüfungen solcher Candidaten strengere Bestimmungen seitens des Ministeriums mit Erlass vom 26. August 1853 erlassen worden waren, so erschien doch eine Fortbildung, die zum grössten Theile dem Privatfleisse überlassen war, nicht zureichend. Darum errichtete die Regierung mit Ministerial-Erlass vom 2. November 1854 besondere Curse an den Oberrealschulen zur Heranbildung von Candidaten des Lehramtes an Bürgerschulen. An der Landstrasser Oberrealschule wurde ein solcher Curs schon im Februar 1855 und an der Schottenfelder Oberrealschule im October 1855 eröffnet. In diese Curse wurden nur solche Candidaten aufgenommen, welche die sechste Classe der Oberrealschule absolvirt hatten, nur ausnahmsweise fanden auch Präparanden, welche drei Classen der Realschule und zwei Classen der Lehrerbildungs-Anstalt zurückgelegt hatten, Aufnahme. Der Curs dauerte zwei Jahre und gliederte sich in drei Gruppen; die erste umfasste das Sprachfach, die Geographie, Geschichte und Naturgeschichte; die zweite die Arithmetik, Geometrie, das geometrische, Bau- und Freihandzeichnen, die Baukunst und Naturlehre; die dritte die Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Arithmetik. Im Zeichnen und Schreiben hatten sich Alle zu üben. Jede Abtheilung erhielt einen Lehrer, der den Einzelnen die Gegenstände, die sie zu besuchen, die Bücher, die sie zu studiren hatten, angab, sie zu schriftlichen Ausarbeitungen verhielt, mit ihnen in Conferenzen einzelne Partien besprach, Anweisungen für's Lehren gab und sie im Vortragen, Katechisiren und Prüfen übte. Die Prüfung, welche nach Abschluss des zweijährigen Curses stattfand und die Befähigung für das Lehramt an Bürgerschulen oder unselbstständigen Unterrealschulen zur Folge hatte, wurde mit Erlass der niederösterreichischen Statthalterei vom 5. April 1856 geregelt. Durch denselben wurden die Religion und die Erziehungskunde als Prüfungsgegenstände für alle Gruppen, für die erste Gruppe neben den obgenannten Gegenständen auch die Arithmetik und das Schönschreiben aufgenommen. Unzweifelhaft wurde durch diese Bestimmungen ein Lehrerstand herangezogen, der über ein für seinen Beruf ausreichendes Wissen verfügte (wurde ja doch in der Chemie sowohl die Kenntniss der organischen als unorganischen Chemie und die Ausführung einer qualitativen Analyse und einer technischen Probe auf den Werth der wichtigsten Materialien gefordert), aber die pädagogische und

methodische Ausbildung fand nicht die erforderliche Berücksichtigung, indem sie dem guten Willen einzelner Individuen, welche überdies durch ihre Bildung nicht die Garantie boten, dass sie selbst in Pädagogik und Methodik die wünschenswerthen Kenntnisse besitzen, überlassen ward.

Bei der Hebung des Mädchenunterrichtes machte sich das Bedürfniss geltend, auch die Bildung der Mädchenlehrerinnen zu verbessern. Da an den öffentlichen Lehranstalten, mit Ausnahme der zwei k. k. Mädchenschulen, keine weiblichen Lehrpersonen angestellt wurden, so erachtete die Regierung laut Ministerial-Erlass vom 5. April 1850 die vorhandenen Anstalten, d. i. den Präparandencurs bei den Ursulinerinnen und das Civil-Mädchen-Pensionat, als ausreichend. Doch wies sie darauf hin, dass Verbesserungen im Lehrplane nothwendig seien. Diese wurden durch die Instruction für den Lehrcurs zur Bildung weiblicher Lehrindividuen eingeführt. Nach ihr war zur Aufnahme ein gutes Zeugniss der dritten Classe und das sechzehnte Lebensjahr erforderlich. Der Curs hatte neun Monate zu dauern und sollte vorherrschend praktisch sein. Als Gegenstände erscheinen: Religion und Methodik des Religionsunterrichtes an der Hand der Katechetik des Bischofes Leonhard, Sprachlehre, Rechtschreiben und schriftlicher Aufsatz sammt ihrer Methodik, das Rechnen und seine Methodik, die Methodik des Elementarunterrichtes, das Schönschreiben und seine Methodik, die weiblichen Handarbeiten und jene Partien des Methodenbuches, welche die Erziehung, die allgemeine Methodik und die Schulzucht behandeln. Geographie in Verbindung mit Geschichte, Naturgeschichte und Naturlehre sollten als keine besonderen Gegenstände behandelt, sondern nur »einige Kenntnisse« in diesen Wissenszweigen an den Lehrbüchern für Hauptschulen vermittelt werden. Deshalb war nur wöchentlich eine Stunde diesem Unterrichte zugewiesen. Ueberhaupt waren für den Unterricht täglich zwei Stunden zu verwenden, nebstdem einige Stunden für die weiblichen Handarbeiten. Zur praktischen Ausbildung wurden das Hospitiren und schriftliche Ausarbeitungen angeordnet. Diese Normen galten aber nicht für das Civil-Mädchen-Pensionat, das als besondere Stiftung auch eine ganz eigenthümliche Einrichtung hatte. Aber auch dort war die Nothwendigkeit einer Reform fühlbar. Eine Commission berieth im November 1850 über Aenderungen im Lehrplane und in der Einrichtung der Anstalt. Auf Grund der Beschlüsse dieser Commission wurde der Lehrplan in einzelnen Punkten verbessert. Insbesondere fand die pädagogisch-

didaktische Ausbildung grössere Berücksichtigung. Die Stundenzahl für allgemeine Methodik wurde vermehrt, »die Assistenz« der Zöglinge der fünften Classe beim Unterrichte auf sieben Stunden erweitert und die Forderung gestellt, dass die Zöglinge nicht blos dem Unterrichte beizuwohnen und das Lehrverfahren zu beobachten, sondern dass sie auch selbst fleissig Probelectionen zu ertheilen haben.

Die Bildung, welche der junge Lehrer aus der Anstalt, die ihn herangebildet, mitbringt, reicht für seinen verantwortungsvollen Beruf auf die Dauer nicht aus. Indem er der Vermittler der Elemente der Cultur seines Volkes an die Jugend ist, muss er in seinen Kenntnissen mit der geistigen Cultur vorwärts schreiten. Auch die Pädagogik ist in einer stetigen Entwicklung, die ihm nicht unbekannt sein darf, wenn er seiner Aufgabe gerecht werden soll. Darum ist beim Lehrstande mehr als bei jedem anderen dessen **Fortbildung** eine nothwendige Forderung. Um ihr zu entsprechen, hatte der im Jahre 1848 erschienene Entwurf Lehrerversammlungen und Schulzeitungen in Aussicht genommen.

Die Lehrerversammlungen umfassen entweder alle Lehrer eines oder auch mehrerer Bezirke oder sie beschränken sich auf die an einer Anstalt wirkenden Lehrer, in welchem Falle man sie gewöhnlich als Conferenzen bezeichnet. Bezüglich der ersteren verfügte das Ministerium mit Verordnung vom 2. September 1848, sie versuchsweise und ohne Zwang einzuführen, und bezeichnete als Zweck die gegenseitige Belehrung über Lehrgegenstände der Volksschule, über Unterrichtsmethode, Schuldisciplin, Berathung über die Herbeischaffung von Lehrmitteln, Büchern, Zeitschriften, gemeinsame Lectüre, überhaupt Besprechung alles dessen, was für die Schule von unmittelbarer Wichtigkeit ist. Mit Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1851 wurden diese Versammlungen definitiv geregelt. Es wurde verordnet, dass sie wenigstens alle Vierteljahr einmal unter der Leitung der Schuldistrictsaufseher abgehalten werden und dass die Schulräthe davon angelegentlich Kenntniss nehmen sollten, dass hiebei ein Protokoll zu führen sei, dem die vorgetragenen Aufsätze beigeschlossen werden könnten. Auch gab das Ministerium der Erwartung Ausdruck, dass sich die geistlichen und weltlichen Lehrer daran eifrig betheiligen werden. Diese Erwartung erfüllte sich bezüglich Wiens nicht. Daselbst wurde bis zum Jahre 1852 keine Versammlung abgehalten. Erst bis das Ministerium auf deren Abhaltung drang, fanden solche im Schuljahre 1852/53 statt. Be-

zeichnend ist es, dass in dem Berichte des Consistoriums über diese Versammlungen hervorgehoben wird, dass aus einzelnen Bezirken keine Protokolle vorliegen, weil »es Lehrer gebe, die sich scheuen, ihre Meinung zu Protokoll zu geben, weil sie dafür halten, dass dies zu ihrem Schaden gereichen könnte, besonders wenn sie eine Bemerkung über die neuen Schulbücher machen würden«. Darauf erwiderte das Ministerium mit Erlass vom 16. April 1853, »es sei nicht nothwendig, förmliche Berathungs-Protokolle zu führen oder die Conferenzen auf allgemeine Gegenstände des Unterrichtes und Volksschulwesens auszudehnen. Es empfehle, nur die Interessen der eigenen Schulen und allgemeine Schulfragen nur insoweit, als sie mit jenen in naher Verbindung stehen, wahrzunehmen«. Vielleicht wurde diese Erledigung von Seite der Schulaufsicht dahin gedeutet, dass die Regierung geringen Werth auf die Lehrerversammlungen lege. Sie unterliess nämlich in manchem Jahre deren Abhaltung, weshalb das Ministerium in Folge der Berichte über die Schuljahre 1853/54 und 1856/57 in den Erlässen vom 7. October 1854 und 7. September 1859 sich veranlasst sah, wegen der Unterlassung Aufklärungen zu fordern.

Neben diesen grösseren Versammlungen ordnete das Ministerium mit Erlass vom 30. April 1852 Conferenzen des Oberlehrers mit den Unterlehrern an, in welchen der Lehrplan, die Unterrichtsweise, der behandelte Lehrstoff, die benützten Lehrmittel, die erzielten Fortschritte und das sittliche Verhalten der Schüler, sowie alle Vorkommnisse in und ausser der Schule, insoweit sich letztere auf die Schule beziehen, besprochen werden sollten. Schon im Schuljahre 1852/53 wurden diese Monatsconferenzen in den Wiener Schulen eingeführt. Unzweifelhaft trugen die Lehrerversammlungen und Conferenzen zur Ausbildung der Wiener Lehrerschaft wesentlich bei.

Neben den officiellen Versammlungen gab es aber auch private Vereinigungen von Lehrern, die nicht minder die Hebung und Förderung des Lehrerstandes sich zur Aufgabe machten. Das Jahr 1848 rief mehrere solcher Vereine ins Leben. Der einflussreichste war wohl der pädagogische Centralverein, den die Instituts-Vorsteher Schubert und Fuhrmann begründeten, an deren Stelle aber bald Prof. Schulz von Strassnitzky, Jacob Spitzer und M. A. Becker als Präsidenten und der Ministerial-Secretär Alois Hermann als Schriftführer die Leitung übernahmen. Doch schon im October 1848 vertagte sich dieser Verein und wurde nicht wieder ins Leben

gerufen. Daneben gründete Jos. Kaiser den »ersten pädagogischen Verein«, dem zumeist Privatlehrer, aber auch Professoren und Schuldistrictsaufseher angehörten. Als Concurrenzverein entstand gleichzeitig ein pädagogischer Verein, dem ein Herr Franz Patatschny als Präses vorstand. Als mit der Aufhebung der Verfassung das Vereinswesen eingeschränkt wurde, verschwanden auch die Lehrervereine und damit ein immerhin beachtenswerther Factor bei der Fortbildung der Lehrerschaft.

Ein weiteres Mittel zu ihrer Fortbildung bildeten die Schulzeitungen. Die älteste war das »Oesterreichische pädagogische Wochenblatt«, das Jos. Kaiser redigirte. Es bestand seit dem Jahre 1842. Daneben gab es im Jahre 1848 auch eine »Wiener Schulzeitung«, deren Redacteur Lang war. Im Jahre 1849 versuchte der Oberlehrer Köhler ein »Pädagogisches Centralblatt« zu gründen, aber es ging schon nach einem Jahre ein. In der Erkenntniss von der Wichtigkeit einer gut redigirten Zeitschrift schritt die Unterrichtsverwaltung daran, den im »Entwurfe« angeregten Gedanken zur Durchführung zu bringen und begründete im Jahre 1851 den »Schulboten«, der zuerst unter der Redaction des Sectionsrathes Krombholz und des Schulrathes M. A. Becker erschien, denen Nitsche in der Redaction folgte. In dieser officiellen Zeitung wurden namentlich die Intentionen der Regierung der Lehrerschaft mitgetheilt und erläutert. So z. B. wurde durch Veröffentlichung von Protokollen und ihnen beigeschlossenen Arbeiten aus den Lehrerversammlungen diese Einrichtung gefördert. Aber auch durch anregende Abhandlungen aus den verschiedensten Gebieten der Pädagogik und durch Recensionen neuer Werke suchte diese Zeitung für die Fortbildung der Lehrerschaft erfolgreich zu wirken.

Nicht wenig trägt zur Hebung einer Institution die Erfahrung bei, die man sich über den Zustand derselben in anderen, weiter vorgeschrittenen Ländern sammelt. Deshalb sind Instructionsreisen von Schulmännern, deren Erfahrungen im eigenen Lande verwerthet werden, für die Entwickelung des heimischen Schulwesens von grossem Belange. Von dieser Erkenntniss ausgehend, wandte sich schon der Unterstaatssecretär Freiherr von Feuchtersleben an den pädagogischen Centralverein, damit dieser ihm Männer, die zu einer solchen Mission geeignet seien, namhaft mache. Auf dessen Vorschlag wurden der Lehrer Hieser von St. Anna, Oberlehrer Köhler, der Redacteur Lang und der Lehrer Jacob Spitzer nach Deutschland und der Schweiz gesandt, um über die dortigen Schulverhältnisse Bericht

zu erstatten. Unzweifelhaft haben deren Berichte Einfluss auf die Reformbestrebungen des Ministeriums genommen. Auch auf eigene Kosten reisten Wiener Lehrer nach dem Auslande, namentlich um die allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, deren erste im September 1848 zu Eisenach abgehalten wurde, zu besuchen. Doch wurde mit Ministerial-Erlass vom 2. Mai 1854 die Theilnahme an denselben verboten. Trotzdem befürwortete im Jahre 1858 der Schuldistrictsaufseher Tiller das Gesuch des Instituts-Inhabers Kaiser, »der seit einigen Jahren mit Genehmigung seiner Vorgesetzten diese Versammlungen besuchte«, die Urlaubsbewilligung »zum Behufe eines so schönen Zweckes«.

Endlich kann noch als eines für die Fortbildung der Lehrer wirkenden Mittels besonderer Vorträge gedacht werden, die in der bestimmten Absicht gehalten wurden, die Kenntnisse der Lehrerschaft nach der einen oder anderen Richtung zu erweitern. Erwähnenswerth sind die Vorlesungen, welche Professor Schulz von Strassnitzky vom 11. November 1849 angefangen am Polytechnicum alle Sonn- und Feiertage »über Arithmetik, Geometrie und den Gebrauch des englischen Rechenschiebers« für deutsche Volksschullehrer hielt.

Die Darstellung der Entwicklung des Volksschulwesens und der damit im Zusammenhange stehenden niederen gewerblichen Bildung, sowie der Bildung und Fortbildung der Lehrerschaft während des ersten Decenniums der Regierung Seiner Majestät zeigt, wenn auch nicht jene durchgreifende Umgestaltung, wie sie das Mittelschulwesen erfuhr, doch immerhin einen Fortschritt, welcher freilich durch die auf geistigem Gebiete, namentlich seit dem Jahre 1855 hervortretende conservativ kirchliche Richtung verzögert wurde.

II. Das Volksschulwesen vom Jahre 1861—1869.

Mit der Einführung der constitutionellen Verfassung vom 26. Februar 1861 beginnt eine neue Epoche in der Entwickelung des Wiener Volksschulwesens. Durch die Constitution wurde die Gemeinde-Autonomie begründet und damit der Wiener Commune, welche früher (Ministerial-Erlass vnm 30. November 1856) von dem Einflusse auf die innere Ausgestaltung der Volksschule ausgeschlossen war, die Möglichkeit eröffnet, an derselben theilzunehmen. Durch die Pressfreiheit und das Vereinsrecht wurden weite Kreise und speciell die Lehrer in die Möglichkeit versetzt, durch Wort und Schrift für die Verbesserung der Schule einzutreten. Es wurde auf

diese Weise eine Menge bisher schlummernder Kräfte geweckt, welche als treibende Factoren einen rascheren Fortschritt in der Entwicklung des Schulwesens herbeiführten. Die Thätigkeit dieser Factoren gestaltete sich umso erfolgreicher, als auch die constitutionelle Regierung, geleitet von der Devise: »Wissenschaft ist Macht«, den Fortschritt auf allen Gebieten des staatlichen und culturellen Lebens zu ihrem Principe erhoben hatte. Mit der neuen Aera schied Graf Leo Thun aus seiner Wirksamkeit (October 1860), das Ministerium für Cultus und Unterricht wurde aufgehoben und eine besondere Abtheilung für Cultus und Unterricht im Staatsministerium errichtet, welches vom Beginne 1861 bis zum 27. Juli 1865 Anton Ritter von Schmerling, nach ihm bis 7. Februar 1867 Graf Belcredi und darnach kurze Zeit Freiherr von Beust leitete. Seit dem 5. März 1864 (bis zum 14. September 1867) stand dem Staatsministerium für Unterrichtsangelegenheiten ein Unterrichtsrath zur Seite, der keine Executive besass, aber in wissenschaftlichen und didaktischen Fragen die Regierung zu berathen hatte.

Am 2. März 1867 wurde mittelst Allerh. Handschreibens ein selbständiges Ministerium für Cultus und Unterricht errichtet, an dessen Spitze nach längerer Unterhandlung am 30. December 1867 Leopold Ritter von Hasner trat, unter dem mit dem Concordate die kirchliche Schulaufsicht und mit dieser die politische Schulverfassung aufgehoben und die Volksschule von den sie einschränkenden Fesseln befreit und einer vollständigen Umgestaltung zugeführt wurde. Bis zu dieser Zeit war noch die politische Schulverfassung in Kraft und wurde auch in der Verwaltung des Wiener Volksschulwesens nichts geändert, ausser dass statt des Schulrathes M. A. Becker im Jahre 1864 Vincenz Prausek als Inspector für die Volksschulen in das Unterrichts-Departement der Statthalterei trat, während der erstere mit der Aufsicht der Realschulen betraut wurde.

α) Die Volksschule.

Die Reform der Volksschule brachte zuerst der Wiener Gemeinderath in Anregung. Nachdem die Allerhöchste Thronrede vom 1. Mai 1861 »die Verwirklichung freier Institutionen« verkündet hatte, betrachtete es die Vertretung der Commune Wien als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Volksschulen auf eine der Residenz und ihrer autonomen Gemeinde würdige, den Anforderungen der Zeit entsprechende Stufe zu bringen. Sie führte den Turnunterricht ein, erhöhte und regulirte die Gehalte der Lehrer, erweiterte und

adaptirte die alten und baute neue, zweckmässig und mitunter künstlerisch ausgeführte Schulhäuser.*) Auch suchte sie durch Anschaffung von Lehrmitteln den Unterricht anschaulich und zweckentsprechend zu gestalten und für eine Erweiterung des Unterrichtsstoffes in den Realien vorzusorgen.**)

Die Bestrebungen des Gemeinderathes zur Hebung der Volksschulen wurden durch die Lehrerschaft unterstützt. Die Lehrer Köhler, Mair und Paullal, welche auf Kosten der Wiener Gemeinde an der deutschen Lehrerversammlung in Gera (1862) theilgenommen hatten, erstatteten in ihrem Berichte an den Gemeinderath Vorschläge, welche die Errichtung sechsclassiger Bürgerschulen, die Einführung des Zeichnens, Singens und Turnens als obligater Gegenstände, des Unterrichtes in den Realien schon von der zweiten Classe an, die Errichtung eines Lehrerseminars, die Abhaltung von Lehrersynoden, die Hebung des Lehrerstandes und eine Revision der politischen Schulverfassung bezweckten. In ähnlichem Sinne waren die Petitionen gehalten, mit welchen sich die Wiener Lehrer im Jahre 1863 an den niederösterreichischen Landtag und im Jahre 1864 an das k. k. Staatsministerium wendeten.

Die Regierung konnte sich der Erkenntniss nicht verschliessen, dass die zu Reformen im Volksschulwesen drängende Strömung berechtigt sei. Da aber die politische Schulverfassung und das Concordat zu Recht bestanden, so konnte sie nicht an eine vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens denken, wie sie die im Gemeinderathe und der Lehrerschaft verbreitete Meinung forderte. Doch behielt sie die Verbesseiung der Wiener Schulen im Auge.

Im Februar 1862 veranstaltete der k. k. Unterstaatssecretär Freiherr von Helfert eine Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen aus Anlass der Londoner Weltausstellung,

---

*) Wenn der künstlerisch ausgeführten Schnlbauten gedacht wird, so darf der Schulhau der evangelischen Gemeinde nicht ühergangen werden, der sich nehen der Technik in einfacher Schönheit erheht. Er beherbergt die evangelischen Schulen für Knahen und Mädchen, welche als Privatschnlen eine den öffentlichen analoge Entwickelung gennmmen haben. Seit dem Jahre 1850 war die Knabenschule eine dreiclassige Hauptschule mit zwei Unterrealschul-Classen, neben ihr hestand eine zweiclassige Mädchenschule. Da aber die Schulclassen in der Stadt zerstreut waren, sn beschloss die evangelische Gemeinde, einen neuen Bau aufzuführen. Se. Majestät widmete ihrem Schulvnrstande für diesen Zweck (1859) einen Bangrund, auf dem der Bau, zu dem anch die Wiener Cnmmune einen Beitrag leistete, 1862 begonnen nnd 1865 vollendet wurde. Im folgenden Jahre wurde die Unterrealschnle anf drei, die Mädchenschnle auf vier Classen erweitert.

**) Ueber die Fürsorge der Gemeinde nm das Volksschnlwesen vergleiche den Abschnitt: Verwaltung von Dr. Carl Glossy.

welche den Stand des Volks- und Mittelschulwesens zur Anschauung brachte. Die Wiener Schulen waren hierbei schwach vertreten. Doch zeigte sich, dass in denselben neue Methoden (die Lautiermethode, die Schreiblesemethode, das Tactschreiben) nach Geltung rangen, und dass Wiener Schulmänner neue Lehrbücher und Lehrmittel schufen, unter denen die Greiner'schen und Hermann'schen Schreibhefte, der Bleich'sche Rechenapparat, der mittelst Walzen verschiedene Zahlenbilder zum Vorschein brachte, Hermann's Musterbogen zur Anfertigung von beweglichen Buchstaben, sein Rechenapparat zur Versinnlichung der Bruchtheile, Dr. Hillardt's stigmographische Tafeln für den Schreib-, Zeichen- und geometrischen Anschauungsunterricht hervorzuheben sind. Mit dem Rechenschaftsberichte, den Freiherr von Helfert an den Staatsminister v. Schmerling über die Ausstellung von Schul- und Unterrichtsgegenständen in Wien erstattete, schloss dieser für die Entwickelung des österreichischen Schulwesens wichtige Staatsmann seine amtliche Thätigkeit ab.

Der Besuch und die Besprechung der Ausstellung war der Entwickelung des Volksschulwesens speciell in Wien nur förderlich. Man erkannte die Mängel und gleichzeitig auch die Mittel zur Besserung. Vielleicht ist es als Wirkung dieser Ausstellung zu bezeichnen, dass durch Erlass des Staatsministeriums vom 26. Juni 1863 mit Beginn des Schuljahres 1863/64 das Zeichnen an den Volksschulen als obligater Gegenstand eingeführt wurde.

Von dem Bestreben, den »deutschen Sprachunterricht« zu verbessern, zeugen die den Wiener Lehrerversammlungen fürs Schuljahr 1865 vorgelegten Fragen: *a*) Soll in den vier Classen ein abgesonderter grammatischer Unterricht ertheilt werden? *b*) Wie viel in jeder Classe? *c*) Welchen Nutzen haben die im Anhange des Lesebuches angefügten Sprachübungen?

Dass man von Seite der Behörden auch eine Erweiterung des Unterrichtsstoffes, namentlich mit Rücksicht auf die Realien, in Aussicht genommen hatte, verrathen die von der k. k. niederösterreichischen Statthalterei für das Jahr 1866 empfohlenen Conferenzfragen: *a*) Welches ist der Begriff und Zweck des sachlichen Unterrichtes in der Volksschule? *b*) In welchem Verhältnisse steht daselbst der sachliche Unterricht zum formalen und zum Anschauungsunterrichte? *c*) Bei welchem Lehrgegenstande und wie soll derselbe ertheilt werden?

Dieselbe Rücksicht auf den Unterricht in den Realien war wohl für die Regierung massgebend, als sie eine neue Ausgabe der für

die Volksschulen bestimmten Lesebücher beschloss und für diesen Zweck am Anfange des Jahres 1866 eine Commission zusammensetzte, welcher die Schulräthe Prausek und Becker, das Mitglied des Unterrichtsrathes Joh. Hermann, Prof. Egger, Schuldirector Schwöd, Oberlehrer Bernhard, Musterlehrer Niernberger und der Inhaber einer Privatschule, Niedergesäss, angehörten.

Die traurigen Erfahrungen, die Oesterreichs Heere im Sommer 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern gemacht hatten, schrieb die öffentliche Meinung nicht ohne Grund der Ueberlegenheit der preussischen Schulmeister zu. Diese Ansicht trug viel dazu bei, dass die Reform des Volksschulwesens überhaupt, in Wien insbesondere einen rascheren Fortgang nahm.

Schon am 10. Mai 1866 berief der niederösterreichische Landesausschuss die Schulräthe Prausek und Joh. Hermann, die Gemeinderäthe Dr. Ficker und Dr. Kolatschek, den Director der Normalhauptschule Röll, Prof. Stark und die Lehrer Niernberger und Spitzer als Experten, welche neben der Verbesserung der Elementarschule auch die Errichtung von Lehrerseminaren und den Vorgang bei Anstellung und Entlassung der Lehrer berathen sollten. Der Rücktritt des Ministeriums Belcredi (Februar 1867) ermuthigte die fortschrittlich gesinnten Elemente, für eine vollständige Umgestaltung des Volksschulwesens einzutreten.

Während der Lehrerverein »Volksschule« mit Zustimmung des Staatsministeriums die Vorbereitungen zur Abhaltung eines »österreichischen Lehrertages in Wien« traf, beantragte der Herbst-Kaiserfeld'sche Club im Reichsrathe (11. Juni 1867) die Emancipation der Schule von der Kirche. Gleichzeitig (25. Juni 1867) stellten die Demokraten im Wiener Gemeinderathe den Antrag auf eine »radicale Reform des Volksschulwesens« und auf die »vollständige Uebergabe der Volksschule an die Gemeinde«.

Am 5. und 6. September 1867 wurde der erste österreichische Lehrertag im k. k. Redoutensaale abgehalten. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Frage: »Ist die österreichische Volksschule das, was sie sein soll? Wenn nicht, wie kann sie zweckmässig umgestaltet werden?« Nach einer lebhaften Discussion fasste er seine Beschlüsse in Resolutionen, welche dem Unterrichtsministerium unterbreitet wurden, zusammen. In denselben wurden für die Volksschule vollständige Selbständigkeit und die Aufsicht durch intelligente Volksschulmänner, eine Erweiterung der Schulpflicht auf acht, vom sechsten bis zum vier-

zehnten Jahre, und demgemäss auch die Erhöhung der Lehrziele mit Rücksicht auf das praktische Leben gefordert, das Turnen als obligater Lehrgegenstand und die Freiheit der Wahl der Methode und der Lehrmittel beansprucht, die Reform der Lehrer-Bildungsanstalten, die Errichtung von Fortbildungsschulen für bereits angestellte Lehrer und Stipendien für die sie besuchenden, sowie die Gründung von Erziehungs- und Unterrichtsvereinen als nothwendig hervorgehoben, ein gesetzlicher Rechtsschutz für die Lehrer und die Heranziehung derselben zur Theilnahme an der Schulgesetzgebung verlangt und statt des Schulgeldes die Einführung einer Schulsteuer empfohlen. Die Verwirklichung dieser Wünsche, welche mit der Lehrerschaft auch alle wahren Freunde der Schule theilten, liess nicht lange auf sich warten.

Die Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 waren der erste Schritt hierzu. Dieselben setzten im Artikel 17 fest: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen und an solchen Unterricht zu ertheilen, ist jeder Staatsbürger berechtigt, der seine Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachzuweisen hat. Für den Religionsunterricht in den Schulen ist von der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft Sorge zu tragen; dem Staate steht rücksichtlich des gesammten Unterrichts- und Erziehungswesens das Recht der obersten Leitung und Aufsicht zu. Entsprechend diesen Staatsgrundgesetzen wurde durch das Gesetz vom 25. Mai 1868 die kirchliche Schulaufsicht aufgehoben und die staatliche Schulaufsicht organisirt. Durch § 2 wurde der Unterricht in allen Lehrgegenständen mit Ausnahme der Religion als unabhängig von dem Einflusse jeder Kirche oder Religionsgesellschaft erklärt, der § 6 erschloss die Lehrämter an den öffentlichen Schulen gleichmässig allen Staatsbürgern und die Paragraphen 9 und 10 stellten die Schulaufsichtsbehörden fest. Die oberste Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen erhielt das Unterrichtsministerium. Zur Leitung und Aufsicht über das Erziehungswesen, dann über Volksschulen, Lehrer-Bildungsanstalten und Mittelschulen wurde in jedem Kronlande ein Landesschulrath, speciell für die Ueberwachung der Volksschulen in jedem Bezirke ein Bezirksschulrath und in jeder Schulgemeinde ein Ortsschulrath eingesetzt.

Unterdessen wurde im Unterrichtsministerium auf Grundlage der in den letzten Jahren erschienenen süddeutschen Gesetze unter Herbeiziehung einzelner Schulmänner, nach Einholung zahlreicher

Gutachten von Behörden und Vereinen ein Volksschulgesetz ausgearbeitet, das dem Reichsrathe vorgelegt ward. Nachdem es in demselben durchberathen und beschlossen worden war, erhielt es am 14. Mai 1869 als Reichsvolksschulgesetz von Sr. Majestät die allerhöchste Sanction. Durch dieses Gesetz wurde das Volksschulwesen Oesterreichs auf eine solche Höhe gebracht, dass es sich würdig dem bestorganisirten deutschen an die Seite stellen kann.

β) Die Wiederholungsschulen und die gewerblichen Fortbildungsschulen.

Auch an diesen Schulen machte sich das Bedürfniss nach Reformen schon im Anfange der sechziger Jahre geltend. Als mit der neuen Gewerbeordnung vom 20. December 1859 der Zwang, für die Freisprechung ein Zeugniss der Wiederholungs- oder gewerblichen Fortbildungsschule beizubringen, aufgehoben wurde, sank an den Wiederholungs- und Gewerbeschulen der Besuch in auffallender Weise. Da zugleich die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung standen, so waren die fünf Gewerbeschulen Wiens im Sommer des Jahres 1862 der Auflösung nahe. Das Handelsministerium wandte sich deshalb an die Gemeinde mit dem Antrage, diese Anstalten in die communale Verwaltung zu übernehmen. Der Gemeinderath nahm diesen Antrag in seiner Sitzung am 30. September 1862 zwar nicht an, widmete aber 3000 fl. diesen Schulen und forderte gleichzeitig eine Regelung des Gewerbeschulwesens. Auch der niederösterreichische Landtag des Jahres 1863, an den sich die Handels- und Gewerbekammer um eine Subvention der Gewerbeschulen gewandt hatte, sprach bei Zusicherung derselben (in der Höhe von je 3000 fl. für drei Jahre) den Wunsch nach einer Reorganisation dieser Schulen aus. Indessen war ein Promemoria des Lehrkörpers der Wiedener Gewerbeschule bei der k k. Statthalterei eingelaufen, das zur Hebung des Gewerbeschulwesens die Nothwendigkeit des Besuchszwanges und der Verbesserung des Volksschulwesens betonte. Dies veranlasste die ständige Commission der Handels- und Gewerbekammer, welche das Gewerbeschulwesen leitete, über die Reorganisirung des Sonntags- und Wiederholungsunterrichtes zu berathen und als Resultat dieser Berathungen einen Entwurf für die künftige Einrichtung der Gewerbeschulen auszuarbeiten (24. November 1863).

Die Handels- und Gewerbekammer wandte sich mit dem Plane einer Reform der Gewerbeschule an das k. k. Staatsministerium, und

dieses berief eine Commission, welcher der Schulrath Becker, der Schulenoberaufseher Stöger, der Director der Landstrasser Oberrealschule Weiser und der Director der Normalhauptschule bei St. Anna Röll beigezogen wurden. Auf Grund der Berathungen wurden am 5. Juni 1864 Bestimmungen über die sonntägigen Wiederholungs- und über die Fachschulen für Gewerbelehrlinge erlassen. Darnach gliederten sich die gewerblichen Anstalten: *a)* In Wiederholungs- und Fortbildungsanstalten; *b)* in gewerbliche Fachschulen.

Erstere bestanden an den Hauptschulen, die mit oder ohne Unterrealschulen waren, und sollten drei oder vier Classen umfassen. An ihnen konnte der Unterricht auch an den Abenden der Wochentage ertheilt werden. Ueber den Unterricht, die Lehrgegenstände und Schulbücher wurden die bereits bestehenden Normen aufrecht erhalten. Die Lehrmittel sollten durch Wohlthäter, durch die Gemeinde oder durch Gewerbegenossenschaften beschafft werden, die Lehrkräfte Remunerationen erhalten. Die Aufsicht wurde den Organen der Volksschulaufsicht zur Pflicht gemacht, ausserdem blieben fürs Zeichnen die Zeicheninspectoren bestehen. Ueberdies sollten die Genossenschaften besondere Inspectoren zur Förderung dieser Schulen bestellen. Zur Aufrechthaltung eines guten Schulbesuches wurden für Lehrherrn und Fabrikanten, die ihre Lehrlinge nicht zur Schule verhalten, Geld- und Arreststrafen oder die Entziehung des Rechtes, Lehrlinge zu halten, festgesetzt.

Bezüglich der Fachschulen wurden nur ganz allgemeine Normen erlassen. Ueber Einrichtung und die Massregeln zur gehörigen Benützung sollten die Gewerbegenossenschaften Beschlüsse fassen und diese der Landesstelle vorlegen. Sie sollten auch die unmittelbare Aufsicht haben. Die Regierung behielt sich blos die Ueberwachung des Unterrichtes vor. Bei der Durchführung dieser Bestimmungen an den Wiener Gewerbeschulen im Jahre 1864 trat insoferne eine Verbesserung ein, als jetzt der Unterricht auf zwei Jahre ausgedehnt und ins erste Jahr die allgemeine, ins zweite die besondere fachliche Bildung verwiesen wurde. Auch die Feststellung einer Aufnahmsprüfung und die Freiheit der Wahl der Gegenstände förderte den Erfolg des Unterrichtes, indem nur solche, die Fähigkeiten und Interesse besassen, an demselben theilnahmen. Neu erscheint die Einführung des Religionsunterrichtes und die Verlegung des sonntägigen Nachmittagsunterrichtes auf den Abend eines Wochentages. Im Ganzen umfasste der Unterricht 6—7 Stunden in der Woche.

Im folgenden Jahre 1864/65 wurde durch Gründung einer neuen Gewerbeschule an der Rossauer Realschule die Zahl dieser Anstalten auf sechs erweitert.

Bemerkenswerth ist im Gewerbeschulwesen dieser Zeit die Errichtung des sogenannten praktischen Jahrganges an der Gumpendorfer Unterrealschule. Im Organisationsstatut für Realschulen wurde ein solcher letzter Jahrgang im Anschlusse an die Unterrealschule (Bürgerschule) für jene Schüler ins Auge gefasst, die aus der Unterrealschule unmittelbar ins praktische Leben übertreten. Auf Anregung des um das Schulwesen hochverdienten Vorstandes von Gumpendorf, K. Garber, beschloss der Gemeinderath im Jahre 1862 die Errichtung dieses Jahrganges an der dortigen Realschule. Mit dem Schuljahre 1862/63 trat er ins Leben und bestand bis zum Jahre 1875. An ihm wurde neben der Religion kaufmännische Correspondenz, Handelsgeographie und Geschichte, mercantiles Rechnen, chemische Technologie und Waarenkunde, Buchhaltung, Handelswissenschaft, Handels- und Wechselrecht gelehrt.

Diesem Beispiele folgend, eröffnete der Lehrkörper an der Wiedner Oberrealschule am 1. October 1863 für Gewerbsleute und Gesellen einen Abendcurs, in welchem geometrisches und Bauzeichnen, gewerbliches Freihandzeichnen, Mechanik, Maschinenkunde, praktisches Rechnen und Buchhaltung gelehrt wurden.

Doch mit diesen Massnahmen war dem herrschenden Bedürfnisse nach einer gründlichen Reform des Gewerbeschulwesens nicht Rechnung getragen worden. Die darauf abzielenden Vorschläge der Handels- und Gewerbekammer hatte die Regierung nicht berücksichtigt, sondern sich damit begnügt, unter Aufrechthaltung der bisherigen Organisation minder wesentliche Verbesserungen einzuführen. Deshalb kam die Bewegung, welche durchgreifende Veränderungen in der Organisation der Gewerbeschulen anstrebte, nicht zum Stillstande.

Die Gemeinde und die Genossenschaften wandten sich mit Vorschlägen an die Regierung, so dass diese sich bewogen fühlte, eine Commission zur Regelung der Gewerbeschulfrage unter dem Vorsitze des Statthalters Freih. v. Weber am 18. Jänner 1867 zusammenzurufen. Auf Grund dieser Berathungen trat schon im Jahre 1867 eine Aenderung in der Einrichtung der Wiener Gewerbeschulen ein. An die Stelle der Handels- und Gewerbekammer, die auf ihr Ansuchen von der Leitung der Gewerbeschule enthoben wurde, trat eine eigene Gewerbeschul-Commission, die aus je

zwei Vertretern des niederösterreichischen Landesausschusses, des Wiener Gemeinderathes und der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und aus sechs Vertretern der Gewerbegenossenschaften gebildet wurde. Der Lehrplan griff zum Theile auf den Entwurf zurück, den schon im Jahre 1863 die Handels- und Gewerbekammer vorgelegt hatte. Darnach gliederten sich diese Schulen in drei Jahrescurse: in einen Vorbereitungscurs, in welchem Religion, Geschäftsaufsätze, gewerbliches Rechnen, Geographie, geometrisches und Freihandzeichnen gelehrt wurden, und in einen fachlichen Curs von zwei Jahren. In dem ersten Jahre wurden Religion, geometrisches und Freihandzeichnen, Physik, Mechanik, Chemie, Technologie und Modelliren betrieben, während im zweiten Jahre die ganze Stundenzahl (acht) ausschliesslich dem Fachunterrichte, also z. B. in Gumpendorf der Theorie und Praxis der Weberei und dem Manufacturzeichnen gewidmet war.

Während in Wien die sechs Gewerbeschulen schon am 12. October 1867 in der neuen Einrichtung eröffnet wurden, beschäftigte sich der niederösterreichische Landtag mit der gesetzlichen Regelung der gewerblichen Fortbildungsschulen. Seine Beschlüsse erhielten mit der kaiserlichen Sanction vom 28. November 1868 Gesetzeskraft. Durch dieses Landesgesetz wurde namentlich für die Erhaltung dieser Schulen vorgesorgt, indem die Kosten derselben auf die Gewerbetreibenden ($60^{0}/_{0}$), auf die Commune Wien ($20^{0}/_{0}$), auf den Landesfond ($10^{0}/_{0}$) und auf die Handels- und Gewerbekammer ($10^{0}/_{0}$) vertheilt wurden. Auch wurde hierdurch die Leitung der Gewerbeschulen insoferne abgeändert, als dieselbe dem inzwischen entstandenen Landesschulrathe übertragen ward, dessen Berathungen zwei Vertreter der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer und zwei aus den Gewerbeschul-Inspectoren des Landes von diesen gewählten Vertreter beigezogen werden sollten.

γ) Bürgerschulen.

Auch in diesem Zeitraume bildeten die mit Hauptschulen verbundenen Unterrealschulen, deren Organisation bis zum Jahre 1867 ungeändert blieb, die zur Heranbildung des Bürgerstandes bestimmten Anstalten. Bei den Vorschlägen, welche im Gemeinderathe, in den Vereinen und in der Presse zur Reorganisation der Volksschulen gemacht wurden, trat das Bestreben zu Tage, die Bürgerschule mit der Volksschule zu einer Einheit zu verschmelzen, während sie bisher eigentlich doch nur die Unterstufe zur Oberrealschule

bildete. Selbstverständlich musste für diesen Fall eine Aenderung in den Lehrplänen sowohl der Volks- als auch der Bürgerschulen angestrebt werden.

Das Bedürfniss einer Umgestaltung der Bürgerschule wurde unabweislich, als mit Ministerial-Erlass vom 24. August 1867 eine Aenderung in der Einrichtung der Realschulen eintrat. Es wurden diese Schulen nicht mehr als »Vorbildungsstätten für die gewerblichen Beschäftigungen«, sondern als den Gymnasien analoge Anstalten aufgefasst, welche eine allgemeine humane Bildung zu vermitteln und für die technischen Hochschulen vorzubereiten haben. Demgemäss trat die Rücksicht auf das praktische Leben, die fachliche Ausbildung, in den Hintergrund. Darum wurden im Lehrplane der Unterrealschule die Baukunst, die Wechsel- und Zollkunde beseitigt und der Unterricht in den technischen Fächern, in Chemie und im Zeichnen, beschränkt. Damit hörten diese Anstalten auf, Bürgerschulen zu sein. Sie bildeten nur mehr die Unterstufe einer allgemeinen Bildungsanstalt.

Als darnach die Reorganisation des Volksschulwesens von Staatswegen in die Hand genommen wurde, musste im Zusammenhange mit den Volksschulen auch eine höhere Bildungsstätte für die unmittelbar ins praktische Leben eintretenden bürgerlichen Kreise geschaffen werden. Das Reichs-Volksschulgesetz vom Jahre 1869 that dies, indem es die Bürgerschule ins Leben rief, die bei uns dieselbe Stellung und Aufgabe zugewiesen erhielt, welche die »Secundärschulen« in der Schweiz, in Belgien und Frankreich oder »die Mittelschulen« in Deutschland haben.

δ) Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Bei dem Drange nach einer Reform der Volksschulen machte sich auch das Bedürfniss geltend, die Lehrerbildung zu heben. Die bisherigen Präparandencurse genügten nicht, und vielfach wurden Stimmen laut, dass man Lehrer-Bildungsanstalten mit mehreren Jahrgängen errichten solle. Eine solche hatte der Gemeinderath Biehl im Auge, als er 1861 den Antrag stellte, zur Erinnerung an die am 1. Mai 1861 gehaltene Thronrede ein Schullehrer-Seminar zu gründen. Dieser Antrag hatte zwar keine unmittelbare Folge, aber die Erweiterung der Lehrerbildung blieb auf der Tagesordnung.

Die Regierung verschloss sich nicht der Ansicht, dass die Hebung der Lehrerbildung wünschenswerth sei, doch begnügte sie sich damit, die bestehenden Vorschriften zu verschärfen, ohne wesent-

liche Aenderungen in den bestehenden Verhältnissen vorzunehmen. Da der Präparandencurs am k. k. Waisenhause schwach besucht war, so wurde er 1861 aufgehoben. Es blieb für die Lehrer Wiens nur der Präparandencurs bei St. Anna bestehen. Gleichzeitig mit der Ernennung des neuen Directors Alois Röll traf das Staatsministerium im Herbste 1863 mehrere Anordnungen zur Hebung dieser Anstalt. Es sollte die Zahl der Präparanden beschränkt werden, indem nur solche, welche das sechzehnte Jahr vollendet hätten und eine gute Vorbildung, namentlich auch in der Musik, durch gute Zeugnisse und eine strenge Aufnahmsprüfung nachwiesen, aufgenommen werden sollten. Zum Studium für die pädagogischen Disciplinen wurde die allgemeine Unterrichts- und Erziehungslehre von Franz Hermann empfohlen. In besonderen Vorträgen sollten die Candidaten über die österreichische Schulorganisation, namentlich das Verhältniss des Lehrers zu seinen Vorgesetzten, zur Gemeinde und zu den Eltern der Kinder belehrt werden. Die Verwendung der Candidaten als Supplenten an den Wiener Schulen wurde verboten. Die Ertheilung des Unterrichtes der Präparanden sollte nur einer kleinen Zahl vorzüglich dazu geeigneter Lehrer zugewiesen werden. Um die Präparanden leicht zu überwachen, wurde es als wünschenswerth bezeichnet, dass sie in einer bestimmten Zahl bei vertrauenswürdigen Familien Aufnahme fänden. Zu diesem Zwecke wurde für Unterstützung würdiger und zugleich dürftiger Candidaten ein Betrag von 500 fl. aus dem Normalschulfond auf die nächsten drei Jahre bewilligt.

Mit der Beschränkung der Zahl der Aufzunehmenden und mit der besseren Vorbildung derselben wurde jedenfalls die Leistungsfähigkeit der Lehranstalt erhöht. Auch dadurch suchte die Regierung die Bildungsziele der Lehrerschaft zu erhöhen, dass sie die Prüfungsvorschriften strenger handhabte. Mit Erlass des Staatsministeriums vom 21. September 1865 wurde verfügt, dass die Candidaten am Schlusse des zweiten Jahrganges, selbst wenn sie mit gutem Erfolge ihre Prüfungen ablegen, blos ein Zeugniss entweder für die Befähigung als Unterlehrer an Haupt- oder an dreiclassigen Volksschulen erhalten. Nur ganz hervorragende Leistungen solcher Präparanden, die mehrere Jahre im Schuldienste gestanden waren, werden durch ein Befähigungszeugniss als »Lehrer für Hauptschulen« ausgezeichnet. Im Allgemeinen können sich die Uebrigen, die minderwerthige Zeugnisse erhalten hatten, erst nach dreijähriger Praxis zur Prüfung für Lehrer an Hauptschulen melden.

Diese Massregeln der Regierung befriedigten keineswegs das herrschende Bedürfniss nach einer besseren Ausbildung der Lehrer. Im Jahre 1865 unterschrieben 656 Volksschullehrer eine Petition an den niederösterreichischen Landesausschuss um Errichtung eines Lehrerseminars.

Selbst der Regierung unterstehende Organe traten für eine Erweiterung des Präparandencurses ein. Volksschulinspector V. Prausek veröffentlichte Ende 1866 eine Abhandlung über Lehrerbildung, in welcher er gesonderte Lehrer-Bildungsanstalten für Triviallehrer und für Hauptschullehrer vorschlug und für letztere einen Bildungscurs von drei Jahren forderte. Auch an dem Präparandencurse bei St. Anna tagte 1866 ein Comité unter dem Vorsitze des Directors Röll, das sich für eine Erweiterung der Anstalt auf drei Jahrgänge aussprach.

In diesem Sinne wurde mit Ministerial-Erlass vom 23. Mai 1868 die Reorganisation der Anstalt in Aussicht genommen, indem die Haupt- und Unterrealschule in eine Uebungsschule verwandelt und Stellen für einen Director, einen Lehrerbildner und vier Hauptlehrer systemisirt wurden. Doch erst die Volksschulgesetze vom 14. Mai 1869 führten allmälig jene Umgestaltung herbei, welche eigentlich schon im Jahre 1848 angestrebt worden war.

Ehe die Lehrer-Bildungsanstalten so eingerichtet wurden, dass die aus ihnen entlassenen Zöglinge den höheren Anforderungen, welche die von der Commune angestrebten erweiterten Volks- und Bürgerschulen an ihre Lehrer stellten, genügen konnten, erschien es nothwendig, Vorkehrungen zu treffen, damit die bereits angestellten Lehrer sich die ihnen fehlende Bildung erwerben können. Das erste Mittel zu diesem Zwecke war der Beschluss des Gemeinderathes vom 16. Jänner 1863, »es solle zwar für die Anstellung als Lehrer in Wien das Zeugniss der Lehrbefähigung für Hauptschulen genügen, aber jede Gehaltserhöhung oder Beförderung durch das Bestehen einer Prüfung für das Lehramt an der unselbständigen Unterrealschule, der sogenannten Bürgerschule, bedingt sein«. In Folge dieses Beschlusses des Gemeinderathes kam die Frage einer systematischen Fortbildung der Wiener Lehrerschaft zur öffentlichen Verhandlung. Zunächst suchten die Lehrer selbst zwangslose Fortbildungscurse an den Unterrealschulen einzurichten, an denen tüchtige und kenntnissreiche Mitglieder aus ihrer Mitte oder aus den Lehrkörpern der Gymnasien und Realschulen Vorträge hielten. So wurden schon im Frühjahre 1863 an der Zoller-Bernard'schen Unterrealschule am Neubau und an der Landstrasser Realschule derartige

Curse eröffnet. Später entstand der Curs in der Schottenfelder Oberrealschule. Auch Schulrath Becker hielt an Sonnabenden bei St. Michael Vorlesungen über allgemeine und specielle Pädagogik. Alt und Jung sah man mit anerkennenswerther Emsigkeit den Vorträgen zuströmen, die sich zumeist auf die Realien, in welchen die Vorbildung der Meisten am mangelhaftesten war, bezogen. Doch die materiellen Opfer, welche die Lehrer hiebei ihrer Fortbildung brachten, und die Erkenntniss von der Nothwendigkeit einer allseitigen gründlichen Weiterbildung führte zu dem Wunsche, dass der Gemeinderath einen Fortbildungscurs für alle Lehrer Wiens errichte. Auf Anregung des Oberlehrers Köhler beschloss eine in der Technik tagende Versammlung von Lehrern, in dieser Angelegenheit eine Petition an den Gemeinderath zu richten. In dieser am 6. October 1865 verhandelten Petition schlugen die Lehrer »unter Auferlegung schwerer Opfer an Zeit, geistiger Anstrengung und Hintansetzung materiellen Erwerbes« einmüthig einen Fortbildungscurs von zwei Jahrgängen vor, für welchen der Gemeinderath durch Honorirung der vortragenden Professoren, welche namhaft gemacht wurden, sorgen möge. Zwar wurde diesem Ansuchen unmittelbar keine Folge gegeben, nur sprach man den Lehrern für das Bestreben nach ihrer Fortbildung die Anerkennung aus; doch setzte der Gemeinderath eine Commission aus Gemeinderäthen und Schulmännern zusammen, welche einen Plan berathen sollte, den Dr. Kolatschek zur Gründung einer Anstalt, die Lehrer für die zu errichtenden Bürgerschulen heranzubilden hätte, vorgelegt hatte. Der von dieser Commission durchberathene Plan wurde den hervorragendsten Pädagogen Deutschlands (Diesterweg, Stoy, Ziller, Thilo, Lüben, Dittes, Kellner u. A.) zur Begutachtung vorgelegt.

Schon im Beginne des Jahres 1866 langten die Gutachten ein, auf Grund deren die Begründung einer dreiclassigen Lehrer-Fortbildungsanstalt, **»des Pädagogiums«**, beschlossen wurde. Doch stellte das Staatsministerium mit Erlass vom 10. November 1866 solche Bedingungen, dass der Gemeinderath nahe daran war, den Plan fallen zu lassen und eine Zahl Wiener Lehrer an deutsche Lehrerseminare zu senden. Erst als ein eigenes Unterrichtsministerium geschaffen und mit der Leitung desselben zeitweilig Freiherr von Hye betraut wurde, führten die Unterhandlungen der Gemeinde, an denen sich in hervorragender Weise Dr. Karl Hoffer betheiligte, zu einem günstigen Ergebnisse. Mit Erlass vom 24. October 1867 ertheilte das Unterrichtsministerium seine Zustimmung zur Errichtung

einer privaten Fortbildungsanstalt für Lehrer unter der Bedingung, dass der Besuch facultativ sei, dass »bei Ausschreibungen von Stellen und Lehreranstellungs-Decreten künftig insolange Umgang genommen werde, dass nicht etwa diesbezüglich wegen eintretenden Bedürfnisses die Zustimmung des Ministeriums eingeholt und erlangt werde«.

Nun ging der Gemeinderath daran, die Lehrkräfte für die neue Anstalt zu gewinnen. Dr. Ficker und Dr. Kolatschek reisten nach Deutschland und gewannen Dr. Friedrich Dittes, Schulrath in Gotha, als Director, dem Dr. Otto Wilmann, Instructor an der Ziller'schen Uebungsschule in Leipzig, als Ordinarius beigegeben wurde. Am 12. October 1868 wurde das »Pädagogium« in den Räumen der Volksschule vor dem Stubenthor (Zedlitzgasse) eröffnet und erfreute sich grossen Zuspruches. Es meldeten sich im Ganzen 215 Lehrer zur Aufnahme.

Nachdem für die Jahre 1868—1870 provisorische Lehrpläne vom Lehrkörper und der Pädagogiums-Aufsichts-Commission entworfen und durchgeführt worden waren, trat erst mit dem Schuljahre 1870/71 ein definitiver Lehrplan, der mit Ministerial-Erlass vom 2. October 1871 genehmigt wurde, in Kraft. Darnach erstreckte sich der Unterricht auf drei Jahrgänge; der erste hatte einen vorbereitenden Charakter und beschränkte sich ausser dem Unterrichte in der deutschen Sprache und Literatur, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Welt- und Heimatskunde im Zeichnen- und Formenarbeiten nur auf die mit Uebungen, Hospitiren und Prakticiren verbundene Unterweisung in der Methodik der Unterstufe. Die beiden oberen Jahrgänge erweiterten die Methodik auf die Mittel- und Oberstufe und nahmen noch die Weltgeschichte, Anthropologie, Logik, die Pädagogik und ihre Geschichte hinzu, gliederten sich aber in einen humanistischen und realistischen Curs. Ausserdem wurde als facultativer Gegenstand das Französische in den Lehrplan aufgenommen.

Auf diese Weise erhielt die Lehrerschaft Wiens eine ihren Bedürfnissen entsprechende Fortbildungsstätte. Aber es erhielt auch die Commune durch die Regierung eine in ihrer Art einzige Anstalt als werthvolles Privilegium zugestanden, was als ein Beweis der Anerkennung bezeichnet werden kann, derer sich das schulfreundliche Wirken des Wiener Gemeinderathes erfreute.

Ausser dieser fachlichen Fortbildung bot sich der Wiener Lehrerwelt wiederholt die Gelegenheit dar, in besonderen, mit ihrem Berufe entfernter zusammenhängenden Kenntnissen und Fertigkeiten sich auszubilden. So hielt Dr. Melicher in den Jahren 1863 und

1864 bei St. Anna Vorträge über Bienenzucht; während der Ferien 1868 und 1869 wurden am Polytechnicum landwirthschaftliche Lehrcurse abgehalten, an denen sich an zweihundert Lehrer aus allen Theilen Oesterreichs betheiligten.

Von anderen Fortbildungsmitteln sei in erster Reihe der **Conferenzen und Versammlungen** gedacht. Es wurde im vorigen Abschnitte hervorgehoben, dass die Regierung neben den Localconferenzen, die sich an allen Schulen eingebürgert hatten, die Abhaltung von Lehrerversammlungen forderte. Bisher waren solche in den einzelnen Bezirken spärlich und unregelmässig abgehalten worden; im Mai 1861 berief der Schulenoberaufseher Prälat Stöger alle Wiener Lehrer zu einer Versammlung, um die Bezirkslehrer-Conferenzen wieder in Schwung zu bringen. Durch einen Erlass des Staatsministeriums vom 27. Juni 1862 erfolgte der Auftrag, die Lehrerconferenzen regelmässig zu halten, zugleich wurde die Theilnahme an denselben den Schulaufsichtsorganen und der Pfarrgeistlichkeit angelegentlichst empfohlen. Das bewog das Consistorium, am 26. October 1864 an die Schuldistrictsaufseher die Weisung ergehen zu lassen, in jedem Semester eine Lehrerversammlung zusammen zu rufen.

Schon aus Anlass der im Jahre 1861 abgehaltenen allgemeinen Lehrerconferenz wurden Stimmen laut, die sich darüber beschwerten, dass die zahlreichen Lehrerinnen und Instituts-Vorsteherinnen Wiens zur Theilnahme nicht eingeladen worden waren. Doch erst am 21. November 1867 berief Schulrath V. Prausek eine Versammlung von Lehrerinnen, der im Jahre 1868 drei andere folgten. Diese Sonderversammlungen und der schon 1862 durch den Gemeinderath Raffelsberger in der Gemeindevertretung eingebrachte Antrag, an Mädchenschulen vorzugsweise Lehrerinnen anzustellen, sind die hervorstechendsten Momente in der Entwickelung der Lehrerinnenfrage vor dem Jahre 1869.

Neben den officiellen Versammlungen gewannen aber in der constitutionellen Aera die Vereine der Lehrerschaft und die von diesen Vereinen veranstalteten Versammlungen erhöhte Bedeutung. Von Vereinen entstand im October 1863 auf Anregung des jetzigen Directors Franz Mair der Verein »Volksschule«, den zuerst Oberlehrer Köhler als Präses leitete. Noch gegenwärtig blüht dieser Verein und trifft Vorkehrungen zu seinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum. Daneben wurde im März 1864 der »Wiener Lehrerverein« gegründet, der, von Jacob Spitzer angeregt, an den

pädagogischen Verein des Jahres 1848 anknüpfte. Ihm stand längere Zeit der Institutsinhaber und Gemeinderath Bondi vor. Dieser, sowie der von Dr. Kolatschek im Jahre 1868 gegründete »Erziehungsverein«, verschwanden nach kurzer Dauer. Dagegen behauptete sich bis auf die Gegenwart der im Jahre 1868 gegründete »Verein der Erzieherinnen«, welcher als Verein der katholischen Lehrerinnen und Erzieherinnen gegenwärtig unter dem hohen Protectorate Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Theresia steht. In den Versammlungen dieser Vereine wurden durch Vorträge und Besprechungen pädagogisch-didaktischer Fragen die Bildung der Lehrerschaft und der Fortschritt in der Entwickelung des Schulwesens wesentlich gefördert. Namentlich ist in dieser Beziehung der allgemeinen Lehrerversammlungen zu gedenken, die auf Anregung des Vereines »Volksschule« als österreichische Lehrertage abgehalten wurden. Des ersten österreichischen Lehrertages, der im September 1867 in Wien abgehalten wurde, wie seiner für das Volksschulwesen Oesterreichs und auch Wiens höchst bedeutsamen Beschlüsse wurde bereits gedacht. Im folgenden Jahre fand der Lehrertag Ende August in Brünn statt.

Nicht minder förderlich wirkten auf das einheimische Schulwesen die **Instructionsreisen**, welche Wiener Schulmänner nach dem Auslande unternahmen. Insbesondere legte der Gemeinderath darauf Gewicht, dass einzelne Mitglieder der Wiener Lehrerschaft an den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen sich betheiligen und gleichzeitig die Schulverhältnisse in Deutschland studiren. Zu diesem Zwecke bewilligte er besondere Reisestipendien. So wurden zu den Lehrerversammlungen nach Gera (1862), nach Mannheim (1863), nach Hildesheim (1867) je drei Schulmänner auf Kosten der Commune entsendet. Aber auch die Regierung entsandte nach Mannheim den Schulrath Becker und den Ministerialsecretär Dr. Hillardt. Welch' wohlthätige Folgen die Einsicht einheimischer Schulmänner in das weit fortgeschrittene Unterrichtswesen Deutschlands für unser Schulwesen hatte, wurde im Einzelnen schon berührt und bedarf keines weiteren Beweises.

Von den **Zeitungen**, welche unter den Fortbildungsfactoren der Lehrerschaft nicht übersehen werden dürfen, erschienen auch in diesem Zeitraume das »österreichische pädagogische Wochenblatt« Jos. Kaiser's und der »Oesterreichische Schulbote«, dessen Redaction seit 1864 Dr. Hillardt leitete. Daneben entstand 1861 die »Volksschule«, 1862 die »Allgemeine österreichische

Schulzeitung« von Jacob Spitzer, das »Schulblatt« und 1867 die »Freien pädagogischen Blätter« von Jessen. Die Vermehrung der Fachblätter, die verschiedenen Parteischattirungen der Lehrerschaft angehörten, hat durch die vielseitige Beleuchtung der auf der Tagesordnung stehenden Schulfragen zu deren Klärung wesentlich beigetragen. Sie hat auch durch Heranziehung zahlreicher Mitglieder des Lehrerstandes zu schriftstellerischer Thätigkeit unter demselben das Streben nach gründlicher pädagogisch-didaktischer Bildung verbreitet und durch Mittheilungen der Ergebnisse fachlicher Studien und Forschungen der beruflichen Ausbildung der Lehrerschaft und dem Fortschritte in der Schulpraxis wesentliche Dienste geleistet.

III. Das Volksschulwesen von 1869 bis auf die Gegenwart.

α) Die Volks- und Bürgerschule.

Nachdem das langersehnte und mit aller Anstrengung erstrebte Volksschulgesetz mit dem 14. Mai 1869 in Kraft getreten war, entwickelten sowohl die Schulbehörden als auch die Commune eine rege und vielseitige Thätigkeit, um die grossartigen Reformen, welche hierdurch geboten waren, ins Leben zu rufen. Das k. k. Unterrichts-Ministerium erliess am 12. Juli 1869 Uebergangsbestimmungen zur Durchführung des neuen Gesetzes und stellte vorläufig auch das Lehrziel fest, das in dem Auge behalten werden solle. Genauere Bestimmungen wurden mittelst Verordnung vom 20. August 1870 durch die Schul- und Unterrichtsordnung getroffen. Der niederösterreichische Landtag beschloss Gesetze, die mit dem 5. April 1870 in Wirksamkeit traten, durch welche die Errichtung, Erhaltung und der Besuch an den öffentlichen Volksschulen und die Rechtsverhältnisse der Lehrer in Niederösterreich, speciell auch in Wien geregelt wurden, und richtete mit dem Gesetze vom 12. October 1870 die Schulaufsicht in diesem Kronlande ein. Darnach wurde der k. k. niederösterreichische Landesschulrath constituirt, in welchem auch drei von dem Gemeinderathe der Stadt Wien gewählte Mitglieder Sitz und Stimme erhielten. Die unmittelbare Aufsicht über die Schulen der einzelnen Bezirke übernahmen die Ortsschulräthe, die aus einer grösseren Anzahl von gewählten Mitgliedern bestehen, denen Vertreter des Lehrstandes und des Religionsunterrichtes beigegeben wurden. Das gesammte Volksschulwesen Wiens wurde unter die Aufsicht und Leitung des Bezirksschulrathes gestellt, an dessen Spitze der Bürgermeister steht, und in welchem ausser den Schulmännern und

den Vertretern der verschiedenen Confessionen gegenwärtig 15 von dem Gemeinderathe gewählte Mitglieder wirken.

An die Gemeinde Wien trat die Verpflichtung heran, die mit der Erweiterung der Schulpflicht und die hierdurch bedingte Vermehrung der Schulen und mit der Verbesserung des Diensteinkommens der Lehrer gesteigerten Kosten zu bestreiten, indem ihr als Gemeinde die Auslagen für Errichtung, Vergrösserung und Erhaltung der Schulen, als Schulbezirk die Bezüge des Lehrpersonales zufielen. Welch' grosse materielle Opfer die Wiener Gemeinde brachte, um die äusseren Bedingungen, welche für eine gedeihliche Entwickelung des Volksschulwesens erforderlich sind, zu beschaffen, wurde bereits früher auseinander gesetzt.

Aber auch an der inneren Um- und Ausgestaltung des Volksschulwesens arbeitete die Gemeinde im Vereine mit den staatlichen Behörden und der Lehrerschaft eifrig mit.

Schon im August 1869 entwarf die Schulsection des Gemeinderathes den Lehrplan für sechsclassige Volksschulen, der am 10. August im Plenum angenommen, mit Ministerial-Erlass vom 14. September 1869 genehmigt und mit Beginn des Schuljahres 1869/70 eingeführt wurde. In demselben wurde auf der Elementarstufe der Anschauungsunterricht eingeführt und die Schreiblesemethode empfohlen. In der dritten Classe begann der Unterricht in den Realien mit der Heimatskunde, die sich in der IV. Classe zur Vaterlandskunde erweiterte und auf der Oberstufe in der V. und VI. Classe in den naturkundlichen, geographischen und geschichtlichen Unterricht gliederte. Im naturkundlichen Unterrichte sollten auf dieser Stufe die bereits besprochenen Naturobjecte wiederholt, durch neue Repräsentanten vermehrt und in Gruppen zusammengestellt und eine genauere Kenntniss des menschlichen Körpers mit Hervorhebung der wichtigsten Sätze aus der Gesundheitslehre vermittelt werden. Ausserdem sollten die wichtigsten Naturerscheinungen und ihre Gesetze erklärt, und aus der Chemie dasjenige, was zum Verständniss für das häusliche Leben, das Gewerbe und die Landwirthschaft erforderlich ist, behandelt werden. Die Geometrie begann schon mit der Flächenberechnung in der III. Classe und schritt zur Berechnung der Oberflächen vierseitiger Prismen in der IV. Classe vor. Auf der Oberstufe trat sie mit dem Zeichenunterrichte, der schon in der IV. Classe mit dem Zeichnen geradliniger Figuren und Körper mittelst Zirkel und Lineal zu beginnen hatte, in der V. und VI. Classe auch als Freihandzeichen-Unterricht zur Darstellung

einfacher Körper nach der Natur oder nach Vorlagen führen sollte, in Verbindung und setzte die Darstellung räumlicher Gebilde und Gegenstände nach gegebenen verjüngten oder erweiterten Massstäben fort. Das Rechnen sollte als Kopf- und Zifferrechnen namentlich mit Rücksicht auf das praktische Leben behandelt und auf die Waaren-, Zeit-, Gewinn-, Verlust- und Gesellschafts-Rechnung, die wälsche Praktik und die Interessenrechnung, auf die wichtigsten Flächen- und Körperberechnungen und die Elemente der Buchführung erweitert werden. Gesang und Turnen wurden als obligate Gegenstände für alle Schulen, die weiblichen Handarbeiten und die Haushaltungskunde als solche für die Mädchenschulen erklärt. Der Religionsunterricht, welcher der Kirche und den Religionsgesellschaften überlassen wurde, sollte durch die kirchlichen Behörden festgestellt werden.

Durch das Volksschulgesetz vom Jahre 1869 wurde die **Bürgerschule** neu organisirt. Sie sollte »eine über das Lehrziel der allgemeinen Volksschule hinausreichende Bildung gewähren« und aus drei Jahrgängen bestehen, die auch als die letzten Jahrgänge einer nach acht Jahresstufen gegliederten Volksschule eingerichtet werden konnten. In ihnen sollte der Unterricht durch Fachlehrer ertheilt werden. In dem Ministerial-Erlass, welcher die Lehrpläne der Wiener Schulen genehmigte, sprach das Ministerium den Wunsch aus, dass die Gemeinde »Bürgerschulen« gründe. Dem entsprach letztere, indem schon im Jahre 1871 acht solcher Schulen (vier für Knaben und vier für Mädchen) eröffnet wurden, deren Zahl sich stetig mehrte. Sie traten an die Stelle der unselbständigen Unter-Realschulen und standen mit den Volksschulen in Verbindung, und darum erhielten sie den Namen »Volks- und Bürgerschulen«. Die Lehrpläne stellte das Ministerium im Anschlusse an die Schul- und Unterrichtsordnung vom Jahre 1870 bereits fest. Darnach wurden in den Bürgerschulen die Religion, die deutsche Sprache, die sich auch auf die Einführung in die deutsche Literatur zu erstrecken hatte, die Geographie und Geschichte, die Naturgeschichte und Naturlehre, die Arithmetik, die Geometrie und das geometrische Zeichnen, das Freihandzeichnen, Singen und Turnen und für Mädchen die weiblichen Handarbeiten und die Haushaltungskunde als obligate Gegenstände, die französische Sprache als unobligat gelehrt.

In demselben Jahre, in welchem die Wiener Weltausstellung den Erfolg der durch Hofrath R. v. Eitelberger geleiteten Kunstgewerbeschule des Museums für Kunst- und Industrie zur allgemeinen

Kenntniss brachte, erliess das Ministerium nicht ohne Einfluss dieses um die Entwickelung der heimischen Kunst hochverdienten Mannes am 9. August 1873 eine Verordnung, durch welche der Zeichenunterricht an den Volks- und Bürgerschulen vollständig umgestaltet wurde. Unter Berücksichtigung dieser Verordnung und mit Verwerthung der bisherigen Erfahrungen wurden mit Ministerial-Verordnung vom 18. Mai 1874 neue Lehrpläne für Volks- und Bürgerschulen verfasst, welche in Folge des Beschlusses des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 25. November 1874 auch in den Wiener Schulen eingeführt wurden. Im Wesentlichen blieb der Unterrichtsstoff gegenüber den früheren Plänen unverändert. Doch fand eine zweckmässigere Vertheilung desselben statt. Die Haushaltungskunde wurde als besonderer Lehrgegenstand der Mädchenschulen ausgeschieden.

Seitdem blieb die Organisation der Wiener Schulen durch ein Decennium ungeändert. Als die Schulgesetz-Novelle vom 2. Mai 1883 erschien, wurden in den Wiener Schulen einzelne durchgreifende Aenderungen nothwendig. Durch den § 48 dieser Novelle war es geboten, bei den Schulleiterstellen die Religion des Bewerbers zu berücksichtigen, weshalb bei der Ausschreibung für die Oberlehrerstelle im II. Bezirk, Sperlgasse, zum ersten Male die Befähigung zur Ertheilung des israelitischen Religionsunterrichtes verlangt wurde. Vor Allem aber glaubte der Gemeinderath der Novelle auch in der Richtung Rechnung tragen zu sollen, dass er die Bürgerschulen von den Volksschulen loslöste und als besondere Anstalten organisirte. Es wurde demnach am 13. Juni 1884 eine räumliche Trennung der Volks- und Bürgerschulen beschlossen, und die Schulen wurden in fünfclassige Volks- und dreiclassige Bürgerschulen gegliedert.

In Durchführung der Novelle und der durch dieselbe gestatteten Schulbesuchs-Erleichterungen nahm der Bezirksschulrath in Wien vom 24. October 1883 für die Kinder, die auf solche Erleichterungen Anspruch erheben, einen regelmässigen Besuch während des ganzen siebenten Schuljahres und einen wöchentlich dreistündigen Unterricht während des Winters im achten Schuljahre in Aussicht. Der k. k. niederösterreichische Landesschulrath genehmigte diesen Beschluss mit Decret vom 1. October 1884 und erliess gleichzeitig einen Lehrplan für den Unterricht solcher Schulen im letzten Schuljahre; der sich auf die Religion, die deutsche Sprache, das Rechnen und die geometrische Formenlehre, die Naturkunde, die Geographie und Geschichte, das Schreiben und das Zeichnen erstreckt. Zu diesem

Zwecke errichtete der Gemeinderath durch Beschluss vom 6. November 1884 im Gemeindegebiete sechs Sammelclassen, und zwar drei für Knaben und drei für Mädchen, welche Schulbesuchs-Erleichterungen geniessen.

Die Novelle rief manche Aenderungen im Lehrplane der Bürgerschule hervor, welche mit Verordnung des Unterrichts-Ministeriums vom 8. Juni 1883 im Allgemeinen bestimmt und mit Ministerial-Erlass vom 1. April 1884 in detaillirten Lehrplänen für die verschiedenen Zwecke, denen diese Schulen dienen sollen, kundgemacht wurden. Mit Rücksicht auf diese Lehrpläne wurden vom Wiener Bezirksschulrathe für die Wiener Bürgerschulen besondere Lehrpläne ausgearbeitet, welche mit Erlass des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 23. April 1884 eingeführt wurden. Darnach sind die Knaben-Bürgerschulen als solche mit »gewerblicher Richtung«, die Mädchen-Bürgerschulen als solche mit »bürgerlich-gewerblicher Richtung« eingerichtet. Mit den Aenderungen im Lehrplane der Bürgerschule war auch eine Revision des Lehrplanes der fünfclassigen Volksschule, des Unterbaues für die Bürgerschule, erforderlich. Die hierüber von dem Wiener Bezirksschulrathe vorgelegten Entwürfe erhielten mit Beschluss des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 11. Juni 1884 die Bestätigung.

Seit dem Schuljahre 1884/85 wird nach diesen Lehrplänen, welche gegenüber den früheren zwar mancherlei Aenderungen im Einzelnen und in der Vertheilung des Unterrichtsstoffes aufweisen, aber im Ganzen an den Lehrzielen der Volksschulgesetze vom Jahre 1869 festhalten, der Unterricht in den Wiener Volks- und Bürgerschulen ertheilt. Die einzige wesentliche Aenderung ist die Ausscheidung des Turnens aus der Reihe der obligaten Gegenstände der Mädchenschulen.

Mit dem durch das Gesetz vom Jahre 1869 geänderten und erhöhten Lehrziele der Volks- und Bürgerschulen war auch die Herbeischaffung von Lehrbüchern und Lehrmitteln, welche diesen Lehrzielen entsprechen, geboten. Dadurch, dass das Privilegium des Schulbücher-Verlages, ausschliesslich die für Volksschulen erforderlichen Lehrbücher herauszugeben, aufgehoben wurde, war die freie Concurrenz auf diesem Gebiete eröffnet. Diese fand auch dadurch eine Förderung, dass die Lehrbücher und Lehrmittel zwar der Approbation des k. k. Unterrichts-Ministeriums bedurften, aber für Volksschulen vom Bezirksschulrathe, für Bürgerschulen von der Local-Lehrer-Conferenz vorgeschlagen werden konnten. Die Folge der freien Con-

currenz war, dass die österreichischen Schulmänner sich beeilten, zweckentsprechende Schulbücher und Lehrmittel zu schaffen. Namentlich erschienen seit dem Jahre 1869 zahlreiche »Fibeln« und »Lesebücher« sowohl für die Stadt- als auch für die Landschulen; aber auch fürs Rechnen, für die Geometrie und für die Realien wurden zahlreiche Lehrbücher speciell von Wiener Schulmännern verfasst. Desgleichen bemühte sich die Wiener Lehrerwelt in Verbindung mit Industriellen, Bilder für den Anschauungsunterricht, Schulatlanten und Wandkarten, Tafeln und Apparate für den Unterricht in der Naturkunde, Vorlagen und Modelle für den Zeichenunterricht herauszugeben, um hierdurch dem Unterrichte die einzig richtige Grundlage, die Anschauung, zu geben.

Auch der k. k. Schulbücher-Verlag betheiligte sich an dem Wetteifer zur Schaffung guter Lehrtexte. Im Jahre 1875 wurde eine Commission im Ministerium unter dem Vorsitze des jetzigen Hofrathes Dr. G. Ritter von Ullrich zusammenberufen, welche die Volksschullesebücher zu bearbeiten hatte. Diese gestaltete die bisher im Schulbücher-Verlage erschienenen Lesebücher vollständig um. Es erschien die Fibel in der Bearbeitung von J. Vogl und Branky, ein dreitheiliges Lesebuch für die nieder organisirten Schulen, dessen erster Theil die obige Fibel bildet, dessen zweiter und dritter Theil von Zeynek, Dr. J. Mich und A. Steuer bearbeitet wurde, ein fünftheiliges und ein achttheiliges Lesebuch, an denen ausser Dr. Ullrich und Branky auch W. Ernst gearbeitet hatte. Von denselben Verfassern rührt auch das dreitheilige Lesebuch für Bürgerschulen her. Diese unter der Aegide des Unterrichts-Ministeriums erschienenen Lesebücher haben die meisten anderen aus dem Gebrauche verdrängt. Gegenwärtig beschäftigt sich neuerdings eine Commission im Ministerium mit der Revision dieser Bücher.

Die Wiener Gemeinde hat auf die Verfassung der Lesebücher und auf die Verfertigung von Lehrmitteln keinerlei Einfluss nehmen können, aber sie sorgte und sorgt dafür, dass die Schulen die erforderlichen Lehrbücher und Lehrmittel besitzen und dass diejenigen Kinder, deren Eltern nicht in der Lage sind, sie mit den für einen gedeihlichen Unterricht erforderlichen Büchern, Lehrmitteln und Materialien zu versehen, dieselben unentgeltlich erhalten. Durch die mit Beschluss vom 18. Juni 1872 erfolgte Gründung einer permanenten Lehrmittelausstellung, die im October 1874 in der Westbahnstrasse 25 eröffnet und im laufenden Schuljahre in das aufgelassene Rathhausgebäude verlegt wurde, bietet sie den

Lehrern Gelegenheit, neue Lehrmittel kennen zu lernen, den Industriellen, ihre Erzeugnisse bekannt zu machen. Auch entsprach sie den gesetzlichen Forderungen, indem sie zur Fortbildung der Schuljugend an den einzelnen Schulen »Schulbibliotheken« errichtete.

β. Wiederholungs- und Fortbildungsschulen.

Mit der achtjährigen Schulpflicht wurde die Wiederholungsschule überflüssig, da die Kinder bis zum 14. Lebensjahre schulpflichtig wurden. Deshalb wurden diese Schulen im Jahre 1872 geschlossen.

Doch zeigte die Erfahrung, dass Kinder, welche ihrer Schulpflicht genügt hatten, trotzdem den Anforderungen, welche in den gewerblichen Fortbildungsschulen, die sie zur Erweiterung ihrer Bildung besuchen sollen, nicht entsprachen. Theilweise ist der mangelhafte Unterricht, den sie vielleicht in Folge schlechten Schulbesuches oder unzureichender geistiger Fähigkeiten genossen hatten, theilweise die ungenügende oder gänzlich mangelnde Kenntniss der deutschen Sprache an diesem Umstande schuld. Um solche Lehrlinge zur Aufnahme in die gewerblichen Fortbildungsschulen, deren später gedacht werden wird, vorzubereiten, wurden im Jahre 1873 von der Gewerbeschul-Commission im Sinne des Landesgesetzes vom 3. März 1873 gewerbliche Vorbereitungscurse eingeführt, welche als Pflichtschulen an die Stelle der früheren Wiederholungsschulen traten. Sie gliedern sich in zwei Classen und sind in den städtischen Schulen untergebracht. Der Unterricht wird wöchentlich in sieben Stunden von den städtischen Lehrern ertheilt.

Hier ist es wohl am Platze, eines Vereines zu gedenken, dessen Aufgabe es ist zu verhindern, dass die deutschen Kinder in fremdsprachigen Ländern ihrer Muttersprache verlustig werden und dass sich die bedeutenden Kosten für die Vorbereitungscurse, welche der Wiener Bevölkerung zufallen, stetig steigern. Der **deutsche Schulverein**, der in Wien (1880) gegründet wurde und daselbst auch seinen Vorstand hat, gehört, obgleich seine Wirksamkeit ausserhalb Wiens sich erstreckt, doch gewiss auch zu den hervorragendsten Factoren auf dem Gebiete der Schule unserer Residenzstadt. So wie diese, durch Jahrhunderte die Reichshauptstadt Oesterreichs, den patriotischen altösterreichischen Geist bewahrt hat, ihn hegt und pflegt, so pflegt der deutsche Schulverein fern von jeder politischen Thätigkeit die deutsche Sprache und damit ein wichtiges, den österreichischen Staat einigendes Band. Damit erklärt es sich, dass Wien die Wiege dieses

Vereines ist, der bis Ende 1887 mehr als anderthalb Millionen Gulden für deutsches Schulwesen und deutschen Unterricht verausgabte und gegenwärtig 37 Vereinsschulen mit 94 Abtheilungen und 52 Vereins-Kindergärten mit 66 Abtheilungen mit einem jährlichen Kostenaufwande von 122.460 fl. erhält und ausserdem 83.750 fl. als Unterstützungen für andere Schulen verwendet. Der altösterreichische Geist Wiens bekundet sich auch darin, dass von 120.000 Mitgliedern des Vereines auf Wien allein 12.500, die sich auf zwanzig Ortsgruppen vertheilen, entfallen.

γ. Die Bildung und Fortbildung der Lehrer.

Gleichzeitig mit der Organisation der Volks- und Bürgerschulen erfuhren auch die Lehrerbildungs-Anstalten eine durchgreifende, dem erhöhten Stande der Volksschulen entsprechende Umgestaltung. Mit dem Gesetze vom 14. Mai 1869 wurden die Grundzüge hierzu entworfen. Darnach sollten sowohl Lehrer- als auch Lehrerinnen-Bildungsanstalten mit vier Jahrescursen eingerichtet und mit Uebungs- und Musterschulen, die Lehrerinnen-Bildungsanstalten auch mit einem Kindergarten in Verbindung gesetzt werden. Der Unterricht sollte sich neben der Pädagogik auf alle an den Bürgerschulen zu lehrenden Gegenstände, ausserdem bei den männlichen Zöglingen auf die Landwirthschaftslehre und Musik, bei den weiblichen auch auf fremde Sprachen erstrecken. Am Schlusse des vierten Jahrganges haben sich die Zöglinge einer Reifeprüfung aus allen gelernten Gegenständen zu unterziehen, die zur Anstellung als Unterlehrer oder provisorischer Lehrer berechtigt. Zur definitiven Anstellung als Lehrer ist ein Lehrbefähigungs-Zeugniss erforderlich, das durch eine Prüfung vor einer besonderen Commission zu erwerben ist. Zur Durchführung dieses Gesetzes wurden die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten vorerst mit Ministerial-Verordnung vom 12. Juli 1869 auf drei Jahre erweitert, mit dem Jahre 1872/73 sollten sie als vierjährige Anstalten eingerichtet werden. Dieselbe Ministerial-Verordnung traf auch Bestimmungen über den Director, den Lehrkörper, die Schüler, die Prüfungen, die Uebungsschulen und die Lehrmittel und organisirte besondere Bildungscurse für Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten. Ein Jahr darnach wurden mit Ministerial-Verordnung vom 19. Juli 1870 detaillirte Lehrpläne für die Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten vorgeschrieben. Für die männlichen Zöglinge wurde in der Musik der Gesang und das Violinspiel als obligat, das Clavier- und Orgelspiel als unobligat erklärt; für die weiblichen Zöglinge

erscheint die französische Sprache, der Gesang und das Clavierspiel unter den obligaten, die englische Sprache als nicht obligater Gegenstand.

Es galt nunmehr die neue Organisation an den Wiener Anstalten einzuführen. Dies an der k. k. Lehrer-Bildungsanstalt bei St. Anna zu thun, wurde Theodor Vernaleken, der schon in den fünfziger Jahren an der Verbesserung der Volksschule gearbeitet hatte, ausersehen. Im März 1870 übernahm er die Direction der Anstalt und lenkte sie in die neuen Bahnen ein. — Die Ursulinerinnen konnten den gesetzlichen Anforderungen nicht entsprechen; deshalb gaben sie die Fortführung ihrer Lehrerinnen-Bildungsanstalt auf. Das bewog das Ministerium, sofort eine k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt ins Leben zu rufen, die noch im Herbste 1869 an der k. k. Mädchenschule in der Bäckerstrasse errichtet ward. Zum Leiter der Anstalt, welche vorläufig zwei Classen umfasste, wurde Robert Niedergesäss ernannt. Aus den engen Räumen übersiedelte sie bald nach dem St. Annagebäude in der Johannesgasse.

Doch nur ungern verschmerzten die Ursulinerinnen ihre so lange fortgeführte Präparandie. Sie traten in Unterhandlungen mit der Regierung und mit einzelnen Mitgliedern des Lehrkörpers der staatlichen Lehrer-Bildungsanstalt. Nachdem sie den Hauptlehrer dieser Anstalt, J. Hofer, zur Leitung gewonnen hatten, eröffneten sie im Jahre 1871 eine nach den neuen Gesetzen eingerichtete Privat-Lehrerinnen-Bildungsanstalt, welche später das Oeffentlichkeitsrecht erhielt.

Als das Ministerium die staatliche Lehrerinnen-Bildungsanstalt eröffnete, drängte sich die Frage auf, ob das k. k. Civil-Mädchen-Pensionat nicht aufgelassen und der Aufwand dafür in Stipendien verwandelt werden sollte. Es wurden darüber langwierige Unterhandlungen bei der Statthalterei, dem Landesausschusse und im Ministerium geführt. Schliesslich wurde die Anstalt, deren Protectorat im Jahre 1872 Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth huldvollst übernommen hatte, als Internat belassen, doch zufolge den Anträgen des damaligen Landes-Schulinspectors Dr. Georg Ritter von Ullrich nach dem Statut für Lehrerinnen-Bildungsanstalten organisirt. Schon im Herbste 1874 konnte der Unterricht nach dem neuen Lehrplane ertheilt werden. Am 25. November 1875 genehmigte Se. Majestät das neue Statut, demzufolge das Pensionat als Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit einer fünfclassigen Uebungsschule eingerichtet ward. Die fünfclassige Uebungsschule hat nur externe Schülerinnen. Die Pensio-

närinnen treten in den Vorbereitungscurs der Lehrerinnen-Bildungsanstalt ein, in welchem sie zwei Jahre zubringen, um dann durch vier Jahre den Bildungscurs zu besuchen. Bei der Erweiterung der Anstalt wurde auch eine Vermehrung der Räumlichkeiten nothwendig. Deshalb wurde gleichzeitig mit dem neuen Statute von Sr. Majestät der Zu- und Erweiterungsbau genehmigt der in den Jahren 1877/78 zur Ausführung gelangte. Im Jahre 1878 fanden zum ersten Male auch in dem Lehrerinnen-Bildungscurse externe Zöglinge Aufnahme, und es konnte die Uebungsschule mit der ersten Classe eröffnet werden. Seit dem Jahre 1882 besitzt die Anstalt alle systemisirten Classen.

Das Statut, nach welchem das Civil-Mädchen-Pensionat eingerichtet wurde und noch zum Theile eingerichtet ist, führte das Ministerium durch Verordnung vom 26. Mai 1874 als »Organisations-Statut der Bildungsanstalten für Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen Volksschulen in Oesterreich« ein. Es wurde hierdurch das, was bereits in den Verordnungen der Jahre 1869 und 1870 bestimmt war, genauer ausgeführt und Manches in Folge der gemachten Erfahrungen abgeändert. Um den Uebergang von der Volks- und Bürgerschule zu den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten zu erleichtern, wurde die Errichtung von Vorbereitungscursen gestattet und für diese Curse ein Lehrplan vorgeschrieben. Die pädagogischen Disciplinen fanden eine bessere Vertheilung. Während früher nur Anthropologie, Logik und die Pädagogik in geschichtlicher Darstellung als Lehrstoff der II. und III. Classe vorgeschrieben waren, wurde nunmehr dem zweiten Jahrgange die Erziehungslehre in Verbindung mit psychologischen Belehrungen, dem dritten Jahrgange die Unterrichtslehre, der als Einleitung die Behandlung der logischen Verhältnisse dienen soll, und dem vierten Jahrgange die Geschichte der Pädagogik als Lehrstoff zugewiesen. Das Hospitiren und die Lehrübungen wurden genauer geregelt; der Lehrstoff in der Mathematik für die männlichen Zöglinge durch die Trigonometrie erweitert, in den Realien anders vertheilt. Das Clavierspiel und die französische Sprache wurden aus den obligaten Lehrgegenständen ausgeschieden, der Unterricht in der Haushaltungskunde aufgelassen. Durch dieses Statut erhielten die österreichischen Lehrer und Lehrerinnen-Bildungsanstalten eine solche Einrichtung, dass sie eine tüchtige, selbst den gesteigerten Anforderungen der Neuschule entsprechende Lehrerschaft heranbilden konnten. Sie traten würdig an die Seite der Lehrerseminare in den deutschen Ländern, die zu den besten ihrer Art zählen.

In dieser Organisation verblieben die Wiener Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten fast ein Decennium lang. Die Regierung war darauf bedacht, die äusseren Bedingungen der von ihr erhaltenen Anstalten in Wien zu bessern. Das alte Jesuiten-Collegium von St. Anna, das die k. k. Lehrer- und die k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalt in seinen Räumen barg, entsprach nicht den Anforderungen, welche heutzutage an Schullocalitäten gestellt werden. Darum wurde zuerst 1876 für die Lehrer-Bildungsanstalt ein neues Gebäude in der Geusaugasse auf der Landstrasse gebaut und ihr auch ein Garten als Versuchsfeld für den landwirthschaftlichen Unterricht zur Verfügung gestellt, im Jahre 1885 bezog auch die Lehrerinnen-Bildungsanstalt ein neues zweckmässig eingerichtetes Gebäude, das der Staat zwischen der Hegel- und Schellinggasse mit nicht geringem Aufwande aufgeführt hatte.

Eine Aenderung trat in der Organisation der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten in Folge der Novelle vom 2. Mai 1883 ein. Mit Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 wurde deshalb ein neues Statut für diese Anstalten erlassen. Die wesentlichste Abweichung von dem früheren Statute besteht darin, dass in dem vierten Jahrgange nur die Methode der einzelnen Lehrfächer aufgenommen, der sachliche Unterricht dagegen ausgeschieden wurde, wodurch eine Verschiebung, aber auch zugleich eine Reduction des Unterrichtsstoffes hervorgerufen ward. So wurde in der Mathematik die Trigonometrie ausgeschieden, der Unterricht in der allgemeinen Geschichte von sechs auf vier, in der Naturgeschichte von sieben auf sechs, in der Physik von neun auf sieben Stunden reducirt. Eine wesentliche Erweiterung erhielt der Musikunterricht an Lehrer-Bildungsanstalten, indem in den zwei unteren Jahrgängen das Clavier-, in den zwei oberen das Orgelspiel als obligater Lehrgegenstand eingeführt ward. Hierin, sowie in dem Betonen der vorhandenen Lehrpläne, Erlässe, Verordnungen und Gesetze bei dem methodischen Unterrichte zeigt sich jene Zeitströmung, die weniger auf das Wissen, als auf das praktische Geschick Gewicht legt.

Je höher und rascher die Bildung fortschreitet, desto grösser wird das Bedürfniss nach **Fortbildung** derjenigen, welche diese Bildung in ihren Elementen zu vermitteln haben. Von dieser Erkenntniss durchdrungen, hat die Regierung im Gesetze vom 14. Mai 1869 einen eigenen Abschnitt über die Fortbildung der Lehrer aufgenommen. Darin werden als Förderungsmittel für diesen Zweck »Schulzeitschriften, Lehrerbibliotheken, periodische Con-

ferenzen und Fortbildungscurse« namhaft gemacht. Jedenfalls sind die zuletzt erwähnten Curse insbesondere geeignet, eine allseitige gründliche Fortbildung zu gewähren. Die Regierung hat mit Ministerial-Verordnung vom 6. April 1870 die Errichtung solcher Curse während der Ferien in der Dauer von vier bis acht Wochen an den Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten in Aussicht genommen.

In Wien erschienen sie überflüssig, weil das Pädagogium der Commune in weit besserer und umfassenderer Weise für diesen Zweck wirkte. Da jedoch in Folge der neuen Einrichtung der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten sich Reformen an dieser Anstalt als wünschenswerth herausstellten, so wurde im Jahre 1882 eine »Reorganisation« derselben vorgenommen, welche das Ministerium mit Erlass vom 21. September 1882 genehmigte. Die wesentlichste Aenderung bestand darin, dass das Pädagogium auf vier Jahrescurse erweitert wurde, von denen zwei der methodischen Fortbildung, welche mit Lehrübungen und pädagogischen Conferenzen verbunden ist, zwei der wissenschaftlichen zu dienen haben. Erstere erfüllen gleichzeitig den Zweck, auf die Lehrbefähigungsprüfung für allgemeine Volksschulen, letztere auch den auf die Lehrbefähigungsprüfung für Bürgerschulen vorzubereiten. Mit Rücksicht darauf gliedert sich auch der wissenschaftliche Curs nach den drei bei diesen Prüfungen festgestellten Gruppen, in eine sprachliche, naturwissenschaftliche und mathematisch-technische Abtheilung. Auch insofern trat eine Aenderung in der bisherigen Einrichtung ein, als für den methodischen Unterricht und die Schulpraxis nicht wie früher ein Ordinarius, sondern mehrere dem Lehrkörper der Uebungsschule entnommene Lehrkräfte herangezogen wurden. Im Herbste 1882 wurde der neue Lehrplan durchgeführt, und seitdem trat keine wesentliche Aenderung in demselben ein. Der zahlreiche Zuspruch, den das Pädagogium von Seite der Lehrerschaft Wiens und der Umgebung findet, zeigt, dass durch dasselbe einem bestehenden Bedürfnisse Rechnung getragen wird. Er ist auch ein deutlicher Beweis dafür, dass in der Lehrerschaft ein reges Streben nach Fortbildung sich geltend macht.

Die Regierung trug sich bei Erlassung des Volksschulgesetzes mit dem Gedanken, an den Universitäten oder technischen Hochschulen pädagogische Seminarien zu errichten, an welchen auch Lehrer der Volksschulen eine umfassende Ausbildung erlangen könnten; doch eine im Jahre 1871 einberufene Enquête, der Sectionschef Czedik, Ministerialrath Ficker, Masius und Ziller aus Leipzig, Stoy aus Heidel-

berg und Dittes aus Wien beigezogen wurden, wies den Plan zurück. Deshalb wurde in der Schulnovelle vom Jahre 1883 der auf diese pädagogischen Seminare bezügliche Passus des Schulgesetzes dahin abgeändert, dass das Ministerium zur weiteren Ausbildung für den Lehrerberuf, insbesondere in den Lehrgegenständen der Bürgerschule besondere Lehrcurse einrichten werde. Solche Curse erwiesen sich als nothwendig, weil das Niveau der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten so herabgesetzt wurde, dass die an ihnen gebildeten Zöglinge sich anderweitig die für die Bürgerschul-Lehramtsprüfung erforderlichen Kenntnisse verschaffen müssen. Zur Durchführung dieser Bestimmung wurde ein Statut solcher Bürgerschul-Lehrercurse mit Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 erlassen. Aber da in Wien das Pädagogium die Aufgabe, welche diese Curse haben, in mehr als ausreichender Weise löst, so wurde von ihrer Errichtung für Wien durch die Regierung Umgang genommen.

Neben den Fortbildungscursen werden die **Conferenzen** von dem Schulgesetze als Förderungsmittel der Fortbildung bezeichnet. Die Localconferenzen an den einzelnen Anstalten hatten sich bereits in der früheren Periode als ein unentbehrlicher Bestandtheil in den Organismus der Schulen eingeleibt. Durch die neuen Schulgesetze wurden Bezirks- und Landes-Lehrerconferenzen eingeführt, die unter der Leitung der betreffenden Inspectoren stattzufinden haben. Erstere finden seit dem Jahre 1869 jedes Jahr gewöhnlich gegen Schluss des Schuljahres in allen Bezirken der Gemeinde Wien statt. Die erste Landes-Lehrerconferenz, zu der Abgeordnete der Bezirksconferenzen sich versammeln, wurde in Wien im September 1874 unter dem Vorsitze des Landes-Schulinspectors Dr. Ullrich abgehalten. Nach dem früheren Gesetze sollte alle drei Jahre eine solche Conferenz stattfinden, die Novelle vom Jahre 1883 erweiterte den Zeitraum auf sechs Jahre.

Durch die mittelst Ministerial-Verordnung vom 8. Mai 1883 erlassenen Durchführungs-Bestimmungen zur Novelle wurden auch besondere Bürgerschullehrer-Conferenzen eingeführt, in welchen die speciellen Angelegenheiten der Bürgerschulen zur Berathung kommen. Seit dem Jahre 1884 finden in Wien alljährlich solche Versammlungen statt.

In diesen Conferenzen sollen nicht blos alle auf die innere und äussere Einrichtung der Schulen bezüglichen Angelegenheiten zur Besprechung kommen, sondern es soll in ihnen »ganz besonders durch Vorträge wissenschaftlichen und pädagogischen Inhalts, durch

Vorführung des praktischen Lehrverfahrens in bestimmten Unterrichtsgegenständen und durch Ausstellung von Lehrmitteln die Fortbildung der Lehrer angestrebt werden«.

Nicht weniger als die officiellen Conferenzen fördern auch die privaten Versammlungen der Lehrerschaft ihren Fortschritt und ihre berufliche Thätigkeit. Unter ihnen ist zunächst der neunzehnten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu gedenken, welche in den Pfingstfeiertagen (8. bis 10. Mai) des Jahres 1870 in Wien tagte und aus allen Theilen Oesterreichs und Deutschlands beschickt wurde. Hauptsächlich beschäftigte sich diese Versammlung mit der Lehrerbildung und dem Religionsunterrichte. — Den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen reihen sich nach der Zahl der Theilnehmer zunächst die allgemeinen österreichischen Lehrertage an. Der sechste und siebente dieser Tage wurde in Wien in den Jahren 1874 und 1879 abgehalten. Bei dem letzten wurde der Beschluss gefasst, einen allgemeinen österreichischen Lehrerbund zu gründen. Aber im selben Jahre trat der Wechsel im Regierungssystem ein, durch welchen der Gegensatz zwischen den Nationalitäten verschärft wurde. Deshalb schlossen im Jahre 1882 zu Reichenberg die allgemeinen österreichischen Lehrertage ihren Bestand ab, und es wurde ein deutsch-österreichischer Lehrerbund (1884) mit dem Sitze in Wien begründet. Durch diesen werden deutsch-österreichische Lehrertage zusammengerufen. Der erste deutsch-österreichische Lehrertag wurde in Troppau im Jahre 1884 abgehalten, der zweite fand während der Ferien des Jahres 1886 in Wien statt und beschäftigte sich insbesondere mit der Schulzucht.

Auf Niederösterreich beschränkt sich der niederösterreichische Landes-Lehrerverein, welcher schon 1870 entstand und in Wien seinen Vorstand hat. Auch seine Versammlungen erfreuen sich reger Theilnahme und wirken fördernd auf das Schulwesen im Allgemeinen und speciell auf das der Stadt Wien, der die meisten Mitglieder dieses Vereines angehören.

Die regelmässigen Versammlungen werden in der Regel durch Vereine zusammenberufen, hängen also mit dem Vereinsleben zusammen. Auf diesem Gebiete ist namentlich seit dem Anfange der siebziger Jahre eine rege Entwickelung bemerkbar. Schon im Jahre 1870 constituirte sich der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen, der neben der Vertretung der Interessen seiner Mitglieder und ihrer Fortbildung auch die Gründung des »Heims«, einer Pension für stellenlose und eines Asyls für erwerbsunfähige Lehrerinnen und Er-

zieherinnen sich zur Aufgabe macht und sich für diese wohlthätige Einrichtung des Protectorates Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Valerie erfreut. Von den früheren Vereinen verschwand der »Erziehungsverein«. Dagegen blühte der Verein »Volksschule« und wurde selbst von der Regierung mit Gutachten über Schulfragen betraut. Eine Schwächung erfuhr der Verein, als innerhalb seiner Mitglieder sich ein Gegensatz zwischen Volks- und Bürgerschullehrern ausbildete. Dies führte 1876 zur Begründung eines eigenen Vereines »Bürgerschule«. Ausserdem entstanden im II., III., VIII., IX. und X. Bezirke besondere Lehrervereine. Auch ist der »Wiener pädagogischen Gesellschaft« zu gedenken, welche sich durch ihre Jahrbücher selbst ausserhalb der Grenzen des Vaterlandes Anerkennung erwarb.

Die Vereine tragen nicht nur durch ihre Versammlungen zur Förderung der Lehrerschaft und des Schulwesens bei, sondern sie sind mitunter auch Herausgeber von **Zeitschriften**, welche die Regierung auch unter die Fortbildungsmittel der Lehrer eingereiht hat. So gibt der Verein »Volksschule« ein gleichnamiges Blatt heraus, das sich bis auf die Gegenwart eines grossen Leserkreises erfreut. Auch der Verein »Bürgerschule« schuf eine unter seinem Namen erscheinende Zeitung, welche die Interessen der Bürgerschullehrer zu wahren bestimmt ist. Von den Zeitungen der früheren Periode her behaupteten sich der »Oesterreichische Schulbote«, welcher aber seinen officiellen Charakter einbüsste, und die »Freien pädagogischen Bätter«. Neu erstanden die »Christlich-pädagogischen Blätter«, die P. Pannholzer redigirt, und im Jahre 1884 »Schule und Haus«, eine Zeitschrift, durch welche die Herausgeber Eichler und Jordan die Verbindung zwischen den auf die Erziehung der Kinder massgebenden Factoren inniger gestalten wollen. In jüngster Zeit (1887) begann der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen »Mittheilungen« zu publiciren, und mit Beginn des Jahres 1888 erschien als Organ des niederösterreichischen Landes-Lehrervereines die »Niederösterreichische Schulzeitung« unter der Leitung des Vorstandes K. Huber.

Neben dem bildenden Worte trägt die Lectüre von gediegenen Werken am meisten zur Fortbildung der Lehrer bei. Darum hat das Reichsschulgesetz angeordnet, dass in jedem Schulbezirke **eine Lehrerbibliothek** anzulegen sei, welche von einer durch die Bezirks-Lehrerconferenz gewählten Commission verwaltet werden solle. Diese Forderung führte das Ministerium durch, indem es mit Erlass vom

15. December 1871 eine eigene Ordnung für die Bezirks-Lehrerbibliotheken erliess. In Wien wurden in Folge dessen in allen Bezirken Lehrerbibliotheken errichtet, und die Gemeinde gewährte Dotationen zur Gründung, Erhaltung und Erweiterung derselben. Am Schlusse des Schuljahres 1885/86 zählte man in allen zehn Bezirks-Lehrerbibliotheken ausser den Broschüren, Karten, Vorlage- und Bilderwerken etc. 4680 Bände. Doch wurden die Bücher aus diesen Bibliotheken nicht viel benützt, einerseits weil die Art und Weise der Benützung umständlich ist, andererseits weil bei der grösseren Zahl der Bibliotheken der Vorrath an Büchern kein bedeutender sein kann. Deshalb tauchte schon vor mehreren Jahren der Plan auf, die zehn Bibliotheken, in eine allgemeine Bezirksbibliothek zu vereinigen. Ob diese stärker in Anspruch genommen würde, als dies bisher mit den getrennten Büchersammlungen der Fall ist, erscheint zweifelhaft.

Eine weit ausgiebigere Verwendung finden die Local-Lehrerbibliotheken, die an jeder Schule vorhanden sind. Dergleichen Bibliotheken bestanden schon in früherer Zeit. Schon im Jahre 1856 erliess die Regierung Vorschriften über die Wahl der Bücher für dergleichen Bibliotheken. Die Gemeinde sorgte für die Begründung neuer und die Erweiterung der vorhandenen Bibliotheken an den einzelnen Schulen; im Jahre 1884 zählten dieselben 56.731 Bände, die gewiss schon auf 60.000 gestiegen sein dürften.

Es ist demnach der Lehrerschaft in allen Richtungen Gelegenheit zur Fortbildung geboten. An ihr ist es, diese Gelegenheit zu nützen. Um ihr dies zur Pflicht zu machen, hat schon im Jahre 1857 (Erlass vom 23. November), wie früher (pag. 33) erwähnt wurde, das Ministerium die Einführung einer **Lehrbefähigungsprüfung** befürwortet. Durch das Gesetz vom Jahre 1869 wurde ausdrücklich neben dem Reifezeugniss, das am Schlusse der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten erworben wird, zur definitiven Anstellung das Lehrbefähigungs-Zeugniss gefordert, das nach einem praktischen Schuldienste von zwei Jahren durch eine Prüfung vor besonders eingesetzten Commissionen erlangt werden kann. Schon mit Ministerial-Verordnung vom 15. November 1869 wurden viele solcher Commissionen darunter auch eine in Wien errichtet. Durch Ministerial-Verordnung vom 5. April 1872 erfolgten neuen Vorschriften für die Prüfungen der Lehrer an Volks- und Bürgerschulen, welche in der Hauptsache noch heutzutage gelten. Die Ministerial-Verordnung vom 31. Juli 1886 hat Einzelnes geändert, namentlich die Erwerbung

der Lehrbefähigung für Bürgerschulen davon abhängig gemacht, dass der Candidat oder die Candidatin schon die Befähigung für Volksschulen erworben hat und wenigstens drei Jahre im praktischen Schuldienste steht. Durch diese Prüfungen sind die aus den Bildungsanstalten abgehenden Zöglinge verhalten, auf ihre Fortbildung Aufmerksamkeit und Mühe zu verwenden.

Wenn wir zurückblicken auf die Entwickelung, welche das Volksschulwesen durch 40 Jahre nahm, so drängt sich uns der ungeheure Fortschritt auf, der in diesem Zeitraum erzielt wurde. Früher wurde die grösste Zahl der Kinder in zweiclassigen Schulen nothdürftig unterrichtet und kaum in die Elemente der Religion, des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeführt. Jetzt lernt die Jugend in achtclassigen Anstalten nicht blos die Elementargegenstände in einem bedeutend erweiterten Umfange, sondern auch noch viele andere fürs Leben wichtige Kenntnisse und Fertigkeiten. Früher waren die Schulzimmer, in denen die männliche und weibliche Jugend zusammengepfercht sitzen musste, Marterstuben, welche der durch seine niedrige sociale Stellung verbitterte, zum Sclaven herabgewürdigte Gehilfe mit der Ruthe und dem Stocke beherrschte. Jetzt eilt die Jugend vergnügt in die Lehrzimmer und freut sich auf den Unterricht, den der zu einem menschenwürdigen Dasein erhobene, sorgfältig gebildete Lehrer an der Hand zahlreicher Lehr- und Anschauungsmittel in anregender Weise ertheilt. Wenn wir die frische Heiterkeit der Jugend beim Unterrichte beobachten, wenn wir die Schulpaläste, welche die Commune ihrer Jugend gebaut hat, durchwandeln und hier die lichten und geräumigen Säle, die zweckmässig eingerichteten Schulgeräthe, die schöne Ausstattung der Zimmer, die mit Lehrmitteln und Büchern angefüllten Sammlungen betrachten und uns erinnern, wie es vor 40 Jahren an einer zweiclassigen Trivialschule aussah, so müssten wir entweder blind sein oder nicht sehen wollen, wenn wir den riesigen Fortschritt der Gegenwart gegenüber der Vergangenheit leugnen wollten. Und weil die Zahlen am klarsten diesen Fortschritt zum Ausdrucke bringen, so mögen auch diese herbeigezogen werden. Im Jahre 1848 gab es 70 Schulen, von denen 53 zweiclassig waren, so dass im Ganzen etwas über 200 Classen bestanden, gegenwärtig zählt Wien 149 Schulen mit mehr als 1500 Classen. Während die Bevölkerung nicht einmal auf das Doppelte (um 100%) gestiegen ist, hat sich die Zahl der Classen auf mehr als das Siebenfache (um 600%) vermehrt.

Diesen gewaltigen Aufschwung dankt die Stadt Wien Sr. Majestät dem Kaiser, der durch das Volksschulgesetz vom Jahre 1869 den

reichen Segen einer höheren Bildung für seine Völker erschloss, und der durch die Verfassung der Gemeinde Wien und ihrer Bevölkerung das Recht gewährte, an der Ausbildung ihrer Schulen mitzuwirken. Sie dankt ihn aber auch ihrer Vertretung, welche, durchdrungen von der Wichtigkeit der Bildung im Allgemeinen und der Schule insbesondere, keine Kosten scheute, um das Schulwesen der Haupt- und Residenzstadt zu heben und zu jener Höhe der Entwickelung zu bringen, auf der es als Muster und Vorbild den übrigen Theilen des Reiches zur Nacheiferung dienen kann. Mögen keine rauhen Hände diese Entwickelung stören und mögen die Mittel, welche Wien seinem Schulwesen zuführt, immer reichlicher fliessen! Sie werden in der Bildung der Bevölkerung zu einem Schatze, der tausendfältige Früchte trägt und weithin Glück und Segen verbreitet.

B. Die Gymnasien.

Die ältesten Schulen Wiens sind wohl die Gymnasien, die sich aus den mittelalterlichen Kloster- und Stiftsschulen entwickelt hatten. Vor dem Jahre 1848 waren sie es fast ausschliesslich, in denen die männliche Jugend für die höheren Berufsclassen vorgebildet wurde. In ihrer Organisation verrieth sich noch der ihnen durch die Ratio Studiorum der Jesuiten im Anfange des XVII. Jahrhunderts aufgeprägte Charakter. Schon vor dem Jahre 1848 hatte sich das Bedürfniss nach ihrer Umgestaltung geltend gemacht. Mit diesem denkwürdigen Jahre wurde sie unter dem Ministerium Sommaruga in Angriff genommen. Der wiederholt erwähnte Entwurf vom 18. Juli 1848 setzte die Grundzüge fest, nach welchem die Regierung die Reorganisation der Gymnasien vornehmen wollte. Es sollten die Lyceen mit den Humanitätsclassen zu einem Obergymnasium von vier Classen vereinigt, unter die obligaten Gegenstände die deutsche Sprache und Literatur, die Grundbegriffe der Aesthetik, Logik und Psychologie, die Naturgeschichte mit den Elementen der Physiologie, die Physik, der Gesang, die Gymnastik verbunden mit Exercierübungen, und als unobligate Fächer das Hebräische, Französische, Italienische, Englische, die Kalli- und Tachygraphie und das Zeichnen aufgenommen werden. Am Schlusse der Gymnasialstudien sollte eine Maturitätsprüfung die Reife der Abiturienten feststellen. Die Leitung einer Anstalt wurde dem Lehrkörper unter dem Vorsitze eines aus seiner Mitte selbstgewählten Directors, die aller Gymnasien einer Provinz einem Landes-Gymnasialdirector zugewiesen. Der Unterricht sollte unentgeltlich ertheilt werden und in einer Classe des Unter-

gymnasiums sollten höchstens 80, in einer des Obergymnasiums höchstens 120 Schüler Aufnahme finden.

Während die auf das Volksschulwesen bezüglichen Principien des Entwurfes erst nach 20 Jahren zur Geltung gelangten, begann im Gymnasialwesen sofort die im Entwurfe vorgezeichnete Reform.

Unter Freiherr von Feuchtersleben wurde eine Commission zusammengesetzt, welche diese Reform in Angriff zu nehmen hatte. Der Vorsitzende derselben war Ministerialrath Exner, ihm standen zur Seite die Humanitäts-Professoren Enk (v. der Burg) aus Iglau und Podlaha aus Wien.

Auf Grund der Berathungen dieser Commission erschien eine Ministerial-Verordnung vom 28. August 1848, welche schon für das Schuljahr 1849 Veränderungen in der Organisation der Gymnasien vornahm. Der erste Jahrgang der Philosophie wurde mit dem Gymnasium vereinigt, das Lateinsprechen und die Schlussprüfungen entfielen, die »deutsche Sprachwissenschaft« wurde für alle Classen, die Naturgeschichte schon für die I. Classe vorgeschrieben. Ausserdem gab die Verordnung methodische und didaktische Winke für den Unterricht und gebot Lehrmittelsammlungen anzulegen. Um für die neuorganisirten Gymnasien geeignete Lehrkräfte zu gewinnen, beantragte Prof. Enk im December 1848 die Errichtung eines philologischen Seminars, zu dessen Leitung im Jahre 1849 Prof. Dr. Hermann Bonitz aus Stettin berufen wurde. Unter dessen Mitwirkung wurde der »Organisations-Entwurf für Gymnasien und Realschulen« ausgearbeitet, nach welchem die Gymnasien in Oesterreich eingerichtet wurden. Er erhielt nicht gleich Gesetzeskraft und sollte erst durch die Praxis erprobt werden. In ihm verehrt die vaterländische Pädagogik ein Denkmal hoher Einsicht in die Aufgaben der Mittelschulen und in die Mittel und Zwecke, welche zur Lösung dieser Aufgaben führen. Insbesondere erschloss sich in den beigegebenen Instructionen den Lehrern ein Schatz von pädagogisch-didaktischen Grundsätzen, welche ihnen in ihrem Berufe einen kundigen und zuverlässigen Führer boten.

Durch diesen Entwurf bekamen die Gymnasien Oesterreichs eine vorzügliche, den Zeitverhältnissen entsprechende Einrichtung. Es wurde nicht einseitig die classische Bildung betont, wie dies damals in den deutschen Gymnasien der Fall war. Nicht blos die Mathematik und Geschichte, sondern auch die Naturgeschichte und Physik wurden mit einer reichen Stundenzahl bedacht und damit ein Gegengewicht gegen das Ueberwiegen der classischen Studien geschaffen.

Doch blieb die humanistische Bildung der Hauptzweck. Mit Rücksicht darauf wurden dem Unterrichte in den classischen Sprachen die richtigen Wege gewiesen. Nicht so sehr die formale Bildung, sondern die Lectüre der classischen Schriftsteller, der »unerschöpflichen Quelle wahrhaft humaner Bildung« sollte den Hauptzweck der Erlernung des Lateinischen und Griechischen bilden. Daneben sollte die deutsche Sprache an allen Gymnasien gelehrt werden, weil einerseits dadurch die allgemeine Bildung gefördert wird, indem sich dem Schüler eine Literatur erschliesst, welche an Bildungskraft und Reichthum sowohl in ästhetischer, als wissenschaftlicher Beziehung vor vielen ausgezeichnet ist, andererseits weil es das Bedürfniss eines mächtigen Reiches ist, dass wenigstens die Gebildeten aller Theile desselben sich unter einander zu verstehen die Fähigkeit haben. Gegenüber dem im Jahre 1848 publicirten Plane zeigt der Organisations-Entwurf nur insoferne eine Abweichung, als er die Physiologie ganz ausscheidet, den Gesang und die Gymnastik unter die unobligaten Gegenstände verweist und aus der Reihe dieser das Hebräische und die Tachygraphie beseitigt.

Das Ministerium entwickelte eine ausserordentliche Thätigkeit, um die Umgestaltung des Gymnasialwesens ins Werk zu setzen. Zahlreiche Verordnungen und Erlässe enthielten Weisungen über die Behandlung der Gegenstände, andere trugen für die Beschaffung der erforderlichen Lehrmittel namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften Sorge; auch fehlte es nicht an Erlässen, welche über Administration und Conferenzen Belehrungen ertheilten.

Vor Allem war es dringend nothwendig, die erforderlichen Lehrbücher und Lehrer zu gewinnen. Der Organisations-Entwurf verweist in seinen Instructionen auf ausserösterreichische Lehr- und Handbücher. Es galt nunmehr im Inlande die erforderliche Literatur zu schaffen. Zu diesem Zwecke wurde mit Ministerial-Erlass vom 16. April 1850 das Privilegium des Schulbücherverlags für Gymnasien aufgehoben. Schon im Anfange der fünfziger Jahre war ein grosser Theil der Lehrbücher durch einheimische Verfasser und zwar zumeist durch Schulmänner, welche an Wiener Mittel- und Hochschulen wirkten, besorgt. Für den Unterricht in der lateinischen Grammatik verfasste der Professor des Schottengymnasiums M. Schinnagl (1853) Grammatik und Lesebücher, Texte der lateinischen Classiker gaben die Wiener Universitätsprofessoren Em. Hoffmann und Grysar heraus und ein griechisches Elementarbuch erschien von dem Director des Theresianums Dr. A. Capellmann (1853/54), eine Ilias

von dem Professor derselben Anstalt, Hochegger (1853), deutsche Lesebücher, welche Jahrzehnte lang an den Gymnasien im Gebrauche blieben, verfasste der Ministerialsecretär Mozart (1850—1853), naturgeschichtliche Lehrbücher für die Untergymnasien gab der Professor am k. k. akademischen Gymnasium, A. Pokorny (1853—1854), heraus, die sich bis auf die Gegenwart behaupteten und selbst ausser den Grenzen Oesterreichs Verbreitung fanden; eine Botanik für die Obergymnasien rührt von dem ursprünglich am Theresianum thätigen Professor G. Bill (1854) her; desgleichen verfassten die Wiener Universitätsprofessoren Baumgartner (1852) und Kunzek (1853) Lehrbücher der Physik.

Die geeigneten Lehrkräfte sollte zunächst das philologische Seminar liefern, an dem Bonitz mit hingebendem Eifer wirkte. Im Jahre 1850 wurde es zu einem historisch-philologischen Seminare erweitert, und die Leitung der historischen Abtheilung Prof. Grauert aus Münster übertragen. Zur Heranbildung der Candidaten für Physik, Chemie und Physiologie wurde gleichzeitig mit bedeutenden Kosten das physikalische Institut auf der Landstrasse gegründet und mit der Leitung der Professor R. v. Ettingshausen betraut.

Der Ministerial-Erlass vom 30. August 1849 veröffentlichte das im Wesentlichen bis zum Jahre 1884 giltige Gesetz für die Prüfung der Candidaten des Gymnasial-Lehramtes, durch das schon in den nächsten Jahren ein den Anforderungen der neuen Schule entsprechender Lehrerstand derselben zugeführt wurde.

Um ein Organ zu schaffen, das einerseits die Intentionen der Regierung auf pädagogisch-didaktischem Gebiete zum Ausdrucke brächte, anderseits den österreichischen Gymnasiallehrern Gelegenheit böte, die Resultate ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit und die im Lehramte gemachten Erfahrungen zur allgemeinen Kenntniss zu bringen, gründete das Ministerium im Jahre 1850 die schon im Entwurfe vom Jahre 1848 in Aussicht genommene »Oesterreichische Gymnasial-Zeitschrift«, deren Redaction Dr. Bonitz übernahm, den hierbei Mozart und der auch als Dichter bekannte Gabr. Seidl unterstützten. Noch heute besteht diese Zeitschrift, die nicht wenig zur günstigen Entwickelung unserer Gymnasien beigetragen hat.

Ein Hauptverdienst an der Reorganisation der Gymnasien gebührt dem schon erwähnten Ministerialrath Exner, der als Referent für das Gymnasialwesen mit hingebendem Eifer wirkte. Leider erlag er bald (Juni 1853) seiner übermässigen Anstrengung und wurde

durch Kleemann ersetzt, der bis zum Jahre 1870 das Gymnasialwesen im Unterrichtsministerium leitete.

Mit dem Jahre 1854 war die Umgestaltung der Gymnasien in Oesterreich vollzogen. Durch Ministerial-Erlass vom 28. December 1854 wurde nunmehr der mit Allerhöchst. Handschreiben vom 9. December 1854 genehmigte Organisations-Entwurf definitiv als Norm für die Einrichtung der Gymnasien eingeführt. Bei der Gelegenheit wurden einige Aenderungen im Stundenausmasse und in der Vertheilung der Gegenstände getroffen. Die Naturwissenschaften wurden um zwei Stunden verkürzt, welche den philologischen Disciplinen zugewandt wurden. Auch wurde die Naturgeschichte, »weil sie einen zweifelhaften Werth hat zur Beurtheilung der Reife der Examinanden«, aus den Gegenständen der Maturitätsprüfung entfernt, dagegen statt ihrer die philosophische Propädeutik eingeführt, deren Stundenzahl durch die Ausdehnung auf die VII. Classe erweitert ward.

In Wien begann die Reform der Gymnasien schon im Jahre 1848 mit der Aufhebung der Convicte und Alumnate. Am 10. August wurde das Managetta'sche Alumnat, am 17. August das k. k. Stadtconvict aufgehoben. Mit Verordnung vom 25. August wurden die Löwenburg'schen, Kielmannsegge'schen und Kallmünzer-schen Stiftungsplätze in Handstipendien verwandelt, aber das Löwenburg'sche Convict als Privat-Erziehungsanstalt belassen. Nur das Theresianum verblieb als öffentliche Anstalt, doch ward es in Allem, was die Einrichtung und Leitung betrifft, dem Unterrichtsministerium untergeordnet und die Aufnahme in dasselbe auch Nicht-adeligen eröffnet. Ausserdem verfügte das Ministerium mit Erlass vom 1. September 1849, dass der Piaristen-Orden aus dem dortigen Gymnasium entfernt und dass dieses auch auswärtigen Schülern zugänglich gemacht werden solle. Im Schuljahre 1848/49 bestanden ausser dieser Anstalt, die sich zumeist auf interne Schüler beschränkte, drei öffentliche Gymnasien: das k. k. akademische Gymnasium bei der Universität, das Gymnasium der Schotten und das der Piaristen in der Josefstadt. Sie waren noch als sechsclassige Anstalten eingerichtet und zählten am Schlusse des Schuljahres 1848/49 1211 Schüler, ungerechnet die Privatisten, von denen sich allein am akademischen Gymnasien 180, bei den Schotten 219 hatten einschreiben lassen.

Mit dem Schuljahre 1849/50 wurden all' die angeführten Anstalten als Gymnasien mit sieben und im Jahre 1850/51 als solche mit acht Classen organisirt. Um diese Umgestaltung erwarb sich grosse Ver-

dienste der im Jahre 1849 zum Schulrath und Gymnasial-Inspector für Niederösterreich ernannte, schon früher erwähnte Karl Enk von der Burg und die Directoren der Anstalten, unter denen Wilhelm Podlaha, provisorischer, seit 1852 definitiver Director des k. k. akademischen Gymnasiums, mit Enk zugleich an dem Organisations-Entwurfe mitgearbeitet hatte und deshalb in die Intentionen desselben genau eingeweiht war, während Dr. A. J. Capellmann, der im September 1850 durch die Regierung aus Coblenz zur Leitung des Theresianums berufen war, seine als preussischer Oberlehrer gemachten Erfahrungen und seine ausgedehnten philologischen Kenntnisse speciell in der griechischen Sprache in seinem neuen Wirkungskreise verwerthen konnte. Bei den Schotten blieb der frühere Präfect Conrad Luttinger, bei den Piaristen gleichfalls der frühere Präfect Anton Rössler als provisorischer Director thätig. Im Jahre 1851 gab es am Schlusse des Schuljahres am akademischen Gymnasium 325, am Theresianum 294, (darunter 210 externe), bei den Schotten 349, bei den Piaristen 463 (darunter 64 Privatisten), im Ganzen 1431 Schüler.

Ungestört entwickelten sich die Wiener Gymnasien unter dem fördernden Einflusse des Unterrichtsministeriums und der niederösterreichischen Landesschulbehörde. Leider wurde Podlaha schon 1853 seiner segensreichen Wirksamkeit entrissen. Als Ersatz wurde Dr. Capellmann mit der Leitung des akademischen Gymnasiums betraut, die er bis zum Jahre 1860 führte. Die Direction des Theresianums übernahm der ehemalige Professor am Polytechnicum Dr. Demel.

Der Ministerial-Erlass, durch welchen der Organisations-Entwurf in Kraft gesetzt worden war, hatte auch die Bestimmung getroffen, dass im Jahre 1858 eine Commission zusammengesetzt werden solle, welche die vorhandenen Einrichtungen prüfen und etwaige Verbesserungsvorschläge erstatten sollte.

Inzwischen war das Concordat (18. August 1855) abgeschlossen worden, welches dem Episcopate auch einen Einfluss auf die Gymnasien einräumte. Es machte sich in Folge dessen eine rückläufige Strömung im Gymnasialwesen bemerkbar. Man schied die sphärische Trigonometrie aus und beschränkte die dem Unterrichte in den Naturwissenschaften eingeräumte Stundenzahl.

Um den Jesuiten die Möglichkeit, Gymnasien zu errichten, zu verschaffen, wurde dem Jesuitengeneral P. Beckx 1856 zugestanden, dass die Anstalten des Ordens von der Aufsicht der Gym-

nasial-Inspectoren befreit seien, dass ihre Lehrer keine Prüfung abzulegen brauchen, dass an ihnen wieder Classenlehrer eingeführt und die Realien aus den Gegenständen des Untergymnasiums entfernt werden können. Unter dem Einflusse dieses Ordensgenerals veröffentlichte das Ministerium auf Grund der ihm zugekommenen Modificationsvorschläge in der Gymnasial-Zeitschrift vom Jahre 1857 (S. 794) einen Entwurf, nach welchem manche wesentliche Abänderungen in der Organisation der Gymnasien stattfinden sollten. Es sollte darnach die Stundenzahl der philologischen Disciplinen vermehrt, der Unterricht in der geometrischen Anschauungslehre aus den drei ersten Classen und der Unterricht in den Naturwissenschaften aus dem Untergymnasium ganz ausgeschieden werden. Es zeugt aber ebenso sehr von der hohen Einsicht, als von der Objectivität und Unparteilichkeit des Ministers Grafen Thun, dass zugleich mit dieser Publication eine Aufforderung an die Redaction der Gymnasial-Zeitschrift und an alle Fachmänner erging, ihr Urtheil über die geplante Veränderung öffentlich zum Ausdrucke zu bringen. Fast allgemein sprachen sich die Schulmänner für Beibehaltung des Organisations-Entwurfes und gegen die Rückkehr zum alten Systeme, zu welcher die Modificationsanträge die Wege bahnen sollten, aus. Durch die zutreffenden Gründe, welche in den aus diesem Anlasse in der Gymnasial-Zeitschrift erschienenen Abhandlungen vorgeführt wurden, fühlte sich das Ministerium bewogen, an der Organisation der Gymnasien keine wesentliche Aenderung vorzunehmen. Es konnte in seiner Ansicht nur dadurch bestärkt werden, dass die Ende September 1858 in Wien tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner sich gleichfalls zu Gunsten der bestehenden Einrichtung der Gymnasien aussprach.

Als Oesterreich durch das October-Diplom vom Jahre 1860 und die Februar-Verfassung vom Jahre 1861 in die Reihe der constitutionellen Staaten trat, schien die Gefahr einer Rückbildung der Gymnasien beseitigt. Da erfolgte in der ersten Session des Reichsrathes ein Angriff auf dieselben von Seite der čechisch-nationalen Partei. Dr. Franz Čupr stellte am 2. August 1861 den Antrag auf eine »Revision der Mittelschulen« und forderte Umgestaltung der Unter-Gymnasien zu Bürgerschulen, in welchen die classischen Sprachen thunlichst zurückgedrängt und durch die Landessprachen und das Zeichnen ersetzt und das System der Classenlehrer wieder eingeführt werden sollte, und die Einrichtung der Obergymnasien als Lyceen mit Beseitigung der Maturitätsprüfung. Dieser unerwartete

Angriff fand eine energische Zurückweisung von Seite der Fachmänner im Schulwesen. In erster Reihe entgegnete Bonitz in der Gymnasial-Zeitschrift. Ihm schloss sich ein Verein von Lehrern der Gymnasien und Realschulen Wiens an, der sich indessen gebildet hatte und der auf die Entwickelung der Wiener Mittelschulen einen wohlthätigen Einfluss übte.

Die Gründung dieses Vereines ging von Franz Hochegger, aus, der nach dem Rücktritte Dr. Capellmanns als Director am k. k. akademischen Gymnasium wirkte. Auf seine Anregung versammelten sich im Jahre 1860 zahlreiche Mitglieder des Lehrstandes der Mittelschulen Wiens und beschlossen die Gründung eines Vereines, der im folgenden Jahre (19. Mai 1861) die behördliche Genehmigung erhielt und den Namen »Mittelschule« annahm. Hochegger war der erste Präsident desselben. Selbstverständlich nahm dieser Verein sofort den Čupr'schen Antrag in Verhandlung und arbeitete eine Denkschrift aus, welche er dem Reichsrathe und dem k. k. Staatsministerium überreichte. In dieser Denkschrift wurden die Čuprschen Anträge zurückgewiesen und deren Ablehnung befürwortet. In der That drang Čupr mit seinen Vorschlägen nicht durch, und die Gymnasien verblieben in ihrer bisherigen Einrichtung.

Indessen steigerte sich der Besuch der Wiener Gymnasien von Jahr zu Jahr. Während im Jahre 1854 das akademische Gymnasium 388, das Josefstädter 384 Schüler besuchten, stieg die Schülerzahl bis zum Jahre 1858 auf 508 und 520. Es erschien die Errichtung eines neuen Gymnasiums dringend nothwendig. Deshalb wandte sich der Gymnasial-Inspector Karl Enk von der Burg am 28. October 1859 an den Bürgermeister der Stadt Wien Dr. Joh. Casp. Seiller und befürwortete die Errichtung eines Gymnasiums im VI. Bezirke. Das Misslingen dieses Versuches schreckte den hochverdienten Schulmann nicht ab, für die gute Sache zu wirken. Im Jahre 1862 übermittelte er eine Denkschrift, welche die Nothwendigkeit eines fünften Gymnasiums für Wien darlegte, gleichzeitig dem niederösterreichischen Landesausschusse und dem Gemeinderathe der Stadt Wien. Die »Mittelschule« unterstützte auf Anregung ihres Vorsitzenden, des schon genannten Gemeinderathes Dr. A. Ficker, die Bestrebungen Enk's und überreichte eine Petition um Errichtung eines neuen Gymnasiums im VI. Bezirke und einer vollständigen Realschule dem niederösterreichischen Landtage. Da der niederösterreichische Landtag die Gründung eines Gymnasiums in Wien nur unter der Bedingung zugestand, dass die Commune Wien den grössten

Theil der Lasten übernehmen, aber von der Schulverwaltung ausgeschlossen sein sollte, so beschloss der Gemeinderath am 18. Februar 1864 auf Kosten der Commune zwei Untergymnasien zu gründen, die aber so eingerichtet werden sollten, dass die sie absolvirenden Schüler auch zum Eintritte in die Oberrealschulen vollständig befähigt sein würden. Zur Feststellung des Lehrplanes wurde eine Commission eingesetzt, welche unter Mitwirkung des Vereines »Mittelschule« und zahlreicher Fachmänner den Lehrplan feststellte, welcher die Grundlage für die Organisation der beiden Communal-Realgymnasien, die im Jahre 1864 am 10. October eröffnet wurden, bildete. Mit ihnen war ein neuer Organismus im Mittelschulwesen Wiens und Oesterreichs überhaupt geschaffen.

Die Realgymnasien unterschieden sich von den übrigen Gymnasien zunächst darin, dass in der III. Classe an die Stelle des Griechischen für solche Schüler, die sich den Realschulen zuwenden wollten, das Französische trat, dass das Zeichnen als obligater Gegenstand mit je vier Stunden aufgenommen wurde, dass die Geographie in der II. und III. Classe je eine Stunde zugewiesen erhielt und dass der naturwissenschaftliche Lehrstoff anders vertheilt und der Chemie ein ganzes Semester gewidmet ward. Zum Director der Leopoldstädter Anstalt, welche im Braun'schen Stiftungshause in der Taborstrasse eingemiethet wurde, ernannte der Gemeinderath Dr. Pokorny; für das Mariahilfer Realgymnasium wurden Räumlichkeiten in der Schmalzhofgasse Nr. 18 gewonnen und zum Director Dr. Benedict Kopezky bestellt. Die Anmeldung zahlreicher Schüler machte gleich im ersten Jahre die Errichtung von Parallelclassen nothwendig.

Ausser dieser für die Schulgeschichte Wiens bedeutungsvollen Gründung der Realgymnasien sind aus dieser Zeit bezüglich der Gymnasien keine wesentlicheren Massnahmen zu erwähnen. Die herrschende Theuerung bewog die Regierung zufolge kaiserl. Entschliessung vom 21. Februar 1863, das Schulgeld um 50% (von 12 fl. C.-M. auf 18 fl. 90 kr.) zu erhöhen und den dadurch erzielten Mehrertrag unter den Director und die rangältesten Lehrer der betreffenden Anstalt als Tantième zu vertheilen. Drei Jahre später, am 6. Februar 1866, erkannte eine kaiserliche Entschliessung den stabil angestellten Gymnasiallehrern den Professor-Titel zu. Von der warmen Fürsorge, welche die Regierung dem Wiener Mittelschulwesen zuwandte, zeugt der Prachtbau des k. k. akademischen

Gymnasiums in der Christinengasse. Bis zum Jahre 1866 war dieses in den ungesunden und finsteren Räumen der alten Universität untergebracht. Als Hochegger die Direction übernahm, war sein Bemühen darauf gerichtet, für die an Schülern stetig zunehmende Anstalt ein neues Schulgebäude zu erreichen. Se. Majestät gewährte mit Allerh. Entschliessung vom 12. Jänner 1862 einen Baugrund und schon im Jahre 1863 wurde der Bau nach den Plänen des Oberbaurathes Schmidt begonnen. Am Anfange des Schuljahres 1866 fand die feierliche Eröffnung des neuen Schulhauses statt, das wohl zu den schönsten Gebäuden der Residenz zählt.

Im Gefolge der Neuordnung des Staates, die nach dem Jahre 1866 Platz griff, trat ein Aufschwung des culturellen Lebens ein, der sich auch in der steigenden Frequenz der Mittelschulen bekundete. Am Beginne des Schuljahres 1868 war die Zahl der Gymnasiasten auf nahezu 2800 Schüler gestiegen, für die nur vier vollständige und zwei Untergymnasien bestanden. Es machte sich demnach das Bedürfniss nach einer Vermehrung und Erweiterung dieser Anstalten fühlbar. Wieder war es der um Wiens Mittelschulwesen hochverdiente Gymnasial-Inspector Karl Enk v. d. Burg, welcher schon am Anfange des Jahres 1867 bei der Regierung die Errichtung eines neuen Obergymnasiums und bei dem Gemeinderathe die Ergänzung der zwei Realgymnasien zu Obergymnasien in Anregung brachte. Der Gemeinderath trug zuerst dem herrschenden Bedürfnisse Rechnung, indem er dem durch Regierungsrath Dr. Ficker vertretenen Referate seiner Schulsection beipflichtete und nach dem Berichte des für die Schule stets mit Begeisterung eintretenden Gemeinderathes Dr. Karl Hoffer im Jahre 1867 die Ergänzung der beiden Realgymnasien zu Obergymnasien beschloss. Zugleich wurde eine geringe Abänderung des Lehrplanes beantragt, indem dem Religionsunterrichte in der VIII. und dem deutschen Sprachunterrichte in der VI. Classe je eine Stunde entzogen, dafür aber dem Unterrichte in den Naturwissenschaften in allen Classen des Obergymnasiums und dem mathematischen Unterrichte in der VI. und VIII. je eine Stunde zugegeben wurde. Das inzwischen ins Leben gerufene Unterrichtsministerium unter der Leitung des Justizministers Ritter v. Hye genehmigte diese Beschlüsse der Gemeinde am 11. December 1867.

Zugleich mit dieser Genehmigung wurde von der Regierung die Errichtung einer Mittelschule auf Staatskosten in Aussicht gestellt und das Gutachten der Gemeinde über den Ort und die Einrichtung derselben eingeholt. Die Gemeinde sprach sich zu

Gunsten eines vollständigen Gymnasiums im VII. Bezirke aus, während der Verein »Mittelschule« auf Anregung des Professors und nachmaligen Landesschulinspectors Krist die Errichtung zweier Realgymnasien in den der inneren Stadt näher gelegenen Theilen des III. und IX. Bezirkes befürwortete.

Die Regierung pflichtete der Ansicht der »Mittelschule« bei, und es wurde durch Allerh. Entschliessung vom 15. Jänner 1869 die Errichtung zweier Real-Obergymnasien angeordnet, von denen eines im III. Bezirke, in den von der dortigen Oberrealschule verlassenen Räumen (Rasumoffskygasse), das andere auf den Stadterweiterungsgründen vor dem IX. Bezirke seinen Platz finden sollte. Das Landstrasser Real-Obergymnasium wurde mit den vier Classen des Realgymnasiums bereits im Herbste 1869 eröffnet. Die Direction erhielt der als tüchtiger Mathematiker in der Schulwelt bekannte Professor des akademischen Gymnasiums Gernerth. Für das andere Gymnasium wurde in der Wasagasse ein schönes und zweckmässiges Gebäude aufgeführt. Erst nachdem dieses vollendet war, konnte die Eröffnung desselben unter Leitung des Directors Ptaschnik, welcher früher am Theresianum erfolgreich gewirkt hatte, im October 1871 stattfinden.

Mit dem Jahre 1870 kann eine neue Epoche in der Entwickelung der Gymnasien begonnen werden. Während bisher die Regierung das Hauptgewicht auf die Ausgestaltung der bestehenden Einrichtungen legte, machte sich seit dieser Zeit ein Drang nach Reformen bemerkbar, welcher sich vielfach durch »die öffentliche Meinung«, die bekanntlich ohne Schwierigkeit künstlich erzeugt werden kann, beeinflussen liess. Kann man die ersten zwanzig Jahre seit Bestehen des Organisations-Entwurfes als die conservative Epoche im Gymnasialwesen bezeichnen, so kann man der zweiten, noch gegenwärtig dauernden Epoche das Attribut der neuerungssüchtigen oder reformatorischen beilegen.

Nachdem das Unterrichtsministerium unter Ritter von Hasner sich hauptsächlich mit der Organisation der Volks- und Realschulen beschäftigt hatte, kam unter dem Unterrichtsminister Dr. Karl v. Stremayer, der im Jahre 1870 Hasner's Stelle einnahm und mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1879 das Unterrichtswesen leitete, auch die Frage an die Tagesordnung, ob an dem Lehrplan der Gymnasien nicht Aenderungen wünschenswerth erscheinen. Es wurde im Herbste 1870 eine Enquête ins Ministerium berufen, welche hauptsächlich solche Verbesserungen am Lehrplane

der Gymnasien vorschlug, durch welche das Gymnasium sich dem Lehrplane der Realschulen näherte. Ohne Verminderung der Stundenzahl und des Lehrstoffes für die humanistischen Fächer sollte den mathematischen und naturwissenschaftlichen Gegenständen eine Vermehrung der Stunden und des Stoffes eingeräumt, der Geographie ein besonderes Lehrpensum in besonderen Stunden zugewiesen und das Zeichnen im Untergymnasium als obligat erklärt werden. Es ist auffallend und für die damalige Zeitströmung charakteristisch, dass zur selben Zeit, als die Realschulen mit Rücksicht auf den Zweck, die Grundlagen einer allgemeinen Bildung zu legen, die humanistischen Disciplinen in den Vordergrund stellten und die fachliche Bildung hintansetzten, die Gymnasial-Enquête den entgegengesetzten Standpunkt einnahm und im Lehrplane der Gymnasien sich für eine Erweiterung der für's Leben erforderlichen Realien aussprach. In dieser realistischen Strömung machte sich der Einfluss bemerkbar, den »neue Männer« auf die Entwickelung des Mittelschulwesens nahmen.

Universitätsprofessor Bonitz, der ein Hauptverdienst an der Hebung und Umgestaltung der österreichischen Gymnasien beanspruchen konnte, war schon 1867 aus Oesterreich geschieden, um in Berlin eine neue Thätigkeit zu entfalten. Ministerialrath Kleemann und Gymnasialinspector Dr. K. Enk v. d. Burg, welche der Durchführung des Organisations-Entwurfes hauptsächlich ihre Kräfte geweiht hatten, waren zu Greisen geworden, die jüngeren Männern den Platz räumten, welche im öffentlichen Leben eine hervorragende Stellung erlangt hatten. Von diesen sind Ficker, Suess und v. Czedik hervorzuheben, die alle im Gemeinderathe Wiens und im niederösterreichischen Landtage, Suess und v. Czedik auch im Reichsrathe im Interesse des vaterländischen Schulwesens wirkten und sich speciell um das Wiener Schulwesen verdient machten. Alle Drei waren insbesondere an der Schöpfung der Realgymnasien betheiligt. Alois Czedik von Bründlsberg, ursprünglich Professor an der Gumpendorfer und Wiedener Oberrealschule, wurde im Mai 1870 als Sectionschef ins Unterrichtsministerium berufen; ihm folgte bald, im October 1870, Dr. Ad. Ficker nach, der als Ministerialrath nach Kleemann das Referat über die Mittelschulen übernahm. Suess, dessen Name in der Wissenschaft gefeiert ist, wirkte nur kurze Zeit als Landes-Schulinspector für die Realschulen Niederösterreichs in einer Stelle, welche erst im Jahre 1870 geschaffen wurde und mit der die Inspection der realistischen Fächer der Gymnasien

verbunden war. Seine Hauptthätigkeit fällt in die parlamentarischen Körperschaften und in den niederösterreichischen Landesausschuss, wo er längere Zeit hindurch das Referat über das Schulwesen des Landes Niederösterreich vertrat.

Das Jahr 1870 (9. April) brachte eine Erhöhung der Bezüge des Lehrstandes und zugleich des Schulgeldes an den staatlichen Mittelschulen und die Uebernahme des Ordensgymnasiums der Piaristen durch den Staat.

Als im Jahre 1871 mit dem Ministerium Hohenwart eine Aenderung in der inneren Politik des Staates Platz griff und der Ministerialrath Jos. Jirecek das Unterrichtsportefeuille erhielt, wurde der für seine Verdienste um die Mittelschule mit dem Charakter eines Hofrathes ausgezeichnete Gymnasialinspector Karl Enk von der Burg, für Alle unerwartet, »auf eigenes Ansuchen« in den Ruhestand versetzt. Statt seiner erhielt die Inspection der Gymnasien und der humanistischen Fächer Ad. Lang, früher Director in Marburg, zuletzt Professor am Landstrasser Real- und Obergymnasium. Mit Enk, der sofort in seine Heimat, das liebliche Salzburg, übersiedelte und dort noch vierzehn Jahre lang bis zu seinem am 20. October 1885 erfolgten Tode in regem geistigen Verkehr seinen Ruhestand genoss, war ein Mann geschieden, der mit seiner Begeisterung für den Organisations-Entwurf als der Repräsentant der conservativen humanistischen Richtung bezeichnet werden kann.

Schon in den letzten Tagen seiner Amtsthätigkeit, im August 1871, erschien eine Ministerialverordnung, durch welche der Lehrplan der Geographie und Geschichte wesentlich erweitert wurde, indem die Geographie als gesonderter Gegenstand eine selbständige Stellung erhielt und in der Geschichte die Fortführung der allgemeinen Geschichte bis auf die Gegenwart und eine besondere Behandlung der österreichischen Geschichte vorgeschrieben ward. Der im Ministerium herrschenden Richtung entsprechend, fanden die Realgymnasien allgemeine Verbreitung und ein besonderer Ministerial-Erlass vom 17. April 1872 stellte die Organisation derselben fest und empfahl sie, »um die Wahl des Berufes hinauszuschieben und weil die Untergymnasiasten eine grössere formale Bildung und geistige Rührigkeit bekunden,« besonders kleineren Städten, die hiedurch der Jugend beide Bildungsrichtungen eröffnen.

Umso auffälliger ist es, dass der Staat in Wien zufolge Allerhöchster Entschliessung vom 13. Februar 1872 ein nach dem Namen Sr. Majestät benanntes Gymnasium errichtete, das anfangs in den

Räumen des städtischen Pädagogiums in der Fichtegasse eingemiethet, später in die Hegelgasse verlegt wurde. Zum Director desselben wurde der Professor des k. k. akademischen Gymnasiums Karl Schmidt ernannt. Die Ursache zur Errichtung dieser Anstalt lag in dem ausserordentlichen materiellen Aufschwunge, den Wien nach dem Rücktritte des Ministeriums Hohenwart genommen hatte. In Folge dessen stieg der Zufluss der Schüler zu den Mittelschulen; namentlich strömte die Jugend den Realschulen zu, weil ihr nach Absolvirung der technischen Hochschule die Hoffnung auf eine baldige Anstellung winkte. Um der Ueberproduction in den technischen Fächern vorzubeugen, dürfte das neue Gymnasium geschaffen worden sein.

Der Charakter dieser Epoche übte auch Einfluss auf die Einrichtung der Gymnasien. In einer Zeit, in welcher auf dem Gebiete des Handels und der Industrie mit Leichtigkeit Reichthümer erworben wurden, Männer, welche in Dienste der Eisenbahnen und Fabriken traten, bald zu hohen Bezügen gelangten, sank der Werth der allgemeinen und stieg der der besonderen fachlichen Bildung. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass mit Ministerial-Erlass vom 13. August 1873 im Anschlusse an die Vorschläge der Enquête vom Jahre 1870 die Zahl der Unterrichtsstunden in der Naturgeschichte und der Physik an Untergymnasien und zum Theile auch an Obergymnasien erweitert und dass am 9. August 1873 ein besonderer Lehrplan für das Zeichnen an Realgymnasien und Gymnasien erlassen wurde.

Da in Folge des steigenden Zuflusses von Menschen nach der Residenz und des erleichterten Erwerbes eine Vertheuerung aller Lebensbedingungen eintrat, so erachtete es die Regierung als nothwendig, die Gehalte der Beamten zu erhöhen und zu regeln. Dies geschah durch das Gesetz vom 15. April 1873, demzufolge die Mittelschul-Directoren in die VII., die Professoren in die IX., event. VIII. Rangsclasse versetzt wurden.

Der mächtige Aufschwung, den Wien genommen hatte, kam in der Weltausstellung des Jahres 1873 deutlich zu Tage. Er fand auch in der stetigen Zunahme der Schülerzahl Ausdruck. Im Jahre 1875/76 zählte Wien in den Gymnasien über 3500, im Jahre 1876/77 über 3900 Schüler. Man musste auf eine Vermehrung der vorhandenen Anstalten Bedacht nehmen. Diese Aufgabe fiel, da die Commune Wien durch die Auslagen für das Volksschulwesen und für die Wasserleitung zu sehr in Anspruch genommen war, dem Staate zu. Durch diesen erfolgte mit Allerh. Entschliessung vom 23. Jänner 1877

die Gründung eines Staatsgymnasiums im II. Bezirke, das in die Räume, welche durch die Uebersiedlung des communalen Real-Obergymnasiums frei werden sollten, verlegt wurde, und dessen Leitung der Professor des k. k. akademischen Gymnasiums, Dr. Joh. Hauler erhielt. Schon im Herbste 1877 konnte das neue k. k. Staatsgymnasium eröffnet werden.

Dass der Staat sich bewogen fühlte, davon abzugehen, Realgymnasien zu schaffen und wieder ein reines Gymnasium errichtete, hat seinen Grund in der veränderten Zeitrichtung. Der wirthschaftliche Niedergang, welcher dem Jahre 1873 gefolgt war, führte zu einem Ueberschusse an Individuen, welche sich den wirthschaftlichen Berufskreisen zuwandten. Deshalb wurden viele von ihnen brotlos, und die Möglichkeit, bald nach zurückgelegten Studien eine Stellung zu finden, verringerte sich von Jahr zu Jahr. Das hatte wohl zunächst zur Folge, dass die Frequenz an der Realschule abnahm. Aber auch darin äusserte sich dieser Einfluss des wirthschaftlichen Lebens auf die Schule, dass an den Realgymnasien die Zahl der Realisten stetig sank. Dazu kam noch die Erkenntniss, dass durch die Erweiterung des Unterrichtes in den Realien ohne Beschränkung der humanistischen Disciplinen »eine Ueberbürdung der Jugend« sich bemerkbar machte. Es wurden deshalb mit Ministerial-Erlass vom 17. Februar 1876 Weisungen an die Lehrkörper erlassen, um die Ueberlastung der Jugend hintanzuhalten. Auch der Verein »Mittelschule« beschäftigte sich in mehreren Sitzungen, an denen die Universitätsprofessoren Hartl, Lorenz, Schenkl und der Landes-Schulinspector Lang lebhaften Antheil nahmen, mit dieser Frage.

Im Unterrichtsministerium waren indessen mancherlei Veränderungen eingetreten. Ministerialrath Dr. A. Ficker, welcher der Schöpfer der Realgymnasien genannt werden kann, war schon 1873 als Sectionschef zur Leitung des Bureaus der administrativen Statistik übergegangen. An seiner Stelle hatte Ministerialrath Krischek das Referat über die Mittelschulen übernommen. Die actuell gewordenen Klagen über Ueberbürdung der Jugend einer-, die geringere Werthschätzung der Bildung an Realschulen andererseits veranlassten das Ministerium, mit Erlass vom 31. Jänner 1877 die beiden staatlichen Real-Obergymnasien im III. und IX. Bezirke in reine Gymnasien mit obligatem Zeichenunterrichte zu verwandeln. Dieselben Beweggründe leiteten es bei der Gründung der neuen Mittelschule in der Leopoldstadt, die auch als reines Gymnasium organisirt wurde. Je weniger Schüler sich den Realschulen

zuwandten, desto höher stieg der Besuch der Gymnasien. Deshalb wurde mit Allerhöchster Entschliessung vom 3. Juli 1878 ein neues, das eilfte Gymnasium in Wien gegründet, das mit zwei Classen im September 1879 auf der Wieden bei St. Thekla eröffnet ward. Die Leitung desselben erhielt der Gymnasialdirector von Wiener-Neustadt, Dr. W. Biehl. In demselben Schuljahre 1879/80 erreichte die Zahl der Gymnasiasten den höchsten Stand. Man zählte in allen Gymnasien 4821 Schüler. Um dieser Ueberfülle zu steuern, ergingen schon im Herbste des Jahres 1880 durch den Erlass des Landesschulrathes vom 3. September Weisungen an die Directionen, bei der Aufnahme der Schüler deren Eltern zu belehren, wie langwierig und kostspielig der Weg zu einer Lebensstellung durch das Gymnasium sich gestalte, und sie auf den gewerblichen Beruf zu verweisen, für welchen der Staat zahlreiche Anstalten errichtete. Auch sollten nach den Intentionen der Regierung sich nur fähige Schüler diesen Studien zuwenden. Zudem wurde durch Ministerial-Verordnung vom 7. Mai 1879 das Schulgeld in Wien auf 30 fl. für's Untergymnasium, auf 40 fl. für's Obergymnasium, mit Ministerial-Verordnung vom 12. Mai 1886 durchgehends auf 50 fl. erhöht. In Folge dessen trat ein Rückgang in der Schülerzahl ein. Sie war im Schuljahre 1886/87 auf 4554 herabgesunken.

Für die innere Organisation der Gymnasien war in der jüngsten Zeit die zum Dogma weiter Kreise gewordene Ueberzeugung von der Ueberbürdung der Schüler massgebend; namentlich als Landes-Schulinspector Adolf Lang im Jahre 1878 an die Seite des Ministerialrathes Krischek in das Unterrichtsministerium berufen ward. Weil man die Ueberbürdung zum Theile der methodischen Ungeschicklichkeit und der mangelhaften Ausbildung der Lehramtscandidaten in der Pädagogik und Didaktik zuschrieb, wurden schon mit Ministerial-Erlass vom 27. November 1876 genauere Bestimmungen in Bezug auf das Probejahr, das jeder Lehramtscandidat an einer Mittelschule zum Zwecke seiner praktischen Ausbildung zurückzulegen hat, angeordnet. Als eine Quelle der Ueberbürdung für die Schüler der letzten Classe erachtete man die Maturitätsprüfung. Man suchte deshalb mit Ministerial-Erlass vom 15. Juni 1878 den Prüfungsstoff zu vermindern, indem neben der Naturgeschichte und philosophischen Propädeutik auch die Religion und das Mittelhochdeutsche aus den Prüfungsgegenständen ausgeschieden und die Prüfung aus Geschichte auf die grossen historischen Epochen, aus Physik auf die Fundamentalsätze, aus Mathematik auf den Ge-

brauch der Lehrsätze beschränkt ward. Im folgenden Jahre wurde mit Ministerial-Erlass vom 22. Jänner 1879 auch das Erlassen der Prüfung aus Geschichte und Physik gestattet, wenn der Candidat in den vier letzten Semestern wenigstens die Note »lobenswerth« erhalten hatte.

Im Laufe des Jahres 1879 trat eine Aenderung in der inneren Politik des Staates ein, die nicht ganz ohne Einfluss auf das Gymnasialwesen blieb. Das Unterrichtsministerium kam bald nach dem Rücktritte Ritter v. Stremayer's an Baron Conrad von Eybesfeld. Doch verblieben die Referenten für das Mittelschulwesen in ihrer Stellung. Es machte sich aber in Angelegenheit der Gymnasien der Einfluss Adolf Lang's in nachdrücklicher Weise bemerkbar. Schon in dem Ministerial-Erlasse vom Jahre 1876 wurde darauf verwiesen, dass die nicht zweckentsprechend verfassten Lehrbücher auch eine der Ursachen sind, welche die Ueberbürdung der Jugend veranlassen. Jetzt, wo durch die neue politische Strömung sich die Ansprüche des katholischen Clerus und der einzelnen Nationalitäten steigerten, schien auch in Bezug auf die Lehrbücher die Berücksichtigung dieser Ansprüche geboten. Dies führte zur Ausscheidung einzelner Lehrtexte, zur Durchsicht und Umarbeitung anderer und zur Einschärfung und sorgfältigen Handhabung der in Bezug auf den Gebrauch der Lehrbücher bestehenden Verordnungen. Der Ministerial-Erlass vom 31. März und die Ministerial-Verordnung vom 15. August 1880 erscheinen als Ergebnisse dieser Thätigkeit des Unterrichtsministeriums.

Um die Ueberbürdungsfrage, die noch immer an der Tagesordnung blieb, von derselben verschwinden zu machen, glaubte man durchgreifende Massnahmen treffen zu sollen. Die Hauptursache suchte man in dem Lehrplane und in der unrichtigen methodischen Behandlung des Lehrstoffes. Demnach wurde im Jahre 1882 eine Enquête zusammenberufen, welche den Lehrplan einer Revision unterziehen und geeignete Vorschläge zur Verbesserung erstatten sollte. Im Jahre 1884 war die mühsame Arbeit beendet, und es konnten die Ergebnisse derselben der Oeffentlichkeit übergeben werden. Das geschah durch die Ministerial-Verordnung vom 26. Mai 1884.

Im Lehrplane traten mancherlei Verschiebungen und Beschränkungen ein. Am meisten wurde hiedurch der Unterricht in der deutschen Sprache am Obergymnasium betroffen, indem man jeder Classe drei Stunden zuwies, aber das Mittelhochdeutsche aus-

schied und statt dessen in der V. und VI. Classe einen grammatischen Unterricht einführte, welcher sich mit der Lautlehre der neuhochdeutschen Sprache, der Wortbildung, der Genealogie der germanischen Sprache und den Principien der Sprachbildung beschäftigen soll.

Die Instructionen, welche gleichzeitig »hinausgegeben« wurden, enthalten viele bis ins Detail gehende methodische Weisungen, die offenbar den Zweck verfolgen, dem Lehrer beim Unterrichte als Richtschnur zu dienen. Da dieselben von verschiedenen Schulmännern herrühren, deren jeder in seinem Fache besondere Ansichten vertritt und für seinen Gegenstand möglichst hohe Ziele im Auge hat, so fanden sie keineswegs ungetheilten Beifall; auch erreichten sie nicht den Zweck, die Ueberbürdung zu verringern. Im Gegentheil erscheinen sie geeignet, dieselbe zu fördern, indem sie oft erfahrene Schulmänner, die sich durch eine langjährige Praxis eine ihrer Individualität ganz entsprechende zweckmässige Methode geschaffen haben, zwingen, sich einem fremden Lehrgang und einer ihnen vielleicht widerstrebenden Technik des Unterrichtes anzupassen.

Als nach dem Rücktritte des Freiherrn Conrad von Eybesfeld im November 1885 Dr. Gautsch von Frankenthurm das Unterrichtsministerium übernahm, trat der Ministerialrath Krischek (1886) in den Ruhestand und wurde durch den bisher als Referent in Schulangelegenheiten bei der k. k. niederösterreichischen Statthalterei thätigen Statthaltereirath Dr. Erich Wolf ersetzt. In dieser neuesten Aera blieben die seit 1880 im Gymnasialwesen herrschenden Bestrebungen ungeändert, nur kamen sie mit grösserem Nachdrucke zur Geltung. Je empfindsamer der katholische Clerus und die Nationalitäten wurden, desto sorgfältiger glaubte man im Interesse des österreichischen Patriotismus die Lehrbücher durchsehen und reinigen zu sollen. Zugleich verfolgte man hierbei auch den Zweck, durch Beschränkung des Stoffes der Ueberlastung der Jugend entgegenzuarbeiten und durch Ermässigung der Preise die Anschaffung zu erleichtern. In derselben Absicht fasste man den Plan, Lehrtexte für Mittelschulen durch den Schulbücher-Verlag herauszugeben. Aehnliche Rücksichten, wie bei der Revision der Lehrbücher, riefen den Ministerial-Erlass vom 16. December 1885 hervor, durch welchen eine Revision der Schülerbibliotheken an Volks- und Mittelschulen angeordnet wurde. Es geschah dies in der ausgesprochenen Absicht, Alles zu beseitigen, was geeignet schiene, die

Jugend in patriotischer, religiöser oder sittlicher Beziehung ungünstig zu beeinflussen.

Neben dieser Thätigkeit zeigt sich in dem neuen Ministerium die Neigung, den Wünschen des Hauses und der öffentlichen Meinung entgegenzukommen. Die Verlegung der Schulzeit in der untersten Classe auf eine spätere Stunde, die Abschaffung der Location (Ministerial-Erlass vom 26. Jänner 1886), das Verbot für Directoren und Lehrer der Mittelschule, Kostzöglinge zu halten (Ministerial-Erlass vom 20. November 1886), der Auftrag an die Lehrkörper, Classenkataloge zu führen, in welche das Publicum Einblick erhält (Ministerial-Erlass vom 2. Mai 1886), und endlich die Forderung, dass die in die Reichsvertretung gewählten Mitglieder des Lehrerstandes an den Communalschulen Wiens während der Dauer ihres Mandates vom Unterrichte gänzlich enthoben werden, kennzeichnen die Absicht der Regierung, etwaigen Klagen des Hauses über Mangel an Rücksicht, über Unbilligkeit oder Befangenheit des Lehrerstandes vorzubeugen.

Ueberdies behielt das neue Ministerium die Ueberbürdungsfrage im Auge. Manche Bestimmungen wurden seitens desselben getroffen, um hierin Abhilfe zu schaffen. So setzte das Gesetz vom 3. Juni 1886 fest, dass die Kinder bei der Aufnahme in die Mittelschule wenigstens zehn Jahre alt sein sollen. Der Ministerial-Erlass von 2. Mai 1887 beschränkte die Zahl der Schülerarbeiten und der den Schülern zuzumuthenden schriftlichen Aufzeichnungen und durch den Ministerial-Erlass vom 1. Juli 1887 wurden Weisungen über den Unterricht in den classischen Sprachen gegeben, durch welche namentlich der grammatische Unterricht beschränkt und die mit diesem verbundenen mündlichen und schriftlichen Uebungen einer rationelleren Behandlung zugeführt werden sollten.

Seitdem sind keine bemerkenswerthen Massnahmen oder Veränderungen im Gymnasialwesen Wiens zu verzeichnen. Die vierzigjährige Entwickelung desselben zeigt sich einerseits in der Vertiefung und Ausdehnung, anderseits in der Verallgemeinerung des Studiums. Mit der Vertiefung soll die gründlichere Behandlung bezeichnet werden, welche die einzelnen Gegenstände erfahren, die durch eine tüchtige Fachbildung der Lehrer, gediegene Lehrbücher und Lehrmittel erreicht wird. Die Ausdehnung des Studiums äussert sich darin, dass der Bildungskreis der Gymnasialjugend auf alle, sowohl für die allgemeine Bildung als auch für das praktische Leben wichtigen Gegenstände erweitert wurde. Der Vorzug der österreichischen, also auch der

Wiener Gymnasien besteht eben darin, dass die Kenntniss der Objecte und Erscheinungen der Natur an denselben nicht vernachlässigt, sondern dass auch diese Quelle menschlichen Wissens in den Strom geleitet wird, der befruchtend und veredelnd auf Herz und Geist der Jugend einwirkt. Der Fortschritt kennzeichnet sich aber auch dadurch, dass diese Bildung weiten Kreisen zufliesst. Im Anfange der fünfziger Jahre gab es vier Gymnasien und etwa 1500 Schüler an denselben; jetzt zählt Wien eilf Gymnasien und mehr als 4500 Schüler. Während die Bevölkerung der Stadt nicht einmal um 100% gestiegen ist, nahm die Zahl der Gymnasiasten um 300% zu.

C. Realschulen.

Die ersten Grundzüge zur Errichtung besonderer Realschulen in allen Theilen des Reiches lieferte der schon wiederholt erwähnte Entwurf des Ministeriums Sommaruga vom 18. Juli 1848. Darnach sollten die Bürger- und Realschulen zwischen den Volksschulen und den technischen Instituten stehen und mehreren Zwecken dienen.

Nach dem Rücktritte Sommaruga's wurde im Ministerium auch die Realschulfrage erörtert. Namentlich fiel dem Referenten für technischen Unterricht, P. Dr. Marian Koller, die Aufgabe zu, diese neue Art von Schulen ins Leben zu rufen. Dieser durch seine wissenschaftliche Thätigkeit am Kremsmünsterer Lyceum rühmlichst bekannte Benedictiner entwarf auch unter Beiziehung anderer Schulmänner den »Plan der Realschulen«, welcher als zweiter Theil des Organisations-Entwurfes im Jahre 1849 veröffentlicht wurde.

Die eigentliche Organisation der Realschulen nimmt ihren Ausgangspunkt von dem Vortrage, den Minister Graf Leo Thun am 12. Februar 1851 »in Betreff des gewerblichen Unterrichtes überhaupt und der Errichtung von Realschulen insbesondere« Sr. Majestät hielt. Darin beklagte er den Mangel an Anstalten für die Bildung der industriellen Classen der Bürger, hob deren Nothwendigkeit hervor und verwies auf die Ueberfüllung der mit den technischen Instituten in Wien und Prag verbundenen Realschulen, und fuhr fort: »Aber nicht bloss als Vorbereitungsanstalten für höhere technische Bildung sollen diese Mittelschulen dienen, sie haben auch eine selbständige Aufgabe zu erfüllen. Sie sollen dem eigentlichen Gewerbestande die Gelegenheit bieten, sich die für seinen Beruf nöthigen Kenntnisse auf die geeignetste Weise zu erwerben.

Bei der bisherigen Beschaffenheit des öffentlichen Unterrichtes konnte sich die zahlreiche und wichtige Classe der Bevölkerung, welche der Pflege und Ausübung der industriellen Gewerbe obliegt, nicht diejenige technische Bildung aneignen, die ein so allgemeines und weit verbreitetes Bedürfniss ist. Die Folgen davon sind auffallend, und hierin ist ein Hauptgrund zu suchen, warum die österreichische Industrie in einzelnen Zweigen hinter jener unserer westlichen Nachbarn zurückgeblieben ist. Gegenwärtig, wo Veränderungen des österreichischen Zolltarifes bevorstehen, durch welche das Prohibitiv-System gänzlich aufgegeben, und wo der grosse, durch seinen inneren Werth nothwendig siegreiche Gedanke einer mitteleuropäischen Zolleinigung angestrebt wird, ist die Behebung dieses Uebelstandes mehr als je zuvor dringend nothwendig.« Nachdem auf die nothwendige Concurrenz Oesterreichs, des im Herzen Europas gelegenen Landes, mit der auswärtigen Industrie hingewiesen wurde, wird als erforderliche Vorbedingung hiefür »die Regelung des gesammten technischen Uuterrichtes« gefordert. »Für diesen Bau ist ein fester, weit ausreichender Grund nothwendig.« Den sollten Unterrealschulen von zwei oder drei Classen für den gewerblichen Unterricht, Oberrealschulen für die weitere Ausbildung und Handwerker-, Sonntags- und eigentliche Specialschulen für die Bedürfnisse des Gewerbestandes schaffen. Der Vortrag gipfelte in dem Antrage, sowohl in Wien als auch in Prag die eine Realschule von der Technik loszulösen und eine zweite Realschule zu gründen.

Se. Majestät genehmigte mit Allerhöchster Entschliessung vom 2. März 1851 die Vorschläge des Unterrichtsministers und bewilligte die Bestreitung der Auslagen für die zwei Oberrealschulen Wiens aus dem Studienfonde. Aus der k. k. Realschule an der Technik entstand die k. k. Oberrealschule auf dem Schottenfelde, welche in den zweckmässig adaptirten Räumen des Gemeindehauses der Vorstadt Schottenfeld untergebracht und am 13. November 1851 unter der Leitung des früheren Professors der k. k. Realschule, Franz Hauke, eröffnet wurde. Die andere Oberrealschule fand auf der Landstrasse in der Rasumoffskygasse ihren Platz. Obgleich diese Anstalt vom Grund aus neu eingerichtet und mit all' den zahlreichen Lehrmitteln ausgestattet werden musste, so konnte sie doch schon am 12. November unter dem Director Dr. Josef Weiser, der früher in Lemberg an der technischen Akademie die Physik gelehrt hatte, feierlich eröffnet werden.

Mit der Gründung der beiden Realschulen ist eine wichtige Epoche im Schulwesen Oesterreichs eingeleitet. Aus dem Vortrage, welcher zu deren Gründung führte, ist einerseits der weitsehende Blick und die staatsmännische Einsicht zu erkennen, welche die Regierung damals im Schulwesen bethätigte, andererseits aber auch die Bedeutung ersichtlich, welche diese Art von Schulen für das wirthschaftliche Leben des Staates hat.

Mit Rücksicht auf die den Realschulen gestellten Aufgaben wurde von dem Lehrplane des Jahres 1849 theilweise abgegangen, und mit Ministerial-Verordnung vom 13. August 1851 ein neues Statut erlassen, demzufolge in der dreiclassigen Unterrealschule, für welche der Name Bürgerschule nicht mehr in Anwendung kam, auch die Wechsel- und Zollkunde, die Chemie und Baukunst, in der Oberrealschule die Maschinenlehre, specielle und technische Chemie und das Modelliren in den Lehrplan aufgenommen und die Stundenzahl für's Zeichnen wesentlich vermehrt wurde. Dagegen wurde der Geschichtsunterricht aus der Unterrealschule entfernt und auf eine gelegentliche »Einstreuung« oder »Beifügung« geschichtlicher Notizen beschränkt.

Zugleich mit der Errichtung dieser zwei Oberrealschulen wurden die vierten Classen der Hauptschulen zu Unterrealschulen von zwei oder drei Classen erweitert. Der Zuspruch, den die Realschulen fanden, zeugt von dem Bedürfnisse, dem sie entsprachen. Im Jahre 1852/53 waren an den Unterrealschulen 1897 Schüler, an der Landstrasser Oberrealschule wurden 554, an der Schottenfelder 658 Schüler gezählt.

Dieser Andrang lenkte die Aufmerksamkeit des Wiener Gemeinderathes auf diese zeitgemässe Schöpfung der Regierung. In der Erkenntniss von der Wichtigkeit und Zweckmässigkeit der Realschule, beschloss er am 19. November 1852, drei vollständige Unterrealschulen bei St. Johann in der Leopoldstadt, auf der Wieden und in Gumpendorf zu gründen. Zuerst wurde die Errichtung der Gumpendorfer Unterrealschule in Angriff genommen. Schon am 18. October 1854 wurde die Anstalt feierlich eröffnet. Mit der Gumpendorfer Unterrealschule hat die Grosscommune Wien die erste Mittelschule gegründet und damit bewiesen, dass sie Bildung und Fortschritt hochschätzt und keine Opfer scheut, wenn es gilt, die Cultur der Bevölkerung zu heben. Ein Jahr später, am Namenstage Ihrer Majestät, dem 19. November 1855, fand die feierliche Eröffnung der von der Stadt Wien »der Ausbildung und dem

Aufschwunge des Gewerbefleisses« gewidmeten Oberrealschule auf der Wieden statt.

In demselben Schuljahre wurde auch die k. k. Unterrealschule in der Jägerzeile ins Leben gerufen, für welche Se. Majestät mit Allerh. Entschliessung vom 11. September 1855 die zur Erhaltung und Einrichtung erforderlichen Auslagen aus dem Studienfonde anwies, bei welcher Gelegenheit Hochderselbe der Commune Wien die Anerkennung »für die bei der vollständigen Regelung des Volks- und Realschulunterrichtes bewiesene werkthätige Sorgfalt« aussprach.

Während diese Gründungen erfolgten, ging die Sorge der Regierung dahin, die neugegründeten Anstalten auch im Innern auszugestalten. Es galt zuerst Lehrer für sie heranzuziehen. Diesem Zwecke diente das Prüfungsgesetz für Lehrer an selbständigen Realschulen, das mit Ministerial-Verordnung vom 24. April 1853 erlassen wurde. In Wien wurde eine Prüfungscommission eingesetzt, vor welcher sowohl Hörer der Universität als auch der technischen Hochschule die Lehrbefähigung für Realschulen erwerben konnten. Um für die unselbständigen Unterrealschulen geeignete Lehrer zu gewinnen, wurden im Jahre 1854 sowohl an der Landstrasser als auch an der Schottenfelder Oberrealschule besondere Bildungscurse für Candidaten des Lehramtes an unselbständigen Unterrealschulen errichtet, deren bereits (p. 34) gedacht ward. Dann brauchte man Lehrbücher und Lehrmittel, welche nach Aufhebung des Privilegiums des Schulbücherverlages für Realschulen mit Allerh. Entschliessung vom 15. März 1850 Dank dem Eifer des Lehrerstandes in kurzer Zeit, zumeist durch in Wien wirkende Autoren geschaffen wurden. So kamen schon in den ersten Jahren von Wiener Schulmännern verfasste Lehrbücher und Lehrmittel in Verwendung: In der deutschen Sprache die Lese-, Sprach- und Literaturbücher von Professor Theod. Vernaleken; in der Geographie das von Director Hauke verfasste Lehrbuch; in der Arithmetik und Geometrie waren Lehrbücher von den Professoren der Technik Beskiba und Schulz v. Strassnitzki und dem Professor der Schottenfelder Realschule Glasl in Gebrauch. Für die Naturgeschichte verfasste der Wiener Universitätsprofessor Zippe ein Lehrbuch. In der Physik standen die vom Universitätsprofessor Kunzek und vom Director Dr. Weiser gearbeiteten Lehrbücher in Gebrauch. Ein Lehrbuch der Chemie rührte von dem Professor der Schottenfelder Oberrealschule Dr. Hinterberger her. Für's Zeichnen schufen der Professor der-

selben Anstalt Heissig und der Professor an der Landstrasser Oberrealschule Hieser geeignete Vorlagen.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse begünstigten die Entwickelung der Realschulen. Die in dem Vortrage des Unterrichtsministers Grafen Thun berührte neue Handelspolitik, welche mit dem Prohibitiv-System brach, kam im Jahre 1853 zur Durchführung und führte zu einem lebhaften Verkehre mit dem Auslande. Die internationalen Ausstellungen der fünfziger Jahre (zu London 1854 und Paris 1855) erschlossen der einheimischen Industrie einen Einblick in die Art und Weise der Production anderer Länder und der Verwerthung ihrer Erzeugnisse. In Folge dessen wurden neue Eisenbahnen gebaut und eröffnet, Geld- und Creditinstitute geschaffen, die ihr Capital in Handels- und Industrieunternehmungen verwertheten. Für alle diese Einrichtungen waren Kräfte erforderlich, die eine entsprechende Bildung besassen. Solche lieferten die Realschulen. Deshalb mehrte sich die Zahl der Realschüler, man zählte in Wien im Jahre 1857 allein an den drei Oberrealschulen und der selbständigen Unterrealschule in Gumpendorf 1407 Schüler.

In demselben Jahre erhielt die Lehrerschaft der Realschule ein Organ, welches die Interessen dieser Anstalten vertrat und pädagogisch-didaktische Fragen des Realschulwesens besprach. Die Professoren der Landstrasser Oberrealschule E. Hornig und W. Warhanek begründeten eine Zeitschrift, betitelt »Realschule«, an welcher später A. Schmitt von der Gumpendorfer Unterrealschule als Mitredacteur wirkte. In den Jahren 1859—1861 erschien sie unter dem Titel: »Zeitschrift für die österreichischen Realschulen und verwandten Anstalten«, in den Jahren 1862 und 1863 als »Mittelschule, Zeitschrift für Realschulen und Gymnasien« unter der Redaction von B. Kopezky, (Schulrath) A. Kral und W. Warhanek. In dieser Zeitschrift wurden die Mängel, die in der Organisation der Realschulen bestanden, blossgelegt. Als der grösste Uebelstand zeigte sich die Verquickung mannigfaltiger Ziele, welche man gleichzeitig erstrebte. Die Unterrealschule sollte als niedere, die Oberrealschule als höhere Gewerbeschule dienen und die ganze Realschule sollte theils für die Kunstakademie, theils durch eine fachliche und gleichzeitig allgemeine Bildung für das technische Studium vorbereiten. Da man im Lehrplane all' diesen Zwecken Rechnung tragen wollte, so trat eine Ueberbürdung im Lehrstoff ein. Das Bestreben einer Partei der Realschullehrer, das namentlich W. Warhanek vertrat, war darauf gerichtet, die Realschule dem Gymnasium anzunähern

Es sollte die Realschule nicht fachliche, sondern allgemeine Bildung vermitteln und das »moderne Gymnasium« sein, das Feuchtersleben und Exner zuerst geplant hatten. Zwar drang auch bei der Regierung die Erkenntniss durch, dass die Realschule nicht so mannigfaltigen Zwecken dienen könne. Schon im Jahre 1853 verliess sie den Standpunkt, dass die Realschule die Vorschule für die Kunstakademie zu bilden habe, weshalb durch Ministerial-Erlass vom 15. Jänner 1854 die Stundenzahl für das Freihandzeichnen verringert ward. Aber im Uebrigen blieb es beim Lehrplane vom Jahre 1851. Die auf eine Reform der Realschulen abzielenden Aufsätze und Vorschläge behielten vorläufig nur einen akademischen Werth.

Mit der Stadterweiterung und dem Zufluss an Menschen, der in deren Gefolge eintrat, machte sich das Bedürfniss nach neuen Realschulen fühlbar. Da in der inneren Stadt keine Realschule bestand, so fand die von Eduard Döll im Jahre 1859 gegründete, von dem Ministerium mit Erlass vom 6. Februar 1859 mit dem Oeffentlichkeitsrechte versehene Privat-Oberrealschule grossen Zuspruch. Den Umstand, dass in der Rossau, Alservorstadt und Josefstadt keine Realschule bestand, machte sich Franz Meixner zunutze und errichtete mit Genehmigung der k. k. niederösterreichischen Statthalterei vom 30. Juli 1861 eine Unterrealschule in der Rossau, die er im Jahre 1862 zu einer Oberrealschule erweiterte, für die er mit Ministerial-Erlass vom 24. April 1865 das Oeffentlichkeitsrecht erwarb.

Aber auch die Commune Wien fühlte die Verpflichtung, für die weit ausgedehnten nordwestlichen Bezirke ihres Gebietes eine dem Bedürfnisse der Bevölkerung entsprechende Anstalt zu schaffen. Mit Beschluss vom 13. August 1861 wurde eine Unterrealschule in der Rossau (Grünethorgasse 8) gegründet und schon im Herbste eröffnet. Der günstige Besuch derselben bewog die Gemeindevertretung, sie mit Beschluss vom 13. September 1864 zu einer Oberrealschule zu erweitern.

Es zählte somit Wien fünf selbständige und sieben unselbständige öffentliche Realschulen (darunter drei Oberrealschulen), als im Mai 1862 die für die Geschichte des Schulwesens denkwürdige Londoner Weltausstellung eröffnet wurde. Die früheren Weltausstellungen beschränkten sich auf eine Ausstellung vereinzelter für den Unterricht und die Schule verwerthbaren Objecte. Bei der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1862 wurde zuerst der Plan durchgeführt, eine besondere Abtheilung ausschliesslich den »Mitteln und Methoden des Unterrichtes« zu widmen, in welcher eine

übersichtliche und systematische Darstellung der Entwickelung und des Standes des Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten geboten werden konnte. Das österreichische Unterrichtsministerium veranlasste eine Ausstellung der Leistungen Wiens und der Provinzen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens, die zunächst in Wien stattfand und durch die Besichtigung und Kritik seitens der Fachmänner viel zur Förderung des Schulwesens speciell der Hauptstadt beitrug. Wie es die Sache mit sich bringt, zogen namentlich die Real- und Fachschulen aus derselben Nutzen. Aber auch in London erfreute sich die österreichische Ausstellung ehrenvoller Anerkennung. Namentlich wiesen die Wiener Realschulen schöne Erfolge im Zeichnen und in plastischen Arbeiten auf. Es konnte der damalige Leiter der Unterrichtsangelegenheiten, Unterstaatssecretär Freiherr von Helfert, welcher hauptsächlich um die Ausstellung sich bemüht hatte, in seinem Rechenschaftsberichte an den Staatsminister von Schmerling mit gutem Grunde auf den erfreulichen Stand hinweisen, in welchem sich das Schulwesen, namentlich die Realschulen befanden. Aber die Londoner Weltausstellung wirkte auch insofern förderlich auf die Entwickelung der Realschulen, als hiedurch namentlich Wiener Schulmännern Gelegenheit geboten wurde, das Schulwesen anderer Länder kennen zu lernen. Von der Commune Wien wurden Director Teirich und Professor Pisko und vom Landesausschusse die Professoren Hessler und Güntner, sowie der Assistent Grimburg dahin gesandt, um die gesammelten Erfahrungen für die österreichischen Schulen zu verwerthen.

Das in Folge der erlassenen Constitution entstandene regere öffentliche Leben, die Erweiterung des Gesichtskreises in allen mit der Schule im Zusammenhange stehenden Schichten, welche durch einen grösseren Verkehr, durch die Freiheit der Presse, durch das aufblühende Vereinswesen herbeigeführt worden war, brachten die Frage von der Reform der Realschule aus dem Gebiete der akademischen Discussion zur thatsächlichen Geltung. Der Verein »Mittelschule« beschloss am 1. April 1864 eine Denkschrift über die Reorganisation der Realschulen und die Erweiterung der Rechte der Realschüler auszuarbeiten und wählte zu diesem Zwecke ein Comité, dem unter Anderen Regierungsrath Ficker, Schulrath Kral, die Realschuldirectoren Walser und Weiser, die Realschulprofessoren Krist und Schmued angehörten. Nachdem der Entwurf in vielen Vereinsversammlungen durchberathen und abgeändert worden war, wurde er am 13. Februar 1865 dem Staatsminister Ritter von Schmer-

ling überreicht. Gleichzeitig beschäftigte sich auch der neugeschaffene Unterrichtsrath mit dieser Angelegenheit. Von der Wichtigkeit, die man in Regierungskreisen den Realschulen zuwandte, zeugt auch die Bestellung eines eigenen Landesschulinspectors für diese Schulen, als welcher seit 1865 M. A. Becker, der bisher die Volks- und Realschulen gleichzeitig beaufsichtigt hatte, ausschliesslich bestimmt wurde.

Indessen waren die Jahre 1865 und 1866 durch ihre inneren und äusseren Verwickelungen nicht geeignet, eine Besserung in dem Verhältnisse der Realschulen herbeizuführen. Auch verschied im Jahre 1866 der bisherige Referent für den technischen Unterricht im Ministerium, P. Dr. Marian Koller. Statt seiner übernahm der Sectionsrath J. Ritter von Tandler sein Ressort. Unter ihm gewann Professor Beer, welcher neben Director Dr. Weiser im Unterrichtsrathe das Real- und Gewerbeschulwesen vertrat, grossen Einfluss. Unter der Mitwirkung dieser Männer wurde an die Verbesserung der Realschulen die Hand gelegt. Durch Ministerial-Verordnung vom 21. August 1867 wurden die Zoll- und Monopolsordnung und die Baukunst aus den Unterclassen, die Maschinenlehre aus den Oberclassen entfernt, die Zahl der Lehrstunden in der Chemie, dem Zeichnen und der Kalligraphie beschränkt, dagegen die in der Sprache, der Geographie und Geschichte, der Mathematik und der Naturwissenschaften um etwas erhöht und in den Unterclassen die Geschichte als besonderer Unterrichtsgegenstand eingeführt.

Zur selben Zeit wurde in der Pariser Weltausstellung nach dem Vorbilde der Londoner eine Ausstellung aller auf die Erziehung und den Unterricht bezüglichen Einrichtungen veranstaltet, an der sich auch Oesterreich in hervorragender Weise betheiligte. Neben dem damaligen Ministerialsecretär Alois (Ritter v.) Hermann und dem Volksschulinspector V. Prausek wurde der Wiener Realschulprofessor Dr. A. Machatschek in das Comité gewählt, das diese Ausstellung vorbereitete. Es war gewiss ein ehrenvolles Zeugniss für den Stand der Realschulen Oesterreichs und speciell Wiens, das zu der Ausstellung auf diesem Gebiete am meisten beigetragen hatte, dass die Jury der Ausstellung den österreichischen Realschulen eine »goldene Medaille« zuerkannte.

Als die Staatsgrundgesetze vom 21. December 1867 das Realschulwesen den Landtagen zuwiesen, arbeitete das Ministerium, an dessen Spitze damals Ritter von Hasner stand, unter Mitwirkung Beer's einen Gesetzentwurf über die Einrichtung der Realschulen aus,

welcher den einzelnen Landtagen vorgelegt wurde. Der Landtag von Niederösterreich beschloss auf Grundlage des ministeriellen Entwurfes das Realschulgesetz, welches mit 3. März 1870 die kaiserliche Sanction erhielt. Das Ministerium hatte nunmehr nach den einzelnen Landesgesetzen die Lehrpläne auszuarbeiten, an deren Zustandekommen der inzwischen ins Ministerium berufene Regierungsrath Dr. A. Ficker arbeitete. Mit ihm trat eine Aenderung in der Vertheilung der Referate im Ministerium ein, indem das Referat für Realschulen mit dem für Gymnasien verbunden, dagegen von dem für technische Hochschulen getrennt wurde. Auch in der Aufsicht der Wiener Realschulen trat ein Wechsel ein; an der Stelle Becker's übernahm der Realschulprofessor Dr. Jos. Krist die Inspection der Realschulen. Diese Wandlung in der Aufsicht der Realschulen kennzeichnet schon äusserlich die Richtung, in welcher ihre Reform sich bewegte. Sie wurden in ihrer Einrichtung den Gymnasien genähert und von dem Ballast, den sie als gewerbliche, d. h. also fachliche Anstalten mit sich führten, befreit. Ihr Zweck beschränkt sich seitdem darauf, »mit besonderer Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen eine höhere allgemeine Bildung als die Volks- und Bürgerschulen zu gewähren« und »die Vorbereitung für die auf diesen Disciplinen beruhenden höheren Schulen« zu bilden. Um diese Zwecke zu erreichen, ward die Realschule auf sieben Jahrgänge, wovon vier auf die Unterrealschule entfallen, erweitert, und es wurden die französische und englische Sprache unter die obligaten Gegenstände aufgenommen. Die Zeit für dieses Studium sollte an der Oberrealschule durch die Entfernung des Religionsunterrichtes aus den Gegenständen derselben gewonnen werden. Als Abschluss der Realschule wurde analog den Gymnasien eine Maturitätsprüfung angeordnet, für welche am 9. Mai 1872 eine genaue Vorschrift erlassen ward. Auch insofern fand eine Gleichstellung der Gymnasien und Realschulen statt, als die Bezüge des Lehrpersonales, die Lehrbefähigungsprüfungen, die Normen für die Lehrtexte, das Schulgeld u. dgl. äussere Schuleinrichtungen in gleicher Weise für beide Art von Schulen unter der Gesammtbezeichnung »Mittelschulen« festgestellt wurden. Was also früher an den Gymnasien in Bezug auf diese Angelegenheiten erwähnt wurde, gilt auch für die Realschulen Wiens.

Die Thätigkeit der Schulbehörden war nunmehr darauf gerichtet, diese Umwandlung der Realschulen zur Durchführung zu bringen. Grosse Schwierigkeiten, welche bis zur Gegenwart noch nicht voll-

ständig überwunden sind, bot die Einführung der modernen Sprachen unter die obligaten Unterrichtsgegenstände. Es fehlte an den erforderlichen Lehrkräften für diese Fächer. Um dieselben zu gewinnen, wurde an der Wiener Universität mit Ministerial-Erlass vom 22. Mai 1872 ein Seminar für französische und englische Sprache errichtet, dessen Leitung dem ordentlichen Professor für romanische Sprache, Dr. Ad. Mussafia, dem aus Breslau berufenen ausserordentlichen Professor Zupitza Julius und dem Privatdocenten Ferdinand Lotheisen übertragen wurde.

Aber auch die Lehrerschaft der Realschulen fühlte das Bedürfniss für ihre Interessen und für die Förderung und Entwickelung der ihr anvertrauten Schulen in der Oeffentlichkeit mit grösserem Nachdrucke zu wirken. Es traten die Mitglieder der Lehrkörper an den Realschulen Wiens im Jahre 1871 zu einem besonderen Vereine »Die Realschule« zusammen, der speciell die Angelegenheiten dieser Schulen wahrzunehmen sich zur Aufgabe stellte. Der erste Präses dieses Vereines war der Director der Oberrealschule in dem I. Bezirke, Eduard Döll. Mit demselben Jahre begann auch das Erscheinen einer Zeitschrift, deren Titel »Realschule« das Programm derselben deutlich kennzeichnet. Da ihr Redacteur Ed. Döll zugleich dem Vereine gleichen Namens vorstand, so ist es selbstverständlich, dass in ihr die Bestrebungen dieses Vereines zum Ausdrucke kamen. Während aber der Verein bis auf die Gegenwart in gedeihlicher Entwickelung besteht, ging die Zeitschrift im Jahre 1875 ein.

So wirkten Regierung und Lehrerschaft mit vereinten Kräften an der Durchführung der im Realschulwesen eingetretenen Reformen. Es ist bezeichnend für das rege Streben nach Vervollkommnung dieser Anstalten, dass der Verein »Realschule« in seiner zweiten Sitzung am 6. April 1872 über den Lehrplan der reorganisirten Realschule verhandelte und in seiner dritten Sitzung am 8. Juli 1872 die Zweckmässigkeit der Erweiterung der Realschulen auf acht Jahrgänge besprach. Es dürfte die erstere Verhandlung nicht ohne Einfluss auf den Ministerial-Erlass vom 17. Juni 1872 gewesen sein, durch welchen der Lehrplan in der Weise abgeändert ward, dass die Zahl der Lehrstunden für Chemie und Freihandzeichnen in der Oberrealschule eingeschränkt, für Geographie und Geschichte vermehrt wurde.

Neben der inneren Ausgestaltung nahm auch die Beschaffung der erforderlichen äusseren Bedingungen, unter denen diese Schulen gedeihen, die Fürsorge der massgebenden Kreise in Anspruch. Da

mit dem neuen Realschulgesetz die sogenannten unselbständigen Unterrealschulen aufhörten, so wurden dieselben in Bürgerschulen umgewandelt. In Folge dieser Umwandlung hätte die Leopoldstadt, welche doch zu den bevölkertsten Vorstädten gehört, jeder Realschule entbehrt. Um den Bedürfnissen dieses Bezirkes Rechnung zu tragen, wurde mit Allerh. Entschliessung vom 4. Juli 1871 die unselbständige Unterrealschule St. Johann zu einer k. k. Staats-Unterrealschule erhoben und zu deren Leitung der Director des k. k. Oberrealgymnasiums in Ober-Hollabrunn, Dr. Julius Spängler, berufen. Der Andrang zu dieser Anstalt bewog das Ministerium zufolge Allerh. Entschliessung vom 15. Februar 1872, sie zu einer Oberrealschule zu erweitern, als welche sie mit dem Schuljahre 1872/73 die V. Classe eröffnete.

Auch durch die Verlegung der Landstrasser Oberrealschule in das zweckmässig adaptirte Gebäude der ehemaligen Tabakfabrik in der Hinteren Zollamtsstrasse, das unfern des Donaucanals gelegen ist, wurde der Bevölkerung in der Leopoldstadt es ermöglicht, ihren Kindern den Besuch einer Realschule zu erleichtern. Das zeigte sich auch in der Steigerung der Frequenz an dieser Anstalt. Vom Jahre 1869/70 auf das Jahr 1870/71, in welchem die Uebersiedlung der Anstalt erfolgte, stieg die Schülerzahl von 227 auf 276, um mehr als 20%.

Im Allgemeinen bewirkte der materielle Aufschwung im Anfange der siebziger Jahre, dessen schon gedacht wurde, dass insbesondere die Realschulen starken Zuspruch fanden. Im Jahre 1871/72 war die Zahl der Schüler, trotzdem die unselbständigen Realschulen ausgeschieden waren, an den öffentlichen Realschulen Wiens und den zwei privaten Oberrealschulen im I. (Döll) und im VIII. Bezirke (Meixner) auf 3047 gestiegen.

Das Jahr 1873 brachte die Wiener Weltausstellung, auf welcher die Wiener Realschulen durch Lehrmittel und Schülerleistungen würdig vertreten waren. In Folge derselben wurde insbesondere der Werth des Zeichenunterrichtes für die Förderung des industriellen Lebens gewürdigt. Insbesondere trat der um die Hebung der österreichischen Kunstindustrie so hoch verdiente Hofrath Ritter von Eitelberger für eine Reform dieses Unterrichtes ein. Auf seine Anregung und unter Theilnahme des Realschuldirectors Ed. Walser erschien mit Ministerial-Verordnung vom 9. August 1873 der noch jetzt giltige Lehrplan für das Freihandzeichnen an Realschulen, welchem im nächsten Jahre durch Ministerial-Verordnung vom 6. Mai 1874 Instructionen folgten.

Die stetig zunehmende Zahl der Realschüler machte die Erweiterung der vorhandenen Anstalten nothwendig. So wurden schon im Jahre 1870 bei der Wiedner, im Jahre 1873 bei der Landstrasser Oberrealschule Zubauten aufgeführt, welche Raum für die nothwendig werdenden Parallelabtheilungen und für die bei der intensiven Pflege der Chemie und des Zeichnens erforderlichen Laboratorien und Säle boten. Vor Allem ist aber des Musterbaues zu gedenken, den die hohe Regierung in Angriff nahm, um der in ihren Räumlichkeiten ausserordentlich beengten k. k. Oberrealschule in der Leopoldstadt eine würdige Stätte zu bereiten. Es wurde auf dem Volkert ein Platz ausgemittelt, auf welchem im Jahre 1873 der Bau unter Leitung des Architekten Josef Schaidt begonnen und mit einem Aufwande von mehr als 800.000 fl. im Jahre 1875 zu Ende geführt wurde. Wohl in keinem Gebäude wurde all den Forderungen, welche die Hygiene und die Technik des Unterrichtes an Beheizung, Ventilation, Aborte, Einrichtung der Zeichensäle, der Laboratorien, des Turnsaales etc. stellen, in solch vollkommener Weise Rechnung getragen, als in diesem Schulpalaste.

Trotz der Erweiterungen der bestehenden Anstalten, erwiesen sich diese als unzulänglich, alle sich zur Aufnahme meldenden Schüler aufzunehmen. Es machte sich das Bedürfniss nach Errichtung neuer Anstalten fühlbar. Die Regierung kam diesem Bedürfniss entgegen, indem sie zufolge Allerh. Entschliessung vom 7. Juni 1875 zwei neue Unterrealschulen gründete; die eine im II. Bezirke (Glockengasse 2), die andere im V. Bezirke (Rampersdorfergasse 20). Letztere erhielt in dem Director der Troppauer Oberrealschule, Alexander Lamberger einen erprobten Leiter, während erstere provisorisch durch Professor Wilhelm Duras geleitet wurde, bis im Jahre 1877 der Director der Linzer Oberrealschule, Josef Lang, definitiv die Direction erhielt.

Auch die Commune Wien suchte trotz der Ungunst der Verhältnisse die von ihr erhaltenen Realschulen zu erweitern und zu vergrössern. Die von ihr begründete Oberrealschule in der Rossau wurde 1877 in die Schottenbasteigasse verlegt, wo für sie ein stattlicher und zweckentsprechender Bau aufgeführt worden war. Die Gumpendorfer Unterrealschule wurde 1880 zu einer Oberrealschule erweitert und erhielt ein neues geräumiges und schönes Gebäude in der Marchettigasse, worin sie im Herbste 1881 in feierlicher Weise das Schuljahr eröffnete.

Mit diesem Baue war den äusseren Bedürfnissen der Wiener Realschulen vollständig Rechnung getragen. Es waren für alle Schüler, welche sich diesen Studien zuwandten, hinlänglich viele Schulen vorhanden, die mit allen der Gesundheit und den Unterrichtszwecken erforderlichen Einrichtungen und Mitteln ausgestattet wurden. Mit den geänderten politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen hörte der Zudrang zu den Realschulen auf. Bis zum Jahre 1877/78 war die Schülerzahl stetig im Steigen und erreichte in diesem Schuljahr die grösste Höhe, 3471 Schüler; seitdem sank sie wieder bis 1881/82 auf 2900, hob sich aber langsam wieder im Jahre 1884/85 auf 3084, im Jahre 1886/87 auf 3219 Schüler.

Während Regierung und Gemeinde für die materielle Lage der Realschulen mit allem Eifer sorgten, war die Aufmerksamkeit der staatlichen Organe auch auf die innere Entwickelung dieser Schulen gerichtet.

Da nach dem Eingehen der Döll'schen Zeitschrift »Die Realschule« ein Organ für die Interessen der Realschule fehlte, so begründete die Regierung im Jahre 1876 analog der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien die »Zeitschrift für das Realschulwesen, deren Redaction der Professor an der technischen Hochschule, Dr. Jos. Kolbe, und die Realschulprofessoren Ad. Bechtel und Moriz Kuhn übernahmen. Hiermit schuf das Ministerium eine Stätte, in welcher die Behörden die Absichten, die sie bei ihren Erlässen und Massnahmen für die Realschulen leiten, kund thun und darlegen, aber auch die Lehrer die Erfahrungen, die sie sich in der Praxis erwerben, und etwaige Verbesserungsvorschläge zur allgemeinen Kenntniss und Besprechung bringen und endlich selbständige pädagogische oder wissenschaftliche Abhandlungen und Besprechungen neuer Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur der verschiedenen Realschuldisciplinen veröffentlichen können. Diese Zeitschrift erschien um so dringender geboten, als die Gymnasialzeitschrift mit Materiale überfüllt war und sich deshalb zumeist auf das Gebiet der altclassischen Philologie beschränkte.

Ein deutlicher Beweis für die Nothwendigkeit einer Vermehrung der Zeitschriften für das Mittelschulwesen liegt aus jüngster Zeit vor, indem die Vereine der Mittelschullehrer in Wien (»Mittelschule« und »Realschule«), Prag (»Deutsche Mittelschule«) und Graz (»Innerösterreichische Mittelschule«) sich gedrungen fühlten, 1877 eine neue Zeitschrift, betitelt »Mittelschule«, zu begründen, welche die Professoren Dr. Langhans und Dr. Tumlirz in Wien und Dr. E. Maiss

in Prag redigirten, denen sich bei der Redaction des II. Jahrganges die Professoren M. Glöser und K. Zelger zugesellten.

Die Zeitschrift für das Realschulwesen erschien besonders wichtig, als es galt, die Erfahrungen, die man mit dem reformirten Lehrplan der Realschulen gemacht hatte, zu sammeln und sie zu einer besseren Ausgestaltung der inneren Organisation der Realschulen zu verwerthen. Mit dem Ablaufe des Jahres 1877 war nämlich die Möglichkeit geboten, festzustellen, wie sich der Lehrplan vom Jahre 1870 bewährt hatte, denn in diesem Jahre wurde zuerst die Maturitätsprüfung an Realschulen mit solchen Schülern gehalten, welche schon seit der I. Classe nach dem neuen Lehrplane unterrichtet worden waren. Es war damit der Zeitpunkt gekommen, in welchem das Ministerium die im Jahre 1870 geschaffenen Institutionen überprüfen und revidiren konnte. Diese Revision war um so dringender, als die Realschulen seit dem Jahre 1870 ausschliesslich den Charakter von allgemeinen Bildungsstätten, welche für die Hochschulen, die auf den mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen beruhen, vorbereiten, erhalten hatten, und als in der Organisation der technischen Hochschulen in den Jahren 1872 und 1873 durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden waren. Die Arbeit wurde wesentlich dadurch erschwert, dass die Ergebnisse, welche die bisherigen Erfahrungen im Realschulwesen boten, dadurch beeinträchtigt wurden, dass an den Realschulen ein häufiger Lehrerwechsel stattgefunden und an vielen Anstalten auch eine Anzahl gesetzlich nicht befähigter Lehrer gewirkt hatte. Von geringerem Belange war es, dass es nach den Ländern dreizehn verschiedene Realschulgesetze gab, weil in diesen Gesetzen ausser der Reihe der Obligat- und Freifächer keine Einzelbestimmungen über den Lehrplan enthalten waren. Dennoch musste bei der Revision der Verschiedenheit der Landesgesetze und der örtlichen Verhältnisse Rechnung getragen werden. Aber gerade deshalb schien es nothwendig, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Lehrzielen und Lehrgängen aller Realschulen zu Stande zu bringen. Man musste es verhindern, dass in der Bildung der Realschüler der einzelnen Länder grössere Unterschiede platzgreifen.

Von diesem Gesichtspunkte geleitet, nahm das Unterrichtsministerium, das damals Dr. Ritter v. Stremayer leitete, die Revision der Lehrpläne für die Realschule vor. Das Referat dieser Schulen lag in den Händen des Ministerialrathes Krischek, welcher in seiner früheren Lehrthätigkeit sich gerade auf dem Gebiete des

mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtes reiche Erfahrungen erworben hatte. Ihm stand Landesschulinspecter Adolf Lang, ein Vertreter der philologischen Fächer, zur Seite. Im niederösterreichischen Landesschulrathe sassen auf dem Gebiete der Realschule erfahrene Schulmänner; Dr. Mathias Wretschko (als Inspector für Realschulen) und Heinrich Schramm (als Inspector des gewerblichen Schulwesens), deren Mitwirkung nur günstigen Einfluss auf das beabsichtigte Werk nehmen konnte. Unter Beiziehung zahlreicher anderer Schulmänner wurde ein Normallehrplan für Realschulen ausgearbeitet, welcher mit Ministerial-Verordnung vom 15. April 1879 veröffentlicht wurde und als eine »von der Erfahrung dargebotene Richtschnur für die Aenderungen an den Schulen der einzelnen Länder« dienen sollte. Doch wurde derselbe mit einzelnen Aenderungen erst mit Ministerial-Verordnung vom 27. April 1880 für das Schuljahr 1880/81 zur Durchführung vorgeschrieben. Gleichzeitig wurden Instructionen zu dem Lehrplane veröffentlicht, welche einerseits den Lehrern, »ohne ihrer Selbständigkeit den wünschenswerthen Spielraum zu entziehen«, die Wege, auf welchen sie ohne Umwege und Missgriffe zum vorgezeichneten Ziele gelangen, weisen, andererseits den Aufsichtsorganen die Ausübung ihrer Thätigkeit erleichtern sollten.

Vergleicht man den Normallehrplan mit dem des Jahres 1870, so ergibt sich allerdings eine Ermässigung der Lehrziele in einzelnen Gegenständen. Es war eben damals das Schlagwort von der »Ueberbürdung der Schüler« in Schwung gekommen und Landesschulinspector Ad. Lang hatte seiner Ueberzeugung von der Ueberbürdung der Realschüler in den Berathungen der »Mittelschule« öffentlich Ausdruck gegeben. Man suchte die Ursache der Ueberbürdung in den Realien und darum fanden hauptsächlich in diesen einzelne Einschränkungen statt. So wurde der Unterricht in der Mathematik um eine, der in der Chemie um zwei Stunden verringert; im Zeichenunterrichte die Stundenzahl zu Gunsten des Freihandzeichnens verschoben; der Unterricht in der Physik an der Unterrealschule gleichmässiger vertheilt. Aber diese Erleichterungen wurden dadurch wieder aufgehoben, dass für den Unterricht in der französischen und englischen Sprache ein um zwei Stunden erhöhtes Stundenmass festgestellt ward, weil ohne dieses ein den Aufgaben der Schule entsprechender Erfolg nicht erreichbar schien.

In diesen Bahnen bewegt sich der Unterricht an der Realschule noch heute. Seitdem ist von keiner bemerkenswerthen Aende-

rung auf dem Gebiete des Realschulwesens der Residenz zu berichten, von der nicht schon bei den Gymnasien Erwähnung gethan worden wäre.

Mit hoher Befriedigung und berechtigtem Stolze kann Wien auf die Fortschritte blicken, welche unter der Regierung Seiner Majestät das Realschulwesen innerhalb seines Gebietes gemacht hat. Aus der einen k. k. Realschule, die mit ihren zwei Classen eine bescheidene Vorbereitungsanstalt für das Polytechnicum bildete, sind während der letzten vierzig Jahre acht öffentliche Realschulen entstanden, neben denen noch drei private bestehen. An ihnen geniessen gegenwärtig so viel Tausende von Schülern die Wohlthaten eines gründlichen Unterrichtes, als früher Hunderte die einzige überfüllte Anstalt besuchten. Wie weitgehend und gründlich dieser Unterricht ist, kann schon aus dem Umstande ersehen werden, dass an die Stelle der früheren zwei Jahrgänge nunmehr sieben getreten sind. Betrachten wir die Einrichtung dieser Anstalten, die Lehrpläne, die Lehrbücher und Lehrmittel und die Schulpaläste, welche diesen Schulen eingeräumt sind, so müssen wir die Zeitepoche preisen, in welcher diese Art von Schulen eigentlich erst entstanden ist, den Aufschwung der Wissenschaften bewundern, durch den ihre innere Einrichtung bedingt ist, und von Dank erfüllt werden gegen Diejenigen, die durch ihre Einsicht und Opferwilligkeit diese schöne Entwickelung herbeigeführt haben.

Wenn Wien schon in der Entwickelung der Volksschulen und Gymnasien allen anderen Ländern und Städten des Reiches voranging, so wurden seine Realschulen geradezu das Muster, nach dem die anderen Anstalten dieser Art eingerichtet wurden. Wurde doch, als es galt, in Ungarn zu Pest und Kaschau Oberrealschulen zu errichten, der Director der Landstrasser Oberrealschule Dr. J. Weiser zur Organisation dieser Anstalten dahin abgesandt. Unter den Verfassern der Lehrtexte und Lehrmittel für Realschulen erscheinen die Wiener Realschulprofessoren am stärksten vertreten.

So bildete und bildet Wien die Metropole des Schulwesens im Reiche. Zwar haben die politischen und nationalen Verhältnisse in unserem Doppelstaate Wiens Einfluss und Geltung seit dem Jahre 1861 immer mehr eingeengt, aber für das deutsche Schulwesen des Reiches ist es noch immer der Mittelpunkt, von welchem Anregung und Belebung ausgeht, in welchem jeder der Schule dienliche Vorschlag verständnissvolles Entgegenkommen und eine sachliche Behandlung findet, und nach welchem die Lehrerschaft

der Provinzen zustrebt, um daselbst die für den Beruf erworbenen und im Berufe erweiterten Kenntnisse am erfolgreichsten zu verwerthen und zu verbreiten. Den sprechendsten Beweis hierfür liefert ein Ereigniss aus der jüngsten Vergangenheit.

Aus den Kreisen des Wiener Vereines »Die Mittelschule« ging im Frühjahre 1888 der Plan hervor, zur gegenseitigen Anregung und zur Wahrnehmung des Interesses der Mittelschule und ihrer Lehrer nach dem Vorbilde der weit verbreiteten Lehrertage alle Lehrer der deutschen Gymnasien und Realschulen zu einem »Mittelschultage« nach Wien zusammenzuberufen. Sofort fand dieser Plan lebhaften Beifall, und schon zu Pfingsten dieses Jahres versammelten sich Directoren und Lehrer deutscher Mittelschulen aus allen Theilen des Reiches, um zu beschliessen, dass regelmässig in jedem Jahre solche »Mittelschultage« abgehalten werden sollten. Als es sich nun, um den Ort, an welchem diese Tage abgehalten werden sollten, handelte, wurde zwar die Möglichkeit, verschiedene Orte zu diesen Versammlungen zu wählen, offen gelassen, aber sowohl die Vertreter der innerösterreichischen Mittelschulen in Graz, als auch die der deutschen Mittelschulen in Prag gaben der Ueberzeugung Ausdruck, dass nur Wien der Ort sein könne, wo diese Tage am zweckmässigsten und erfolgreichsten stattfinden könnten. Möge auch fernerhin Wien das Muster und der Mittelpunkt für alle deutschen Mittelschulen des Reiches bleiben und mögen Staat und Gemeinde, wie bisher, die wärmste Fürsorge den Realschulen zuwenden, deren Einfluss auf das gesammte wirthschaftliche Leben, insbesondere auf Gewerbe und Handel, Kunst und Industrie so nachhaltig ist, dass ihr Gedeihen geradezu einen Massstab für die jeweiligen wirthschaftlichen Zustände des Staates abgeben kann.

D. Die Gewerbeschulen.

Mit der Erweiterung der Schulpflicht auf acht Jahre und mit der damit zusammenhängenden Erhöhung der Lehrziele der Volks- und Bürgerschule musste eine durchgreifende Aenderung in den gewerblichen Fortbildungsschulen Platz greifen. Sie erschien um so dringender, als die Realschulen durch das neue Statut vom Jahre 1870 den Charakter von gewerblichen Schulen vollständig abgestreift hatten. Man musste als Ersatz hiefür Bildungsstätten für die gewerblichen Kreise schaffen. Das führte einerseits zu einer Erweiterung und Umgestaltung der schon vor dem Jahre 1870 bestehenden

und bei dem Volksschulwesen bereits behandelten gewerblichen Fortbildungsschulen, andererseits zur Schöpfung von Fachschulen und höheren Gewerbeschulen.

Was die letztere Art der Schulen anbelangt, so wurde mit ihrer Errichtung schon im Jahre 1870 begonnen. Die erste Anstalt war die k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule, welche die Allerhöchste Entschliessung vom 24. September 1870 ins Leben rief. Andere höhere Fachschulen und Versuchsanstalten folgten bald nach.

Alle diese Schulen hängen so innig mit der Entwickelung des Handels und des Gewerbes, der Kunst und Industrie zusammen, dass deren Geschichte in jene Theile des vorliegenden Werkes gehört, welche die materielle Cultur, die bildende Kunst und das Kunstgewerbe in der Residenz zu behandeln haben. Hier möge nur die Entwickelung jener Schulen zur Darstellung kommen, welche als Erweiterung der ehemaligen Wiederholungsschulen und als Ersatz für die reorganisirten Unterrealschulen zu betrachten sind. Es sind dies die gewerblichen Fortbildungsschulen und die niederen Fachschulen.

Sie stellen sich auch insoferne als ein selbständiger Organismus dar, als sie eine einheitliche Leitung in der Gewerbeschul-Commission besitzen, während die höheren Gewerbe- und Fachschulen direct dem k. k. Unterrichtsministerium untergeordnet sind.

z) Die gewerblichen Fortbildungsschulen.

Die Gewerbeschul-Commission übernahm, wie bereits erwähnt wurde, schon im Jahre 1867, allerdings provisorisch, die Leitung der Gewerbeschulen von der Handels- und Gewerbekammer. Schon während ihres Provisoriums war sie auf eine Verbesserung und Vermehrung der Schulen bedacht. Im Lehrplane wurde an den im Jahre 1867 aufgestellten Bestimmungen festgehalten. Hauptsächlich war das Bestreben der Commission darauf gerichtet, die Zahl der Schulen zu vermehren. Bisher hatten solche für Lehrlinge an der Realschule in der Jägerzeile, auf der Landstrasse, Wieden, in Gumpendorf, auf dem Schottenfeld und in der Rossau bestanden. Es machte sich das Bedürfniss fühlbar, auch für die Mädchen Fortbildungsschulen zu errichten. Die Commission fasste im Februar 1870 den Beschluss, vorläufig mit der Errichtung einer solchen Schule den Versuch zu machen. Unterstützt von der Gemeinde und namentlich dem Gemeinderathe Dr. Schrank konnte schon am 20. März 1870 die erste Fortbildungsschule für

Mädchen in den Räumen der Volksschule, VII. Zieglergasse 49, feierlich eröffnet werden. Der Unterricht wurde daselbst am Sonntag Vormittags und an drei Abenden der Wochentage ertheilt und erstreckte sich auf das Zeichnen, die Sprache in Verbindung mit Geschäftsaufsätzen, das gewerbliche Rechnen, die Buchführung und die Anfangsgründe der Physik und Chemie. Der starke Zudrang (über 300 hatten sich gemeldet) machte die Errichtung von Parallelclassen schon im ersten Jahre nothwendig. Um dem hierdurch zum Ausdrucke gekommenen Bedürfnisse Rechnung zu tragen, beschloss die Commission schon im Juni 1870, eine zweite Gewerbeschule für Mädchen zu errichten, die erst im October 1872 in dem II. Bezirk, Czerningasse 11, eröffnet wurde. Zugleich wurde der Unterricht an beiden Mädchenschulen in der Weise geregelt, dass eine gewerbliche und eine kaufmännische Abtheilung eingeführt ward. In beiden wurden Rechnen, deutsche und französische Sprache, Zeichnen und Schönschreiben gelehrt, dazu kam noch in der gewerblichen Abtheilung Physik und Chemie, in der kaufmännischen Geographie, Wechselkunde und kaufmännische Buchhaltung.

Inzwischen war zufolge des Landesgesetzes vom 26. Jänner 1872 die provisorische Gewerbeschul-Commission zurückgetreten. An ihrer Stelle übernahm die aus zwei Vertretern des niederösterreichischen Landesausschusses, zwei Vertretern der Handels- und Gewerbekammer, aus acht Vertretern der Gewerbetreibenden und je einem Vertreter des k. k. Landesschulrathes und der Gemeinde bestehende (definitive) Gewerbeschul-Commission am 15. Juni 1872 die Leitung der Geschäfte und wählte Eduard Suess zum Obmann und Dr. Schrank zu dessen Stellvertreter. Bald nach ihrer Constituirung beschäftigte sie sich mit der Errichtung einer neuen Gewerbeschule. Der Gemeinderath der Stadt Wien hatte in löblichem Eifer um die Ausbildung der gewerblichen Kreise in der Sitzung vom 8. August 1871 beschlossen, der Commission in allen Bezirken, wo noch keine Gewerbeschulen bestanden, geeignete Schullocalitäten zur Errichtung solcher Schulen zu überlassen und sie hierbei auf das Wirksamste zu unterstützen. Die Commission machte von diesem Anerbieten vorläufig keinen Gebrauch. Rücksichten auf die Bedürfnisse der Bevölkerung und die günstigen äusseren Bedingungen bestimmten sie, an der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule beim Gusshause eine neue Gewerbeschule zu errichten, welche im October 1872 eröffnet wurde. Ihre Organisation beweist, welche Forderungen sich in Bezug auf die Lehrpläne der Gewerbeschulen

geltend machten. Im Lehrplan dieser Schule erscheinen nur fachliche Gegenstände: die Baukunde, die Mechanik, Technologie und Maschinenlehre, das Zeichnen als Bauzeichnen, geometrisches, Freihand- und Manufacturzeichnen und die gewerbliche Buchhaltung. Sie wurde in fünf Abtheilungen gegliedert: *a*) für das vorbereitende Zeichnen; *b*) für das Baugewerbe; *c*) für das Maschinengewerbe; *d*) für das Zeichnen für Kunst- und Kleingewerbe; *e*) in den allgemeinen Zeichencurs.

Dagegen kam die Commission bald in die Lage, vom Wiener Gemeinderathe Localitäten für die gewerblichen Vorbereitungscurse in Anspruch zu nehmen, welche durch die Commission mit Beschluss vom 26. Jänner 1873 als Pflichtschulen zum Ersatze der aufgelassenen Sonntags-Wiederholungsschulen ins Leben gerufen wurden. Indem die Gemeinde bereitwilligst die hierzu erforderlichen Räumlichkeiten und Utensilien zur Verfügung stellte, konnten sie schon Anfangs Mai 1873 an elf städtischen Schulen eröffnet werden.

In derselben Sitzung, welche diese Curse einrichtete, wurde auch die Errichtung einer dritten gewerblichen Fortbildungsschule für Mädchen beschlossen; doch verzögerte sich die Eröffnung bis zum Jahre 1875. Im October dieses Jahres wurde dieselbe im IX. Bezirke, Währingergasse 53. eröffnet.

Das Jahr 1873 brachte die Weltausstellung in Wien, an welcher sich mehrere der Gewerbeschulen durch Ausstellung von Lehrplänen und Schülerarbeiten betheiligten. Sie wurde für die Förderung der Ausbildung der gewerblichen Jugend insoferne verwerthet, als diese unter Führung der Lehrer die Ausstellung besuchte.

Mit Beginn des Jahres 1874 legte Prof. Ed. Suess seine Stelle als Obmann und Mitglied der Gewerbeschul-Commission nieder. Statt seiner wurde Dr. Joh. Ferd. Schrank zum Obmann gewählt, den wieder als Obmann-Stellvertreter Ferd. Reder ersetzte. Als dieser im Jahre 1875 die Cassaführung übernahm, trat Dr. Weitlof als Obmann-Stellvertreter in den Vorstand. Der Umfang, welchen das Gewerbeschulwesen in Wien bereits genommen hatte und der hohe Werth, den die Regierung auf dasselbe legte, bewog sie, beim niederösterreichischen Landesschulrathe einen besonderen Inspector für die gewerblichen Schulen zu bestellen. Als solcher wurde der Director der Oberreal- und Maschinenbauschule in Wiener-Neustadt, Heinrich Schramm, im Herbste 1874 berufen.

Die folgenden Jahre sind durch Errichtung zweier neuen gewerblichen Fortbildungsschulen bemerkenswerth. Im Jahre 1876

wurde die gewerbliche Fortbildungsschule in Margarethen, Rampersdorferstrasse, bei der dortigen Staatsrealschule, im Jahre 1877 die am k. k. Taubstummen-Institute auf der Wieden für taubstumme Lehrlinge eröffnet.

Neben der Errichtung und Erhaltung der Schulen beschäftigte sich die Commission auch mit der Beschaffung der erforderlichen Lehrbücher und Lehrmittel, namentlich auch mit der Hebung der Bildung und des Schulbesuches der Lehrlinge. Am schwierigsten war wohl die Aufgabe, die Lehrlinge zu einem regelmässigen Besuche zu verhalten. In dieser Beziehung musste auf die Lehrherren gewirkt werden, damit diese ihre Lehrlinge zwingen, regelmässig zur Schule zu kommen, andererseits musste eine Controle eingeführt werden, damit die Lehrherren die Ueberzeugung gewinnen, dass ihre Lehrlinge ihrer Pflicht in dieser Beziehung nachkommen. Um das Streben nach Fortbildung in den Schülern anzuregen und die Erfolge des Unterrichtes zu sichern, wurden Ausstellungen der Schülerarbeiten am Jahresschlusse veranstaltet und auch die vor dem Jahre 1870 übliche Betheilung der besten Schüler mit silbernen und bronzenen Medaillen am Jahresschlusse vorgenommen. Seit 1875 entfielen diese Auszeichnungen, weil auch an den Volksschulen im Jahre 1874 die Prämienvertheilungen aufgehört hatten.

Die in dem ersten Lustrum gemachten Erfahrungen suchte die Commission dazu zu verwerthen, um durchgreifende Verbesserungen an dem Lehrplane vom Jahre 1868 vorzunehmen und normative Bestimmungen über den Schulbesuch zu schaffen. Durch diese Reorganisation der gewerblichen Fortbildungsschulen sollte ein einheitlicher Plan gewonnen und die Freizügigkeit der Lehrlinge ermöglicht, zugleich aber sollten die auf den Schulbesuch abzielenden Bestimmungen zur allgemeinen Geltung gebracht werden. Schon im Jahre 1876 wurde nach diesem Plane der Unterricht eingerichtet, doch erst mit dem Erlasse des Landes-Schulrathes vom 30. Mai 1877 wurde der neue Lehrplan genehmigt.

Er gliedert den Unterricht in zwei Jahrgänge; der erste Jahrgang umfasst alle Gegenstände, deren Kenntniss mehr oder weniger jedem Gewerbetreibenden wünschenswerth ist. Daher hat jeder Lehrling sämmtliche Gegenstände dieses Jahrganges zu besuchen. Es sind dies: die deutsche Sprache und Geschäftsaufsätze, die Geographie, das Rechnen und die gewerbliche Buchführung, die Geometrie, das geometrische und Freihandzeichnen. Dagegen sind in den zweiten Jahrgang Fachgegenstände aufgenommen, unter

denen der Schüler die Auswahl mit Rücksicht auf sein Gewerbe treffen kann. Auch sind diese Fachgegenstände nach den Schulen in verschiedener Weise vertheilt. Als solche Fachgegenstände erscheinen: das Zeichnen für Baugewerbe, für Maschinengewerbe, für Kunst und Kleingewerbe, das Modelliren, die Physik, die gewerbliche Chemie, die Projectionslehre, die Elemente der Bauconstructionslehre, der Mechanik und Maschinenlehre, die Buchführung und Gewerbegesetzkunde. Auch an den Fortbildungsschulen für Mädchen wurde der Unterricht neu organisirt, indem er auf drei Jahrgänge, von denen der erste die untere, der zweite die obere gewerbliche Abtheilung und der dritte die kaufmännische Abtheilung umfasst, vertheilt wurde.

Seitdem ist keine wesentliche Aenderung am Lehrplane vorgenommen worden, ausser dass seit dem Jahre 1884 das Turnen als Unterrichtsgegenstand während der Wintermonate Aufnahme fand.

Die Richtigkeit und Zweckmässigkeit der Organisation bekundete sich durch die Erfolge, welche durch die Leistungen der Schüler erreicht wurden. Namentlich traten diese zu Tage, als in Wien im Jahre 1880 eine niederösterreichische Gewerbe-Ausstellung in der Rotunde veranstaltet wurde. An derselben betheiligten sich auch die gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen durch Ausstellung von Lehrplänen, Lehrmitteln und Schülerarbeiten. Hauptsächlich war es das Verdienst des Regierungsrathes Eduard Walser, dass die Leistungen dieser Schulen in so günstiger Weise zur Geltung kamen. Der Gewerbeschul-Commission wurde für diese Ausstellung die höchste Auszeichnung, das »Ehren-Diplom«, zuerkannt. Dies bewog Se. Excellenz den Unterrichtsminister, mit Erlass vom 3. October 1880, für den so bedeutenden Fortschritt, »der sich bei der Ausstellung in einem so jungen Zweige unseres Unterrichtswesens« bekundete, allen Factoren, welche an dieser »gedeihlichen Entwickelung« mitwirkten, seine »warme Anerkennung« auszusprechen. Die Gediegenheit der Wiener Fortbildungsschulen und die Richtigkeit ihrer Einrichtung und Verwaltung fand auch indirect dadurch die Anerkennung des Unterrichtsministeriums, dass dasselbe Niederösterreich bei der Verordnung ausnahm, die es am 24. Februar 1883 bezüglich der Organisation der gewerblichen Fortbildungsschulen erliess. Es gab hierdurch der Ueberzeugung Ausdruck, dass die Organisation dieser Schulen in Niederösterreich und speciell Wien keiner weiteren Regelung bedürfe. Ja wir können mit gutem Grunde hervorheben, dass bei dieser Verordnung die Verhält-

nisse Wiens und die hier im Laufe der Jahre geschaffenen Bestimmungen das Muster abgaben, nach welchem die Fortbildungsschulen der anderen Länder eingerichtet werden sollten. Zu dieser Behauptung berechtigt uns die Thatsache, dass damals (seit 1882) im Unterrichtsministerium als Beirath des Referenten für Kunstgewerbeschulwesen, Dr. Freiherr v. Dumreicher, der Landesschulinspector Heinrich Schramm wirkte, welcher seine Erfahrungen zum grössten Theile seiner Amtswirksamkeit in Wiener-Neustadt und Wien zu danken hatte und gerade wegen seines in dem reich entfalteten Gewerbeschulwesen Wiens erworbenen fachlichen Wissens und administrativen Geschickes berufen war, bei der Organisation der Gewerbeschulen ein massgebendes Urtheil abzugeben.

An seiner Stelle erhielt die Inspection der gewerblichen Schulen von Niederösterreich der Director der Leopoldstädter Oberrealschule Dr. Julius Spängler, der noch heute mit ihr betraut ist. Auch im Vorstande der Gewerbeschul-Commission war eine Aenderung eingetreten. Dr. Schrank legte die Obmannstelle im Jahre 1879 zurück; statt seiner wurde Dr. M. Weitlof zum Obmanne gewählt, dem Dr. W. Lustkandl als Vertreter an die Seite trat.

Nachdem für Lehrpläne, für Disciplin, Schulbesuch und die materielle Lage der Schulen durch zweckmässige Gesetze und Vorschriften gesorgt war, musste sich die Thätigkeit der Commission darauf richten, die bestehenden Anstalten in ihrem Bestreben nach einer intensiven Fortbildung der Lehrlinge mit allen Mitteln zu unterstützen und dem Bedürfnisse der gewerblichen Bevölkerung nach einer gesteigerten Bildung Rechnung zu tragen. Um ein geeignetes Mittel zu gewinnen, den Fleiss und Eifer der Schüler anzuregen und die Unterrichtserfolge zu erhöhen, wurde im Jahre 1884 der Beschluss gefasst, wieder Auszeichnungen für Fleiss und gute Sitten zu verleihen; doch sollte dies in der Weise geschehen, dass die durch Fleiss und gute Aufführung hervorragenden Schüler auf ihren Namen lautende Spareinlagen von 5 bis 10 fl. erhalten. Hierdurch bezweckte man zugleich, den Sinn für Sparsamkeit bei den Betheilten zu erwecken und zu erziehen.

Dass die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse auch ihren Einfluss auf die gewerblichen Fortbildungsschulen geltend machten, zeigt sich deutlich in der Schülerzahl, die mit der wirthschaftlichen Entwickelung sank und stieg. Im Jahre 1871 nahm man an diesen Schulen 1253 Lehrlinge auf, im Jahre 1874 war die Zahl der Aufgenommenen (ohne die Mädchen) auf 1807 gestiegen;

dagegen sank sie in dem Jahre 1875 auf 1595 herab. Eine unbedeutende Steigerung war in den folgenden Jahren bemerkbar; bis im Jahre 1880 ein kräftiger Aufschwung eintrat und die Schülerzahl 2055 erreichte. Von da an ist alljährlich der Zuwachs immer stärker. Da im Anfange des Schuljahres 1883/84 über 2500 Lehrlinge aufgenommen wurden, so erschien eine Vermehrung der Anstalten dringend geboten. Es wurde darum mit dem Beginne des Jahres 1884/85 eine neue Fortbildungsschule im VIII. Bezirke, Zeltgasse 7, in den Räumen der Knaben-Bürgerschule eröffnet. Aber diese Vermehrung genügte nicht dem herrschenden Bedürfnisse. Im Jahre 1885 mussten trotzdem, dass mehr als 2700 Lehrlinge Aufnahme fanden, viele zurückgewiesen werden. Deshalb beschloss die Commission, für das Schuljahr 1886/87 drei neue Fortbildungsschulen zu errichten. Sie wurden in dem IV. Bezirk, Schaumburgergasse 7, im IX. Bezirke, Alserbachstrasse 23 und im X. Bezirke, Eugengasse 30/32, im Herbste 1886 eröffnet.

Weil auch die Zahl der Mädchen, welche die Fortbildungsschulen besuchten, fortwährend zunahm, so wurde im selben Jahre eine vierte Fortbildungsschule für Mädchen im X. Bezirke, Erlachgasse 31/33 errichtet, an welcher Gruppenunterricht in weiblichen Handarbeiten in je fünf wöchentlichen Stunden ertheilt wird, wobei das Zuschneiden, Nähen und Ausbessern der Wäsche, das Märken, Schlingen, Weiss- und Buntsticken und Kleidermachen geübt wird.

So hatte sich binnen der zwei letzten Decennien das gewerbliche Fortbildungswesen in reicher Weise entfaltet. Abgesehen von den gewerblichen Vorbereitungscursen, bestehen gegenwärtig zwölf solche Schulen für Lehrlinge und vier für Mädchen. Die Fortbildungsschulen für Lehrlinge sind auf alle Bezirke vertheilt, doch zählen der I. und IV. Bezirk zwei derartige Anstalten. Die meisten (sieben) sind mit Realschulen, vier mit Bürgerschulen verbunden und eine steht in Verbindung mit der k. k. Staatsgewerbeschule, in welcher die ehemalige k. k. Bau- und Maschinen-Gewerbeschule aufging.

Diese Schulen sind ein deutliches Zeugniss für die Segnungen, welche die constitutionelle Verfassung dadurch brachte, dass sie die Autonomie des Landes und der Gemeinde, und die Freiheit der Vereinigung einzelner Individuen verkündete und auf diese Weise Kräfte entfesselte, die bis dahin geschlummert hatten. Die gewerblichen Fortbildungsschulen sind eine Schöpfung, an deren Entwickelung die Gewerbetreibenden, die Commune Wien, der Landesausschuss

und die Handels- und Gewerbekammer von Niederösterreich als Factoren arbeiteten. Sie wurden gegründet und werden erhalten aus den Mitteln, welche aus den genannten Quellen ihnen zufliessen. Es sind nicht geringe Summen, welche für diesen Zweck von den genannten Körperschaften verwendet wurden und noch werden. Im Jahre 1869/70 betrugen die Ausgaben 27.000 fl., im Jahre 1871/72 schon 33.000 fl. Durch die Errichtung der gewerblichen Vorbereitungscurse verdoppelten sich dieselben. Im Jahre 1873/74 wurden fast 68.000 fl. verausgabt; im Jahre 1875/76 waren die Ausgaben auf nahezu 100.000 fl. gestiegen, wovon mehr als 48.000 fl. für die Vorbereitungscurse in Verwendung kamen. Im Jahre 1881/82 stieg die Höhe der Ausgaben auf 125.000 fl., wovon 47.000 fl. auf die Vorbereitungscurse entfielen. Die letzte Rechnung vom Jahre 1886/87 weist 150.031 fl. Ausgaben im Allgemeinen, davon 49.812 fl. für die Vorbereitungscurse aus.

β) Fachschulen und fachliche Fortbildungsschulen.

Ausser den gewerblichen Fortbildungsschulen, welche einen allgemeinen Charakter haben, bestehen fachliche Fortbildungsanstalten, deren Unterricht sich auf die Gegenstände, welche für ein einzelnes Gewerbe nöthig sind, beschränkt. Insoferne die Vorbildung für die Aufzunehmenden dieselbe ist als an den allgemeinen gewerblichen Fortbildungsanstalten und sie auch unter der Leitung und Verwaltung der Gewerbeschul-Commission stehen, kann sich die Darstellung ihrer Entwickelung an die der allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschulen passend anschliessen. Die specielle Aufsicht der einzelnen dieser Schulen obliegt einem aus Vertretern des betreffenden Gewerbes gebildeten Schulausschusse. Zur Erhaltung derselben werden von den Gewerbetreibenden 75% von den für die allgemeinen gewerblichen Fortbildungsschulen nach den angeführten Quoten eingezahlten Beträgen rückerstattet. Ausserdem beziehen die meisten von ihnen eine staatliche Unterstützung, welche aber an die Bedingung geknüpft ist, dass Statut und Lehrplan vom Unterrichtsministerium genehmigt und dass die Lehrkräfte von demselben bestätigt werden.

Die älteste dieser fachlichen Bildungsanstalten ist die Gremialhandelsschule (I. Krugerstrasse 3). Die Anfänge dieser Anstalt wurden in dem Abschnitte, der über die Wiederholungs- und Fortbildungsschulen der Volksschule handelte, dargestellt. Im Jahre 1871 erhielt diese Schule ein neues Statut, das von der k. k. nieder-

österreichischen Statthalterei mit Erlass vom 14. Mai 1871 genehmigt wurde. Als mit dem Landesgesetze vom 26. Jänner 1872 und vom 3. März 1873 neue Bestimmungen über die Organisation der Fachschule für Gewerbe und Handel getroffen und diese Fachschule der Leitung und Ueberwachung der Gewerbeschul-Commission unterstellt wurde, erwies sich eine Abänderung des Statutes für nothwendig. Diese erfolgte im Jahre 1876 und wurde durch den niederösterreichischen Landesschulrath mit Erlass vom 26. Juli 1876 genehmigt. Nach dem neuen Statut führt die Schule den Titel: »Gremial-Handelsfachschule des Wiener Handelsstandes«. Der Unterricht wurde auf drei Jahrgänge mit je sechs wöchentlichen Stunden vertheilt. Im Jahre 1879 wurden ein Abendcurs, ein Commiscurs und Curse für französische, englische und italienische Sprache und Stenographie errichtet, an welchen der Unterricht gegen ein an die betreffenden Lehrkräfte zu entrichtendes Honorar ertheilt wird. Im Interesse eines besseren Fortschrittes der Schüler schien eine Erweiterung der Unterrichtszeit wünschenswerth. Diesem Wunsche trug der niederösterreichische Landesschulrath Rechnung, indem er die Errichtung eines Vorbereitungscurses gestattete und gleichzeitig mit Erlass vom 6. Juni 1883 einen genauer bestimmten Lehrplan genehmigte. Nach diesem Plane wird noch gegenwärtig unterrichtet. Demzufolge zerfällt die I. Classe in zwei Abtheilungen. In der Unterabtheilung wird nur deutsche Sprache, Rechnen und Schreiben, in der Oberabtheilung werden wieder dieselben Gegenstände, aber vom kaufmännischen Standpunkte, und ausserdem Naturlehre gelehrt. In der II. Classe erscheinen das kaufmännische Rechnen, die einfache Buchhaltung, die Wechsel- und Handelsgesetzkunde, die Handelscorrespondenz und Handelsgeographie, in der III. Classe das kaufmännische Rechnen, die doppelte Buchhaltung, die Handelscorrespondenz und Waarenkunde als Unterrichtsgegenstände. Der Abend- und Commiscurs und die Sprachcurse blieben bestehen. Welche Ausdehnung diese Schule gewonnen hat, erhellt aus dem Umstande, dass der Unterricht in 25 Classen ertheilt wird, und dass die Zahl der Schüler 1500 übersteigt.

An den Gewerbeschulen bestanden vor dem Jahre 1868 nur zwei Fachschulen: an der Gumpendorfer Gewerbeschule für Manufacturzeichnen und Weberei und an der Gewerbeschule in der Jägerzeile für Baukunde mit praktischen Uebungen in der Bauhütte und Schlosserwerkstätte.

Die Zeichen- und Webeschule in Gumpendorf wurde im Jahre 1867 von der provisorischen Gewerbeschul-Commission über-

nommen und durch die von der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule losgelöste Manufacturzeichenschule in Folge eines Uebereinkommens mit dem k. k. Unterrichtsministerium erweitert. In dieser Form als Fachschule für Weberei und Manufacturzeichnen blieb sie ein Decennium lang, von 1871—1881, in den Räumen des Gemeindehauses in Gumpendorf. Als die Gemeinde bei dem Neubau der Realschule in der Marchettigasse einen selbständigen Tract für diese Anstalt aufführte, waren die Bedingungen zu deren Erweiterung gegeben. Die Gewerbeschul-Commission setzte deshalb ein Comité ein, welches über die Umgestaltung und Erweiterung der Anstalt berathen sollte. Auf Grund dieser Berathungen wurde beschlossen, mit der Zeichen- und Webeschule die Fachschule für Posamentierer, die sich im Laufe der Zeit von ihr losgelöst hatte, und räumlich auch die II. Section des technologischen Gewerbemuseums zu verbinden. Die neue Anstalt sollte den Titel »Lehranstalt für Textilindustrie« erhalten. Nachdem die Regierung 21.000 fl. zur Anschaffung von Maschinen und Apparaten bewilligt und die Subvention für die Manufacturzeichenschule für's Jahr 1882 von 1500 auf 12.000 fl. erhöht hatte, konnte die Einrichtung der Anstalt rasch gefördert werden. Im Februar 1882 wurde sie in Gegenwart Sr. Excellenz des Unterrichtsministers Baron Conrad feierlich eröffnet. Nach dem Lehrplane, welcher mit Ministerial-Erlass vom 27. Mai 1885 genehmigt wurde, zerfällt die Anstalt in vier Abtheilungen. Die I. Abtheilung ist Fachschule, in welcher in zwei Jahrgängen täglich Vormittags und an fünf Nachmittagen Unterricht im Zeichnen und Weben ertheilt wird. Die II. Abtheilung ist eine fachliche Fortbildungsschule, an der Sonntag Vormittags und Montag Abends das Zeichnen und Weben gelehrt wird. Die III. Abtheilung ist die Posamentierschule und zerfällt in einen theoretischen und praktischen Curs. Für die zweite und dritte Abtheilung ist kein bestimmtes Zeitausmass vorgezeichnet. Der Lehrcurs kann nach Bedarf auf zwei oder mehr Jahre ausgedehnt werden. Die IV. Abtheilung wird durch die Wirkereischule gebildet, welche gleichfalls in einen theoretischen und praktischen Curs zerfällt; die Dauer des ersteren ist auf ein Jahr festgesetzt. Die Anstalt bewährte sich als ein das Gewerbe und die Industrie in den westlichen Vororten fördernder Factor und erfreut sich vielseitiger Unterstützung. Ihr Ruf verbreitete sich bald in weite Kreise, selbst über die Grenzen unseres Vaterlandes. Celebritäten aus Oesterreich, Deutschland und Frankreich kamen, um dieselbe

kennen zu lernen. Eine ganz besondere Auszeichnung, welche Lehrer und Schüler der Anstalt zu eifriger Thätigkeit anspornte, war der hohe Besuch, mit welchem Se. k. und k. Hoheit der Herr Erzherzog Karl Ludwig dieselbe am 7. Mai 1882 beehrte.

Die zweite Fachschule, die vor dem Jahre 1868 bereits bestand, war die mit der Realschule in der Jägerzeile verbundene Bauhütte und Schlosserwerkstätte, welche von dem k. k. Hofzimmermeister Hasenauer errichtet und von dem k. k. Hofsteinmetzmeister Wasserburger mit den erforderlichen Materialien versehen wurde. Da jedoch der daselbst ertheilte Unterricht mit dem entwickelten Stande der Baugewerbe nicht mehr im Einklange stand, so wurde schon vom Schuljahre 1872 an der Fachunterricht daselbst aufgehoben. Dafür wurde der Zeichenunterricht an der mit der dortigen Realschule verbundenen Gewerbeschule erweitert.

Dem Bedürfnisse für das Bau- und Maschinengewerbe eine Bildungsanstalt zu schaffen, wurde durch Errichtung der k. k. Bau- und Maschinengewerbeschule und der mit ihr verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule, bei welcher eine Abtheilung für Baugewerbe und eine andere für Maschinengewerbe gebildet ward, Rechnung getragen. Aus der ersteren Anstalt entwickelte sich (1876) die erste österreichische Baugewerkschule, welche als höhere Fachschule direct dem Unterrichtsministerium untergeordnet war, und die mit ihr verbundene fachliche Fortbildungschule für Maurer, Steinmetze und Zimmerleute, die 1883 im IX. Bezirke, Schwarzspanierstrasse 3, errichtet ward.

Als eine Reorganisation der k. k. Staatsgewerbeschule platzgriff, durch welche allen Schülern in baugewerblicher Richtung die Gelegenheit geboten war, sich zweckentsprechend auszubilden, wurde der ersten österreichischen Baugewerkschule und der fachlichen Fortbildungsschule für Maurer, Steinmetze und Zimmerleute die staatliche Subvention entzogen; in Folge dessen hörten beide Anstalten mit Schluss des Schuljahres 1884/85 auf zu bestehen. Die Reorganisation der k. k. Staatsgewerbeschule hatte auch eine Aenderung im Lehrplane der mit ihr verbundenen gewerblichen Fortbildungsschule zur Folge. Mit dem Beginne des Schuljahres 1885/86 wurde zufolge Ministerial-Erlass vom 12. September 1885 der vorbereitende erste Jahrgang aufgelassen und der bisherige zweite und dritte Jahrgang als erster und zweiter Jahrgang in Abtheilungen nach dem Maschinen-, Bau- und Steinmetzfach und dem Fach für Kunst- und Kleingewerbe gegliedert.

Das Landesgesetz vom 26. Jänner 1872 hat mit § 83 den Gewerbetreibenden die Errichtung und Erhaltung gewerblicher Fachschulen zur Pflicht gemacht. Dieser Pflicht suchten einzelne Genossenschaften zu entsprechen: es wurden schon im Jahre 1872 von den Genossenschaften der Posamentierer, Schneider und Uhrmacher Fachschulen errichtet.

Da der Eifer der Genossenschaften aber in Folge der Krise, welche im Jahre 1873 über unser wirthschaftliches Leben hereinbrach, erkaltete, so fühlte sich der k. k. niederösterreichische Landesschulrath mit Erlass vom 22. October 1873 bewogen, die Gewerbeschul-Commission aufzufordern, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht einer weiteren Anzahl von hervorragenden Gewerben dieses Platzes die Errichtung von Fachschulen wünschenswerth erscheine und wie die Kostenerfordernisse gedeckt werden können. Die Gewerbeschul-Commission setzte sich mit dem Wiener Magistrate und den Genossenschaften in Verbindung, betonte die Nothwendigkeit der Fachschulen, und befürwortete die Errichtung einer Fachschule für Tischler und Drechsler und arbeitete einen Plan für die projectirte Fachschule für die Bronze-Industrie, für Gold- und Silberarbeiter aus.

Mit dem Schuljahre 1874 übernahm die Commission zufolge Erlasses des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 25. November 1874 die Aufsicht über die Fachschulen. Damals bestanden ausser den schon erwähnten Fachschulen für Manufacturzeichnen und Weberei, für das Baugewerbe und der Gremial-Handelsschule eine Fachschule für Posamentierarbeiten, welche 1881, wie bereits erwähnt ward, in der Lehranstalt für Textilindustrie aufging; eine Fachschule für Kleidermacher im I. (Stubenbastei 3) und VII. Bezirke (Neustiftgasse 35), welche mit Ende des Schuljahres 1875/76 in Folge von Conflicten, die in der Genossenschaft bei der Wahl des Schulausschusses ausbrachen, aufgelöst wurde; eine Fachschule für Uhrmacherlehrlinge, eine Fachschule für Lehrlinge der Drechslergenossenschaft und eine Fachschule für Buchdruckerlehrlinge. Im September 1878 konnte nach langen Unterhandlungen die Fachschule für Gold-, Silber- und Juwelenarbeiter und Graveure eröffnet werden.

Im Jahre 1879 hatte die Spänglergenossenschaft einen Zeichencurs für ihre Lehrlinge und Gehilfen ohne behördliche Genehmigung errichtet. Unter Mitwirkung der Gewerbeschul-Commission erhielt sie mit Erlass des k. k. niederösterreichischen Landesschulrathes vom 21. September 1881 die Erlaubniss zur Fort-

führung des Zeichencurses. Ebenso wurde mit Erlass vom 28. September 1881 der Wiener Tischlergenossenschaft ein Fachzeichencurs für ihre Lehrlinge bewilligt, der in den Räumen der k. k. Staatsgewerbeschule Unterkunft fand. Im Jahre 1883 wurden drei neue Fachschulen eröffnet: die Fachschule für Lehrlinge der Anstreicher und Wagenlackirer, die Fachschule für Lehrlinge der Bäckergenossenschaft und die fachliche Fortbildungsschule für Lehrlinge der Zimmermeister, Bau- und Steinmetzmeister in Wien. Die zuletzt genannte Schule stand in Verbindung mit der ersten österreichischen Baugewerkschule und befasste sich blos mit der Fortbildung der Baulehrlinge der Bau- und Steinmetzmeister. Sie wurde aber durch Einbeziehung der Zimmermeisterlehrlinge erweitert und der Gewerbeschul-Commission untergeordnet, während die Baugewerkschule direct dem Ministerium unterstand. Der Auflösung dieser Schule wurde bereits erwähnt. Im Jahre 1884 errichtete die Genossenschaft der Zuckerbäcker eine fachliche Fortbildungsschule für Lehrlinge der Zuckerbäcker. Im folgenden Jahre 1885 gelang es der Genossenschaft der Gürtler und Bronzewaarenfabrikanten, die Errichtung einer Schule, welche sie seit dem Jahre 1874 anstrebten, zu ermöglichen. Am 20. September 1885 wurde die fachliche Fortbildungsschule für Gürtler, Bronzearbeiter und Ciseleure gegründet. Mit Beginn des vorigen Schuljahres 1886/87 wurde durch Gründung einer fachlichen Fortbildungsschule für Lehrlinge der Buchbinder, Ledergalanterie-, Futteral- und Cartonnagewaaren-Erzeuger die Zahl der bestehenden fachlichen Fortbildungsschulen, welcher Titel ihnen seit dem Jahre 1883 officiell zuerkannt wurde, abgeschlossen.

Genauer in die Organisation dieser Schulen und in ihre Lehrpläne einzugehen, fehlt der Raum. Auch ist es nicht möglich, im Einzelnen die Wirksamkeit zu verfolgen, welche die Gewerbeschul-Commission und andere einflussreiche Factoren zur Erhaltung und Entwickelung des gewerblichen und fachlichen Fortbildungswesens entfalteten. Es genüge der Hinweis, dass die k. k. Ministerien des Unterrichtes und des Handels, der k. k. niederösterreichische Landesausschuss, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer, der niederösterreichische Gewerbeverein und die Commune Wien die Thätigkeit der Gewerbeschul-Commission mit allen Mitteln unterstützten, dass aber auch die Genossenschaften im Allgemeinen und einzelne ihrer Mitglieder insbesondere ihnen ihre warme Fürsorge zuwandten und durch häufige Besuche und Inspectionen, durch Zu-

wendung von Geldbeträgen, Lehr- und Bildungsmitteln die Bildung in ihren Berufskreisen und damit die Entwickelung ihres Berufszweiges förderten.

Die Leistungen dieser Schulen sind aber neben den äusseren Bedingungen auch wesentlich abhängig von der Fähigkeit und Berufsfreudigkeit ihrer Lehrer. Ihnen gebührt ein wesentlicher Antheil an den Erfolgen, welche ihre Schulen und ihre Schüler erringen. Es ist gewiss ein sprechendes Zeugniss für deren Tüchtigkeit, für den Eifer und die Begeisterung, mit der sie sich ihrem Berufe widmen, wenn die Leistungen ihrer Schulen sich der Anerkennung massgebender Kreise erfreuen. Dass dies der Fall ist, zeigt sich bei den Ausstellungen, welche fast alle Schulen am Jahresschlusse veranstalten, zeigt sich aber recht anschaulich und deutlich für Jedermann in der Gewerbeausstellung, welche Wien aus Anlass des 40jährigen Jubiläums Sr. Majestät in der Rotunde veranstaltet hat. In dieser Ausstellung bildet die Ausstellung der Gewerbeschul-Commission, welche von dem Director der Landstrasser Oberrealschule, Regierungsrath Alexander Lamberger, mit viel Geschick eingerichtet wurde, für jeden, der ein Interesse für die vaterländische Schule, heimische Kunst und heimisches Gewerbe besitzt, eine ebenso lehrreiche als anregende Abtheilung. Die daselbst ausgestellten Schülerarbeiten der gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen weisen Leistungen auf, die geradezu überraschend wirken. Mit Befriedigung wird daher jeder gute Patriot erfüllt, wenn er diesen staunenswerthen Fortschritt erkennt, weil er hoffen darf, dass dies die Gewähr bietet, dass Oesterreich im Gewerbe und in der Industrie durch eine rationelle Pflege seines Schulwesens und seiner Staatswirthschaft zu einer hervorragenden Stellung unter den europäischen Staaten gelangen und zu materieller Blüthe emporsteigen werde.

Ein Unterpfand dafür, dass von höchster Stelle dem gewerblichen Schulwesen die volle Beachtung zu Theil wird, zeigt das Interesse, welches Se. Majestät bei seinem ersten Besuche in der Gewerbeausstellung dem Gewerbeschulwesen entgegenbrachte. Unter der Führung des Vorstandes der Gewerbeschul-Commission Dr. Weitlof und des Regierungsrathes Lamberger durchschritt Hochderselbe alle Räume und verfolgte im Einzelnen die Leistungen aller Schulen. Die Befriedigung und Anerkennung, welche Se. Majestät am Schlusse der Besichtigung äusserte, wird ein mächtiger Sporn für alle hierbei betheiligten Kreise sein, durch weitere Entwickelung und Pflege der

einheimischen gewerblichen und fachlichen Fortbildungsschulen für das Wohl des Vaterlandes zu wirken und damit einer patriotischen Pflicht zu entsprechen.

Es ist im Geschichtsleben einer Stadt gewiss nur ein kurzer Zeitraum, den wir bei der Betrachtung der Entwickelung ihres Schulwesens durchmessen haben. Vierzig Jahre, nicht viel mehr als ein Menschenalter, zogen an unserem Geiste vorüber. Und doch, welche gewaltigen Veränderungen und Reformen, welch' grossartiger Aufschwung auf allen Gebieten der Schule! Es ist schwer zu sagen, wo die Entwickelung am reichsten sich vollzog. Wenn wir die zweiclassigen Volksschulen des Jahres 1848 mit ihrer Ueberfülle an Schülern, mit ihren elenden dumpfen Schulräumen in Gegensatz stellen zu den achtclassigen Volks- und Bürgerschulen, die jetzt reich an Zahl in allen Stadttheilen sich erheben und unser Auge schon durch die schönen geräumigen Gebäude, welche für sie eingerichtet wurden, auf sich ziehen, wenn wir die Lehrbücher von damals und den Mangel aller Lehrmittel vergleichen mit der Fülle trefflicher Bücher und Lehrmittel, die uns z. B. in der Lehrmittelausstellung der Stadt Wien begegnen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie vordem die Lehrer und Lehrerinnen nur durch neun Monate für ihren Beruf gedrillt wurden und wie dagegen jetzt ein sorgfältiger vierjähriger Unterricht und eine zweijährige Praxis erforderlich ist, um ihnen die Befähigung zu verschaffen, dass sie die Jugend richtig und erfolgreich unterweisen: so gelangt man zu der Ueberzeugung, dass die Fortschritte auf dem Gebiete des Volksschulwesens am augenfälligsten und grössten sind. In der That sind die Errungenschaften im Volksschulwesen deshalb von der hervorragendsten Bedeutung, weil deren Folgen der grössten Masse der Bevölkerung zugute kommen und weil auf ihnen als Voraussetzung das Gedeihen jener Bildungsanstalten beruht, welche vor Allem berufen sind, mit der fachlichen Bildung des Handels- und Gewerbestandes die Concurrenzfähigkeit desselben zu heben und dadurch die breiten Schichten der städtischen Bevölkerung einer günstigeren Lage zuzuführen. Die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen konnten sich nur darum so gedeihlich entwickeln, weil mit dem Bildungsniveau auch das Bildungsbedürfniss im Gewerbestande gestiegen ist. Sollte einmal, woran jeder gute Patriot nur mit banger Besorgniss zu denken vermag, wieder die Volksschule in ihrer Bildungszeit und in ihren Bildungszielen herabgesetzt werden,

so würde damit auch das gesammte gewerbliche Bildungswesen in seiner Grundlage erschüttert und ein Bau dem Verfalle zugeführt werden, auf welchen nicht blos Wien, sondern ganz Oesterreich stolz sein darf. Denn, während für die Entwickelung des Volksschulwesens fremde Muster vorlagen, namentlich die deutschen Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten das Vorbild abgaben, nach welchem die einheimischen Schulen dieser Kategorie eingerichtet werden konnten, so fand Wien und Oesterreich für seine gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen keine Muster vor, an die es sich anschliessen konnte. In ihrer Einrichtung musste es sich vielmehr von den besonderen localen und den allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen leiten lassen. Diesem Umstande ist jene Mannigfaltigkeit zu danken, welche sich in diesen Anstalten offenbart, und welche gerade die Vorbedingung ihrer gedeihlichen Entwickelung und Blüthe ist. Die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen sind eigenste einheimische Schöpfung und als solche bildeten sie vielfach das Vorbild, welches andere Länder bei der Einrichtung ihrer Schulen gleicher Kategorie nachahmten. Wenn wir überdies erwägen, dass diese Schulen in ihrer reichen Gliederung und in ihrer entwickelten Organisation aus den früheren Wiederholungsschulen, in denen die Jugend kaum dahin gebracht wurde, die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens nicht zu vergessen, entstanden sind, so müssen wir zugestehen, dass dieser Fortschritt noch in höherem Masse unsere Bewunderung und Anerkennung erregt, als dies beim Volksschulwesen der Fall ist.

Die Volksschulen und die gewerblichen Fortbildungs- und Fachschulen überliefern die Jugend ihrer Schulen direct dem Leben. Bei diesen gilt vor Allem der Grundsatz, »non scholae sed vitae discimus«. Darum hängt das materielle Gedeihen eines Staates und im engeren Kreise auch einer Stadt inniger mit der Entwickelung dieser Schulen als mit der der sogenannten höheren Bildungsanstalten zusammen, welche hauptsächlich Vorbildungsstätten für die Hochschulen bilden und die allgemeine Bildung für die höheren Schichten der Gesellschaft liefern. Wenn wir zunächst den Fortschritt ins Auge fassen, welche die eine Art dieser Schulen, die Gymnasien, in den letzten vierzig Jahren aufweisen, so ist derselbe bedingt durch die hohe Entwickelung, welche die humanistischen Wissenschaften, auf welche das Hauptgewicht in den Gymnasien gelegt wird, in unserem Jahrhunderte erlangten. Die Errungenschaften der classischen Philologie, der Germanistik, der Historiographie spiegeln sich in den Lehrzielen

und Lehrplänen dieser Anstalten. Ein Vergleich der alten Grammatikal- und Humanitätsclassen und der mit Lehrstoff und Schülern überfüllten Lyceen, in welchen einseitig nur das Lateinsprechen und Schreiben gepflegt, alle anderen Fächer vernachlässigt wurden, mit den gegenwärtigen Gymnasien, die das Latein nicht vernachlässigen, daneben aber die für die ideale Bildung noch wichtigere griechische und deutsche Sprache und Literatur, die Geographie und Geschichte pflegen, verdeutlicht die staunenswerthen Fortschritte, welche diese Schulen innerhalb der letzten Decennien gemacht haben. Bei diesen Schulen können wir wie bei den Volksschulen darauf hinweisen, dass Deutschland uns die Vorbilder lieferte, welche bei uns Nachahmung fanden. Diese Nachahmung bestand aber keineswegs in einer getreuen Copie der deutschen Gymnasien.

Durch eine Beschränkung der classischen Studien und durch eine grössere Berücksichtigung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Disciplinen trug man in Oesterreich der in der Wissenschaft herrschenden Richtung Rechnung und hierdurch bahnte man in der Entwickelung dieser gelehrten Schulen eine Reform an, welche das Wesentliche ihrer Einrichtung rettete und sie doch mit der durch die kolossalen Fortschritte in den Naturwissenschaften bedingten Umgestaltung in der allgemeinen Bildung in Uebereinstimmung brachte. Wie richtig und zeitgemäss diese Reform im Gymnasialwesen war, zeigt der Umstand, dass man in Deutschland daran geht, ähnliche Aenderungen im Lehrplane der Gymnasien vorzunehmen, wie sie bei uns schon im Jahre 1849 durchgeführt wurden.

Wenn der Fortschritt in den Gymnasien Wiens in dem betrachteten Zeitraume augenfällig ist, so tritt er noch viel deutlicher in den Realschulen, der zweiten Art der höheren Bildungsanstalten, zu Tage. Aus der höchsten (vierten) Classe der Hauptschulen und der zweiclassigen k. k. Realschule, die eine Vorbereitungsanstalt der Technik abgab, entwickelte sich ein Organismus, der sieben Bildungsjahre umfasst und neben einer gründlichen Ausbildung in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern auch die humanistische Bildung nicht vernachlässigt, indem in den Lehrplan die modernen Sprachen, die deutsche Sprache und Literatur und die Geschichte aufgenommen wurden, welche die wichtigsten Grundlagen für diese Bildungsrichtung liefern. Wie bei den Gymnasien die Fortschritte in den humanistischen Wissenschaften, so prägen sich bei den Realschulen die Errungenschaften in den Naturwissenschaften, in der

Mathematik und in den technischen Wissenschaften aus. Auch in der Einrichtung der Realschulen ging Oesterreich seine eigenen Wege. Zwar gab es auch in Deutschland Realschulen und höhere Gewerbeschulen. So wenig aber diese Anstalten eine gleichmässige Organisation hatten und haben, so eigenartig und unabhängig vollzog sich in Oesterreich die Entwickelung der Realschulen.

Während an den Gymnasien seit dem Jahre 1851 keine durchgreifende Veränderung erforderlich schien, trat eine solche wiederholt bei den Realschulen ein, ein Zeichen, dass diese Anstalten in innigerer Beziehung zu den veränderlichen öffentlichen, namentlich wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes stehen, als die Gymnasien.

Wenn der Einfluss der Volksschulen und gewerblichen Schulen sich mehr in der materiellen Cultur der Bevölkerung geltend macht, so tritt der Werth der Realschulen und Gymnasien deutlicher in dem geistigen Leben des Volkes hervor. So wie die Wissenschaft in ihrer Entwickelung auf die Reform dieser Schulen einwirkte, so haben diese wieder durch die Erhöhung der Lehrziele und durch die tüchtige Schulung ihrer Zöglinge dahin gewirkt, dass die wissenschaftliche Forschung an den von ihnen entlassenen Schülern wackere Mitarbeiter erhielt, und dass Universitäten und technische Hochschulen sich zu hoher Blüthe entfalteten. Wenn in den verschiedenen Wissenschaften Oesterreich Männer aufzuweisen hat, welche sich den hervorragendsten ihres Faches würdig an die Seite stellen, wenn die Schienenwege Oesterreichs durch die langen Tunnels, durch kühne Brücken und Viaducte, auf denen sie über die hohen Bergpässe führen, als Wunderwerke gelten, wenn die Donauregulirung, die Wiener Wasserleitung, die vielen grossartigen Bauten, die Wien und andere Städte des Reiches zieren, berechtigte Bewunderung erregen, so gebührt von diesem Verdienste kein geringer Antheil dem Aufschwunge, den die Gymnasien und Realschulen genommen.

Zeigt sich schon in der Organisation der verschiedenen Anstalten, welche die Bildung der einzelnen Schichten der Bevölkerung vermitteln, in der verhältnissmässig kurzen Zeit ein so gewaltiger Fortschritt, so wird derselbe um so auffälliger, wenn man die Zahl der Anstalten, die während dieser Zeit in Wien errichtet wurden, und die Zahl der Schüler und Schülerinnen, die an ihnen gebildet werden, betrachtet. Man muss eine Zeitepoche segnen, in welcher so Vieles geschaffen und so grosse Opfer gebracht wurden, um eine gründliche Bildung in allen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten und damit das materielle und geistige Wohl derselben zu fördern.

Man muss aber auch die Verdienste aller jener Factoren dankbar anerkennen, welche an dieser schönen Aufgabe arbeiteten und noch arbeiten.

In dieser Beziehung bewährte sich der Gemeinderath der Haupt- und Residenzstadt als der eifrigste und werkthätigste Förderer jedes Fortschrittes im Bildungswesen Wiens. Ihm waren keine Opfer zu gross, wenn es galt, der Bildung eine neue Stätte zu schaffen und dadurch der Bevölkerung eine Quelle zu erschliessen, die befruchtend auf deren physisches und geistiges Wohl wirkt. Nicht blos auf dem Gebiete des Volksschulwesens und der gewerblichen und fachlichen Bildung hat die Commune Wien die ihr zugewiesenen Leistungen gern und willig übernommen und in aussergewöhnlichem Masse und mustergiltiger Weise ausgeführt; sie hat auch da, wo sie keine Pflicht traf, grosse Opfer nicht gescheut, um Wien zu dem Mittelpunkte geistiger Bildung zu erheben, der es noch immer ist und hoffentlich bleiben wird. Die Realschulen, die Gymnasien und das Pädagogium sind Schöpfungen, welche die Commune freiwillig geschaffen hat, und welche ein beredtes Zeugniss von dem Werthe geben, den sie auf die Bildung legt. Aber die Commune hat nicht blos die äusseren Bedingungen zur Entwickelung des grossartigen Schulwesens der Hauptstadt zu einem grossen Theile hergestellt, sie hat auch den Fortschritt in der inneren Entwickelung vielfach angebahnt und beschleunigt, jederzeit gefördert.

Doch gebührt das grösste Verdienst in der inneren Umgestaltung der hohen Regierung. Diese hat durch Gesetze, welche sie den gesetzgebenden Körperschaften vorlegte, jene grossartigen Umwälzungen in unserem gesammten Schulwesen herbeigeführt, die dasselbe den der am weitesten fortgeschrittenen Staaten an die Seite stellten, sie hat durch das Unterrichtsministerium, die Statthalterei und deren Organe die Reformen ins Leben gerufen und durchgeführt, welche in Folge der neuen Gesetze und Verordnungen erforderlich waren, sie hat den weitaus grössten Theil der höheren Schulen gegründet und aus Staatsmitteln erhalten, sie hat jederzeit es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet, eine tüchtige Lehrerschaft zu erziehen und dadurch die unerlässliche Vorbedingung für das Gedeihen jedes Schulwesens zu schaffen.

Dass aber Gemeinde und Regierung, die Gesammtheit und jeder Einzelne an der Förderung und Ausgestaltung des Schulwesens der Hauptstadt mitwirken und es zu dieser Höhe emporbringen konnten, das dankt die Kaiserstadt ihrem geliebten und allverehrten

Kaiser, dem Inhaber aller Gewalt, dem Geber der Verfassung, dem Schutzherrn aller Bildung, dem Hüter und Pfleger aller geistigen und materiellen Güter seines Volkes.

Se. Majestät hat durch die Sanction der Gesetze die Bahnen gewiesen, in welchen sich das Bildungswesen des Reiches zu entwickeln hat, er hat durch die Auswahl seiner Rathgeber und vollziehenden Organe für Männer gesorgt, die mit Eifer und Verständniss an dessen Entwickelung arbeiteten, er hat durch die Gewährung der Verfassung die Autonomie der Gemeinde und die Freiheit des Individuums begründet und hierdurch den Wetteifer geweckt, mit dem sich Gemeinde, Vereine und Individuen an der Förderung des Schulwesens betheiligten, er hat aber auch durch zahlreiche Allerh. Entschliessungen speciell die Schulen Wiens vermehrt und so die landesväterliche Huld und Gnade, in der er der alten Kaiserstadt gewogen ist, zum Ausdrucke gebracht. Wenn Wien daher das 40jährige Jubiläum der Thronbesteigung Sr. Majestät des Kaisers festlich begeht, so thut es dies im Gefühle des tiefsten Dankes für die vielseitige Unterstützung und Förderung, welche das Schulwesen der Stadt während dieser Zeit erfuhr, durch die es ermöglicht wurde, dasselbe »mit vereinten Kräften« zu jener Blüthe zu erheben, in welcher es gegenwärtig steht.



II.

WISSENSCHAFT UND LITERATUR

VON

DR. ROBERT ZIMMERMANN.



I.

Die Entwickelung der Wissenschaft läuft parallel mit jener der wissenschaftlichen Anstalt, die der Literatur mit jener des Volksgeistes. Wie aus der niederen Schule, die den Zwecken der allgemeinen, allmälig die höhere, welche jenen der Standesbildung dient, und schliesslich die Akademie, welcher die Wissenschaft Selbstzweck ist, sich herausbildet,

ebenso folgt auf die Literatur, die wie im Volkslied der Ausdruck des ungeschulten, durch die natürlichen Schranken der Volksseele, jene des geschulten, aber durch Standesinteressen und geschichtliche Bedingungen gebundenen, schliesslich die Literatur, welche die Wiege des gleichfalls, aber ästhetisch geschulten, durch andere als die Kunstforderungen ungebundenen Geistes ist. Jene bedarf der Unabhängigkeit der Forschung, diese der Freiheit der Aeusserung: beide sind der Wissenschaft und der Literatur in Wien zwar verhältnissmässig spät, aber in desto reicherem Masse zutheil geworden.

Jene wie diese haben daselbst obige Stadien durchlaufen. Die Geschichte der Wissenschaft in Wien beginnt mit der Stiftung der Domschule bei St. Stefan, jene der Literatur mit der Pflege des Helden- und des Minnesanges am Hofe Leopold's des Glorreichen unter den babenbergischen Fürsten. Durch den Habsburger Rudolf erfolgt nach dem Muster der ersten auf deutschem Reichsboden gestifteten Hochschule, jener zu Prag, die Gründung der nun mehr als halbtausendjährigen Wiener Universität: unter dem Habsburger Otto dem Fröhlichen erlebt durch die Schwänke Nidhard des Fuchses, des Pfaffen vom Kahlenberg, das heimische Lied und das heitere Naturell des ostmärkischen Volksstammes eine glänzende Blüthe. Die Wiedererweckung der classischen Studien bürgert in Wien, wo unter Kaiser Maximilian I. gelehrte Philologen, wie Celtes und Cuspinianus, thätig sind und die Hochschule nicht weniger als 7000 Hörer zählt, den Humanismus ein, während zugleich die Literatur, dem Zuge der Zeit gehorchend, antikes Gewand anlegt. Wie Petrarca's und Tasso's in Rom, Ulrich's von Hutten in Augsburg, so werden in der Wiener Aula lateinische Dichterkrönungen gefeiert, von welchen die im Jahre 1558 stattgefundene die vorletzte, die nach langem Zwischenraum, im Jahre 1724 abgehaltene die letzte, unter allen die des Konrad Celtes durch Kaiser Max die bekannteste und für die Wiener Geschichte die ehrenvollste ist.

Der Stockung des wissenschaftlichen Lebens, welche in Folge der gegen das Eindringen des Geistes der Reformation in das Innere der Erblande gerichteten Massregeln in steigendem Grade die Hochschule beschleicht, ihre gelehrtesten Männer vom Lehrstuhle hinweg in die Einsamkeit der Studirstube scheucht, oder der Wissenschaft fremden, öffentlichen und privaten Beschäftigungen zuführt, geht eine gleiche, auf dem Gebiete des literarischen zur Seite. Während der volksthümliche Charakter der durch die Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache und die Einführung des Volksgesangs

in die öffentliche Gottesverehrung den Sinn für die Muttersprache erweckenden kirchlichen Neuerungen im übrigen Deutschland der lateinischen Gelehrten- eine deutsche Laiendichtung an die Seite setzt, bleibt in Wien Wolfgang Schmelzle's Lobspruch auf die Wiener für lange das letzte durchschlagende Lebenszeichen localer Sinnes- und Schaffensart.

Mit der Uebergabe der Hochschule, oder zum mindesten zweier Facultäten derselben, der philosophischen und theologischen, in die Hände des Jesuitenordens, welche durch Kaiser Ferdinand II. im Jahre 1623 erfolgt, geht jener Stillstand allmälig, aber stetig, in Niedergang über, der sich nicht blos im Sinken der gelehrten, schriftstellerischen Thätigkeit, sondern, und fast noch mehr, in jenem der Hörerzahl und zwar nicht blos an den beiden, der Leitung des Ordens unmittelbar unterstehenden, sondern in gleicher Weise an den übrigen, durch diesen nur mittelbar beeinflussten Facultäten, der juridischen und medicinischen, kundgibt, welche beide zur Unbedeutendheit verödend sich darstellen. Während die als Organ der Kirchenspaltung aufgetretene und deshalb den leitenden Mächten bedenklich erscheinende Muttersprache inner- und ausserhalb der Schule zurückgesetzt und höchstens als unvermeidliche Aeusserung niedrig stehender Volksschichten in örtlicher und dialektischer Absonderung geduldet wird, geht das Bestreben dahin, der Sprache der alten Kirche erweiterte Geltung zu erobern und für die verdrängte, aber insbesondere in ihrem dramatischen und theatralischen Theil, den bei allen Ständen der Zeit beliebt gewordenen Komödien, Mysterien und Moralitäten, schwer vermisste, sprachverwandte Literatur durch zum Theil prunkvoll ausgestattete lateinische Schulkomödien, opernhafte Festspiele und Allegorien Ersatz zu schaffen.

Aus dieser Zeit tiefsten Standes geistigen Schaffens, sowohl auf gelehrtem wie auf poetischem Felde, treten, ausser der auf anderem Gebiet typisch gewordenen Gestalt des burlesk-humoristischen Kanzelredners, des unter dem Namen Abraham a Sancta Clara bekannten Schwaben Ulrich Megerle, als charakteristische Züge der Physiognomie des damaligen Wiens zwei den denkbar gegensätzlichsten Stufen ursprünglicher Genialität angehörige Gestalten hervor, deren eine die höchste universelle Vergeistigung des allgemein deutschen, die andere die originell-individuelle Verkörperung des Wiener localen Naturells vertritt. Zur nämlichen Zeit, da die gelehrte Bedeutung Wiens durch die Abhängigkeit seiner höchsten wissenschaftlichen Anstalt von ausserwissenschaftlichen Zielen und Zwecken in der

Wurzel bedroht erscheint, taucht zum ersten Mal der Gedanke eines der Wissenschaft als Selbstzweck ausschliesslich gewidmeten Instituts, einer, nach dem Muster der 1666 in Paris, 1675 zu London, 1700 zu Berlin gestifteten Gesellschaften der Wissenschaften, in Wien an dem Sitze des Kaisers des deutschen Reichs zu gründenden kaiserlichen Akademie der Wissenschaften auf und wird die dem Umfang nach geringe, aber dem Inhalt nach bedeutungsvollste Schrift damaliger Wissenschaft in Wiens Mauern niedergeschrieben. Träger jenes Gedankens und Verfasser dieser Schrift wird der umfassendste Geist damaliger Gelehrtenwelt, dessen Kopf nach Friedrich's II. Wort für sich allein eine Akademie war, der ebenso universalistisch-weltbürgerlich, als einheitlich-kaiserlich gesinnte Leibniz, Protector desselben und Veranlassung der Schrift, der zu seinem Gebrauch in französischer Sprache abgefassten und von ihm gleich einem Schatze aufbewahrten Monadologie, wird der erste Bürger des damaligen Wien, der treue »Sohn, Freund und Diener« dreier Kaiser, der »edle Ritter« der Monarchie, Prinz Eugen von Savoyen. Aus gemeinsamen Mitteln, durch die Heranziehung der Stände, nicht allein des Erzherzogthums, sondern sämmtlicher unter dem Szepter des letzten männlichen Habsburgers, welcher bereits mit dem Plan einer pragmatischen Sanction des unauflöslichen Verbandes aller Erblande umging, vereinigten Königreiche und Länder, sollte die künftige Akademie im Interesse des Ganzen, »zur Ehre des Kaisers und zum Nutzen des Reichs« geschaffen, das Ansehen der Wissenschaft durch deren Anerkennung gehoben, die Unabhängigkeit der Forschung durch die Befreiung der Mitglieder von bevormundender Aufsicht gesichert werden. Wie der im Keim der pragmatischen Sanction schlummernde Einheitsstaat ein halbes Jahrhundert später durch die reformirende Thätigkeit der grossen Kaiserin und ihres Sohnes, so hat die in Leibnizens Plan vorbereitete Idee einheitlicher Vertretung der Wissenschaft der Gesammtmonarchie in Wien, allerdings noch um ein Jahrhundert später, in der durch den unmittelbaren Vorgänger Sr. regierenden Majestät, Kaiser Ferdinand I., im Jahre 1847 vollzogenen Stiftung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ihre Verwirklichung gefunden.

Wenn in dieser, allen absichtlichen und absichtslosen Hemmnissen zum Trotz schliesslich erfolgten Errichtung der Akademie der unausbleibliche Sieg der Idee wissenschaftlicher Freiheit, so erscheint in dem Geschick der zweiten der vorher erwähnten Gestalten die allen auf künstlichem oder natürlichem Wege herbeigeführten Unter-

drückungs-, Um- und Verbildungsversuchen trotzende Unverwüstlichkeit des derben, aber in seinem urwüchsigen Humor kerngesunden Wiener Volksnaturells gleichsam versinnbildlicht. Wie gegen das Ende des XVII. und den Anfang des XVIII. Jahrhunderts die deutsche poetische Volksseele an den Höfen von den hochgehenden Fluthen italienischen Opernsturmes und verführerischen Balletprunkes überspült, in den bürgerlichen Kreisen, mit Ausnahme des in den Erblanden zum Verstummen gebrachten evangelischen Kirchenliedes, unter dem Schwulst Lohenstein'scher Alexandriner erstickt, in die fremden Fesseln französischer Formen und Regeln verstrickt wird, trotzdem aber, noch ehe des Jahrhunderts Hälfte erreicht ist, zu neuem Leben erwacht, in unversiegter Fülle zu kaum geahnter Höhe emporschiesst: so wird in dem von der Pest schwer heimgesuchten Wien der nicht blos legendarische Volkssänger, in dessen Person im Gegensatz zur überfeinerten und aus der Fremde eingeschleppten Hypercultur das unverdorbene Gemüth und der naive Witz des localen Naturells incarnirt erscheint, mit Todten als Scheintodter in der Pestgrube begraben und geht als lebendiger Beweis, dass der Wiener so wenig, wie die echte dichtende Volkseele, untergeht, ins Leben zurückgeweckt, aus derselben unversehrt, ungebrochenen Lebensmuthes, humoristischen Selbsttrost auf den Lippen, welcher den Kehrreim des Liedes vom »lieben Augustin« zugleich mit dessen Namen unvergänglich gemacht hat, zu neuer, kaum gehoffter Kraftentfaltung hervor, wie sie die Wiener Volksseele wenige Jahrzehnte darauf in der Localkomödie der Prehauser und Bernardon erfunden, zu den Schalksnarrenpossen der Gleich und Nestroy gesteigert, in den gemüth- und phantasievollen Zauberspielen Raimund's zu poetischer Verklärung geläutert hat.

Mit dem Aussterben des habsburg'schen Mannesstammes beginnt für die Erblande des Hauses eine neue politische, in deren, sowie in Folge des seit der Mitte des XVIII. Jahrhunderts anhebenden Aufschwunges des nationalen Geistes im deutschen Volke, für Wissenschaft und Literatur in Wien eine neue Periode. Der durch den Tod Kaiser Karl's VI. herbeigeführte Uebergang der karolingischen Krone auf das Haupt eines anderen Fürstenstammes bringt einerseits den in Folge andauernden Besitzes aus dem Bewusstsein fast entschwundenen Gegensatz habsburgischer Haus- und deutscher Reichsinteressen zu fühlbarer Klarheit: die durch die pragmatische Sanction zu Gunsten der Erbtochter zum ersten Mal urkundlich ausgesprochene, staats- und völkerrechtlich gefestigte Einheit

ten österreichischen Staatsbewusstsein widerstreitenden, Abhängigkeit vom Auslande, wie auf anderen, so auf diesem Felde der Wissenschaft ein Ende gemacht werden. Träger solcher zugleich von einem allgemeingiltigen wie von einem localpatriotischen Bestreben eingegebenen Neuerung auf diesem wie auf anderen Gebieten, insbesondere auf jenem der Literatur, des Zeitungs- und des Theaterwesens, war Sonnenfels, welcher im Jahre 1776 als Erster Vorlesungen über politische Oekonomie und Staatswissenschaften hielt und die, der in den Vordergrund getretenen Staatsidee angemessene, Umwandlung der bisherigen, ausschliesslich juridischen, welche Richter und Advocaten, in juridisch-politische Studien, welche vor allem im Staate brauchbare Beamte bilden sollten, ins Werk setzte. Eine Reform der bisher sogenannten »geistlichen« Facultäten, der philosophischen und theologischen dagegen, fand nur insoferne statt, als in der ersteren an die Stelle der Mitglieder des Jesuitenordens, solche anderer Orden, z. B. Benedictiner und Piaristen, Weltgeistliche und Laien ohne Unterschied als Lehrer traten, in der letzteren die Anstellung der Lehrer und Leitung der Schüler dem bisher ausschliesslichen Einfluss der Kirche zwar nicht entzogen, aber neben und über diesem das Aufsichtsrecht staatlicher Oberherrlichkeit zur Geltung gebracht wurde. Sowohl die Stellung der sogenannten »philosophischen« zu den Studien der drei sogenannten »oberen« Facultäten, als Inhalt und Umfang derselben, blieb unverändert; dieselben wurden wie bisher als gemeinsamer Vorbereitungscurs für jene angesehen, die Pflege der darin aufgenommenen Wissenschaften, der Philosophie, Philologie und Geschichte, der Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte, nicht als Zweck, sondern als Mittel zu jenem der sogenannten »höheren«, d. i. der theologischen, juridischen und medicinischen Facultätswissenschaften angeordnet, besser gesagt, zugelassen, letztere selbst aber, der Aufgabe wahrer Stätten der Wissenschaft zwar keineswegs entsprechend, doch bei dem durch die natürliche Begrenzung ihres Umfanges gegebenen Charakter dieser Facultäten in minderem Grade widersprechend, zunächst und vorherrschend in den Dienst an sich hochwichtiger, aber äusserlicher Zwecke gestellt und nach Inhalt und Umfang deren praktischen Bedürfnissen untergeordnet und angepasst.

Das Erwachen der Wiener Literatur begann mit dem Rückschlag der in Leipzig durch Gottsched durchgesetzten Vertreibung der Pritsche des Hanswurst von der anständigen Schaubühne und der Umgestaltung des Dramas nach französischem Muster auf das

lich Erlaubten überschreitet, sowie durch rege Empfänglichkeit für die ebenso rasch aufschwellenden als wechselnden Geister- und Geistesrichtungen deutscher Dichtung und Wissenschaft von Seite des Lesepublicums, wie eifrige Aneignung und leider zum Theil kritik- und talentlose Nachahmung von Seite der im bisher in literarischer Hinsicht fast jungfräulich gebliebenen Boden Wiens über Nacht zahlreich aufschiessenden Schriftstellerwelt fühlbar. Wissenschaft und Literatur in der nunmehrigen erbländischen Haupt- und Residenzstadt Wien erfuhren mit dieser zugleich und durch diese im Staat eine dem Fortschritt der Cultur im übrigen Deutschland entsprechende Standeserhöhung.

Die Reform der Wiener Universität, die mit jener der medicinischen Facultät begann, mit der Bereicherung und Ergänzung der rechtswissenschaftlichen durch die staatswissenschaftlichen Studien sich fortsetzte, wurde nach der im Jahre 1773 erfolgten Aufhebung des Jesuitenordens vollendet, nach innen durch die Verweltlichung der bis dahin ausschliesslich geistlichen Händen überlieferten philosophischen Facultät, nach aussen durch die Widmung eines des staatlich anerkannten Ansehens der Wissenschaft würdigen monumentalen Prachtbaues von Seite der grossen Kaiserin. Dem Schöpfer der ersteren, dem ebenbürtigen Schüler des in der Geschichte der medicinischen Wissenschaft durch seinen classischen Wahlspruch: »Naturam sequi honos medici« unvergänglichen Boerhaave, Gerhard van Swieten, schwebte als Vorbild bei derselben die Einrichtung der auf Beobachtung der menschlichen als Theil der allgemeinen Natur und praktische Ausbildung des künftigen Arztes gebauten medicinischen Schule der Universität zu Leyden vor, auf deren Lehrstuhl er selbst seinem Meister nachgefolgt und woher er als Leibarzt und Rathgeber in allen Wissenschaft und Geistescultur betreffenden Dingen an den Hof Maria Theresia's berufen war. Die Reform der juristischen Facultät wurde nach dem Muster der im Jahre 1734 gestifteten, ihrer Jugend ungeachtet durch den Ruf ausgezeichneter Lehrer, wie Schlözer, rasch zu massgebender Bedeutung in allen Recht und Staat angehenden Fächern gelangten Universität zu Göttingen, welche bis dahin schon längst Hörer aus den ersten Familien der Erblande an sich gezogen hatte, vollzogen. Durch die Erhebung der einheimischen Rechtsstudien auf diejenige Höhe, welche die ausländischen einnahmen, sollte den Angehörigen der Erblande die Möglichkeit, in der Heimat für den Rechts- und Staatsdienst in würdiger Weise sich auszubilden, eröffnet, der, dem erwach-

phanischem, ins Wienerische übersetztem Humor dem Gelächter der Zuschauer preisgab. Die für die Reform des Wiener Theaters epochemachenden »Briefe über die Wienerische Schaubühne« von Sonnenfels, deren erster im Jahre 1767 erschien, traten mit Lessing's, für die Entwicklung des deutschen Dramas entscheidender, »Hamburgischer Dramaturgie« fast gleichzeitig ans Licht; der Unterschied beider dramaturgischen Neuerungen, deren erste den praktischen Erfolg an der kaiserlichen Hofbühne, deren zweite die nachhaltige Wirkung in der wissenschaftlichen Theorie des deutschen Dramas für sich hatte, lag aber darin, dass der Urheber der ersteren gerade dasjenige, die Theorie Gottsched's und der Franzosen, empfahl, was jener der letzteren, der Lobredner des echten Aristoteles und Bewunderer Shakespeares, nicht nur bestritt, sondern, was Gottsched betraf, durch seine als Student im Verein mit der wackeren Neuberin durchgesetzte Theaterreform als für immer beseitigt ansehen durfte. Die namhaftesten Wiener Dramatiker jener Zeit, Cornelius von Ayrenhoff und der Freiherr Tobias von Gebler, von welchen der Erstere seines Lustspieles »Der Postzug« wegen sogar bei Friedrich II. in Ansehen, der Letztere mit Lessing, den er hochachtete und sogar nach Wien zu verpflanzen gedachte, ebenso wie mit dessen Freunde Nicolai in Briefwechsel und persönlichen Beziehungen stand, weisen in Folge jenes durch die »Briefe« vermittelten Einflusses zahlreiche Spuren Gottsched'schen, aber fast keine Lessingschen Geistes auf. Dagegen bezeugen zwei unter den Werken des Erstgenannten befindliche Trauerspiele, deren eines »Hermann den Cherusker«, das andere dessen in römischer Gefangenschaft der deutschen Heimat entfremdeten Sohn »Thumelicus« zum Gegenstande hat, dass das am Hofe des deutschen Kaisers errichtete und durch diesen selbst mit diesem Namen beschenkte »Deutsche Nationaltheater« die Pflege nationaler Sprache und nationaler Stoffe nicht nur zuliess, sondern ermunterte, in der Auswahl der letzteren aber mit der durch Klopstok in die Literatur eingeführten, durch dessen Bardiet »Die Hermannsschlacht«, sowie durch seine und seiner vom Rauschen Teutoburgischer Eichen trunkenen Göttinger Jünger Begeisterung tonangebend gewordenen Verherrlichung taciteischen Volks- und altgermanischen Heldenthums einerlei Richtung einzuschlagen sich anschickte. Wie in obigen Dramen durch die Stoff-, so wird in der reichlich fliessenden Quelle epischer und lyrischer Dichtung des damaligen Wiens der Klopstok'sche Einfluss in der Verwandtschaft der metrischen Form und im Ausschluss des

Reims merklich: Michael Denis, der »Barde Sined«, bedient sich in seiner Bearbeitung des pseudoossian'schen Heldenliedes des messiadischen Hexameters und in seinen und seiner weniger als mittelmässigen Nachahmer Ratschky, Retzer, Haschka u. A. Oden und Hymnen werden die metrisch nichts weniger als tadellosen Silbenmasse des deutschen Vorbildes in bis zur Unkenntlichkeit entstellten, antik sich geberdenden Strophen nachgehallt. Aber auch dessen Gegenpol, der leichter geschürzte Zauber Wieland's, dessen »Idris« einst die steiftugendlichen Hainbündler zum Scheiterhaufen verurtheilten und dessen Bildniss sie mit Nägeln an den Stamm der heiligen Eiche schlugen, hat in unserer, der vielberufenen »Keuschheitscommission« zum Trotz, nur zu sehr sinnes- und leider oft mehr als billig sinnlichfroh gebliebenen Donaustadt entgegen-, wenn auch dem Original weitaus nicht gleichkommendes Echo gefunden. Ueber die langathmigen, leider auch langweiligen Heldengedichte Alxinger's, den dem karolingischen Sagenkreise entlehnten »Doolin von Mainz« und den frei erfundenen »Bliomberis«, hat des Verfassers des Oberon »Ritt ins alte romantische Land« wenige Licht-, aber desto mehr Schattenseiten gebreitet. Eine wirklich originelle, keinem fremden Vorbild nachgeformte Blüthe, deren Parfum freilich nicht das feinste ist, brachte der Wiener für grotesken Humor sehr gedeihliche Boden in Blumauer's, des deutschen Scarron, in ihrer Art noch heute einzig dastehender travestirter Aeneis hervor. Ihren crassen Uebertreibungen mag die nach der Aufdeckung und Aufhebung zahlreicher kirchlicher Missbräuche in der damaligen Wiener Gesellschaft üblich gewordene Rücksichtslosigkeit zur Entschuldigung dienen, von welcher unter anderen des als verdienstvoller Naturforscher bekannt gewordenen Ignaz von Born burleske Satire: »Monachologia oder Naturgeschichte der Mönchsorden« als ein mehr sprechendes, denn Zeit, Ort und Verfasser besonders ehrendes Zeugniss erhalten geblieben ist.

Durch diese und in ähnlichem Geiste gehaltene Schriften, wie z. B. die nach Wieland's und A. G. Meissner's Muster dem Namen, nicht dem Inhalt nach in die antike Welt verlegten Romane des ehemaligen Conventualen des Kapuzinerklosters auf dem Neumarkt, Ignaz Aurelius Fessler, ist der Literatur, durch jene Reform des höheren Unterrichts, ist der Wissenschaft jener Zeit in Wien der Stempel des zugleich aufklärungs- und bevormundungssüchtigen achtzehnten Jahrhunderts aufgedrückt worden. Zwar diejenigen Wissenszweige, welche, wie die Medicin humanitären, wie die legislativen und Staatswissenschaften einem politischen Interesse dienen, fanden

von Seite des Staates eifrige Pflege und Aufmunterung. Erstere haben in Folge dessen in Männern wie van Swieten, van Hal und vor allen Peter Frank, dem Schöpfer einer bis dahin unbekannt gebliebenen Kunst staatlicher Gesundheitspflege unter dem unscheinbaren Namen der medicinischen Polizei, letztere in Solchen, die theils wie von Riegger, von Martini, von Zeiller, den durch die herrschende Idee staatlicher Einheit nahe gelegten Gedanken einheitlicher Gesetzgebung durch ihre Vorträge nicht nur vorbereiteten, sondern auch ihrerseits an die nach dem Muster des preussischen Landrechtes geplante und in Angriff genommene Ausarbeitung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches werkthätige Hand anlegten, theils, wie Royko, Rautenstrauch und vor allen Thomas Dolliner, durch eine vom staatlichen Gesichtspunkt aus unternommene Revision des canonischen Rechts, diesen und die aus ihm abgeleiteten, weitgehenden Folgerungen gegen bis dahin unbestrittene Ansprüche der geistlichen Macht in Schutz nahmen, durch Gelehrsamkeit und Erfolg hervorragende Vertreter aufzuweisen. Dagegen zeigt sich bei denjenigen Wissenszweigen, welche kein anderes Ziel haben, als die Erkenntniss, gleichviel in welcher Richtung und mit welchen Ergebnissen, zu fördern, die entgegengesetzte Erscheinung. Treten schon im Umkreise der medicinischen Wissenschaften die theoretischen, welche der reinen Naturerforschung, gegen die praktischen, welche der Anwendung der durch jene erlangten Resultate zur Heilung des erkrankten Organismus gewidmet sind, Pathologie, Anatomie und vor allem Physiologie, gegen die klinische Kunst zurück: so wird in dem der juridischen das Studium des allgemeinen, sowohl des auf philosophischer Basis ruhenden, wie des geschichtlich erwachsenen, aber für praktische Anwendung im Staate ausser Gebrauch gekommenen Rechts, wie das römische und canonische, das deutsche Reichsrecht und dessen Geschichte, in steigendem Masse beschränkt und in den Hintergrund gedrängt, dagegen jenes des besonderen, auf dem Grunde einheimischer Gesetzgebung ruhenden, innerhalb der zu einem politischen Gemeinwesen verbundenen und durch fortschreitende Einheitlichkeit der Gesetzgebung in gleichem Masse zur staatlichen Einheit zu verschmelzenden Erbländer in praktischer Geltung bestehenden Rechts in entsprechendem Grade gefördert und ausgedehnt. Dort wird dem tiefen Naturkenner der heilkundige Arzt, hier dem weitschauenden Rechtsgelehrten der gesetzkundige Beamte vorgezogen. Ungünstiger noch gestaltet sich auf diesem Wege das Loos der Wissenschaften des Umkreises der philosophischen Facultät und

unter diesen wieder jenes der sogenannten humanistischen, wie Philosophie, Geschichte und Philologie, nachtheiliger als das der sogenannten realistischen Fächer, wie Mathematik und Naturwissenschaften, insbesondere Astronomie. Letztere verdankt ihrer innigen Beziehung zur Zeitrechnung, zum Kalenderwesen, zur Regelung der Schiffahrt und in diesem Falle hauptsächlich zur geodätischen Gradmessung des Erdkörpers, in jener Zeit den durch seine Theilnahme an der durch Maupertuis begonnenen nordeuropäischen Gradmessung namhaft gewordenen Vertreter und Director der Wiener Sternwarte P. Maximilian Hell. Die Naturgeschichte fand eine Stütze nicht blos an ihrer Unentbehrlichkeit für die Bedürfnisse des ärztlichen Studiums, die zur Errichtung eines botanischen Gartens auf dem Rennwege und zur Berufung des auch als Chemiker für seine Zeit bedeutenden Botanikers Jacquin an die Universität führte, sondern auch an der Vorliebe einzelner Mitglieder des Kaiserhauses, wie Kaiser Franz I. für Mineralogie, insbesondere Edelsteinkunde und Chemie, Kaiser Franz II. für Botanik, welche zur Bereicherung und Umgestaltung der ursprünglich mehr im Geschmack der an den Höfen beliebt gewesenen Raritäten- und Curiositäten-Cabinette, als wissenschaftlicher Sammlungen eingerichteten naturhistorischen Hofmuseen drängte, aus deren Custoden- und Vorsteherkreisen in der Folge ausgezeichnete Fachgelehrte hervorgegangen sind. Dagegen scheint die reine und angewandte Mathematik, welche gegen Ende des achtzehnten und im Beginn des laufenden Jahrhunderts in Frankreich durch Monge, in Deutschland durch Gauss auf eine hohe Stufe gehoben wurde, auf die damalige Wiener Gelehrtenwelt ebensowenig Anziehung geübt zu haben, wie, wenn man absieht von der durch Maria Theresia ins Leben gerufenen orientalischen Akademie, das Studium der Philologie überhaupt und, mit Ausnahme der bleibenden Verdienste, welche sich der berühmte Numismatiker Eckhel um die antike Münzkunde erworben hat, das des classischen Alterthums insbesondere. An der ersteren, obgleich sie ursprünglich nur bestimmt war, dem praktischen Bedürfniss der Ausbildung von »Sprachknaben« und Dolmetschern für den diplomatischen und consularischen Dienst im türkischen Orient entgegenzukommen, hat der in Ansehung der Zeit, und noch lange nachher auch seinem wissenschaftlichen Range nach, erste Orientalist der deutschen Literatur, der als Geschichtsschreiber des osmanischen Reiches wie als Kenner und allerdings mitunter mehr wort- und sinntreuer als künstlerisch vollendeter poetischer Uebersetzer morgenländischer Dichtungen berühmt gewor-

dene Josef Freiherr von Hammer-Purgstall seine Vorbildung genossen. Die zunächst auf die gelehrte Erklärung und Ausbeutung der durch kostbare Erwerbungen und einheimische Funde in der Antiken- und Münzsammlung des kaiserlichen Hofes seit Jahrhunderten aufgespeicherten archäologischen Schätze gerichtete, aber auch beschränkte Thätigkeit Eckhel's vermochte der Erweckung und Hinwendung des Sinnes auf die gerade um jene Zeit durch F. A. Wolf im übrigen Deutschland sich vollziehende Umwandlung der bisher einseitig auf das Sprachliche bezogenen philologischen Wissenschaft in eine auf die Erforschung der Gesammterscheinung des classischen Alterthums ausgedehnte classische Alterthumskunde nicht Vorschub zu leisten. Das geschichtliche Interesse, durch die Belebung des patriotisch-dynastischen Gefühls für die Person und den Nachfolger der grossen Kaiserin und des durch deren Reformen gewonnenen österreichischen Staatsbewusstseins erwacht und naturgemäss auf die Betrachtung und Erforschung der Geschichte der vaterländischen Dynastie und der österreichischen Heimat hingewiesen, wird nicht nur durch die zu jener Zeit, und noch lange nachher, allgemein herrschende, ängstliche Abschliessung der in Archiven niedergelegten und sorgfältig geheim gehaltenen unentbehrlichen Geschichtsquellen überhaupt, sondern in Wien noch insbesondere durch die in Folge der revolutionären Ereignisse im Westen Europas rege gewordene und unterhaltene Abneigung, der Oeffentlichkeit Einsicht in die leitenden Fäden des politischen Gewebes zuzugestehen, und dieselben fremder Beurtheilung auszusetzen, zurück- und niedergehalten oder doch, wie es z. B. bei dem oben genannten Werke Hammer-Purgstall's der Fall ist, auf die Betrachtung und Darstellung weitabgelegener Staaten und Ereignisse abgelenkt. Für die Lage und Aussichten der Philosophie endlich ist es bezeichnend, dass derjenige Mann, welcher durch seine berühmt gewordenen »Briefe über die Kantische Philosophie«, deren erster im Augustheft 1786 von Wieland's »Deutschem Mercur« erschien, nach Kant's eigenem Zeugniss dessen Philosophie im deutschen Publicum zuerst Bahn gebrochen und zum Verständniss verholfen hat, der Vorgänger Fichte's auf dem Lehrstuhl zu Jena, dessen eigenes System nach des Letzteren Ausspruch das Uebergangs- und Vermittlungsglied zwischen der kritischen Philosophie und der Wissenschaftslehre bildet, Karl Leonhard Reinhold, ein geborener Wiener gewesen ist, in dieser Stadt bis zu seinen ersten Mannesjahren gelebt, gedacht und zu seiner nachherigen, so rühmlich ausgefallenen Sendung sich geschickt gemacht, demungeachtet aber,

so sehr er es wünschte, in seiner österreichischen Heimat von öffentlicher Seite weder Anerkennung noch Anstellung jemals erlangt hat.

Aber wenn auch dem aus Wien entsprungenen Verkünder der Philosophie Kant's, so ist doch dieser selbst Wien nicht verschlossen geblieben. Dieselbe hatte in Oesterreich bald nach ihrem Auftreten warme Anhänger gefunden, unter welchen Paul Baron Herbert in Klagenfurt, um Reinhold's Vorlesungen zu hören, selbst als wissbegieriger Schüler nach Jena gepilgert, durch diesen auch mit Schiller in Verkehr gebracht und als begeisterter Verehrer des Kriticismus in die Heimat entlassen worden war. In Wien wurde dieselbe zuerst durch Lazarus Bendavid, einen Angehörigen der in Folge des Auftretens Mendelssohn's um Philosophie sich lebhaft interessirenden jüdischen Gesellschaftskreise Berlins, eingeführt, welcher daselbst nach dem in Berlin, das zu jener Zeit einer Universität noch entbehrte, gegebenen Muster in Privatkreisen philosophische, mit grossem Beifalle aufgenommene Vorlesungen hielt und diese so lange fortsetzte, bis ihm, wie es den Anschein hat, auf Betrieb des damaligen einzigen officiellen Vertreters der Philosophie an der Wiener Universität, Franz Samuel Karpe, des Verfassers eines im Geiste kritiklosen Eklekticismus gehaltenen Lehrbuches der Philosophie »ohne Beinamen«, das an allen österreichischen Anstalten, wo Philosophie gelehrt wurde, bis in die Hälfte des laufenden Jahrhunderts herab, allerdings nur nominell, als vorgeschriebenes Lehrbuch galt, die Erlaubniss zu denselben entzogen und er selbst zur Rückkehr nach Preussen genöthigt wurde. Diese gegen die Philosophie Kant's an den Tag gelegte Feindseligkeit vermochte doch nicht zu hindern, dass dieselbe sich in Privatkreisen erhielt, ja sogar nach dem Beispiele hervorragender katholischer Theologen ausserhalb Oesterreichs, die sich, wie Herculan Oberrauch in Salzburg, der Postulirungsmethode Kant's bedienten, um mittelst derselben die Hauptsätze der natürlichen Religion als Postulate der reinen Vernunft abzuleiten, in den vorgeschrittenen theologischen Kreisen der Hauptstadt, z. B. in dem geistigen Urheber und ersten Director der unter Kaiser Franz errichteten höheren Ausbildungsanstalt für junge Geistliche bei St. Augustin, Burgpfarrer Jakob Frint, Gönner und in des letzteren Lehrbuch der Religionswissenschaft, welches an allen österreichischen Hochschulen für den im Jahre 1805 neu eingeführten Gegenstand der philosophischen Religionslehre als Leitfaden vorgeschrieben wurde, Eingang fand. Ebensowenig wie Kant's, ist die Philosophie seiner Nachfolger, der an leitender Stelle gegen sie herrschenden

Abneigung oder zum mindesten Gleichgiltigkeit ungeachtet, auserwählten Geistern Wiens in der Folgezeit ferngeblieben. Wie auf die ältere Generation, welcher z. B. Grillparzer, Michael Enk u. A. angehörten, Kant, so übte auf die jüngere, aus deren Kreisen zahlreiche geistige Führer und Leiter der jüngsten Vergangenheit, wie z. B. J. N. Berger, Unger, Glaser, v. Hasner, v. Eitelberger, v. Heider u. A. hervorgegangen sind, Hegel aus der Ferne seinen in Worten, Werken und Wirken kenntlich an's Licht getretenen Zauber aus. Schon der nächste Nachfolger Karpe's auf der Wiener Lehrkanzel, der in Folge seines bei Beurtheilung der Werke des im Jahre 1820 seines Lehrstuhls zu Prag enthobenen edlen Denkers Bolzano an den Tag gelegten Freimuthes vor der Zeit von seiner Lehrthätigkeit entlassene Leopold Rembold, wandte sich anfänglich Jacobi's, später Herbart's Richtung zu und verpflanzte seine Vorliebe für die erstere auf den älteren, jene für die letztere auf den jüngeren seiner Schüler und Nachfolger, v. Lichtenfels und F. Exner, welcher letztere nachher als Professor in Prag der Begründer einer Herbart'schen Schule in Oesterreich, als Berather und Freund der Leiter des ersten Ministeriums für Unterricht in Oesterreich, v. Feuchtersleben und Graf Leo Thun, in Gemeinschaft mit gleichgesinnten Männern, wie J. A. Zimmermann, Bonitz, Lott u. a. der geistige Urheber der durchgreifenden Reform des höheren Unterrichtes geworden ist. Neben und unabhängig von diesen an ausserhalb Oesterreichs gegründete Schulen sich anschliessenden Strömungen, zu welchen zuletzt auch noch eine in Schopenhauer's Fahrwasser dahinfliessende sich gesellte, ist im Laufe des zweiten Viertels dieses Jahrhunderts in Wien eine, wenn auch vorwiegend in theologischen Kreisen heimische, doch nicht nur Wesen und Namen der Philosophie, sondern nach ihrem Entstehungsort und dem bleibenden Sitze ihres geistigen Urhebers und Stifters, Anton Günther, und einiger seiner hervorragendsten Schüler, wie C. F. v. Hock, Emanuel Veit, C. Werner, V. Knauer, v. Hoffinger u. a. den Namen einer eigentlichen und originellen Wiener Philosophie mit Recht für sich in Anspruch nehmende philosophische Schule entstanden und hat sich von hier aus durch Männer, wie Knoodt, Zukrigel, Th. Weber, Mertens u. a. weit über Deutschlands katholisch gebildete Kreise verbreitet.

Als die edelste Frucht der durch die Josephinischen Reformen erfolgten Weckung des politischen Bewusstseins dem Geiste, durch die, wenn auch einseitig den vermeintlichen Classicismus begünstigende Sonnenfels'sche Reform der Schaubühne der Form nach, in

der Wiener Literatur wachgerufenen Bewegung darf die zugleich, und zwar beinahe zu sehr für die künstlerische Wirkung, von reinster Regeisterung für staatsbürgerliche Tugend und aufopfernde Pflichterfüllung getragene, ohne Noth in die strengen, zu jener Zeit von den Classikern der Nation längst abgestreiften Regeln Corneille's und Racine's gezwängte dramatische Dichtung Heinrich von Collin's angesehen werden, dessen tragisches Erstlingswerk »Regulus« dem Dichter auch in Goethe's und Schiller's Urtheil Achtung erworben und auf der damals tonangebenden Bühne Weimars ehrenvolle Aufnahme gefunden hat. Der österreichische Patriotismus, der hier noch verkleidet im römischen Gewande mit antiker Würde sich Luft machte, sollte in Folge der nach Auflösung des deutschen Reiches und Erhebung der Erblande zum erblichen Kaiserstaat eingetretenen ungünstigen politischen Verhältnisse bald Gelegenheit finden, in dem denkwürdigen österreichischen Befreiungskriege von 1809, welcher dem allgemein-deutschen um vier Jahre vorausging und zum Vorbild diente, zu reinster, leider erfolgloser Flamme opferwilliger Hingebung emporzulodern. Der Dichter des sich für sein Vaterland opfernden »Regulus« und des für die Verschonung der undankbaren Vaterstadt dem gewissen Tode entgegengehenden »Coriolan« ist es auch gewesen, welcher der österreichischen Vaterlandsliebe, im Munde der durch kaiserlichen Aufruf zum bewaffneten Gesammtwiderstande gegen den gemeinsamen Feind mündig gewordenen Bevölkerung, durch seine, das fremdartige Römerpathos mit der natürlichen Sprache der heimischen Volksseele vertauschenden unvergänglichen, auf den Schlachtfeldern von Ebersberg und Aspern mit Begeisterung gesungenen »Liedern des Landwehrmannes« Worte gab und dadurch der dem poetischen Werthe nach vielleicht übertroffene, der Lauterkeit der Gesinnung und der Wärme des Gefühls nach mindestens ebenbürtige Vorgänger der Körner, Arndt und Schenkendorf geworden ist. Welche Richtung der für Oesterreich, wie sein Zeit-, Alters- und Standesgenosse Heinrich von Kleist für Preussen, begeisterte Dichter, dem das Unglück seines Vaterlandes, wie diesem, das Herz brach, und der, wie dieser, gerade in dem Jahre (1811) durch vorzeitigen Tod hinweggerafft wurde, in welchem eine ungewohnte Himmelserscheinung den kaum mehr Erlösung zu hoffen wagenden Gemüthern der Völker Beider den nahe bevorstehenden Sturz des von Beiden gleichgehassten Erbfeindes zu verkünden schien, bei längerem Leben eingeschlagen haben würde, lässt sich zum Theil aus derjenigen, welche sein ihm gesinnungsverwandter, an

dichterischem Talent weit hinter ihm zurückstehender Bruder Matthäus von Collin, der nachherige Erzieher des Herzogs von Reichstadt, der Verfasser zahlreicher Dramen aus der vaterländischen Geschichte einhielt, theils aus dem Umstande errathen, dass er selbst mit dem Plane eines den Gründer der österreichischen Monarchie, Rudolf von Habsburg, zu verherrlichen bestimmten Epos »Rudolfias« sich trug, welches später von seinem Freunde Ladislav Pyrker nach seinem Entwurf ausgeführt wurde, und dessen echt österreichische Grundidee nachher auch in Grillparzer's vaterländischem Hauptwerke: »König Ottokar's Glück und Ende« ihre dramatische Verklärung gefunden hat.

Nach der Niederlage Preussens und der Ueberschwemmung fast des gesammten Deutschlands durch die Franzosen war das zwar durch die Schlachten von Ulm und Austerlitz gedemüthigte, aber durch die von Innen heraus erweckte Volkskraft noch ungebrochene Oesterreich zum Hoffnungsanker aller Derjenigen, welche die Wiederherstellung des deutschen Reiches ersehnten, dessen Hauptstadt Wien zum Vereinigungspunkt aller Gegner des Franzosen- und Freunde des eben erst durch den ungeahnten Aufschwung seiner Sprache und Literatur zu bisher unerreichtem Glanz und Ansehen emporgestiegenen deutschen Volksthums geworden. Preussische Officiere und deutsche Schriftsteller, wie Pfuel, Varnhagen und der feurige Leo von Seckendorf, traten in's österreichische Heer, Berliner Publicisten, wie Gentz, Dichter und Gelehrte, wie Fr. Schlegel und Adam Müller, in österreichischen Staatsdienst ein, um gegen Napoleon zu kämpfen und zu wirken. Die von diesem aus Paris verbannte, durch ihren Aufenthalt in Weimar und ihren Freund und Reisebegleiter A. W. Schlegel, den Erzieher ihrer Söhne, für deutsche Philosophie und Literatur begeisterte Frau v. Staël schlug ihren Wohnsitz in Wien inmitten der napoleonfeindlichen europäischen Gesellschaft auf und wurde dadurch Veranlassung, dass Schlegel daselbst vor einem auserlesenen Publicum seine berühmt gewordenen Vorlesungen »über dramatische Kunst und Literatur« abhielt, welche als ausführliches Programm der romantischen Schule für die Geschichte der deutschen Literatur epochemachend, für die Entwickelung derselben, insbesondere der dramatischen, in Wien aber geradezu entscheidend geworden sind. Wie man von dem Buche der Staël »De l'Allemagne« gesagt hat, dass durch dasselbe Deutschland für die Franzosen gleichsam »entdeckt« worden sei, so lässt sich nicht ohne Grund behaupten, dass durch die Vorlesungen Schlegel's und die in Folge

der Franzosenherrschaft in Deutschland eingetretene vorübergehende oder bleibende Niederlassung zahlreicher, den damals höchststehenden deutschen Bildungskreisen angehöriger Staatsmänner, Militärs, Gelehrten, Dichter und Schriftsteller in Wien und einigen anderen Städten der Monarchie namentlich in Prag, wo Brentano und Tieck sich heimisch machten, die gewaltige, auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit durch die Philosophie und Poesie der classischen und der auf diese gefolgten romantischen Periode vollzogene Umwälzung, wie für Oesterreich überhaupt, so insbesondere für Wien erst zur Thatsache geworden sei. Dass die Mehrzahl derselben, ausser den Stiftern und Führern, den Brüdern Schlegel, von welchen Friedrich mit seiner Gattin Dorothea Mendelssohn-Veit, der einstigen Seele der geistreichen Kreise Berlins und Jenas, dauernd in Wien verblieb, wie es bei deren auf die Belebung des nationalen Volksgeistes durch Hinweis auf dessen einstige mittelalterliche Herrlichkeit gerichteten Gesinnung natürlich war, der romantischen Schule entstammte, hat in der Wiener Wissenschaft und Literatur nach den Befreiungskriegen deutliche Spuren zurückgelassen. Aus der Vorliebe Schlegel's für Calderon und Lope ist die lange Reihe von Bearbeitern und Nachahmern des spanischen Dramas abzuleiten, welche mit Schreyvogel-West, dem einstigen unmittelbaren Schüler August Wilhelm's in Jena, begann, mit Grillparzer sich fortsetzt und mit Fr. Halm endet. Aus derselben Quelle, verbunden mit der historischen Erinnerung an den einstigen Zusammenhang des Hauses Habsburg mit Spanien, floss die gelehrte philologische Beschäftigung mit der alten spanischen Sprache und Literatur, durch welche Ferdinand Wolf, unterstützt durch die in diesem Zweige überreich ausgestatteten Schätze der k. k. Hofbibliothek, einer der Begründer der romanischen Philologie und der Vater der von Wien ausgegangenen Schule derselben geworden ist, als deren Haupt der daselbst noch gegenwärtig als Lehrer thätige A. Mussafia betrachtet werden darf. Die Verherrlichung des Mittelalters und der deutschen Vorzeit weckte den Sinn nicht blos für die Reste der Bau- und bildenden Kunst, sondern auch für die erhaltenen Denkmale altdeutscher Sprache und Dichtung, um deren Herausgabe und Erklärung, wie um die Sammlung und Erhaltung der ersteren, Alois Primisser, der Custos der seit ihm berühmt gewordenen Ambrasersammlung, sich zuerst Verdienste erworben und dadurch die Reihe der Kenner und Pfleger altdeutschen Schrift- und Volksthums eröffnet hat, welche sich durch Theodor v. Karajan, Diemer, J. Haupt u. a. vermittelt, bis zu den Germanisten der Wiener

Gegenwart fortsetzt. Am stärksten legt die durch sie hervorgerufene retrospective Geistesrichtung sich auf dem geschichtlichen, insbesondere auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte, in kaum geringerem Grade auf jenem der politischen, kirchlichen und schliesslich der religionsphilosophischen Probleme und Fragen an den Tag, auf deren ersterem sie, wie es im Wesen der Geschichte liegt, mit der Aufhellung und Feststellung des Thatbestandes sich begnügt, auf deren letzterem, wie es dem Wesen einseitiger, aber mit voller Gefühlswärme gehegter Ueberzeugung entspricht, zur Wiederherstellung vergangener Zustände drängt.

In Wien fand dieselbe einerseits durch die bereits bei Collin und dessen Geistesverwandten eingetretene Hinwendung auf die vaterländische Geschichte, andererseits durch das in Folge der unerträglich gewordenen Schwankungen aller gegebenen staatlichen, kirchlichen und socialen Verhältnisse in wachsendem Grade empfundene Bedürfniss stabiler Grundlagen in Staat, Kirche und Gesellschaft vorbereiteten Boden. Die Balladen Collins, deren Stoff, wie in »Herzog Albrecht's Hund«, »Herzog Leopold vor Solothurn«, »Kaiser Max auf der Martinswand«, der Geschichte des heimischen Regentenhauses entlehnt war, bildeten gleichsam das poetische Vorspiel zu den quellenmässigen Studien und Forschungen auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte und jener der einheimischen Herrscherfamilie, deren Ergebnisse theils in historischen Zeit- und periodischen Schriften, wie Hormayr's »Archiv« und dessen jährlich wiederkehrendem »Taschenbuch für vaterländische Geschichte«, theils in selbstständigen Werken, Regesten und Urkundensammlungen, wie Chmel's »Geschichte Kaiser Friedrich's IV.«, des Fürsten Lichnowsky's »Geschichte des Hauses Habsburg«, deren urkundlicher Theil von E. Birk herrührt, an's Licht traten. Dieselben fanden nicht nur in den durch Nationalität und politische Vergangenheit hervorragenden Königreichen der Monarchie, wie in Ungarn durch Mailath, in Böhmen durch Palacky, innerhalb ihrer Sondergeschichte Nachahmung, sondern übten auch ihrerseits wieder auf die Literatur befruchtende Rückwirkung, als deren Widerhall die historischen Romane der Karoline Pichler, wie »Friedrich der Streitbare«, »Die Schweden vor Prag« u. a., Ladislav Pyrker's Epopöen habsburgischer Kaiser, Rudolf's I. als Helden der schon genannten »Rudolfias«, Karl's V. als solchen seiner »Tunisias«, zu betrachten sind, deren später Nachhall noch in Anastasius Grün's »letztem Ritter«, in L. A. Frankl's »Habsburglied« und »Don Juan d'Austria« nachklingt, sowie als deren Echo die Dramen aus

der vaterländischen Geschichte erscheinen, deren Reihe Th. Körner während seiner nur zu kurz währenden Thätigkeit als Theaterdichter der Burgbühne in Wien durch seinen »Zriny« eröffnete, Matthäus v. Collin durch zahlreiche Beiträge, unter denen »König Bela's Flucht« der beste ist, erweiterte, Grillparzer, wie dessen »Ottokar« und »Bruderzwist im Hause Habsburg« beweisen, wenn ihm dazu die Ermunterung geworden wäre, zur Höhe Shakespeare'scher Historien erhoben haben würde.

Das Ausbleiben derselben, des patriotischen Geistes ungeachtet, von dem diese in echt vaterländischer Richtung sich bewegende poetische Strömung getragen ward, ist nicht nur für den Dichter, welchem dadurch vorzeitiges Verstummen auferlegt wurde, sondern für das ganze Gedeihen der heimischen Literatur während der ersten Hälfte des Jahrhunderts verhängnissvoll geworden. Dasselbe war nur eine der zahlreichen nachtheiligen Folgen, welche das nach der endlich mit Hilfe der aufgerufenen Volkskraft erfolgten Niederwerfung des übermüthigen Siegers verstärkt hervorgetretene und herrschend gewordene grundlose Misstrauen der leitenden Kreise in die seit Jahrhunderten bewährte unwandelbare dynastische Treue und den durch schwere Erlebnisse gereiften Sinn für gesetzliche Ordnung und massvollen Fortschritt der geleiteten Stände auf allen Gebieten nach sich zog. Auf jenem der Wissenschaft und Literatur traten dieselben einerseits in negativer Weise als Hemmung der freien Gedankenäusserung in Wort und Schrift durch allerdings strenger vorgeschriebene als gehandhabte Censur der einheimischen, und als ebensolche der ungehinderten Gedankenvermittlung durch ängstliche Sichtung und eifriges, glücklicherweise leicht und oft umgangenes Verbot fremder Geistesproducte, anderseits in positiver Weise durch die vorsätzliche und merkliche Begünstigung solcher Geistesrichtungen an den Tag, welche in Staat, Kirche und Gesellschaft das Festhalten am oder die Rückkehr zum Alten als sicherstes Heilmittel in Aussicht stellten. Beide zusammengenommen, haben der Wissenschaft und Literatur in Wien innerhalb der Periode, die von den Wiener Verträgen bis zu den Märztagen des Jahres 1848 reicht, das Gepräge verliehen.

Weder an wahren Gelehrten noch an reichbegabten Dichtern hat dieser mehr als ein Menschenalter umfassende Zeitabschnitt Mangel gelitten. In denselben fallen aus dem Umkreise der humanistischen Wissenschaften Philosophen wie Günther, Philologen wie Bartholomäus Kopitar, der berühmte Herausgeber des »Glagolita Clotzianus« und als solcher der Begründer jener südslavischen Richtung der

Slavistik, als deren glänzender Fortsetzer und gegenwärtiges Haupt sein durch ihn gebildeter Schüler Miklosich anzusehen ist, die Germanisten v. Karajan und Diemer, die Orientalisten Hammer-Purgstall und Wenrich, die Historiker Chmel, Lichnowsky, Birk, innerhalb des Umkreises der realistischen Wissenschaften Mathematiker wie Petzwal, Astronomen wie Littrow, Physiker wie Baumgartner und Ettingshausen, Technologen wie Prechtl und Altmütter, Mineralogen und Geologen wie Mohs und Haidinger, Botaniker wie Jacquin d. J. und der Polyhistor Endlicher, der gleich berühmt als Naturforscher, wie als Herausgeber archivalischer Geschichtsquellen, gelehrter Sinologe und Verfasser einer chinesischen Grammatik geworden ist, Kliniker wie Hildebrand, Chirurgen wie Bischoff und Wattmann, und gegen das Ende dieses Zeitraumes in ihren Anfängen die nachherigen Reformatoren der Medicin und Begründer der »Wiener Schule«: Rokitansky, Skoda, Schuh, Sigmund, Kolletschka u. A. Den Beginn des Zeitraums bezeichnet Grillparzer's mit dem Erscheinen der »Ahnfrau« glänzend aufgegangenes, aber für den Dichter selbst durch die von Schreyvogel's Hand seinem Werke eingeimpfte Schicksalsidee verhängnissvoll gewordenes Gestirn. Der Ausspruch Schiller's (in der »Braut von Messina«), dass die Schuld der Uebel grösstes sei, schien sich am Dichter der »Ahnfrau« in buchstäblicher Weise erfüllen zu sollen: Müllner's, des Schicksalsdichters »Schuld« ist für Grillparzer, der nun einmal durchaus dessen Nachahmer und Gesinnungsgenosse sein sollte, zum »Uebel« geworden. Der Dichter der »Ahnfrau« hatte, wie jener der »Schuld«, des trochäischen vierfüssigen Verses nach spanischem Vorbild sich bedient; eine gleichzeitige Wiener Dichterin, Therese v. Artner, in ihrem Trauerspiele »Die That« zu der letzteren gleichsam den zweiten vorangehenden Theil hinzugedichtet; die in der »Ahnfrau«, wie in Schiller's »Braut von Messina«, die Schuld der Väter an den Enkeln rächende Nemesis wurde mit des eben die Bretter beherrschenden Pseudoschicksalstragikers blind waltendem Fatum verwechselt, und Grillparzer mit Unrecht, wie der zu jener Zeit als reuiger Bekehrter und in Art weiland Abraham a Sancta Clara's populär-grotesker Kanzelredner gleichfalls in Wien lebende Zacharias Werner, um seines »24. Februars«, und E. Raupach in Berlin, um seines Schauspieles »Der Müller und sein Kind« willen, mit Recht der Classe der (Müllner'schen) Schicksalsdramatiker beigezählt. Wie wenig dadurch dessen eigenstes Wesen getroffen war, geht daraus hervor, dass er in keinem seiner späteren Werke auf die in der »Ahnfrau« scheinbar eingeschlagenen Wege wieder zurückgekommen

ist. In den ihr zunächst gefolgten Dramen, dem Trauerspiel »Sappho« und der Trilogie »Das goldene Vliess«, erscheint er durch den der antiken Welt entlehnten, allerdings aus dem kalten Pathos staatsbürgerlicher Pflichtstrenge in die wallende Gluth menschlicher und übermenschlicher Schwächen und Leidenschaften getauchten Stoff und die dem einfachen Bau der antiken und der dieser nachgebildeten französischen Tragödie verwandte Form fast wie ein durch Schlegel'sche Schule hindurchgegangener Fortsetzer Collin's in dessen erster, auf dem Gipfel seiner dramatischen Dichterthätigkeit in seinem wie er selbst sagt, durch den Eindruck des miterlebten Riesenkampfes Oesterreichs und Napoleon's ihm eingegebenen Trauerspiele »König Ottokar's Glück und Ende«, der zugleich scenisch mannigfaltigen, in Sprache und Charakteristik ebenso schwungvoll-pathetischen, als local- und individuell realistischen Form nach als Schiller's nächster, dem aus der vaterländischen Geschichte geschöpften und vom Feuer des edelsten Patriotismus durchglühten Stoff nach wieder als Collin's ebenbürtiger Geisteserbe aus dessen letzter Periode. Es ist zu beklagen, dass die im Sinne einer Darstellung völkerbeglückenden und staatenbegründenden Sieges patriarchalischer Herrscherweisheit über Frieden und Staaten durch masslosen Ehrgeiz zerstörendes despotisches Heldenthum angelegte Dichtung fälschlich im Sinne selbstsüchtiger Verherrlichung des Sieges der deutschen über die slavische Nationalität missverstanden und dadurch aus einem, alle Stämme der Monarchie zum einheitlichen Ganzen zu einigen bestimmten Völkerbande zu einem, Bruderstämme der Monarchie zu entfremden und zu trennen geeigneten Keile umgedeutet worden ist. Die Opposition, welcher das in diesem Sinne ausgelegte Werk ausserhalb Wiens, insbesondere in dem eben damals in Folge des durch geschichtliche und philologische Studien wiedererwachten Interesses für einheimische slavische Sprache und Literatur von dem Beginne nationaler Sonderbestrebungen heimgesuchten Böhmen und in dessen Hauptstadt begegnete, und welche selbst in dem Jugendwerke eines dem nichtslavischen Theil der Bevölkerung angehörigen Dichters, in Uffo Horn's jenem Grillparzer's direct gegenübergestellten Drama »Otakar« bewussten poetischen Ausdruck fand, konnte nur leider die Folge haben, dass bei der erklärlichen Abneigung, leise erwachenden, unerwünschlichen Spaltungen Nahrung zu geben, der vom Dichter betretene Weg ohne Ermunterung blieb und dieser selbst aus Mangel einer solchen von demselben zurücktrat. Das seines Vorgängers würdige Seitenstück aus der so glücklich be-

gonnenen Reihe österreichischer »Historien«, das Gemälde »Ein Bruderzwist im Hause Habsburg«, mit der ergreifenden Charakterzeichnung Kaiser Rudolf's II., blieb im Pulte des Dichters ruhen; an der Stelle des historischen gewann das nach spanischem Muster überfein zugespitzte Charakter- und das phantastisch-ausschweifende Traum- und Märchendrama die Oberhand; mit der vom Hauch dem Alterthume fremder Sentimentalität angewehten Erneuerung der Sage von Hero und Leander kehrte der Dichter auf den zwischen Romantik und Classicismus ungewiss schwankenden Boden zurück, dem seine »Sappho« und »Medea« entsprossen war. Das vaterländische Drama in Wien blieb seitdem verstummt; der politisch fühlende Dichter, auch wenn sein Gedicht, wie das des »Wiener Poeten«, vom lautersten Patriotismus eingegeben war, durfte sich nur Luft machen im »Auslande«.

Der Druck, der auf dem Drucke lastete, hat eine doppelte Literatur hervorgerufen: eine, die sich ihm fügte, eine andere, die ihm entfloh. Jener gehörten einerseits alle diejenigen Schriftsteller an, welchen derselbe kein Hemmniss war, weil sie ein höheres Bedürfniss als das, der blossen Unterhaltung zu dienen, entweder nicht empfanden oder ein solches zu erfüllen freiwillig verzichteten, anderseits aber auch solche, die in der Thatsache erschwerender Bevormundung unabhängigen Geistesfluges einen willkommenen Vorwand und erwünschten Deckmantel erblickten, um ihrer eigenen, auf kleinliche Ziele und die Befriedigung frivoler Gelüste gerichteten Neigung die Zügel schiessen zu lassen. Ersterer Richtung entsprang die für jene Zeit charakteristische, in üppiger Fülle aufsprossende Saat der im alltäglichen Sinne durch Einband und Inhalt elegant sein wollenden Wiener Almanachs- und Taschenbücherliteratur, unter deren, allen Kreisen der antiken Mythologie und der einheimischen wie fremden Pflanzenwelt entliehenen Göttinnen-, Musen-, Nymphen- und Blumennamen, auf goldgeränderten Blättern meist dilettirende Verskünstler harmlose Gefühle und Einfälle preisgaben. Aber auch echte Dichter wie Bauernfeld, Betty Paoli, Deinhardstein, Frankl, Gabriel Seidl, Nepomuk Vogl, der schwungvolle Sänger der »Todtenkränze« und der »Nächtlichen Heerschau«, Zedlitz, der feinsinnige Verfasser der Detail-»Studien«, Adalbert Stifter, ja selbst Grillparzer, dessen plastisch gemeisseltes Charakterbild »Der alte Spielmann« zuerst in der »Iris« erschien, und Fr. Halm verschmähten es nicht, in die durch alle Stände sich ausbreitende Region von Seide und Gold schimmernder, ungefährlicher »Lesefrüchte« herabzusteigen.

Der dramatische Poet, der auf den von der Censur reingescheuerten Brettern der Hofbühne sich heimisch machen wollte, hatte die Wahl, sich entweder wie Bauernfeld mit Geschick und Glück auf der durch den einstigen Burgtheaterdirector Kotzebue dieser Bühne vererbten und unter dem verfeinernden Einfluss der höfischen Zuschauerschaft veredelten Bahn des höheren Gesellschafts- und Conversationsstückes zu bewegen, oder wie Zedlitz mit »Tasso's Krönung und Tod auf dem Capitol« auf den verklärenden Gipfel des Künstlerdramas sich zu erheben, oder wie Deinhardstein mit »Hans Sachs« in die helle Niederung poetischer Schusterwerkstatt sich niederzulassen, oder wie Fr. Halm das dramatische Duett zweier »in einem Schlag« sich zugleich fliehender und suchender Herzen in immer wechselnden Formen spitzfindiger Gefühlssophistik und bald phosphorescirend aufschäumender, bald zierlich geglätteter Wechselrede auszuspinnen. Der epische Dichter, von der Vergangenheit des eigenen Landes abgewandt, zog, wie Frankl im »Colombo«, die Entdeckung des fernen Welttheiles jener der vaterländischen Heimat vor; der Lyriker, eingedenk des Verdammungsurtheiles, welches die österreichischen »Götter Griechenlands«, das der Hinneigung zum Heidenthume verdächtigte Gedicht Grillparzer's »Campo Vaccino« getroffen hatte, setzte der überwallenden Gluth seines Gedankenpathos weisliche Dämpfer auf und überschritt selten das gern und weitgeöffnete Reich unschädlicher Natur-, Frauen- und Selbstvergötterung. Eine solche Literaturgestaltung, der zum Theil hervorragenden Begabung der Schriftsteller, die sich derselben anzuschliessen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse genöthigt waren oder freiwillig anschlossen, ungeachtet, konnte mit der inzwischen hauptsächlich in Folge der Julirevolution seit den dreissiger Jahren im übrigen Deutschland mächtig gewordenen politisch- und socialreformatorischen Geisterbewegung, deren Ausdruck auf dem Gebiete der Wissenschaft die Philosophie Hegel's und seiner Schule, insbesondere des zum Aeussersten ausschreitenden linken Flügels derselben, auf literarischem Gebiete, bis zum Beginne der vierziger Jahre, die durch Heine und Börne geistig befruchtete Schule des »jungen Deutschlands«, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die von der obsolet gewordenen Schwärmerei für Freiheit und Vaterland zum directen Angriff auf das Bestehende fortgeschrittene politische Richtung war, weder, wie allerdings begreiflich, auch nur entfernt gleichen Schritt halten, noch in ihrer nothgedrungenen Farblosigkeit und ängstlichen Abschwächung die Gunst eines mit dem veränderten Geiste der Zeit

innerlich umgewandelten und durch den trotz der Grenzsperre fast zu reichlichen Genuss der verbotenen Früchte des Auslandes verwöhnten Publicums gewinnen oder behaupten. Jene andere dagegen, welche das literarische Feld von Anfang an nur als freien Spielraum für untergeordnete oder lüsterne Ergötzlichkeit oder für die Verfolgung persönlicher und anderer, von ästhetischen Aufgaben weit abliegender, Interessen betrachtete, musste nur noch mehr dazu beitragen, auf das Wiener einheimische Schriftstellerthum der »vormärzlichen« Zeit den von der grösseren Hälfte desselben unverschuldeten Schein der Zurückgebliebenheit, auf die Kaiserstadt selbst nach dem beissenden Worte ihres grössten Sohnes den Verdacht eines »Capua's der Geister« zu werfen. Drei Schriftsteller, der humoristisch angelegte, ursprünglich, wie seine Nacheiferung Collin's in dem von diesem angeschlagenen Ton vaterländischer Wehrmannslieder und seine Theilnahme an der als Versammlungsort der besten Köpfe Wiens und durch ihre polizeiliche Verfolgung berühmt gewordenen »Ludlamshöhle« beweist, eines höheren Fluges fähige Castelli, A. Bäuerle, M. G. Saphir: der Erste durch seinen Hang zu oft witziger, aber in's Obscöne behaglich herabgezerrter Spassmacherei, der Zweite durch seine fast ein Menschenalter hindurch von ihm geleitete Theaterzeitung, welche die durch den Mangel öffentlicher Besprechung höherer Tagesinteressen für das Bedürfniss der Lesewelt offen gelassene Lücke durch kleinliche Neugier reizenden und nährenden »Theaterklatsch« und unwürdige Possen auszufüllen bestimmt war, der Dritte durch die ihm in aussergewöhnlichem Grade eigene Gabe, allerdings des am leichtesten in's Spielende ausartenden, in seinem Munde aber häufig genug treffend gewordenen Witzes, des Wortwitzes, welche er in seiner Zeitschrift »Der Humorist« zu frivoler Dienstbarkeit für persönliche Launen und Gegnerschaften erniedrigte, haben zu dieser unbilligerweise auf die ganze Schriftsteller-, ja die gesellschaftliche Welt des damaligen Wien ausgedehnten, nachtheiligen Voreingenommenheit des Urtheiles der von der wahren Sachlage schlecht unterrichteten Fremde, das Ihrige, ja das Meiste beigetragen.

Die daheim eingedämmte oder freiwillig zurückgehaltene Flamme loderte über der Grenze desto leuchtender empor. Unter den Stammgästen des sogenannten »Silbernen Kaffeehauses« an der Ecke des Neumarktes und der Plankengasse, welches nach der Aufhebung der »Ludlamshöhle« der Sammelplatz der Wiener Dichter und Schriftsteller geworden war, hatten zwei mit ihren censurwidrigen

Ergüssen frühzeitig den Flug über die schwarzgelben Grenzpfähle angetreten, und der eine von beiden war seinen Freiheit ersehnenden Gesängen mit seiner eigenen Person in deren vermeintliches Land über dem »grossen Wasser« vorausgeeilt. Der Sprosse eines der ersten Adelsgeschlechter der Monarchie, des uralten deutschen Fürsten- und Grafenhauses Auersperg, unter dem Dichternamen Anastasius Grün, und ein auf magyarischem Boden geborener, aber deutsch redender und dichtender Abkömmling ungarischer Adelsfamilie unter dem Dichternamen Nikolaus Lenau waren es, welche zuerst, Ersterer durch sein aristokratisches Standesbewusstsein, Letzterer durch sein nationales Verfassungsbewusstsein unterstützt, den Censurbann brachen und den in ihnen wie in der Mehrzahl ihrer Heimatsgenossen lebendig gewordenen Fortschrittsdrang für das literarische Publicum durch die üppige Pracht und Bilderfülle des einen, die schwermüthige Gluth und Gedankentiefe des anderen in überraschender Weise zu dichterischem Ausdruck brachten. Jener, von wärmster Anhänglichkeit an die Heimat erfüllt, dehnte auch seine »poetischen Spaziergänge« nicht über die Umgebungen der Kaiserstadt und die waldige Höhe des ihm geistesverwandten lustigen Rathes Herzog Otto's des Fröhlichen, des »Pfaffen vom Kahlenberg«, und das Mass seiner vom Stifte des Censors nicht geduldeten Forderungen nicht über die höfliche Bitte, »so frei sein zu dürfen, frei zu sein«, aus; dieser, im Lande der Yankees von utopischen Hoffnungen geheilt, kehrte »amerikamüde« in dieselbe zurück, um die melancholische Verzweiflung an der Verwirklichung des geträumten Ideals in den ihm geistesverwandten Gestalten des »finsteren Gottesmannes« Savonarola, des unselig ringenden Faust, der für ihren Glauben hingeschlachteten Albigenser zu verkörpern und an der Schwelle einer Zeit, die manchem seiner heissesten Wünsche Erfüllung zu verheissen schien, in Geisteszerrüttung zu enden. Beide poetische Dioskuren, welche, wie ihre classischen Vorgänger, durch persönliche Freundschaft verknüpft waren, warfen, wie jene über das kleine, aber durch sie in der Geschichte der Literatur gross dastehende Weimar, so über das grosse, aber in dieser bis dahin seinem wirklichen Werthe nicht gleichstehende Wien einen verklärenden Schimmer, welchem es dieses zu danken hat, dass zu dem durch eine tausendjährige gemeinsame Geschichte geschaffenen Bewusstsein uralter Stammes-, auch das erhebende Gefühl innerer Geistesverwandtschaft der Bewohner der Ostmark getreten ist. Eine Schaar nicht durchaus tadelloser Nachahmer schloss sich den glücklichen Führern an; aus

Wien, wo Dräxler-Manfred, Ed. Duller, F. Schuselka, H. Rollett, wie aus anderen literarisch fruchtbaren Städten der Monarchie, vor allen aus Prag, wo C. Herlosssohn, E. Ebert, Uffo Horn, Kuranda, Fr. Bach, A. Meissner, M. Hartmann, aus Pest, wo Karl Beck, F. Szarvady u. a. zu Hause waren, begann gegen das Ende der dreissiger und während der vierziger Jahre eine literarische Auswanderung, die ihre Hauptniederlassung in Leipzig, ihren Hauptvereinigungspunkt in der von Kuranda, anfänglich in Brüssel, später in Leipzig, herausgegebenen und sowohl, was den auf Vermittlung hauptsächlich des österreichischen mit dem allgemein europäischen Geiste gerichteten Inhalt, als die nach französischem Muster stylistisch sorgfältig geglättete Eleganz der Darstellungsform betraf, mit nicht gewöhnlichem Geschick redigirten Zeitschrift »Die Grenzboten« fand. Letztere ist nicht nur durch die von ihr vertretene Richtung für die nach den Märztagen 1848 eingetretene Umgestaltung der politischen Verhältnisse tonangebend, sondern durch die in ihrem Redactionsbureau herangewachsene, publicistisch und stylistisch erzogene Journalistenschule für die nachherige, insbesondere nach deren technischer und formeller Seite hin, wider alles Erwarten glänzend ausgefallene Entfaltung des Journalismus in Oesterreich entscheidend geworden.

Seit dem Beginne der vierziger Jahre machten leise Vorboten kaum noch merklicher Wandlung der von den leitenden Kreisen bis dahin der Wissenschaft und der Literatur gegenüber festgehaltenen Massnahmen sich fühlbar. Nicht nur die seit Jahren wiederholt angekündigte, aber immer wieder hinausgeschobene Umgestaltung des längst veralteten mittleren und höheren Unterrichtswesens, sondern auch die seit Leibniz' und Lessing's Zeiten verschollene Idee der Gründung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften begannen, erstere unter dem Einflusse des Freiherrn von Pillersdorf, letztere unter dem Schutze des sich der Freundschaft Alexander v. Humboldt's rühmenden Staatskanzlers Fürsten v. Metternich selbst, greifbare Gestalt anzunehmen. Hervorragende Schulmänner des In- und des Auslandes wurden von der damals bestehenden k. k. Studien-Hofcommission mit der Ausarbeitung ausführlicher Pläne für die künftige Organisation der österreichischen Gymnasien beauftragt, zwei derselben, der Humanitätsprofessor J. A. Zimmermann aus Prag und der Reformator der bayerischen Gymnasien, der Benedictiner P. Benedict Richter aus Augsburg, nach Wien an den Sitz derselben einberufen, die Berathungen seit dem Jahre 1846 auf die Reform der Universitäten, unter Zuziehung ausgezeichneter Universitätspro-

fessoren, wie des Philosophen Exner aus Prag, des Physikers Ettingshausen in Wien, insbesondere auf die Hebung der zu Lycealcursen herabgesunkenen philosophischen Facultätsstudien ausgedehnt. Unter dem Eindrucke des europäischen Rufes, welchen das medicinische Studium zu Prag, unter der klugen Leitung seines Directors, des Protomedicus Nadherny, durch Lehrer wie Krombholz, Oppolzer, Hyrtl, und Schüler wie Dietrich, v. Kiwisch, Scanzoni, von denen der Erstgenannte nach Erlangen, die beiden Anderen nach Würzburg berufen worden waren, bereits erworben hatte, das medicinische Studium in Wien durch die Meister der pathologischen Anatomie und der Auscultations- und Percussionsmethode Rokitansky und Skoda eben von neuem zu erwerben im Begriffe stand, wurden umfassende Erweiterungen und Unterstützungen des naturwissenschaftlichen und klinischen Lehr- und Hilfsmaterials, durch die Erneuerung oder Neuerrichtung wissenschaftlicher Institute, Laboratorien, Sammlungen und Fachbibliotheken in Aussicht genommen. Um die Wiederbelebung des einst von dem Prinzen Eugen so lebhaft empfohlenen Projectes der Akademie der Wissenschaften erwarben sich namhafte, obwohl ihrem wissenschaftlichen Standpunkte nach ganz verschiedenen, um nicht zu sagen entgegengesetzten, Richtungen angehörige Gelehrte, wie der exacte Mathematiker, Astronom und Naturforscher J. Littrow und der speculative Philosoph und Theolog A. Günther, in gleichem Grade anerkennenswerthes Verdienst. Beide nahmen, der Eine, welcher die Philosophie aus dem Gebiete der Akademiewissenschaften ausgeschlossen wissen wollte, für die auf Erfahrung und Thatsachen gestützte, also ebenso für die Natur- wie für Geschichts- und Sprachwissenschaft, der Andere, welcher die Aufnahme derselben in die Akademie befürwortete, für die auf Speculation und Folgerungen der sich selbst überlassenen Vernunft sich berufende Wissenschaft, Unabhängigkeit der Forschung und Freiheit der Aeusserung durch Schaffung und angemessene Dotirung eines der Wissenschaft als Selbstzweck ausschliesslich gewidmeten staatlichen Institutes, in von amtswegen erstatteten Gutachten wie in öffentlich in der Beilage zur Augsburger »Allgemeinen Zeitung« geführten literarischen Streitigkeiten, mit beredten Worten in Anspruch. Während die endlich begonnene und einige Jahre hindurch eifrig betriebene Studienreform mit dem Ablauf des Jahres 1847 abermals in's Stocken gerieth und durch die bald darauf eingetretenen tumultuarischen Ereignisse des Jahres 1848 noch weiter hinaus gezögert wurde, leuchtete den Bemühungen um die Akademiestiftung ein

günstigerer, obwohl für die beiden oben genannten Vorkämpfer gleich ungnädiger Stern. Die Akademie kam zu Stande, aber weder Littrow noch Günther befanden sich unter deren Mitgliedern; den Ersten, der aus dem Streite für und gegen die Aufnahme der Philosophie insofern als Sieger hervorgegangen war, als das Gründungsstatut dieselbe in der That ausschloss, hatte noch vor deren Eröffnung der Tod hinweggerafft; für den Anderen aber gab es, eben weil er Philosoph war, in der neuen Heimat der Wissenschaft weder Sitz noch Stimme.

Das für die Geschichte der Wissenschaft in Wien, wie im ganzen Umfange der Monarchie, epochemachende Ereigniss der Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften fand durch Kaiser Ferdinand I. am 14. Mai 1847 statt; die Früchte desselben aber sind erst im Laufe der vierzigjährigen Regierungszeit seines unmittelbaren Nachfolgers zu vollendetem Durchbruch und segensreicher Entfaltung gekommen. Gerade zweihundert Jahre waren seit der Geburt des Mannes (1646), welcher zuerst den Gedanken ihrer Begründung gefasst und dessen Verwirklichung durch sinnreich ausgedachte finanzielle Hilfsquellen möglich zu machen gesucht hatte, verflossen; die späte Erfüllung seines und seines im besten Sinne österreichisch gesinnten Gönners heissesten Wunsches fiel mit der in der ganzen deutschen Gelehrtenwelt mit warmer Theilnahme begangenen Feier von Leibnizens zweihundertstem Geburtstag bedeutungsvoll zusammen. Die neue kaiserliche Akademie war ein unmittelbar unter den Schutz der höchsten Macht gestelltes Institut, dem zur Vermittlung seines Verkehres mit den Regierungsbehörden ein den höchsten Kreisen, zu wiederholten Malen ein dem Allerhöchsten Herrscherhause selbst entnommener Curator beigegeben war. Dieselbe besass das Recht der Selbstergänzung durch Vorschlag ihrer wirklichen Mitglieder, welche der kaiserlichen Ernennung, der freien Wahl ihrer correspondirenden und Ehrenmitglieder im In- und Auslande, welche der kaiserlichen Bestätigung, sowie ihrer Vorstände und Secretäre, welche der kaiserlichen Genehmigung bedurften, ferner das Recht der Selbstverwaltung der ihr vom Staate alljährlich zur Bestreitung ihrer auf Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen und Unternehmungen und Drucklegung wissenschaftlicher Werke und Abhandlungen gerichteten Auslagen zugewiesenen, sehr ansehnlichen Dotation, und war bezüglich der Auswahl und des Inhaltes ihrer Publicationen dem Urtheile keiner anderen, welchen Namen immer führenden Behörde unterworfen. Die des Wesens der Wissenschaft

allein würdige Stellung vollkommener Freiheit und Unabhängigkeit von jeder wie immer gearteten Bevormundung, zugleich mit der vom Staate ausgehenden Anerkennung des ehrenvollen Ranges ihrer auserlesenen Vertreter inmitten der bürgerlichen Gesellschaft, sowie der Besitz und die selbständige Verfügbarkeit der zur Förderung der Wissenschaft unentbehrlichen, häufig höchst beträchtlichen Mittel war dadurch erreicht, die bis dahin fast ausschliesslich vorhanden gewesene Verbindung des Betriebes der Wissenschaft mit dem Berufe des Unterrichtes gelöst, die Möglichkeit eines der gelehrten Beschäftigung ganz hingegebenen Lebens gegeben und dessen Sorgenfreiheit durch die Aussicht auf Veröffentlichung aller derselben wahrhaft würdigen Ergebnisse durch die Akademie, unbeeinflusst von der eben herrschenden Mode der Zeit, dem guten Willen und den Mitteln der Buchhändlerwelt, gesichert. In den der Gründung nächst vorhergehenden Jahren schon hatten einzelne, theils der historisch-philologischen, theils der mathematisch-naturwissenschaftlichen Richtung angehörige Gelehrte das Bedürfniss gefühlt, aus ihrer Vereinzelung herauszutreten und sich mit Gleichstrebenden zum Zweck gemeinschaftlicher Forschung, Mittheilung und wissenschaftlicher Publication auf eigene Kosten zu privaten Gesellschaften zu verbinden. Als Frucht der einen derselben, an deren Spitze Karajan stand, sind die von diesem im Vereine mit Birk, Feil, Sacken u. a. herausgegebenen »Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte«, als solche einer anderen, welche der damals bedeutendste Mineralog und Geolog, der Schöpfer der geologischen Reichsanstalt, Wilhelm Haidinger, in's Leben rief, die Vorträge und Abhandlungen der »Freunde der Naturwissenschaften« zu betrachten. Der Schoss dieser Vereine barg den Keim der Akademie; aus der Mitte des ersteren ist ein namhafter Theil der Mitglieder der nachherigen philologisch-historischen, aus jener des letzteren ein eben solcher der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe hervorgegangen. Unter den bei der Stiftung ursprünglich ernannten wirklichen Mitgliedern fanden sich Angehörige aller Länder und Völkerstämme der Monarchie; Wien war unter denselben durch Hammer-Purgstall, Chmel, Meiller, Wenrich, Pfizmaier, F. Wolf, Karajan, J. Arneth, Baumgartner, Ettingshausen, Petzwal, Stampfer, Endlicher, Schrötter, Hyrtl und Haidinger vertreten. Als Zeichen, dass den geistigen Urhebern des abschliessenden Inhaltes des Akademiestatutes nicht bloss eine Akademie im Sinne des Pariser Institut de France, sondern zugleich in jenem der Académie Française vorschwebte,

konnte es gelten, dass auch zwei Dichter, Grillparzer und Fr. Halm, sich unter den zuerst ernannten Mitgliedern befanden. Bei dem Letzteren (Baron Münch-Bellinghausen) erschien dies durch seine Stellung als erster Beamter einer gelehrten Anstalt, wie die k. k. Hofbibliothek, sowie durch seine philologische Vertrautheit mit spanischer Sprache und Literatur gerechtfertigt; bei dem Ersteren durfte es als eine in der Person des grössten österreichischen Poeten der österreichischen Literatur dargebrachte anerkennende Huldigung angesehen werden und wurde als erste dieser Art mit Recht freudig begrüsst. Als Sitz wurde der jungen Schöpfung anfänglich eine leerstehende Räumlichkeit im Gebäude des k. k. Polytechnicums, nach der in Folge der politischen Ereignisse eingetretenen, zeitweiligen Verlegung eines Theiles der Universitätsvorlesungen, der philosophischen und juridischen Facultät, in den weitläufigen Bau des ehemaligen kaiserlichen Lustschlosses Favorite, in welchem die von Maria Theresia einst als Ritterakademie gestiftete und, wenn auch auf erneuerter Grundlage, noch heute blühende Erziehungsanstalt untergebracht ist, aber von Sr. Majestät dem regierenden Kaiser das unter Maria Theresia für Universitätszwecke aufgeführte, durch seine Schicksale während einer aufgeregten Zeit denkwürdig gewordene Haus in der inneren Stadt, die sogenannte Aula, eingeräumt.

Der Wissenschaft als Selbstzweck war in der Akademie das Band vom Munde genommen; die Wissenschaft als Gegenstand der höchsten Stufe des Unterrichtes und die Literatur, auch wo sie anderen als wissenschaftlichen Zwecken zum Ausdrucke dient, sollten dasselbe nicht lange mehr zu tragen haben. Der Selbständigkeit der Forschung folgte die Freiheit der Lehre wie die der mündlichen und schriftlichen Gedankenäusserung sozusagen auf dem Fusse. Beinahe gleichzeitig mit der Errichtung der Akademie hatten die angesehensten Gelehrten, Universitätsprofessoren, Dichter und Schriftsteller Wiens eine ebenso massvolle als eindringliche, mit ihrem vollen Namen unterzeichnete Denkschrift an die obersten Staatsbehörden gerichtet und darin, wenn nicht die gänzliche Aufhebung, doch eine der in anderen Staaten des damaligen deutschen Bundes seit Jahren bestehenden, seit dem Regierungsantritte König Friedrich Wilhelm's IV. auch in Preussen eingetretenen, ähnliche Erleichterung der Censur, unter welcher zunächst die Befreiung rein wissenschaftlicher und solcher literarischer Erzeugnisse verstanden war, deren Umfang zwanzig Druckbogen überschritt, für die einheimische Literatur in

Anspruch genommen. Die zwar nicht durch dieselbe veranlasste aber den mehr als bescheidenen Umfang der in derselben gestellten Bitte weit überschreitende Antwort wurde den Unterzeichnern durch die kaum ein Jahr darauf, am 14. März 1848 öffentlich verkündete, völlige Aufhebung der bisher bestandenen Präventiv- und Verheissung der Einführung durch ein besonderes Pressgesetz zu regelnder Repressivbehandlung der Presse zu Theil, welcher am folgenden Tage bekanntlich die Ankündigung verfassungsmässiger Zustände, und damit die gesetzliche Sicherung gegen die anders als ausnahmsweise und vorübergehend mögliche Wiederkehr ähnlicher Zwangsverhältnisse folgte. Noch am Abende des 14. März erschien ein von Ludwig August Frankl verfasstes, an die Wiener Universität gerichtetes Gedicht, welches, gedruckt und in den Strassen vertheilt, als erstes censurfreies Blatt in der Geschichte der Literatur in Wien und Oesterreich Erwähnung beanspruchen darf.

Die Aufhebung der Censur macht für die Literatur, wie die Stiftung der Akademie für die Wissenschaft in Wien Epoche. Durch dieselbe wurde wie durch die Akademie eine Wissenschaft, welche als Ergebniss von jeder anderen, als von der Rücksicht auf die Wahrheit, unabhängiger Forschung, so eine Literatur, welche als der unverfälschte Ausdruck des in der Bevölkerung thatsächlich denkenden, fühlenden und strebenden Geistes angesehen werden kann, überhaupt erst möglich. Dass unter dessen auf diesem Wege zur Oeffentlichkeit gelangenden Gedanken und Bestrebungen wahnwitzige und unlautere sein können und werden, die durch das Urtheil der Lesewelt wie des gesetzmässigen Richters der Verdammung anheimfallen, ist ebenso natürlich, wie, dass die sich selbst überlassene Forschung mitunter zu Folgerungen führt, welche voreilig für Endergebnisse genommen und durch das Urtheil der fortgeschrittenen Forschung, oft der späten Nachwelt berichtigt werden. Die Freiheit der Presse und die Freiheit der Forschung ist wie die Lanze des Achilles, welche die Wunden, die sie schlägt, auch allein wieder zu heilen im Stande ist. Die neugewonnene, ungewohnte Fessellosigkeit hat in Wien, wie anderswo, auf literarischem Felde, wie auf manchem anderen Gebiet, zunächst mehr tumultuarischen, als für den Kunst- und Literaturfreund erfreulichen Bewegungen Spielraum gewährt; die erlangte, ebenso plötzliche als unvorbereitete Selbständigkeit der Forschung hat mancher unreifen Idee, manch überflüssigem Ballast wissenschaftlich bedeutungsloser Thatsachen, von dem selbst die Schriften der jungen Akademie nicht freigeblieben sind, Gelegenheit

geboten, sich geltend zu machen. In der Literatur wie in der Wissenschaft ist durch den freiwirbelnden Schwung der Bewegung selbst die Spreu vom Weizen geschieden, innerhalb der durch sie ausgefüllten vierzigjährigen Regierungszeit Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef der unter der Sonne der Befreiung gekeimten Saat eine reichliche Ernte zu Theil geworden.

II.

Die Thronbesteigung des jungen, achtzehnjährigen Kaisers am 2. December 1848, gerade hundert Jahre nach dem Frieden von Aachen, durch welchen der achtjährige österreichische Erbfolgekrieg beendigt, die pragmatische Sanction auf's neue gewährleistet und der Bestand der habsburg'schen Erblande als einer untheilbaren Monarchie für immer gesichert worden ist, bildet auch für Wissenschaft und Literatur in Wien die Grenzscheide zweier Perioden, von denen die eine als fast zum Greisenthum herabgesunkenes Beharren des Alten, die andere als dem Wesen der Verjüngung entsprechendes Trachten nach Neuem bezeichnet werden kann. Eine mehr als ein Menschenalter umfassende Friedenszeit machte zwischen Glück und Unglück wechselnden Kriegen, ein in streng hierarchischer Bevormundung zum Automaten gewordener Verwaltungsmechanismus unaufhörlich sich wiederholenden, zwischen Umbildung, Sistirung und Neubildung auf und ab schwankenden Verfassungs- und Verwaltungsexperimenten Platz. Für unzerreissbar gehaltene Bande, welche den Staat mit anderen Staaten, mit seinen eigenen ererbten Bestandtheilen verbanden, oder, wie im Concordat, mit der Kirche zu verbinden begonnen hatten, wurden gelöst, um wieder geknüpft, oder geknüpft, um wieder gelöst zu werden. Die ungehemmte Kraft, die schrankenfreie Erwerbs- und Unternehmungslust hielt sich den kühnsten wie den abenteuerlichsten Wagnissen für gewachsen. Der übermächtig gewordene Widerwille gegen jede Art des Zwanges begnügte sich nicht, dem Ehrgeiz oder der Gewinnsucht des Individuums, dem Selbstgefühl oder der Selbstsucht einzelner Volksstämme und Länder im Wege stehende Schranken niederzureissen, er übertrug seinen Befreiungsdrang auch auf die leblose Natur, überwand räumliche und zeitliche Entfernungen durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone, brach dem durch Auen, und Sandbänke gestauten Lauf der mächtigen Herzader der Monarchie freie Bahn, dicht vorbei an der durch ihre geographische Lage zum Herzen derselben vorbestimmten Kaiserstadt, und schuf

diese selbst durch Sprengung der die innere Stadt mit einem Festungsgürtel einschnürenden, der Freiheit der Luft und des Verkehrs beraubenden Wälle aus einer in weitem Umkreise von dorfähnlichen Vorstädten und Vororten umlagerten Klein- in eine durch die Stadterweiterung, durch den Geschmack und die Pracht ihrer märchenhaft über Nacht emporgeschossenen Strassen, Plätze, Brücken, öffentlichen und Privatgebäude mit den Millionenstädten Europas an Ausdehnung und Bevölkerung wetteifernde, durch Reiz der Lage und Anmuth des städtischen Gewandes sie alle übertreffende Grossstadt um.

Die Freigebung der Wissenschaft hat die Reform der Hochschulen, jene der Literatur die Entfaltung des politischen und unpolitischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens nach sich gezogen. Die Thätigkeit der Akademie begann mit der den veränderten äusseren Verhältnissen entsprechenden inneren Ausgestaltung ihres eigenen Organismus. Die Aufnahme der Philosophie, welche einst den Gegenstand des Streites zwischen dem Vertreter der Erfahrungs- und jenem der speculativen Wissenschaft gebildet hatte, brachte die Unabhängigkeit der Forschung von kirchlichen, die mit ihr zugleich erfolgende der Staatswissenschaft, deren auch nur akademische Discussion noch vor Kurzem als ein Ding der Unmöglichkeit erschienen wäre, die Freiheit derselben vom staatlichen Gesichtspunkte zum Ausdruck. Dem erweiterten Umfang ihrer Bestrebungen entsprechend wurde die Zahl ihrer wirklichen Mitglieder (von 48 auf 60) vermehrt, aber zugleich der bisher schwankend gebliebene Charakter der Akademie in dem strengen Sinn einer ausschliesslichen Gelehrtengesellschaft festgestellt und, mit einer einzigen Ausnahme, des Lustspieldichters Bauernfeld, fortan nur hervorragenden Männern der Wissenschaft der Eintritt in dieselbe geöffnet. Innerhalb ihres nun mehr als vierzigjährigen, die gesammte Regierungszeit des gegenwärtigen Monarchen umfassenden Bestandes hat die kaiserliche Akademie ebensowenig aus dem Auge verloren, dass sie eine wissenschaftliche, wie dass sie eine in erster Reihe österreichische Anstalt sei und die Aufgabe habe, nicht allein jeder Wissenschaft und jedem diese zu fördern geeigneten Unternehmen, sondern vor allem jeder Oesterreich selbst betreffenden Forschung und jedem Oesterreich angehörigen Forscher hilfreiche Hand und Beistand zu gewähren. Nach beiden Richtungen hin sind von der Akademie weit aussehende, nur durch das dauernde Zusammenwirken gelehrter Kräfte und reichlicher Mittel ermöglichte Unternehmungen theils selbständig

hervorgerufen, theils freigebig unterstützt worden. Die Herausgabe der Acta conciliorum, der Acten des Baseler und die in Aussicht stehende des Kostnitzer Concils durch Birk, die durch die auf Vorschlag des Philologen Bonitz von der Akademie niedergesetzte Commission in Angriff genommene und unter Zuhilfenahme einer grossen Anzahl in- und ausländischer Gelehrten sorgfältig bearbeitete neue Textesausgabe der lateinischen Kirchenväter, Dichter und Prosaiker der ersten christlichen Jahrhunderte, bieten der Kirchengeschichte wie dem Sprachforscher unschätzbares, die langen Bändereihen der unter den Namen »Fontes rerum Austriacarum«, »Monumenta Habsburgica« und »Archiv für österreichische Geschichte« von der Akademie in Druck gelegten Documente, Urkunden und Monographien dem vaterländischen Historiker ebenso reichliches als verlässliches, erst seit der durch die hochherzige Liberalität des regierenden Kaisers gestatteten Eröffnung der Staatsarchive dem Forscher zugänglich gewordenes Quellenmaterial. Der archäologische Reichthum der Sammlungen des k. k. Münz- und Antikencabinets wurde, in des älteren Arneth kundiger Auslegung, durch die Akademie, würdig ausgestattet, zum Eigenthum der gebildeten Welt gemacht; das ein reiches, bedeutsames und bisher fast unberührtes Feld griechischer Plastik, die athenischen Grabreliefs zum ersten Male und in ganzer Vollständigkeit wissenschaftlich zu verwerthen bestimmte, grossartig angelegte Bilderwerk ist, nur in Folge der Uebersiedlung seines geistigen Urhebers, Conze, nach Berlin, nicht über das Stadium der bereits weit vorgeschrittenen Vorbereitung hinausgelangt. Einheimische Rechtsgeschichte und germanische Sprach- und Alterthumskunde hat die Akademie durch die weitläufige Sammlung und Publication »Deutscher Weisthümer« aus ganz- und halbdeutschen Kronländern von der Hand bewährter Fachmänner wie Siegel, Tomaschek, Zingerle u. A. gefördert. Unter den in ihrem Kreise gepflegten Zweigen der Philologie tritt neben der classischen die moderne nach allen drei Hauptsprachstämmen Europas, dem romanischen, germanischen und slavischen, mit besonderem Nachdruck, der geographischen Lage und der geschichtlichen Ueberlieferung entsprechend, die orientalische Philologie, und zwar sowohl die semitische wie die turanische und iranische, in jüngster Zeit besonders die indische, hervor. Allgemeine Linguistik und vergleichende Sprachwissenschaft, seit dem berühmt gewordenen Funde von Fayûn und der kritischen Herstellung des »Papyrus Rainer« auch die Aegyptologie, sind mit dem Polyglottismus der ersten wissenschaft-

lichen Anstalt eines polyglotten Reiches Hand in Hand vorgegangen. Miklosich als slavischer, Hammer-Purgstall, Pfizmaier als orientalische Philologen, Fr. Müller als Ethnolog sind europäische, fast alle Vertreter dieser wie der vorangeführten geschichtlichen Wissenschaften sind weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannte und anerkannte Berühmtheiten geworden. Nicht minder glänzend und vielseitig hat die Thätigkeit der Akademie auf dem weiten, der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe zugefallenen Gebiete sich gezeigt. Die erste im Dienste der Wissenschaft unternommene Expedition der jungen österreichischen Marine, die Weltumsegelung der Fregatte »Novara« unter den Auspicien des Erzherzogs Ferdinand Max und der Führung des energischen, einst an der Wiener Sternwarte durch den älteren Littrow zum nautischen Astronomen ausgebildeten Freiherrn v. Wüllerstorf, stand mit den Zielen und Bestrebungen der Akademie im innigsten Zusammenhange und wurde von dieser nicht nur auf das ausgiebigste unterstützt, sondern die reiche, auf alle Zweige wissenschaftlicher Naturforschung sich ausdehnende Ausbeute derselben grösstentheils durch Mitglieder und unter Aufsicht der Akademie bearbeitet und in Druck gelegt. Der Akademie gebührt das Verdienst, die zur endlichen Begründung einer Meteorologie als Wissenschaft unentbehrlichen, aber nur in einem Grossstaat in dem erforderlichen Masse herzustellenden Vorbedingungen durch die von ihr nachdrücklich befürwortete und von der Regierung in entgegenkommender Weise verfügte Ueberziehung des gesammten Reichsbodens mit einem Netze wohlgewählter und mit deren Mittelpunkt Wien telegraphisch verbundener meteorologischer Beobachtungsstationen geschaffen, der Munificenz der kaiserlichen Regierung die dankbare Anerkennung, durch die Anlage und Vollendung der grossartig ausgestatteten k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus das von dem ausgezeichneten einstigen Director der Sternwarte zu Prag, Karl Kreil, daselbst in kleinem Umfange und mit beschränkten Mitteln gegen Ende der dreissiger Jahre begonnene, seit seiner Uebertragung nach Wien durch ihn und seine Nachfolger Jelinek und Hann unter den Auspicien der Akademie stetig erweiterte und vervollkommnete Werk zu einem der Wissenschaft und eines Grossreiches würdigen Abschluss gebracht zu haben. Unter den mathematischen Publicationen, welche durch die Akademie ermöglicht wurden, ragen Petzwal's »Auflösung der Differentialgleichungen« und Oppolzer's des Jüngeren »Canon der Finsternisse« hervor; um die mathematische und experimentelle Physik hat, von

den Altmeistern Baumgartner und Ettingshausen angefangen, eine lange Reihe ihrer Mitglieder, wie Grailich, Stefan, Bolzmann u. A. um jene, so Lang, Mach, Loschmidt u. A. um diese sich verdient gemacht. Die Chemie weist in dem einst bevorzugten Schüler Liebig's, Redtenbacher, dem durch seine Untersuchungen über den Phosphor zuerst berühmt gewordenen Schrötter, die Phytochemie insbesondere in Rochleder, die organische Chemie überhaupt in Hlasiwetz, Barth, Lieben, Linnemann u. A. anerkannte Vertreter auf. Auf dem weiten Felde der beschreibenden Naturwissenschaften erfreuen sich die Namen der einstigen und jetzigen Akademiker Zippe, Reuss, Tschermak als Mineralogen, Haidinger, Hauer, Hochstetter, Suess als Geologen, Endlicher, Fenzl, Kerner, Leitgeb, der Erfinder der »Vorweltlichen Landschaften« Franz Unger, Wiesner als Botaniker, die beiden Letztgenannten als Pflanzenphysiologen, ferner Schmarda, Claus, der Ichthyologe Steindachner als Zoologen wohlverdienten Rufes im Kreise der Fachgenossen. Auf dem Gebiete jener Wissenschaften, welche dem medicinischen Facultätsstudium am nächsten stehen, glänzen aus dem Schosse der Akademie deren einstiger langjähriger Präsident Rokitansky neben Skoda, der Anatom Hyrtl neben dem Physiologen Brücke und dem Chirurgen Billroth als Sterne erster Grösse; die einst in Wien einheimischen, kaum minder namhaften Physiologen Ludwig und Hering haben seitdem ihren Wohnsitz, Jener nach Leipzig, Dieser nach Prag verlegt. Kaum übersehbar ist die Fülle des wissenschaftlichen Materials, welches in den trotz ihres verhältnissmässig kurzen Bestandes schon nach hunderten zu zählenden Bänden der Sitzungsberichte und Denkschriften beider Classen, von Naturforschern, wie die vorgenannten, Geschichts- und Sprachforschern, wie die Historiker Arneth, Birk, Chmel, Aschbach, Höfler, Lorenz, Büdinger, Sickel, Zeissberg, Meiller, Fiedler, Gindely, Huber, Helfert u. A., wie die Philologen Bonitz, Vahlen, Miklosich, Wolf, Mussafia, Karajan, Diemer, Heinzel, Scherer, Hartel, Schenkl, Gomperz, wie die Orientalisten Hammer-Purgstall, Pfizmaier, F. und D. H. Müller, Kremer, Bühler, Reinisch u. A. niedergelegt erscheint. Aber nicht weniger hoch anzuschlagen ist der kaum zu ermessende Grad wissenschaftlicher Anregung und Aufmunterung zu selbständiger Theilnahme an gründlicher Forscherarbeit, welche der ausserhalb der Akademie stehenden, älteren und jüngeren Gelehrtenwelt durch die grossherzige Liberalität, mit welcher die Akademie dieser Ehre würdigen Arbeiten von Nichtmitgliedern die Aufnahme in ihre Schriften gestattete, die Mittel des Einzelnen übersteigende Unter-

suchungen, wie z. B. Wurzbach's weit über fünfzig Bände umfassendes »Biographisches Lexikon der österreichischen Monarchie«, durch ihre Unterstützung ermöglichte, der Belebung und Förderung des wissenschaftlichen Geistes in Wien und im Reiche, insbesondere bei der heranwachsenden Generation, der Erbin der Zukunft, zu Theil geworden ist. Fast die ganze jüngere Forscherwelt Wiens hat sich in und an der Akademie heran entwickelt; nach dem Muster und grösstentheils unter der Aegide hervorragender Mitglieder derselben haben sich zahlreiche wissenschaftliche Fachgesellschaften und gelehrte Privatvereine gebildet, unter welchen die Geographische Gesellschaft, um deren Gründung der Weltreisende Hochstetter und der Alpen- und Gletscherforscher Simony, die Anthropologische Gesellschaft, um deren Stiftung der Ethnograph Friedrich Müller und der Anatom Langer sich Verdienste erwarben, erstere für Weltkunde und Forschungsreisen, insbesondere in Afrika, letztere für prähistorische Cultur- und Menschenkunde Erhebliches geleistet haben. Als wissenschaftliche Anstalten grossen Styles, welche, obgleich selbständig, doch mit der Akademie, sei es durch die Persönlichkeit ihrer Mitglieder, sei es durch die Verwandtschaft ihrer Aufgaben, in nahem Zusammenhange stehen, müssen Staatsinstitute, wie die statistische Centralcommission, die Centralanstalt zur Erhaltung alter Bau- und schriftlicher Denkmale und die k. k. geologische Reichsanstalt, von denen die erste, wie schon der Name anzeigt, statistischen, die zweite historischen, die dritte naturwissenschaftlichen Zwecken, alle drei in Ausdehnung, vor der Einführung des Systems des Dualismus, über das Gesammtreich, seit derselben über den Umfang der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder, dienen, angeführt werden. Seit, Dank der erhabenen Hochherzigkeit des regierenden Monarchen, das hemmende Vorurtheil gegen die gelehrte Oeffentlichkeit geschwunden und unter der einsichtsvollen Leitung des gegenwärtigen Vorstandes Alfred v. Arneth, der als tact- und geschmackvoller Geschichtsschreiber des Prinzen Eugen und der Kaiserin Maria Theresia aus dessen unerschöpflichen Schätzen seine besten Kräfte gezogen hat, die Benützung der so lange ängstlich gehüteten Räume des (nicht mehr »geheimen«) k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in liberalster Weise in- und ausländischen Historikern freigestellt worden ist, darf auch dieses, eine der reichsten, vielseitigsten und bestgeordneten Urkundenkammern der Welt, als gelehrte Anstalt betrachtet werden. Man wird nicht irre gehen, wenn man behauptet, dass der in allen staatlichen, städtischen und Privatkreisen in Sammlung, Erhaltung und Verall-

gemeinerung historischer Reste und Ueberlieferungen jeder Art an den Tag tretende geschichtliche Sinn, durch welchen so manches Bau-, Kunst- und Schriftwerk von drohendem Untergange gerettet, manches in Bezug auf Stadt und Stätte werthvolle Museum zusammengebracht, oder vor beklagenswerther Zerstreuung bewahrt worden ist, von den vaterländischen Geschichtstendenzen der Akademie den kräftigsten Sporn, die werkthätigste Unterstützung und die ihrer Stiftung wie ihrem Geiste angemessene patriotische Richtung empfangen hat.

Wie es die erste That der Akademie war, die Unvollständigkeit ihres Organismus durch die Hinzufügung neuer wissenschaftlicher Glieder zu ergänzen, so war es das erste Bemühen der für Oesterreich neuen Schöpfung eines besonderen Unterrichts-Ministeriums, die ins Stocken gerathenen Reformarbeiten des öffentlichen Unterrichts, der Universitäten und Gymnasien, von neuem aufzunehmen. Dieselben begannen unter der Leitung des als Dichter und Denker achtungswerthen, durch sein in fast unzähligen Auflagen verbreitetes, in seiner humanen und edelpopulären Haltung Hufeland's »Makrobiotik« und Kant's berühmter Schrift »Ueber die Macht des Gemüthes« geistesverwandtes Buch »Zur Diätetik der Seele« der Mit- und Nachwelt theuer gewordenen Feuchtersleben, welchem für die Reform der philosophischen Studien abermals Exner, für jene der medicinischen ein damals noch junger Gelehrter, der durch seine zootomischen Forschungen und populären Vorträge für alle Stände bekannt gewordene Professor der Zootomie an der Wiener Universität, Bernhard Brühl, zur Seite stand, bereits im Sommer des Jahres 1848. Dieselben wurden jedoch in Folge der eingetretenen inneren und äusseren Verwirrungen und Verwicklungen erst nach der inzwischen erfolgten Thronbesteigung des regierenden Kaisers, unter dessen erhabenen Auspicien, durch den Unterrichtsminister Leo Grafen v. Thun, dessen Vertrauensmann Exner blieb, durch die Studienordnung vom Jahre 1850 für die Universitäten, durch den unter Beirath des aus Preussen berufenen Philologen Bonitz zu Stande gekommenen Organisationsentwurf vom Jahre 1849 für die Gymnasien, für jene zum vorläufigen, für diese zum bis auf die Gegenwart währenden Abschlusse geführt. Hatte einst van Swieten's Reform der Universitäten das Bedürfniss und den von der Pflege der Wissenschaft für den Staat zu erhoffenden Nutzen in den Vordergrund gestellt und deshalb das gesammte Studienwesen einer streng schulmässigen Bevormundung durch vom Staate vorgeschriebene Lehrbücher und Prüfungszwang unterworfen, so

wehte durch die Erlässe des neuen Unterrichts-Ministeriums, deren einer (vom 13. October 1849) als Zweck der Universitäten »die Pflege echter Wissenschaftlichkeit und wahrer Charakterbildung« bezeichnete, ein anderer (vom 5. Juli 1851) die freigewählten akademischen Behörden, die an die Stelle der bisherigen, von der Regierung ernannten Studiendirectoren zu treten hatten, aufforderte, sich in dem ihnen in Folge der anerkannten Lehr- und Lernfreiheit durch die neue Gesetzgebung anvertrauten Wirkungskreise »mit Muth und Entschiedenheit« zu bewegen, der verstärkte, von der Forschung auf den Unterricht ausgedehnte Hauch desselben, im edelsten Sinne befreienden Geistes, aus welchem die Stiftung der kaiserlichen Akademie und die Aufhebung der Censurschranken entsprungen waren. Nach dem bewährten Muster der deutschen Universitäten ausserhalb Oesterreichs wurde dem Grundsatze der Lehrfreiheit entsprechend Wahl und Inhalt des Lehrstoffes dem Lehrer, jenem der Lernfreiheit gemäss Wahl des Lernstoffes dem Inhalt und dem Lehrer nach, von welchen fortan für jedes Fach mehrere vorhanden sein sollten, dem Hörer anheimgestellt. An die Stelle der bisherigen halbjährigen und Jahresprüfungen, welche den Mechanismus blos äusserlicher, gedächtnissmässiger Einprägung statt dauernder, von innen ausgehender Aneignung zur Folge hatten, traten im Laufe oder nach Vollendung der Studien von den künftigen Beamten, Advocaten, Lehrern vor neben den Professoren aus praktischen Berufsmännern zusammengesetzten Commissionen abzulegende Staatsprüfungen. Für die künftigen Aerzte wurden die letzteren durch die wie bisher in Gegenwart von Regierungsvertretern abgehaltenen strengen Prüfungen für die Doctorswürde ersetzt. Die Einführung des Institutes der Privatdocenten, als von der Regierung weder angestellter noch besoldeter, von der Facultät auf Grund wissenschaftlicher Leistungen zum Lehramte zugelassener und darin von der vorgesetzten Unterrichtsbehörde lediglich bestätigter Privatgelehrten, sicherte ebenso die Selbständigkeit der Lehre, wie die Einführung des Collegienhonorars die Unabhängigkeit des Lehrers. Die Leitung der Universität als Corporation wurde in die Hände der Professorencollegien der vier Facultäten, an deren Spitze alljährlich aus der Mitte der ordentlichen Professoren gewählte Vorsteher (Decane) standen, zu oberst in jene des aus diesen zusammengesetzten akademischen Senates, dessen Vorsitz der gleichfalls aus den ordentlichen Professoren gewählte Rector zu führen hatte, niedergelegt. An der Wiener Uni-

versität, wo bisher nicht die vom Staate ernannten Professoren, sondern, nach einer in den mittelalterlichen Anfängen des Universitätswesens, in welchen der promovirte »Doctor« mit dem »Docens« (Professor) gleichbedeutend war, begründeten, im Verlaufe der Zeit des Sinnes und der Berechtigung längst verlustig gegangenen Uebung, die an derselben promovirten Doctoren die Facultät ausgemacht, den Rector und die Decane aus den Ihrigen gewählt hatten, kamen zu den vier Professorencollegien noch ebensoviele sogenannte Doctorencollegien hinzu. Letztere, deren Vorstände gleichfalls unter dem Namen von Decanen im Senate sassen, obgleich dem Unterricht ganz fernstehend, auf Leitung und Vertretung der Universität bestimmenden, auf deren Geist und Richtung je nach der im Schosse der von ihnen vertretenen Collegien vorwaltenden, nicht selten parteiisch gefärbten Gesinnung häufig nachtheiligen Einfluss übten, wurden erst durch die im Jahre 1872 erfolgte definitive Organisation der akademischen Behörden beseitigt und sammt ihren Collegien aus dem akademischen Verbande, hoffentlich für immer, ausgeschieden. Mit ihnen verschwand aus der Wiener Universität der letzte Rest des mittelalterlichen, von der Zeit ihres Ursprunges derselben anhaftenden Charakters. Noch im Jahre 1851 hatte dieser in dem auf das Universitätsstatut sich berufenden Widerstande gegen die Bekleidung akademischer Amtswürden durch Andersgläubige anachronistisch sich ausgeprägt und nicht nur damals einen der ausgezeichnetsten Gelehrten, Karajan, zur Niederlegung seines Lehramtes veranlasst, sondern auch keinen unbeträchtlichen Theil der akademischen Lehrerschaft von der im Jahre 1865 festlich begangenen und durch die seltene Rednergabe des damaligen Rectors Hyrtl oratorisch verherrlichten Gedächtnissfeier der fünfhundert Jahre zuvor erfolgten Stiftung der Hochschule ferngehalten. Dagegen bot jene fünffache Centennalfeier der erhabenen Munificenz des regierenden Kaisers den in gleicher Weise nicht sobald wiederkehrenden Anlass, seiner dem freien Unterricht wie der freien Wissenschaft gleich huldvollen Gesinnung in einem der Ueberlassung des ehemaligen Universitätsgebäudes an die kaiserliche Akademie der Wissenschaften analogen Grossmuthsacte an die im Geiste der neuen Studienordnung umgewandelte Universität durch die Verheissung eines neuen, dem gerade hundert Jahre vorher von seiner grossen Ahnfrau der Hochschule gewidmeten, in keiner Weise nachstehenden, wie der Erfolg gezeigt hat, jenes noch weit übertreffenden Universitätsgebäudes Ausdruck zu geben.

Mit der Vollendung dieses letzteren, eines nach den genialen Plänen Ferstel's entworfenen Prachtbaues, wie keine zweite Hochschule des Continentes sich eines gleichen zu rühmen hat, im Jahre 1884, gelangte die innerliche, durch das Reformwerk der Jahre 1850 und 1872 vollzogene Umwandlung der Wiener Universität auch äusserlich zum Abschluss. Die philosophische Facultät war durch jenes aus der untergeordneten Stellung eines propädeutischen zu dem allen übrigen ebenbürtigen Range eines wirklichen Facultätsstudiums gehoben und dadurch in die Lage versetzt worden, nicht nur wie die übrigen, der Wissenschaft im Hinblick und mehr oder weniger in Beschränkung auf einen, wenn auch immerhin ausgedehnten Berufskreis, sondern als solcher, und zwar im ganzen Umfang möglichen Wissens methodisch geschulte und zukünftiger Selbstforschung und Fortbildung gründlich vorgebildete Jünger heranzuziehen. Wie mit der Aufhebung der Censur im Inlande, so war mit jener des Bücherverbotes gegenüber dem Auslande, die bisher den geistigen Wechselverkehr von diesseits und jenseits der Grenze hemmende Sperre abgenommen und es bedurfte nur eines Schrittes, um die Freizügigkeit der Gedanken auch auf die als Träger derselben anzusehenden literarischen und gelehrten Personen auszudehnen. Wo es im Inlande an geeigneten Lehrkräften fehlte, nahm die Regierung keinen Anstand, dergleichen aus dem Auslande zu berufen; wo deren vorhanden waren, oder dazu Hoffnungen gaben, wurden sie an die gebührenden Stellen gesetzt oder Aussicht auf diese denselben eröffnet. Die Wiener Universität verdankt diesen Massregeln der kaiserlichen Unterrichtsbehörden eine lange Reihe ausgezeichneter, theils aus der Fremde berufener, theils einheimischer akademischer Lehrer, unter welchen von den ersteren der Natur der Sache nach die verhältnissmässig grösste Anzahl auf die fast neugeschaffene philosophische Facultät, von den letzteren, wie es gleichfalls in der Art und Weise der bisherigen Entwicklung der Hochschule lag, der grössere Theil auf die drei übrigen Facultäten, der grösste auf die seit altersher bedeutende medicinische Facultät entfiel. Die theologische Facultät, die ihrer Eigenthümlichkeit halber von dem neuen Wesen der Dinge am wenigsten berührt werden konnte, und deren aus der Philosophie Günther's empfangenen geistigen Anregung durch die im Jahre 1857 erfolgte kirchliche Verurtheilung der letzteren der Boden entzogen wurde, hat in dem von Günther aus-, aber zum Thomismus übergegangenen »christlichen Philosophen« C. Werner einen Lehrer besessen, dessen Ruf als

Denker und Schriftsteller über die ganze katholische Gelehrtenwelt, in dem als Orientalist und Reisender im Morgenland und im scandinavischen Norden bekannt gewordenen H. Zschokke, einen Gelehrten, dessen Ruf über vier Welttheile verbreitet ist. In die juristische Facultät ist an der Stelle der darin in Uebung befindlichen philosophischen Begründung und rationalistischen Commentirung des positiven Rechtes, in welcher Männer wie Hye und Winiwarter Meister waren, der im übrigen Deutschland durch Savigny, Puchta und Stahl geweckte Geist der historischen Rechtsschule eingezogen und, seit der im Jahre 1856 unter dem Einflusse des als Kirchenrechtslehrer und kirchlichgesinnter Publicist berühmten G. Philipps erfolgten gänzlichen Beseitigung der Rechtsphilosophie, der herrschende geworden. Dieser selbst, wie der gleich ihm aus München berufene Romanist v. Arndts, der geistreiche Verfasser des »Geist des römischen Reiches«, v. Jhering, der aus Mecklenburg stammende gelehrte Canonist Maassen, der von Karlsruhe nach Wien übergesiedelte deutsche Reichs- und Rechtshistoriker H. Siegel, unter den einheimischen der gelehrte, aber baroke Kirchenrechtslehrer Pachmann, der um die humane Reform des Gefängnisswesens verdiente Strafrechtslehrer Wahlberg, die ursprünglich in der Schule Hegel'scher Dialektik gebildeten Dioskuren der österreichischen Jurisprudenz, Josef Unger und Julius Glaser, von denen der erste durch die Schöpfung eines »Systems des österreichischen Privatrechts«, der letztere als unermüdlicher und schliesslich mit Erfolg gekrönter Vorkämpfer der Geschworenengerichte sich einen unvergänglichen Namen in der vaterländischen Rechtsgeschichte gesichert hat, der gleichfalls Hegel'scher Schule entstammende Rechtsphilosoph L. v. Hasner und der aus demselben Kreise hervorgegangene, seit seiner durch Nationalhass bewirkten Entlassung aus dänischem Staatsdienst, durch mehr als ein Vierteljahrhundert der Wiener Hochschule angehörende Nationalökonom Lorenz v. Stein, sowie dessen Fach- aber nicht Geistesgenosse, der socialistisch angehauchte und durch sein meteorgleiches Auftauchen und Versinken fast abenteuerlich gewordene Schwabe Schäffle, haben während dreier Decennien einen Glanz um die Wiener Juristenfacultät ergossen, dessen Widerschein nicht nur das durch der Genannten Worte und Werke lebhaft erregte und dauernd bestimmte gelehrte und praktische, sondern auch in nicht geringem Grade das politische Leben und die Gesetzgebung, insbesondere die des Justizwesens, getragen hat. Mehrere derselben waren und sind Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften des Staates; ein der älteren Rechtsschule, Hye, vier der jüngeren ange-

hörige Professoren, Hasner, Unger, Glaser und Schäffle, haben, die ersten für längere, der letztgenannte für kurze Zeit, den akademischen Lehrstuhl mit der Ministerbank vertauscht. Die medicinische Facultät wurde durch die Zuweisung der beschreibenden Naturwissenschaften, wie es an den ausserösterreichischen Universitäten längst üblich war, an die philosophische Facultät, eines Theiles ihrer Lehrer und ihres Lehrstoffes verlustig. Durch die im Jahre 1870 verfügte Aufhebung des von Kaiser Josef II. zur Ausbildung von Militärärzten gestifteten Josephinums und die Vereinigung des militärärztlichen mit dem Universitätsstudium der Medicin. wurde sowohl die Zahl ihrer Lehrkanzeln wie die ihrer Hörer ansehnlich vermehrt. Namen, wie die Rokitansky's, der Kliniker Oppolzer, Skoda, Bamberger, Duchek, Nothnagel, der Chirurgen Schuh, Dumreicher, Pitha, Billroth, Albert und Dittel, der Physiologen Brücke und S. Exner, der Anatomen Hyrtl und Langer, der Ophthalmologen Arlt, Jäger und Stellwag, der Gynäkologen C. und G. Braun, Späth, Chrobak und Breisky, der Syphilidiologen und Dermatologen Sigmund und Hebra, der Laryngoskopen und Rhinoskopen Schrötter und Störck, deren Kunst in Wien durch Türk erfunden und von hier aus durch Czermak verbreitet wurde, der Ohrenärzte Gruber und Pollitzer, des Zoochemikers Ludwig, haben den Ruf der »Wiener Schule« als einer im Sinne ihrer Begründung durch van Swieten wahrhaften hohen Schule der Erfahrung und auf mechanische Naturauffassung und exacte Diagnose gestützten Heilmethode in ununterbrochener Reihe erhalten, gefestigt und zum alljährlich Schüler und Jünger in der Zahl von mehreren Tausenden, nicht nur aus allen Theilen der Gesammtmonarchie, sondern aus allen europäischen Ländern, ja aus sämmtlichen Welttheilen, heranziehenden Weltruf gesteigert. Die philosophische Facultät, welche die bis dahin in Oesterreich am weitesten zurückgestandenen, zum Theil in das Universitätsstudium niemals aufgenommenen Fächer in sich schloss, hat durch die in Folge der neuen Studiengesetze bewerkstelligte Einverleibung der bisher mit der medicinischen Facultät vereinigt gewesenen naturwissenschaftlichen Lehrzweige eine ebenso beträchtliche Erweiterung, als durch das Bedürfniss der Belebung bisher zurückgebliebener und der Schaffung bisher gänzlich ungepflegter Fachstudien den stärksten Zufluss auswärtiger Lehrkräfte erfahren. Die classische Philologie hat durch Fachgelehrte ersten Ranges wie Bonitz, Vahlen, an welche sich, neben dem aus Neisse nach Graz und von dort nach Wien berufenen Schlesier E. Hoffmann und dem aus den Rheinlanden nach Wien gezogenen Grysar, einheimische, aber

in strenger Schule gereifte hochbegabte Lehrkräfte, wie Schenkl, Hartel, Gomperz u. A. anschlossen, die damit eng zusammenhängende Archäologie und Epigraphik durch den Gehilfen und Schüler Mommsen's, Hirschfeld und dessen Nachfolger Bormann, beide aus Preussen, sowie durch den Erforscher der Insel Samothrake, Conze aus Hannover, und den Entdecker der werthvollen homerischen Basreliefs von Cilicien, Benndorf aus Sachsen, dauernden Aufschwung genommen. Das Geschichtsstudium förderten die Rheinländer Grauert und Aschbach und der um die Anfänge der Geschichte Oesterreichs verdiente Kurhesse Büdinger, mit denen die Eingeborenen, der durch kritische und kaustische Schärfe ausgezeichnete Geschichtspolitiker Lorenz und der durch ausgebreitete Beherrschung des Quellenmaterials und massvolle Umsicht bedeutende v. Zeissberg, wetteiferten. Das Studium der historischen Hilfswissenschaften, der Paläographie, Schrift- und Urkundenlehre wurde durch den Schöpfer des »Instituts für österreichische Geschichtsforschung«, A. Jäger, und den Reformator und Vollender desselben, der seinerseits der Urheber eines dem deutschen Archäologischen Institut auf dem Capitol nachgebildeten Istituto storico Austriaco in Rom zum Zweck der Durchforschung der endlich durch die Grossherzigkeit des Papstes Leo XIII. der gelehrten Benützung freigegebenen vaticanischen Archive geworden ist, den berühmten Kenner und Herausgeber der karolingischen und Kaiser-Urkunden, v. Sickel, mit glänzendem Erfolge gepflegt. Für die Philosophie bedeutete die Berufung des einst aus seiner Heimat Wien, der Begeisterung für Herbart zu Liebe, nach Göttingen ausgewanderten und von dort an die Universität der Vaterstadt zurückgerufenen Lott und des als Mensch und Denker achtungswerthen Tiroler Jüngers der positiven und Offenbarungsphilosophie Schelling's, G. Schenach, einen bemerkenswerthen Aufschwung, welchen höher zu steigern der Erstere nur durch seine andauernde Kränklichkeit, der Letztere durch seinen frühzeitigen Tod gehindert worden ist. Von den bis dahin an der Wiener Universität niemals vorgekommenen Fächern, der deutschen, romanischen und slavischen Philologie, fasste die erste, nachdem Karajan sein Lehramt niedergelegt hatte, durch dessen ehemaligen Lehrer Hahn aus Heidelberg und dessen Nachfolger, den Schweizer F. Pfeiffer, und dem Schillerbiographen C. Tomaschek, so feste Wurzel in Wien, dass von den drei späteren Vertretern des Faches daselbst, sämmtlich geborenen Oesterreichern, zwei, der in Wien geborene und theilweise daselbst, theilweise zu Berlin gebildete, durch sein letztes Werk, die »Deutsche Literaturgeschichte« weit über die Kreise der Fachgenossen

hinaus bekannt gewordene W. Scherer, und der in Graz geborene Gœtheforscher E. Schmidt, der Universität durch Rufe ins Ausland entführt worden sind, der Verlust des dritten, R. Heinzel, nur durch dessen freiwillige, von treuer Anhänglichkeit an den heimischen Boden zeugende Ablehnung verhütet wurde. Für die romanische Philologie hat der Fortsetzer F. Wolfs, der Dalmatiner Mussafia in Wien Schule gemacht; in der Slavistik besass die Universität ein Menschenalter hindurch an Miklosich einen als Fachgelehrten und Fachlehrer unvergleichlichen Vertreter, dessen Platz nunmehr durch dessen ehemaligen Schüler Jagić würdig ausgefüllt wird. In der orientalischen Philologie haben sich nebst dem gegenwärtigen Director des nach dem Muster der Wiener Orientalischen Akademie in Berlin gegründeten Orientalischen Institutes, E. Sachau, der Linguist F. Müller, die Semitologen Karabaček und D. H. Müller, der Aegyptologe Reinisch, die Indologen Boller und Bühler als Lehrer hervorgethan; die jüngste aller Philologien, die englische, ist in Wien durch Zupitza und Schipper erfolgreich eingeführt worden. Das noch vor wenigen Jahrzehnten an deutschen Universitäten ungewohnte Fach der neueren Kunstgeschichte ist durch einen ausgewanderten Oesterreicher, A. Springer, in Bonn, Strassburg und Leipzig in Schwung gebracht, in Wien durch den Schöpfer des Oesterreichischen Museums und des Kunstgewerbes, Eitelberger, und den Dürerforscher Thaussing zur Blüthe erhoben, das an den meisten Universitäten noch heute brachliegende Feld der Musikwissenschaft durch den als Musikästhetiker wie Kritiker gleich ausgebreiteten Rufes geniessenden E. Hanslick siegreich für die Hochschule behauptet worden. In weit geringerem Grade machte bei den Fächern der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe das Bedürfniss des Zuflusses ausländischer Lehrkräfte sich geltend. In der Physik und den beschreibenden Naturwissenschaften besass die Wiener Universität, in der reinen und angewandten Mathematik das Wiener Polytechnikum schon vor der neuen Studienordnung ausgezeichnete Lehrkräfte, von welchen der Physiker Ettingshausen der Botaniker Endlicher, der Zoolog Kner an jener, der Mathematiker Petzwal, die Mechaniker Stampfer und Burg an diesem, in die neue Aera herübergetreten sind, von den letztgenannten der Erste die Lehrkanzel an der technischen Hochschule nachher mit jener an der Universität vertauschte. Ettingshausen wurde der Gründer des ersten physikalischen Instituts in Wien, wie er der Erste gewesen ist, welcher daselbst noch vor Beginn der neuen Studienperiode Vorträge über mathematische Physik vor einem auserlesenen Hörerkreise, fast

durchgehends nachherigen Forschern und Professoren (nach Pariser Vorbild) gehalten hat. Unter seinen Nachfolgern, dem genialen Erfinder Doppler, den glücklichen Experimentatoren Grailich, Lang, Mach, F. Exner, den tiefsinnigen mathematischen Physikern Stefan, Loschmidt, Bolzmann, erhob sich dasselbe mit seinen Abzweigungen, dem physikalischen Cabinet und dem physikalisch-chemischen Laboratorium, zu einer hohen Schule der Physik, aus welcher werthvolle Entdeckungen und eine Reihe ausgezeichneter Fachgelehrten hervorgegangen sind, welche zum Theil, wie Bolzmann, zur Zierde auswärtiger Hochschulen dienen. Die reine Mathematik, die bis zum Uebertritt Petzwal's an die Universität ihren Hauptsitz am Polytechnikum, seit diesem in Winkler daselbst einen würdigen Vertreter hatte, wurde an der Universität durch E. Weyr's jugendliche Kraft und des derselben nur zu kurze Zeit angehörigen Königsberger glänzende Lehrgabe in nachhaltigen Schwung gebracht. Die Astronomie, welche trotz der, wie in der berühmten Familie Struve, durch drei Generationen sich forterbenden Fachthätigkeit der beiden aufeinander gefolgten Directoren der Sternwarte, Littrow, Vater und Sohn, unter den ungünstigen Verhältnissen der Lage dieser Anstalt inmitten des Tumultes und des verdüsterten Horizonts der inneren Stadt gelitten hatte, erwarb nicht blos unter der gegenwärtigen Regierung ein neues, nach den um- und einsichtsvollen Entwürfen und Plänen des noch vor der Vollendung verstorbenen C. v. Littrow durch dessen Nachfolger E. Weiss den strengsten Anforderungen der Wissenschaft entsprechend ausgestattetes, in freier Lage vor der Stadt, auf dem die Gegend beherrschenden, historisch denkwürdigen Bergvorsprung, der Türkenschanze, grossartig angelegtes Gebäude, sondern gewann auch in Theodor Oppolzer, dem Sohne des unvergleichlichen Klinikers, einen ebensolchen Meister für die berechnende, wie in dem von fast unerhörtem Glück begünstigten Kometen- und Planetoidenentdecker J. Palisa einen solchen für die beobachtende Seite der Wissenschaft.

Die Errichtung eines neuen, zwei vollständig eingerichtete chemische Laboratorien umfassenden Gebäudes machte die Verdoppelung der Lehrkanzeln der Chemie, die Ausscheidung des botanischen Hofmuseums aus dem bis dahin von ihm eingenommenen, zu Universitätszwecken bestimmten Auditorium des botanischen Gartens, und dessen Verlegung in das neue naturhistorische Hofmuseum, die Gründung eines eigenen botanischen Universitätsmuseums möglich, die Absonderung des systematischen vom physio-

logischen Theil der Botanik, die Neustiftung einer Lehrkanzel für Pflanzenphysiologie und eines derselben gewidmeten Specialinstitutes nothwendig. Die Zoologie wurde mit einer besonderen vergleichend-anatomischen und einer zootomischen Anstalt, Mineralogie und Petrographie, Geologie und Paläontologie wurden, wie mit eigenen Lehrstühlen, so mit Museen, Laboratorien und Sammlungen bereichert. Um die Verwerthung des reichlichen Lehrmaterials durch Forschung und Unterricht, wie um die Hebung aller angeführten Zweige der Naturwissenschaft haben deren gleichzeitige oder aufeinander gefolgte Vertreter und Vorsteher, die Chemiker Redtenbacher, Rochleder, Barth, Lieben, die Botaniker Fenzl, Reichardt, Kerner, die Pflanzenphysiologen F. Unger und Wiesner, die Zoologen Schmarda, Claus, Brühl, die Mineralogen Reuss, Tschermak, Schrauf, der Geologe Suess und der Paläontologe Neumayer die grössten Verdienste sich erworben. Mit den bisher Genannten ist die Zahl der allmälig um die Mutterpflanze der Universität aufgesprossten Unterrichts- und wissenschaftlichen Zwecken dienenden Anstalten und Sammlungen lange nicht erschöpft; fast an jeden Unterrichtszweig haben der praktischen Ausbildung gewidmete, mit fachlichem Lehr- und Hilfsapparat und mit Stipendien für die Zöglinge reichlich versehene Seminare: für classische, moderne und orientalische Philologie, für Geschichte, Archäologie und Epigraphik, für Mathematik und Pädagogik, sowie für rechts- und staatswissenschaftliche Studien sich angereiht, die als lebendige Pflanzstätten zugleich die strenge Methodik des Forschens auf den akademischen Nachwuchs vererben und wie die aus ihnen hervorgegangenen wissenschaftlichen Mittheilungen an den Tag legen, Geschick und Gelegenheit zu selbstthätigen Leistungen bieten. Den Neubauten der Sternwarte und der chemischen Laboratorien haben sich solche des pathologisch-anatomischen Instituts und der anatomischen Theater angeschlossen; zum sichtbaren Zeichen des Wachsthums, des Umfanges und der Bedeutung der Wissenschaft hat die Menge der ihr ausschliesslich, oder wie dies bei den fast ausnahmslos zu klinischen Zwecken mitbenutzten Krankenhäusern der Fall ist, mittelbar gewidmeten Baulichkeiten eine solche Höhe erreicht, dass sie aus ihrer Zerstreuung über verschiedene Stadtgegenden zu einem Ganzen vereinigt, ein stattliches Stadtviertel ausmachen würden.

An die Reform der Universität haben im Laufe der Zeit jene der protestantisch-theologischen Lehranstalt, des Polytechnicums und der bestandenen Fachschulen für Forst- und Handelswissenschaft sich

angeschlossen. Erstere wurde, dem Geiste der Gleichberechtigung aller staatlich anerkannten Confessionen entsprechend, zum Rang einer der katholisch-theologischen Facultät an der Universität gleichstehenden, jedoch letzterer nicht einverleibten Facultät mit den einer solchen zukommenden Rechten und Pflichten erhoben und durch die auf diesem Wege erworbene akademische Lehrfreiheit, sowie durch die Berufung hervorragender, zum grossen Theile auswärtiger Lehrkräfte wie Rosskoff, v. Otto, Lipsius, Vogel, Frank u. A. dem Zufluss und der Betheiligung an der bis dahin ihr verschlossen gebliebenen lebendigen Bewegung der evangelisch-theologischen Wissenschaft zugeführt. Das seit seiner Eröffnung im Jahre 1817 mit der Realschule, die zur Vorbereitung für die höheren technischen Curse bestimmt war, verbundene, seiner inneren Einrichtung nach in eine technische und eine commercielle Abtheilung geschiedene Polytechnicum wurde in Folge der durch die neue, Industrie und Gewerbe begünstigende Zeitrichtung hervorgerufenen Neubegründung zahlreicher Realschulen als den humanistisch-organisirten Gymnasien parallel laufender realistischer Bildungsanstalten, von der Realschule getrennt, als nach dem Muster der Universität unter selbst gewählten Vorständen autonom organisirte, wie jene aus Facultäten, so aus fünf relativ selbständigen wissenschaftlichen Fachschulen zusammengesetzte »technische Hochschule« den Realschulen in ähnlicher Weise wie die Universität den Gymnasien übergeordnet. Dasselbe hat auch in dieser neuen Gestalt den alten, weit über die Grenzen Oesterreichs verbreiteten, durch Männer wie Prechtl, den ehemaligen Jugendfreund Grillparzer's Altmütter, dessen Schüler Karmarsch den Ruf der Wiener Technologie nach Braunschweig und von da über ganz Deutschland trug, den Mathematiker Stampfer, den Chemiker Meissner, den Mechaniker Burg, Petzwal u. A. wohlbegründeten Ruf des Instituts, seinerzeit des ersten dem Range und, mit Ausnahme der unter weit bescheideneren Verhältnissen bestandenen Anstalt zu Prag, auch der Zeit nach, im Bereich der deutschen Bundesstaaten, durch Lehrer wie Schrötter, Hlasiwetz, Pohl, Winkler, Stummer, Pierre, Waltenhofen, Doderer, Rziha u. A. erneut und behauptet. Aus der ehemaligen commerciellen Abtheilung ging eine eigene, aus Privatmitteln der Wiener kaufmännischen Welt geschaffene höhere Fachschule hervor, die sich unter dem Namen einer Handelsakademie mit dem Titel und der Verfassung einer »Hochschule« schmückte. Die bisher ausserhalb Wiens in dem inmitten des Wienerwaldes gelegenen Mariabrunn recht an ihrem Platze gewesene Forstakademie

wurde in die Stadt verlegt und in Verbindung mit höheren landwirthschaftlichen Cursen zu einer Hochschule für Bodencultur umgestaltet, unter deren Lehrern v. Seckendorff, Perels, Wilckens, v. Liebenberg u. A. sich einen Namen gemacht haben. Die gleichfalls nach dem Vorbild der Universitätsreform vollzogene Umbildung der k. k. Akademie der bildenden Künste, an deren Spitze ein akademischer Rath mit einem Präsidenten stand, in eine Hochschule der bildenden Kunst, an deren Spitze ein von und aus den Professoren frei gewählter Rector steht, kann als nicht zur Geschichte der Wissenschaft, sondern der Kunst gehörig hier nicht weiter verfolgt werden.

Die Aufhebung des Studienzwanges wie die Aufhebung der Censur waren Acte der Staatsgewalt. Das Aufleben des wissenschaftlichen wie das eines neuen literarischen Geistes kann nur das Werk der Volksseele selbst sein. Ersteres hat sich, begünstigt durch die Akademie der Wissenschaften, geweckt und geleitet durch eine weise Unterrichtsverwaltung, unterstützt durch zahlreiche, wissenschaftlichen Zwecken gewidmete Privatvereine, ebenso vielseitig als verhältnissmässig rasch entwickelt. Letzteres hat, durch langanhaltende Bevormundung des freien Gebrauches seiner Kraft entwöhnt, durch den Wechsel der politischen Verhältnisse seines bisher bevorzugten Inhaltes, der censurgerecht verhüllten, aber um desto feiner zugespitzten Anspielung auf die bestehenden Zustände, beraubt, und in den auf den Umschwung zunächst folgenden Jahren durch das Auftauchen neuer, hervorragender poetischer Talente noch nicht begünstigt, zugleich mit dem politischen und Verfassungsleben, eine fast ein Decennium währende Uebergangsperiode durchgemacht. Innerhalb derselben sind es die Nachklänge der alten und die Vorboten einer neuen Dichterschule, welche neben einander auftreten; ihr Ende wird, wie jenes der politischen durch die Herstellung verfassungsmässiger Zustände nach dem italienischen Kriege, so literarisch durch die im Jahre 1859 in Wien stattgefundene grossartige Feier des hundertjährigen Gedächtnisstages von Schiller's Geburt nach aussenhin bezeichnet.

Unmittelbar vor dem Umschwunge war die Macht der politischen Anspielung am grössten: Bauernfeld's »Deutscher Krieger« und dessen, die Tendenz handgreiflich zur Schau stellendes pasquillartiges Lustspiel »Grossjährig« verdankten derselben einen fast unerhörten Erfolg. Unmittelbar nach demselben war diese am geringsten; die Wirkung des ersten censurfreien Lustspieles Bauernfeld's »Ein neuer

Mensch« blieb weit hinter jener des Vorgängers zurück, und der Mund des »Wiener Poeten«, mit dem verglichen, andere Freiheitssänger zwar oft Wiener, aber nicht immer Poeten waren, blieb fürder geschlossen. Dagegen fand unter dem Eindrucke der kriegerischen Ereignisse in Italien das patriotische Gefühl in Grillparzer's »Radetzkylied« und Zedlitz's »Soldatenbüchlein« schwungvolle Töne österreichischer Vaterlandsliebe wieder, wie sie seit H. Collin's »Wehrmannsliedern« nicht mehr vernommen worden waren. Der absichtsvolle Versuch, Blüthen vom Schlage der »Amaranth« im Wiener Boden Wurzeln fassen zu machen, endete mit dem selbstgewählten Rückzuge des als Professor der Literatur an die Universität berufenen Dichters Oskar von Redwitz. Dagegen bürgerten freiwillig aus dem »Reiche« eingewanderte Poeten, die sich wie Fr. Hebbel schon vor, wie H. Laube und Mosenthal nach dem Beginne der neuen Aera in Wien niederliessen, daselbst sich ein, machten Schule und übten auf Geist und Gang der literarischen Bewegung nachhaltigen Einfluss. Hebbel's tiefsinnig grübelnder Genius führte den Ernst und die philosophische Gedankenvertiefung, von welcher bisher unter den einheimischen Dichtern nur bei dem philosophisch durchgebildeten Grillparzer die Rede sein konnte, in die Literatur ein. Laube's auf reale Erfolge gerichteter praktischer Sinn und technisches Bühnengeschick dehnte die natürliche Darstellung der gegebenen Wirklichkeit, deren bis dahin nur das Conversations- und das Volksstück sich rühmen durften, auf alle Zweige derselben aus. Mosenthal's glücklicher Instinct für das in Oesterreich, unter dessen Alpenvölkern die ursprüngliche Volks- und Bauernnatur so gut wie unverfälscht sich erhalten hat, Lebensfähige und Verheissungsvolle hob das Bauerndrama und Volksschauspiel, welchem bisher Alex. Baumann durch sein allerdings reizendes »Versprechen hinter'm Herd« nur die komische Seite abzugewinnen verstanden hatte, mit tragischer Färbung in die Bühnensphäre empor. Vor ihm, und fast gleichzeitig mit Auerbach, hatte der Deutschböhme Josef Rank das deutsche Bauernleben im Böhmer-, wie jener das im Schwarzwalde, mit keckem Griff zum Gegenstande des Romanes und der Novelle gewählt. Nebst und neben den vorigen ist Adalbert Stifter, dessen Anfänge gleichfalls noch der vorangegangenen Periode angehören durch die anschauliche Kraft seiner »Landschaften in Worten«, die erst gegen das Ende seiner Laufbahn in musivische Kleinkunst ausartete, in jener Uebergangszeit am meisten in den Vordergrund getreten.

Hebbel's, des nächst Grillparzer und H. v. Kleist bedeutendsten deutschen Dramatikers der nachclassischen Zeit, hervorragendste Werke sind, von der »Maria Magdalena« angefangen bis zu der Trilogie der »Nibelungen«, in Wien entstanden und dieses hat das Recht und den Stolz, ihn als den seinigen anzusehen. Laube hatte, als er nach Wien kam, die jungdeutsche Periode seiner schriftstellerischen Entwicklung hinter sich und ist, ausser seinen Verdiensten um die Bühne als langjähriger Leiter des Burg- und Gründer des Stadttheaters, für die Wiener Literatur weniger durch seine, das anständige Mittelmass höchstens in dessen Trauerspiel »Essex« übersteigenden, in anderen z. B. in dem Schauspiel »Böse Zungen« sogar unter dasselbe herabsinkenden Bühnenwerke, als vielmehr durch seinen, grösstentheils auf österreichischem, zu nicht geringem Theile auf Wiener Stadtboden spielenden, von lebendiger Vertrautheit mit Volksart und Oertlichkeit zeugenden, siebenbändigen Roman »Der deutsche Krieg« in drei Abtheilungen: »Junker Hans«, »Waldstein« und »Bernhard von Weimar« zum Wahrzeichen geworden, welcher nicht blos als des Verfassers beste, sondern im Fach des historischen Romans als eine der werthvollsten Leistungen der deutschen Literatur überhaupt, in der österreichischen insbesondere, von den veralteten Geschichtserzählungen der Pichler abgesehen, des reichlich gebotenen vaterländischen Stoffes ungeachtet, als eine in ihrer Art einzig dastehende bezeichnet werden muss. Von Mosenthal's Dramen hat wenigstens eines: »Deborah«, und zwar nicht blos seiner, die jüdische Emancipationsfrage mehr als streifenden Tendenz halber, die Runde um die Welt gemacht; ein anderes, »Der Sonnwendhof«, bleibt dadurch bemerkenswerth, dass es der Vorläufer der Richtung gewesen ist, in welcher das seinem Vorgänger an dramatischer Energie weit überlegene Talent L. Anzengruber's späterhin nicht kleine und wohlverdiente Erfolge errungen hat.

Der veränderte Ton in den Wiener Literaturkreisen wurde zuerst in dem 1863 erschienenen »Wiener Dichterbuch« vernehmlich, welches der durch seine gelungenen Charakteristiken Grillparzer's und Stifters und seine in mancher Hinsicht verunglückte Biographie Hebbel's bekannt gewordene E. Kuh herausgegeben hat. Was an demselben zuerst in die Augen fällt, ist die gänzliche Abwesenheit der gemüthlich tändelnden Almanachslyrik der vorhergegangenen Zeit, das Streben, künstlerische Vollendung der poetischen Form mit affectvoller Vertiefung werthvollen Gedankengehaltes zu vereinigen, und eine Färbung des letzteren durch den düsteren Hauch

einer pessimistischen Weltanschauung. Wie zum Zeichen des endgiltigen Bruchs mit der ein halbes Jahrhundert künstlich unterhaltenen geistigen Abgeschlossenheit und der fortan unzerstörbar mit der Gesammtentwicklung des deutschen Geistes hergestellten Gemeinsamkeit, trägt die »junge Schule« das Mal ihres Ursprunges aus einem sowohl von dem kritischen Grillparzer's wie dem speculativen Hebbel's unterschiedenen philosophischen Lager, aus jenem des inzwischen in Folge ernüchternder Erfahrungen im deutschen Publicum weniger durch die Unwiderstehlichkeit seiner wissenschaftlichen Beweise als durch jene seiner glänzenden schriftstellerischen Eigenschaften zu beherrschendem Ansehen gelangten Schopenhauer an der Stirne. Das poetisch bedeutendste und philosophisch tiefdringendste Talent, das der einheimische Boden gezeugt und die durch die veränderten Zeitverhältnisse und die Umgestaltung des Unterrichtswesens gehobene Athmosphäre der Bildung gezeitigt hat, Robert Hamerling, der nachherige Dichter der in das farbenprächtige Prunkgewand eines Byron und Lenau gehüllten, von philosophischer Gedankenlast in Hebbel's Weise fast überschweren Epen »Ahasverus« in Rom« und »Der König von Zion«, sowie des, eingehende, aus den Quellen geschöpfte Vertrautheit mit dem classischen Alterthum und glühendste Schönheitsbegeisterung athmenden Künstleromanes »Aspasia«, erschien hier zum ersten Male in vielversprechender, wenn auch noch nicht in der ihm vor anderen eigenthümlichen Gestalt. Der Abschluss der hauptsächlich durch die Verdienste in Oesterreich heimisch gewordener Schriftsteller ausgefüllten Uebergangs-, der Beginn einer an eingeborenen Talenten reichen und fruchtbaren neuen Zeit war durch dessen Auftreten besiegelt.

An der zeitweiligen Verarmung schriftstellerischer Production hatte aber nicht blos das längere Ausbleiben auftauchender Talente, sondern, und zwar vielleicht in noch höherem Grade, das im Gefolge eines nach Aufhebung der Censurschranken in bis dahin ungekannter Fülle emporgeschossenen Journalismus veränderte Fahrwasser und literarische Bedürfniss der Lesewelt die Schuld getragen. Während die Massenhaftigkeit des Stoffes der rastlos bedürftigen Tagespresse zu seiner Bewältigung fast alle federgewandten Hände in Anspruch nahm, wurde durch deren unvermeidliche Hast der producirende Schriftsteller von der zum künstlerischen Schaffen unentbehrlichen anhaltenden Versenkung in und ausschliessliche Hingabe an seine Aufgabe abgelenkt, die echt künstlerische Production entweder völlig erstickt, oder länger als billig zurückgehalten. Darin

liegt vielleicht der Grund, dass aus jener an Anregungen so überreichen Zeit nur wenige Werke einheimischer Schriftsteller nennenswerth und auch unter den vorübergehend in weiteren Kreisen bekannt gewordenen solche sind, die wie z. B. der pseudonym erschienene Roman F. Prantner's (Leo Wolfram) »Dissolving Views« ihr flüchtiges Aufsehen weniger dem unleugbaren Talent des Verfassers, als den angeblich oder vermeintlich darin enthaltenen indiscreten Anspielungen oder Enthüllungen zu danken haben.

Die erwachende literarische fällt mit der wiederhergestellten politischen Selbständigkeit im Beginne der sechziger Jahre zusammen. Talentvolle eingeborene Schriftsteller, welche bisher, den vorübergehend verdüsterten Verhältnissen zu entgehen, im Auslande geweilt hatten, schlugen in Wien ihren bleibenden Wohnsitz auf; neue Talente tauchten empor; die Bedeutung der Kunst für das gesellschaftliche Leben nahm durch ihren Trägern, todten wie lebendigen, öffentlich dargebrachte Huldigungen sichtbare Gestalt an. Unter den ersteren ist Ferdinand Kürnberger, der Verfasser des Romanes »Der Amerikamüde«, der Römertragödie »Catilina« und des Künstlerdramas »Firdusi«, als Novellist, Essayist und Kritiker durch psychologische Vertiefung, mitunter an Verschrobenheit streifende Eigenartigkeit der Auffassung und schonungslose Offenherzigkeit die bedeutendste, Hermann Rollett durch seine Kreuz- und Querfahrten als, übrigens ziemlich harmloser, politischer Lyriker, eine in weiten, als verdienstvoller Gemmen- und Goetheforscher in ernsten Fachkreisen bekannt gewordene Erscheinung. Unter der neu auftauchenden Schriftstellerwelt macht sich das zuerst in Hamerling merklich gewordene Ferment Schopenhauer'scher Weltanschauung geltend bei dem als Dramatiker und Novellist vornehm veranlagten Ferdinand v. Saar, dem Verfasser der historischen Doppeltragödie »Heinrich IV.«, der Trauerspiele »Die Brüder de Witt«, »Tempestá«, »Die Wohlthat« und der Tragödie der trägen Ueberkraft »Tassilo«, des tiefgeschöpften geistlichen Seelengemäldes »Innocens« und anderer »Novellen aus Oesterreich«, unter welchen »Die Steinklopfer« und »Marianne« wie geschliffene Krystallspiegel glänzen. Stärker noch tritt jener Einfluss hervor bei dem mehr didaktisch als dichterisch angelegten Lyriker und Erzähler Stephan Milov (von Milenkovics) und bei dem buddhistisch angehauchten tief sinnenden und fühlenden Sänger und Seher welterlösenden Nichtseins H. Lorm (H. Landesmann). Auf die erhebende Schillerfeier folgte nach wenig mehr als einem Decennium die Errichtung des durch A. Grün und L. A. Frankl gegründeten Schiller-

monumentes. Vierzehn Jahre nach der Feier des hundertjährigen Geburtstages des grössten deutschen, wurde jene des achtzigjährigen Geburtstages des grössten österreichischen Dramatikers, letztere durch seltene Gunst des Schicksales angesichts der lebendigen Gegenwart des Gefeierten von Wien begangen. Wie bei Gelegenheit der ersteren durch das Oberhaupt der deutschen Nation zu Ehren Schiller's, so wurde aus Anlass dieser durch eine Gesellschaft edler Wiener Frauen zu Ehren Grillparzer's ein Ehrenpreis zur Hebung deutscher dramatischer Kunst und Dichtung gestiftet. An der Person des Dichters, dessen Wirken und Werke unter der Ungunst der vorangegangenen Zustände am schwersten gelitten hatten, trat der vollzogene Umschwung der Lage am sichtbarsten hervor. Seine, wie »Hero« und »Medea«, fast von der Bühne verschwundenen Gestalten wurden durch Laube auf dieselbe zurück-, in seinem Pulte schlummernde durch diesen und Weilen der Lese- und Zuschauerwelt zum ersten Male zugeführt. Der glänzende Erfolg des barock-genialen Lustspiels »Weh dem, der lügt«, dessen Fall bei seinem ersten Erscheinen auf den Brettern im Jahre 1839 dem Dichter fast das Herz gebrochen hatte, bewies, dass das Publicum ein anderes geworden war. Grillparzer's Name erscheint seitdem als Schutz und Schirm der künftigen Entwicklung des Dramas in Wien vorangesetzt und der Tod des im Jahre 1874 Hingeschiedenen, dessen Stolz und Streben dahin gegangen war, der Nationaldichter Oesterreichs zu werden, wurde bei dessen unter zu Massen angeschwollener Betheiligung aller Stände stattgefundenem Leichenbegängnisse von Jung und Alt seiner Vaterstadt Wien, und, was mehr sagen will, ausserhalb derselben, »soweit deutsche Zunge klingt«, als Verlust der Nation empfunden.

Das literarische Wesen Wiens in der Gegenwart fliesst nach Geist und Gehalt mit dem allgemein-deutschen in Eins zusammen. Wie überhaupt, hat sich in Wien das literarische Durchschnittsmass erhöht; die um Kopfeslänge und mehr über andere hervorragenden, geschweige bahnbrechenden Genien sind seltener geworden. Der dramatische Grillparzer-Preis hat keinen neuen Grillparzer hervorgelockt; der deutsche Schiller-Preis ist darin nicht glücklicher gewesen. Tonangebende Lyriker und Epiker wie A. Grün und N. Lenau sind aus der gegenwärtigen Generation nicht hervorgegangen. Dagegen ist die erzählende Literatur wie überall so auch hier, begünstigt durch den realistischen Zug der Zeit, in den Vordergrund getreten, und, was auch zu den bezeichnenden Gesichtszügen der literarischen Gegenwart gehört, ist die Betheiligung der Frauenwelt an

der schriftstellerischen Production eine nicht nur der Menge, sondern dem Werthe nach in fast unverhältnissmässigem Grade regere geworden.

»Rosen und Lieder«, wie es in A. Grün's »Lubomirsky« heisst, »gehen in Wien nicht aus«. Auch zwischen dem ersten, von E. Kuh und dem zweiten im Jahre 1882 von K. E. Franzos herausgegebenen Wiener Dichterbuch ist eine neue lyrische Dichtergeneration herangewachsen, nicht wie jene vom Hauch pessimistischen Weltschmerzes angekränkelt, sondern der sinnvollen Betrachtung, dem gesunden Genusse und der anschaulichen Wiedergabe des Wirklichen zugewandt. Von der fast überzahlreichen Menge mögen nur längst zum Vollklang gekommene Namen wie die des seltenen Dichterpaares Albrecht und Wilhelmine v. Wickenburg, der sinnigen Marie v. Ebner-Eschenbach, des gedankenvollen Alfred Berger, der durch ihre Frühreife ausgezeichneten Verfasserin des Epos »Herrmann«, Marie Eugenie delle Grazie, des preisgekrönten Sängers des Liedes der Deutschen in Oesterreich, J. Winter, der mehr oder minder eigenthümlichen Poeten Hans Grasberger, J. J. David, Max Kalbek und des den Einfluss R. Wagner'scher »Offenbarungen« zur Schau tragenden R. Kralik an dieser Stelle genannt sein.

Auf der Scheide des zwischen Lyrik und Epos schwebenden ethisch-religiösen Lehrgedichtes bewegen sich die von edlem Pathos getragenen, mit orientalischer Bilderfülle geschmückten, aber von einem unklar gährenden Mysticismus nicht freizusprechenden Dichtungen »Der entfesselte Prometheus« und »Renatus« des die deutsche, erst in der Schule angelernte Sprache mit seltener Meisterschaft handhabenden Polen Siegfried Lipiner, der sich auch als Uebersetzer der Werke von Adam Mickiewicz, des »Herrn Thaddäus« und der »Todtenfeier« einen wohlverdienten Namen gemacht hat.

Unter den Dichtungen epischen Genres verdient neben der leider unvollendet gebliebenen, klangvollen »Romfahrt« Johannes Nordmann's, dem sinnvollen »Astorga« und der farbenprächtigen »Marina« der Gräfin Wickenburg, sowie dem nach Geist und Form vielmehr auf einen männlichen als weiblichen Autor rathen lassenden Heldengedicht »Herrmann« Eugenien's delle Grazie, der stahlglattschimmernde und stahlhart klingende Romanzenkranz Julius von der Traun's (Alex. Schindler's) »Toledanerklingen« und F. Keim's volksthümliches Bauernheldenlied »Stefan Fadinger« einen Ehrenplatz. Als Dramatiker sind F. Nissel mit seiner »Agnes von Meran« und Josef v. Weilen mit »Tristan«, »Gräfin Dolores« u. A. in die Fussstapfen

Halm's, letzterer mit seinem besten Werke: »Graf Horn« in die der neueren Franzosen, Alfred v. Berger mit seinem Erstlings- und bisher einzigem dramatischen Versuch »Oenone« und F. Keim mit seiner »Sulamith«, ersterer nicht ohne Glück, in jene Grillparzer's getreten. Der als Dichter und Director auf der Wiener Burgbühne berühmt gewordene Adolf Wilbrandt, dessen durch die classische Darstellung der gewagten Hauptrolle von Seite Charlotte Wolter's vielberufene Römertragödie »Arria und Messalina« ebenso, wie dessen dreiactige Nibelungentragödie im Scurzo: »Kriemhild« in Wien entstanden ist, dessen Trauerspiel »Gracchus« bei der ersten Vertheilung des dramatischen Grillparzer-Preises den Preis erhielt, gehört, streng genommen, nicht zu den eingebornen Schriftstellern. Ludwig Anzengruber, der Verfasser des »Pfarrers von Kirchfeld«, der »Kreuzelschreiber«, des »Meineidbauers« und des Trauerspiels: »Stahl und Stein« (von anderen zu schweigen) hat die zuerst von Mosenthal auf die Bühne gebrachte tragische Seite der Conflicte des Bauernlebens mit tief gehendem Verständniss und packender Virtuosität in ebenso psychologisch wahren als theatralisch wirksamen Seelen- und Naturgemälden hervorgekehrt, durch Schärfe und Originalität der Charakterschilderung, spannende Führung und Lösung der Handlung, volksthümliche Kraft und Färbung der Sprache das Bauerntrauerspiel dem bürgerlichen und der Tragödie ebenbürtig und des ihm sowohl von Seite des Schiller- wie des Grillparzer-Preisgerichtes zu Theil gewordenen Preises würdig gemacht. Schauspiel und Lustspiel, ausser durch den bis ins hohe Alter in sich selbst gleicher Weise thätig gebliebenen Bauernfeld, dessen den Geist einer feinen Geselligkeit wiederspiegelnde Produkte, von den frühesten »Bekenntnissen« bis zu den spätesten »Aus der Gesellschaft« und »Landfriede«, sich auf den Brettern erhielten, haben, das erstere an Eduard Mauthner's »Eglantine«, das letztere an Siegmund Schlesinger (»Wenn man nicht tanzt« u. v. a.), M. G. Klapp's »Rosenkranz und Güldenstern«, an F. Triesch's, F. v. Schönthan's fast bedenklich den Schwank und die Posse streifenden Komödien Erscheinungen verständigen Bühnengeschicks aufzuweisen. Eine eigenthümliche Gattung historisch costümirter Dramolette nach Art Musset'scher Proverbes ist durch die mit Beifall aufgenommenen Einacter »Ein Abenteuer des Dauphin« von Gräfin Wickenburg und »Die Witwe Scarron« von E. Granichstätten geschaffen, von letzterem auch, jedoch keineswegs zum Vortheil, auf die durch ihre Einförmigkeit ermüdende Reihenfolge von vier, nur durch die Aehnlichkeit der Situation unter einander verwandten Einzelacten erweitert worden.

Als grossstädtischer Mittelpunkt einer reichgegliederten Gesellschaft bietet Wien für die Novelle und den Roman, als gemeinsamer Brennpunkt einer national und culturhistorisch bunt gefärbten Umgebung für das ebenso fremd- als eigenartige Cultur- und Sittenbild der Länder und Volksstämme des polyglotten Reiches naheliegende Anregung dar. Letzterer Umstand hat frühzeitig dazu vermocht, Typen und Treiben jenseits der östlichen Sprachgrenzen wohnender, aber durch ihre Angehörigkeit zur Monarchie der Einsicht und dem Einfluss des Westens offen liegender Völkerbruchtheile in die deutsche Literatur einzuführen. Erstere Eigenschaft hat später, als nach der Natur der Verhältnisse zu erwarten gewesen wäre, zur Folge gehabt, dem erzählenden Bilde aus der Gesellschaft, statt des abstract-allgemeinen, das local-concrete Gepräge eines Abbildes der Wiener Gesellschaft aufzudrücken.

Unter den Völkerfragmenten, deren sociales Culturleben auf diesem Wege Literaturgut geworden ist, sind die Juden und Galizianer, unter den ersteren sowohl die in Böhmen wie die in Polen und in der Bukowina einheimischen, unter den letzteren sowohl die eigentlichen Polen wie die kleinrussischen Ruthenen, insbesondere die Huzulen oder russinischen Karpathenbewohner in erster, čechische Böhmen und hanakische Mährer in zweiter Reihe zu nennen.

Um die Darstellung jüdischen Wesens haben sich L. Kompert und K. E. Franzos, jener durch seine charakteristischen »Geschichten aus dem Ghetto« um die Schilderung der Juden in Prag und in Böhmen, dieser durch seine »Juden von Barnow,« »Halbasiatisches« und »Der Rabbi von Sadagora« um jene der Juden im russischen Podolien und in der Bukowina durchschlagende Verdienste erworben. Das unter dem Firniss europäischer Cultur wenigstens theilweise schlummernde Halbbarbarenthum der höheren, und die naive, ihrer selbst unbewusste, gegen Gewalt und Druck des adeligen Herrn bei der Gerechtigkeit der Regierung und des im fernen Wien thronenden Kaisers vertrauensvoll Recht suchende Volkskraft der niederen Stände Polens haben Leopold v. Sacher-Masoch durch seine lebensvollen Darstellungen »Aus der galizischen Revolution« und seine scharfmarkirten Culturbilder aus Galizien, unter welchen die Charaktergemälde »Der Don Juan von Kolomea« und »Der Capitulant« als wahre Cabinetsstücke in niederländischer Manier hervorzuheben sind, und gleichfalls K. E. Franzos durch seinen, dem Stoffe nach mit Heinrich v. Kleist's »Michael Kohlhas«, der Form nach mit Gogol's berühmtem »Taras Bulba« wetteiferndem Roman »Der Kampf ums Recht« mit ebenso

naturtreuen als unverwischbaren Zügen gekennzeichnet. Das slavische Dorfleben in Böhmen und Mähren hat in Marie v. Ebner-Eschenbach eine ebenso feine Beobachterin als liebevolle Darstellerin, wie die vornehme Wiener Gesellschaft, welcher sie selbst durch Geburt und Stellung angehört, in ihren Skizzen aus der Adelswelt eine von Standesvorurtheilen freie und gegen die Schwächen ihrer Kaste nicht selten schonungslose Beurtheilerin gefunden. Unter den Dorfromanen derselben zeichnet sich »Božena« durch die mit, bei weiblichen Autoren seltener, Energie durchgeführte Zeichnung eines bis zur scheinbaren Härte in der folgerichtigen Handlungsweise der eigenen ethischen Ueberzeugung verharrenden weiblichen Charakters aus dem Volke aus; unter den oft mit einer Art baroken Humors gewürzten kleinen Erzählungen haben »Lotte, die Uhrmacherin« durch ihre an holländische Kleinkunst erinnernde Abschilderung des Stilllebens der Uhrmacherwerkstatt, »die Freiherrn von Gemperle« durch liebevolle Schilderung grotesk ausgearteteter und doch liebenswürdiger Originalität, das Thierseelengemälde »Grambambuli« durch die ebenso neue als mit seltener Kunst zur Wahrscheinlichkeit erhobene Darlegung ergreifender, an's Ethische streifender Conflicte in der Seele des Hundes ihren Ruf als Erzählerin begründet. Wie in ihren Werken das ländliche Leben mit dem noch kaum erloschenen Verhältniss ehemaliger Gutsherren und Gutsunterthanen, so spiegelt sich in den Romanen F. Uhl's und E. Marriott's (Emilie Mataja's) das städtische Leben in seinen vielseitigen Gestaltungen und zwar in der Weise, dass, wie in jenen der Widerschein österreichischer Provinzial-, so in diesen jener Wiener Localzustände und Strömungen dem Leser ins Auge fällt. Der seit der Belebung des Kunstsinnes und Kunstgewerbes durch die Gründung des Oesterreichischen Museums für die Physiognomie des Inneren, seit der Stadterweiterung und die von reicher Decoration begleitete Bauthätigkeit auch für jene des Aeusseren des Wiener Lebens charakteristisch gewordene Zug zur Verschönerung des Nutzbringenden und Veredlung des Alltäglichen machte sich zuerst in des Erstgenannten stilistisch fein ciselirtem Roman »Haus Fragstein« durch die ins Minutiöse eingehende Beschreibung für die Handlung zwar wichtiger, mit der Schilderung lebensvoller Charaktere, die im Roman stets die Hauptrolle spielt, verglichen, aber doch nur nebensächlicher Kunstobjecte geltend. Als das Ganze der Handlung und der Handelnden durchdringendes, in Worten und Werken den ans Bacchantische grenzenden ästhetischen Taumel, welcher seit dem Auftreten Makart's der Wiener gesell-

schaftlichen Kreise sich bemächtigt, in dem mit Recht berühmt gewordenen, an die Glanzzeiten niederländischer und venetianischer städtischer Kunstliebe mahnenden Festzuge desselben seinen Gipfelpunkt erstiegen hat, widerstrahlendes Element trat derselbe in dessen für die Geschichte Wien's symbolisch gedachten Culturgemälde: »Farbenrausch« auf. Den grellbunten Gegensatz zur ernsten Stille und edlen Einfalt einer den Effect blendender Mittel verschmähenden Kunstrichtung hat der Dichter im Bilde der beiden Hauptpersonen, in welchen ohne Mühe die Gesichtszüge zweier, jeder in seiner Art höchststehenden, aber der Art nach grundverschiedenen zeitgenössischen Künstler wiedererkannt werden, beredt zur Anschauung gebracht. Jene, unter dem Einflusse wenigstens scheinbar glänzenden wirthschaftlichen Aufschwunges, der in der Wiener Weltausstellung, in welcher neben dem Wiener Reichthum auch der Wiener Geschmack einen wohlverdienten Triumph feierte, seine höchste, leider auch für lange Zeit letzte Blüthe trieb, zur Herrschaft gelangte Durchdringung des Lebens mit der Kunst bildet die Licht-, die in Folge des ebenso plötzlich als vollständig hereingebrochenen Niederganges gleich schrankenlos wie vorher die Zuversicht, ausschweifende Ernüchterung und Selbstzerstörung die Schattenseite des damaligen Wien. Jene hat in Uhl's, diese in Marriott's Romanen, der halt- und sternenlose Pessimismus, der als marastischer Bodensatz von dem rasch verflogenen Goldrausche zurückgeblieben ist, insbesondere in deren »Familie Hardenberg« eine durch nackte Treue an Erbarmungslosigkeit reichende Schilderung erfahren. Tritt hier der das Gemüth verhärtende Druck finanzieller Noth in fast abschreckender Weise zu Tage, so zeigt sich in einem anderen Werk derselben Verfasserin: »Der geistliche Tod«, dessen Stoff dem Berufsleben des geistlichen Standes entlehnt ist, der die Seele zerfleischende Zwang der geistlichen Noth in nicht minder ergreifender, aber durch Einfachheit, Mass und ethisches Zartgefühl ungleich mehr befriedigender Gestalt. Neben dem die Wiener, wie die Literatur der Gegenwart überhaupt beherrschenden realistischen, glücklicherweise bisher dem zolaistischen sogenannten Naturalismus ferngebliebenen Hang macht sich in diesen und ähnlichen Schöpfungen, wie in dem die Rückwirkung des auf der Familie des Verbrechers lastenden Vorurtheils auf diese selbst ergreifend wenn auch nicht folgerichtig schildernden Roman M. v. Ebner's: »Das Gemeindekind«, in dem für die »moralische« Krankheit als juristischen Entlastungsgrund Partei ergreifenden pädagogischen Sittengemälde L. Kompert's »Heini und Franzi«, wie in den ererbte und

veraltete Vorrechte mit ungeschminkter Naturwahrheit geisselnden Erzählungen D. Spitzer's: »Das Herrenrecht« und J. J. David's: »Das Höferecht«, endlich in F. Pachler's feingedachtem Ehestandsbild »Die erste Frau« der prickelnde Reiz socialer Tendenzprobleme vernehmlich. Ein später aber bestrickender Nachhall halbverklungener Romantik weht durch die erst nach des Dichters Tode ans Licht getretenen Novellen Fr. Halm's, sowie durch die im bunten Flügelstaube mittelalterlicher Knappen- und Klosterliebe schimmernden Erzählungen A. Schindler's: »Schelm von Bergen«, »Die Aebtissin von Buchau«, und den leider unvollendet gebliebenen, nach dem Vorbild des »Simplicissimus« entworfenen Soldaten- und Schelmenroman aus dem dreissigjährigen Kriege, »Oberst Lumpus«, und weist, der Erzählungskunst ihrer Verfasser entsprechend, den ersteren dicht neben den spanischen und den nur mit diesen vergleichbaren Erzählungen H. v. Kleist's, den letzteren ebenso wie der kleinen aber meisterhaften Zellenplauderei J. J. David's: »Petre quo vadis«? in nächster Nähe der mit poetischer Farbenpracht und tragikomischem Humor in gleicher Weise gesättigten, ritterlichen und Renaissancegenrebilder Scheffel's und C. Ferdinand Meyer's einen Ehrenplatz an.

Wie neben dem Drama das derb locale Volksstück, so ist neben dem Roman der feinen Gesellschaft auf localem Untergrund der Wiener Volksroman entsprungen. Derselbe Mann, der in seinen Bauerntragödien den vierten Stand bühnenfähig, hat denselben in seinen Bauernromanen salonfähig gemacht, ohne ihn, glücklicher als Auerbach, zum »Salonbauer« zu travestiren. Anzengruber's mit tiefer Kenntniss der Bauernseele durchgeführter Roman: »Der Schandfleck« legt eine hässliche aber naturwahre Seite bäuerischer Familiensitte bloss; aus dem in seiner urwäldlichen Einfachheit ergreifenden Bergwüsten-Idylle: »Der Einsam'« ist das effectvolle Drama: »Stahl und Stein« hervorgegangen. Der Roman »unter dem Strich«, durch seinen Einfluss auf die Massen wichtig, durch seine Richtung auf die Befriedigung des Lesebedürfnisses selten mehr als die Frucht gewerbsmässiger Federhast, ist in Wien eine Zeit hindurch durch den talentvollen Eduard Breier, insbesondere in historisch-vaterländischem Sinne, auf eine Höhe gehoben worden, auf der dessen zahlreiche fingerfertige Nachfolger ihn nicht zu erhalten vermocht haben.

Akademie und Hochschulen haben den Aufschwung der Wissenschaft, die Erweiterung und Erleuchtung des Geisteshorizonts hat neben der Erhöhung und Vertiefung des allgemeinen, insbesondere die

Ausbreitung und Ausbildung des periodischen Schriftthums zur Folge gehabt. Zur Zeit der Aufhebung der Censur in Wien bestanden daselbst neben wenigen »belletristischen«, unter welchen die von L. A. Frankl herausgegebenen »Sonntagsblätter« durch vornehme Haltung und gediegenen Inhalt sich auszeichneten, und einem literarisch-kritischen Organ, den von A. A. Schmidl besorgten »Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst«, welche die Stelle der einstigen werthvollen, aber in Wien nur zum kleinsten Theile verfassten und fast gar nicht gelesenen »Wiener Jahrbücher der Literatur« vertraten, jedoch lange nicht ausfüllten, nicht mehr als zwei politische Zeitungen, von welchen die amtliche »Wiener Zeitung« die Fortsetzung des ehemaligen »Wiener Diarium«, die andere, der von Pilat herausgegebene »Oesterreichische Beobachter«, das Männer wie Gentz, A. Müller, Jarcke u. A. zu seinen Mitarbeitern zählende Organ der Staatskanzlei war. Die durch dieselbe geöffneten Schleussen ergossen eine namenlose Fluth mit der Tagesströmung auftauchender und wieder verschwindender Blätter und Blättchen, unter welchen einzelne, wie der von dem unglücklichen, als geistreicher Musikkritiker mehr, denn als Politiker an seinem Platze befindlichen A. Becher redigirte »Radikale«, ein trauriges Andenken zurückgelassen, andere, wie die von A. Zang, nach dem Muster der grossen französischen Journale, insbesondere der von Emile de Girardin redigirten La Presse, gegründete »Presse«, durch das industriöse Geschick des Herausgebers und das Talent der Redaction bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben. Die von E. v. Schwarzer schon im Vormärz geschickt redigirte »Zeitschrift des Oesterreichischen Lloyd« wurde als »Wiener Lloyd« von Triest nach Wien verpflanzt, wo sie eine zeitlang unter F. Bodenstedt's, lange Zeit unter des genialen H. Warren's Leitung stand. Die »Wiener Zeitung« verjüngte sich unter Eitelberger's Redaction, in welcher demselben zuerst der vom »Ausland« her eingewanderte geschmeidige L. Schweitzer, der tüchtige G. Seuffert, der gewandte Publicist in weiland Gentz'scher Manier, E. v. Teschenberg und zuletzt der feinsinnige Dramaturg F. Uhl folgten, durch eine wissenschaftlich-kritische Beilage, aus welcher sich in den Jahren 1863—1867 als Sammel- und Vereinigungspunkt der besten literarischen Kräfte Wiens die von B. Bucher sorgfältig geleitete, leider nach nur zu kurzem Bestande einem übel angebrachten Ersparungseifer zum Opfer gefallene »Oesterreichische Wochenschrift für Literatur und Kunst« herausentwickelte.

Den österreichischen Staatsgedanken vertrat die nach dem Vorbilde der ehemaligen Cotta'schen »Deutschen Vierteljahrschrift« unter

der umsichtigen und opferwilligen Leitung J. B. Meyer's vortrefflich redigirte »Oesterreichische Revue« (1863—1867), mit vorzüglicher Berücksichtigung der ethnographischen und volkswirthschaftlichen Verhältnisse der Gesammtmonarchie im centralistischen, vertritt deren ebenbürtige Nachfolgerin und Fortsetzung, die »Oesterreichisch-Ungarische Revue« (seit 1886), unter der bedachtsamen Führung des gleichnamigen Sohnes des Herausgebers der ersteren, dem inzwischen eingetretenen Umschwung der inneren Lage gemäss, in streng dualistischem Sinne. Beide, von den besten wissenschaftlichen und literarischen Kräften unterstützt, bilden eine Fundgrube für das bunte geistige und materielle Leben, wie die »Mittheilungen der Central-commission zur Erhaltung der Baudenkmale«, die Publicationen des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, und v. Lützow's zwar in Leipzig erscheinende, aber von Wien aus entsprungene und seit fast einem Vierteljahrhundert mit Glück und Geschmack redigirte »Zeitschrift für bildende Kunst«, für das im Mittelalter üppig blühende und in der Gegenwart fast überreich entfaltete Kunstleben des Reiches und seines natürlichen Schwerpunktes, der Kaiserstadt.

An die Stelle der »Grenzboten«, bis zum März 1848 des Sammelpunktes der österreichischen Politiker im Auslande, welche in andere Hände und in das Lager der Gegner übergingen, trat die von deren bisherigem Herausgeber Kuranda neu ins Leben gerufene »Ostdeutsche Post« in Wien und verpflanzte den in der Schule ihres Begründers herangebildeten Generalstab weltmännisch geschulter und stilistisch eleganter Publicisten in die österreichische Hauptstadt, welcher seitdem dazu beigetragen hat, deren periodische Presse, mindestens in ihren Hauptorgänen, zu einem, jener der europäischen Grossstädte ebenbürtigen, der in deutscher Sprache erscheinenden, etwa die »Münchener Allgemeine« und die »Kölnische Zeitung« abgerechnet, mehr noch der Form als dem Gehalt nach überlegenen Range zu erheben. Von der »Presse« hat sich sodann unter der Leitung zweier, in literarischer wie in geschäftlicher Hinsicht gleich seltenen journalistischen Talente, deren gleiche fast nur in dem Schöpfer der nun hundertjährigen englischen »Times«, John Walter, oder den Begründern der »Allgemeinen Zeitung«, Cotta und Huber, zu finden sind, M. Etienne und M. Friedländer, das umfangreichste und bedeutendste Zeitungsunternehmen Wiens, die »österreichische Times«, die »Neue Freie Presse« abgelöst, unter den Weltorganen insofern einzig dastehend und darum bewunderungswürdig, weil es sich nicht wie andere, z. B. das von G. Heine, dem jüngsten Bruder des

Dichters, als simple Fremdenliste begonnene und als grösstes Localblatt noch heute bestehende »Fremdenblatt«, das »Neue Wiener Tagblatt« und das »Wiener Tagblatt«, die »Deutsche Zeitung«, die »Wiener Allgemeine Zeitung«, die »Volks-Zeitung«, ehemals »Vorstadt-Zeitung« u. v. a., die sich zu weitverbreiteten Zeitungen von kleinen Anfängen aus allmälig entwickelt, sondern vom ersten Tage seines Erscheinens an fertig wie aus Jupiters Haupt unter den wenigen Seinesgleichen Fuss gefasst, und allen Wandlungen zum Trotz geistig wie materiell sich auf gleicher Höhe erhalten hat. Dieselbe ist, was den Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Inhalts, wie die stilistische Sauberkeit der Form betrifft, für die Wiener Journalistik zum typischen Muster geworden; unter dem erlesenen Kreise ihrer Mitarbeiter ober und unter dem Strich finden sich neben den mehr oder minder hinter dem Schleier der Anonymität verhüllten hervorragenden Partei- und Tagespolitikern sachlich wie fachlich bedeutende Schriftsteller und Kritiker auf jedem der durch besondere, dem Hauptblatte angehängte Fachblätter für Literatur, Kunst, Unterricht, Landwirthschaft und Verkehrswesen vertretenen Gebiete. Die musikalische Kritik in Hanslick's, die dramaturgische in Speidel's Händen, das Feuilleton durch H. Wittmann's graziöse Causerie, A. Königsberg's, K. v. Thaler's und vieler anderer geist- und stilgewandte Essais, der zum grossstädtischen erhobene Localhumor durch Oppenheim's witzige und des »Wiener Spaziergängers« D. Spitzer's spitzige Feder bilden die geistige Glanzseite des Blattes. Von seiner materiellen haben die Besucher der Wiener Weltausstellung, auf welcher demselben ein besonderer Pavillon gewidmet und dessen ganzer, in seiner Verwicklung bewunderungswürdiger administrativer und technischer Mechanismus den Augen des Publicums offen gelegt war, ein eben so grossartiges als, innerhalb der deutschen Sprachgrenzen wenigstens, einzig dastehendes Erinnerungsbild davongetragen.

Die Bahn ist durchlaufen. Das wissenschaftliche Leben der Gegenwart ist die Frucht der Befreiung der Forschung durch die Gründung der Akademie und die Reform des höchsten Unterrichts; das literarische und publicistische Schaffen ist eine solche der Befreiung der Schrift durch die Aufhebung der Censur. Die vierzigjährige Regierungszeit Kaiser Franz I. war eine Periode der Stagnation; die eben so lange des Kaisers Franz Josef I. ist eine solche der Bewegung. An der Spitze der Mitglieder der kaiserlichen Akademie prangt der Name des Kronprinzen Rudolf; an der Spitze der Mitarbeiter des grossartigen,

der Schilderung und Verherrlichung des gemeinsamen Vaterlandes geweihten Unternehmens: »Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild« steht nicht blos als des höchsten Protectors, sondern als werkthätigen Schriftstellers, welcher die Stadt seiner Geburt und den Wald ihrer Umgebung durch seine Feder geehrt hat, jener des Thronerben der Monarchie. Anderer Thatsachen bedarf es nicht zur Bezeugung des wohlthuenden Umschwunges, welchen die Wissenschaft und Literatur in Wien zwischen einst und jetzt, vom Regierungsantritt bis zum heutigen Jubeltage Sr. Majestät des regierenden Kaisers erfahren hat!



III.

DIE BILDENDEN KÜNSTE

von

CARL von LÜTZOW.



Die vierzig Jahre Stadtgeschichte, welche dieses Buch erzählt, haben unter den vielen hier geschilderten Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt auch eine früher ungeahnte Blüthe der Kunst in Wien hervorgebracht. Dass mit dem gesteigerten Verkehr und der zunehmenden Bedeutung der Städte sich Schönheitssinn

und Kunst in frischer Kraft entfalten, ist eine allerorten zu beobachtende erfreuliche Thatsache im Völkerleben unserer Zeit. Alt-Nürnberg und Augsburg scheinen in den neuen Centren des Weltverkehrs verjüngt und zehnfach vergrössert wieder aufzuerstehen. Aber kaum in einer zweiten Stadt des Continents hat bei dem Umgestaltungsprocess des inneren und äusseren Lebens die bildende Kunst eine so durchgreifende und ruhmvolle Mission erfüllt, wie in dem modernen Wien. Was immer man für Mängel entdecken mag an seinen städtischen Einrichtungen und Gewohnheiten: über die hohe Rangstellung der Kunst in Wien herrscht nur Eine Meinung. Der erste Blick auf den Palastgürtel der Ringstrasse klärt den Wanderer darüber auf, dass er hier nicht nur eine erweiterte und verschönerte, sondern eine von der Kunst völlig neu geschaffene Stadt vor sich hat.

Eine solche Neuschöpfung, die Arbeit dreier durch Schicksalsschläge schwer heimgesuchter Decennien, konnte nicht das Werk einer einzelnen Bevölkerungsclasse oder eines bevorzugten Standes sein. »Der universelle Beruf macht erst die Grossstadt voll und ganz, sie ist eine Encyklopädie des Städtewesens in Folio.« Dieses Wort Riehl's findet in eminentem Grade seine Anwendung auf das heutige Wien. Durch ihr universelles Gepräge tritt die österreichische Kaiserstadt in Gegensatz gegen alle Städte von bestimmt umgrenztem Charakter und zugleich gegen die früheren Epochen ihrer eigenen Geschichte, welche einen ausgesprochen socialen Farbenton zeigten. Wie Felsen im Wogenschwall stehen die Denkmale der Vergangenheit, die stolzen Adelspaläste und Kuppelkirchen des Barockstils und der ehrwürdige Stefansdom, mitten in dem Gedränge des modernen Häusermeeres. Sie selbst haben dafür gesorgt, dass sie unangetastet bleiben. Aber Alles, was schwächerer Constitution ist, Haus um Haus, Gasse um Gasse, fällt rettungslos dem Processe der Neugestaltung anheim. Dieser kann zeitweilig seinen Gang verlangsamen, durch politische Widerwärtigkeiten und Stockungen des Völkerlebens gehemmt. Aber der ruhige grosse Schritt des Jahrhunderts ist nicht aufzuhalten; und je näher wir dessem Ende kommen, um so herrlicher wird das Bild des neuen Wien sich abrunden und vollenden, als der wohlgefügte Körperbau eines mächtigen Gemeinwesens, welches alle treibenden Gedanken unserer Zeit in sich aufzunehmen und, dem eigenen Genius treu, mit heiterer Schönheit und Lebenskunst zu verschmelzen weiss.

Die Anfänge der modernen Bauthätigkeit Wiens und damit der Ursprung seiner heutigen Kunstblüthe führen uns über den Beginn der Stadterweiterung zurück nahe an die Bewegung des Jahres 1848. Es ist oft erzählt und allgemein bekannt, dass der Neubau der Alt-Lerchenfelder Kirche den Impuls zu der Umgestaltung des Bauwesens gab. Dem Schlendrian der staatlichen Baubureaux, in welchen alle Pläne für die öffentlichen Bauten von architektonisch gedrillten Beamten entworfen zu werden pflegten, wurde ein Ende gemacht und die Architektur dem freien Wettbewerb der Künstler zurückgegeben. Der hochbegabte jugendliche Schweizer Architekt Johann Georg Müller entwarf den Plan zu dem neuen Gotteshause; nach seinem frühen Tode wurde dasselbe durch Franz Sitte und Eduard van der Nüll zu Ende geführt, von welchen Ersterer im constructiven, Letzterer im artistischen Theil der Aufgabe sein Talent bewährte. Das Innere der schönen Alt-Lerchenfelder Kirche gab zugleich den Anstoss zu einer grossartigen Schöpfung monumentaler Malerei, zu dem Freskencyklus Joseph Ritter v. Führich's und seiner Genossen. Der kleinbürgerliche Zuschnitt des Wiener Kunstlebens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte die Malerei fast ausschliesslich auf Genre, Porträt und Landschaft beschränkt, und auf diesen Gebieten freilich in den Bildern eines Danhauser und Fendi, eines Waldmüller, Gauermann und ihrer Zeitgenossen manches Werk voll kerniger Schönheit und echtester Naturpoesie zu Tage gefördert. Aber die grosse Malerei historischen und idealen Stils konnte in der Stickluft des Metternich'schen Oesterreich nicht gedeihen. Peter Krafft's realistische Geschichts- und Soldatenbilder blieben ohne lebensfähige Nachfolge. Die Romantiker und Neu-Deutschen wandten Wien den Rücken oder siechten kraftlos dahin. Der temperamentvolle, märchenduftige Schwind fand in München, der edle, zartsinnige Ed. v. Steinle in Frankfurt seinen Wirkungskreis. Nur Führich, allerdings bei Weitem das stärkste Talent dieser ernsten Richtung, wurzelte fest in der österreichischen Heimat und legte schon in seinem Passionscyklus der in den vierziger Jahren von Rösner erbauten Johanneskirche an der Praterstrasse eine Probe seines Berufes zur monumentalen Kunst ab. Der Freskenschmuck der Alt-Lerchenfelder Kirche, zu dessen Ausführung J. Binder, C. v. Blaas, Fr. Dobyaschofsky, Ed. v. Engerth, Leop. Kupelwieser, K. Mayer, Jos. Schönmann und Leop. Schulz sich mit Führich vereinigten, hat die auf den Meister gesetzten Hoffnungen glänzend gerechtfertigt. Er ist, wenn auch kein in allen Theilen gleich ge-

lungenes, doch im Grundgedanken imponirendes Werk idealen Stils, das mit seiner Fülle poetischer Motive und in seiner kraftvoll blühenden Farbenpracht einen dauernden Ruhmestitel der österreichischen Kunst bildet.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Bau und der Ausschmückung der Alt-Lerchenfelder Kirche, welche vom Ende der vierziger bis in die ersten sechziger Jahre dauerten, stieg der Riesencomplex des neuen Arsenals vor der Belvederelinie empor (1849—1856). Unter den daran betheiligten Architekten, Hansen, Ludw. Förster, Rösner, van der Nüll und Siccardsburg, haben die beiden Letzteren das phantasievoll componirte Commandanturgebäude mit seinem ernsten, gediegenen Hallenhof, der Erstere das prächtige Waffenmuseum ausgeführt. Auch hier, wie bei der Alt-Lerchenfelder Kirche, wurden die Schwesterkünste zum reichen Schmuck des Ganzen aufgerufen. Durch die mit Statuen geschmückte Vorhalle und das imposante Treppenhaus gelangen wir in den Centralraum des Waffenmuseums. Umstrahlt von einer Gold- und Mosaikenpracht, welche uns den Glanz der Capella Palatina ins Gedächtniss ruft, sind hier die geistigen Mächte der Völkergeschichte von Rahl's wuchtiger Hand in den Allegorien des Treppenraumes verkörpert, während im Inneren, auf den weiten Flächen des Kuppelsaales und der anstossenden Compartimente, Carl v. Blaas die Grossthaten des österreichischen Heeres in kraftvoll realistischer Weise schilderte. Dem kirchlichen Freskencyklus in der Alt-Lerchenfelder Kirche wurde mit diesem umfassenden Werke monumentaler Historienmalerei, dessen Ausführung im Wesentlichen den sechziger Jahren angehört, eine grundlegende Schöpfung profanen Inhalts an die Seite gestellt. — Aber nicht nur durch die geschilderten Leistungen an und für sich und durch das wiedergewonnene Zusammenwirken aller bildenden und ornamentalen Kräfte zu einem wohlgeordneten Ganzen sind diese ersten Schöpfungen der modernen Wiener Kunst epochemachend für unsere Zeit geworden. Es kam dazu noch ein wichtiges persönliches Moment. Wie der Architekt durch die Proclamirung eines bestimmten Stilprincips, das in beiden besprochenen Fällen ein frühmittelalterliches war, wieder künstlerischen Charakter und Glauben gewann, so lernte man auch von dem Maler, um ihn vom schulmässig gedrillten Handwerker zu unterscheiden, wieder eine bestimmte, in Fleisch und Blut übergegangene künstlerische Ueberzeugung fordern. Führich und Rahl, die Bahnbrecher der grossen Historienmalerei in Wien, waren solche Glaubenshelden ihrer Kunst, gleich feurig und beredt in Wort und

Schrift, wie mit Stift und Pinsel. Sie haben ebenso sehr durch das Gewicht und den Ernst ihrer Persönlichkeit, wie durch ihr geisterfülltes und auf die höchsten Ziele gerichtetes Wirken der Wiener Kunst die ihr gebührende Stellung zurückerobert.

Und doch haftet an jenen ersten Schöpfungen der fünfziger und sechziger Jahre ein exotischer Zug; sie entstanden weit draussen in der Vorstadt, vor der Linie; ein lebendiger, sichtbarer Zusammenhang mit dem Kunstinneren der Stadt fehlte. Für dieses war inzwischen durch das Allerhöchste Handschreiben vom 20. December 1857 das erlösende Wort gesprochen worden. Die Stadterweiterung begann, und damit die Verwirklichung eines Gedankens, welcher seit lange schon die Gemüther beschäftigt, auch vierzig Jahre früher bereits zu einem bestimmten Project geführt hatte, sich aber erst jetzt als unaufhaltbar erwies. Als leitende Grundsätze für das grossartige Unternehmen wurden festgesetzt: dass zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten eine unmittelbare Verbindung geschaffen und zugleich alle diejenigen Massregeln ergriffen werden sollten, welche die Bedeutung des Werkes erheischte. Den geistigen Urhebern des Planes schwebte die erweiterte Stadt als ein einheitliches Ganzes vor, welches nach den Gesetzen der Schönheit gestaltet werden sollte. Der alte Festungsgürtel fiel. Aus dem Ertrage der dadurch gewonnenen Baugründe wurde der Stadterweiterungsfonds geschaffen, der zur Bestreitung aller aus der Durchführung des Werkes entstehenden Kosten und vornehmlich zur Herstellung von öffentlichen Gebäuden monumentalen Stiles dienen sollte. Für die Erzielung des Bauplanes galt wiederum das Princip der allgemeinen Concurrenz, welche im Jahre 1858 ins Werk gesetzt wurde. Die Wiener Architekten van der Nüll und Siccardsburg, Ludwig Förster und Friedr. Stache gingen aus derselben als Sieger hervor. Mit Benutzung der von ihnen herrührenden Projecte wurde sodann im k. k. Ministerium des Innern unter Leitung des Hofrathes M. Ritter v. Löhr der zur Durchführung gelangte Plan ausgearbeitet, welcher am 1. September 1859 die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers erhielt.

Auf Grundlage dieses im Einzelnen später modificirten Planes, welcher somit nicht ausschliesslich das Werk von Architekten ist, woraus die ihm anhaftenden Mängel sich zum grossen Theil erklären, begann zunächst an der Seite des Donaucanals die Abtragung der Stadtmauern. Im Jahre 1875 hat das Demolirungswerk des alten Bollwerkes gegen die Türkengefahr durch die Beseitigung der

Auffahrt zur Bellaria an der k. k. Hofburg seinen Abschluss gefunden. Gleichzeitig schritt man an die Anlage der neuen Stadttheile auf dem Glacisraum der früheren Festung. Die Hauptverbindungslinie, die Ringstrasse, deren Anlage im Jahre 1863 begann, wurde durch die Praterfahrt vom 1. Mai 1865 dem allgemeinen Verkehr übergeben. In den seitdem verflossenen dritthalb Decennien ist nicht nur der ganze ursprüngliche Festungsrayon mit den neuen Strassenzügen, Plätzen und Monumentalbauten bis auf unscheinbare Reste vollkommen ausgebaut, sondern auch ein grosser Theil der Vorstädte an den erweiterten und regulirten Verbindungsstrassen mit zahlreichen Neubauten ausgestattet, endlich mit der Umgestaltung der inneren Stadt, des Grabens, des Stephansplatzes, der Kärntnerstrasse, der uralten Quartiere nördlich und westlich vom Hohen Markt der Anfang gemacht worden. Binnen Kurzem geht Wien selbst im Kern seiner frühesten Ansiedelung einem vollständigen Umgestaltungsprocess entgegen.

Fragen wir nun, welche gesellschaftlichen Kreise und Interessensphären in erster Linie bei dem Neubau der Stadt in Action gekommen sind, so tritt hier vor Allem die Macht des Capitals dominirend hervor. Grossindustrie und Börse bemächtigten sich des Terrains und das Wiener Zinshaus wäre Gefahr gelaufen, dem nüchternsten Kasernenstil anheimzufallen, wenn die Kunst nicht Halt geboten hätte. Hansen's Heinrichshof, der Gründung H. v. Drasche's, gebührt das nie genug zu schätzende Verdienst, für den modernen Zinspalast die höhere Tonart angeschlagen zu haben, welche jetzt in den Grossstädten der Neuzeit ihren Wiederhall findet. In dem üppigen, kraftvollen Gliederbau, in der prunkenden Farbigkeit dieser von Rahl mit Fresken geschmückten Häuserinsel spricht sich die Wiener Eigenart mit stolzem Frohsinn aus. Dadurch war das neue Zinshaus gewissermassen salonfähig geworden. Der wirkliche Palast, der Wohnsitz des Fürsten und Aristokraten, trat mit ihm in eine Reihe; ja die Mitglieder der ältesten Feudalgeschlechter verschmähten und verschmähen es nicht, selbst Zinspaläste zu errichten, deren Inneres unter der Hülle der glänzendsten Architektur oft ein förmliches Repräsentantenhaus aller Bevölkerungsclassen, vom Greisler bis zum Finanzbaron, umfasst. Einen höheren Impuls für die eigentliche Palastarchitektur gab das Eintreten der Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses in die Reihen der Bauherren an der Ringstrasse. Ferstel erbaute (1863 bis 1866) an der Ecke des Schwarzenbergplatzes und des Kolowratringes den stattlichen Palast

des Erzherzogs Ludwig Victor und wenige Jahre später (1865 bis 1867) entstand am Parkring Hansen's edler Palast des Erzherzogs Wilhelm. In beiden, vornehmlich in dem letzteren, ist die Aufgabe einer Palastanlage grossen Stiles auf's Glücklichste gelöst und zugleich mit dem Rhythmus der Häusercolonnen vollkommene Harmonie eingehalten. — Als ein Muster vornehmer Palastbaukunst im Stil eines Familienhauses grösster Gattung mag hier das Palais des Grafen Larisch von van der Nüll angereiht werden. — Dem Charakter des aristokratischen Clubhauses entspricht in wahrhaft classischer Weise Schwendenwein's »Adeliges Casino«.

Im Vorgefühl der im Werden begriffenen grossen Umgestaltung war inzwischen bereits 1856 auch der Anfang mit den Monumentalbauten auf dem späteren Stadterweiterungsrayon gemacht durch die Grundsteinlegung zur Votivkirche, welcher fünf Jahre später der Beginn des ersten öffentlichen Gebäudes von weltlich-idealer Bestimmung, der des neuen Opernthesters, folgte. Es gibt seither keine Gebäudegattung höherer Art, welche unter den öffentlichen Bauten Wiens nicht ihre typische Vertretung gefunden hätte. Auf die zierliche Votivkirche (vollendet 1879), das jugendfrische Meisterwerk Ferstel's, ein wahres Compendium der verjüngten kirchlichen Kunst unserer Tage, folgten fünf andere gothische Kirchenbauten in den Vorstädten und Vororten, in welchen der geniale Hauptmeister mittelalterlicher Architektur in Wien, Friedrich Schmidt, der modernen christlichen Baukunst der Kaiserstadt den Stempel seines Wesens aufgedrückt hat: die Lazaristenkirche an der Mariahilferlinie (1862), die Kirche unter den Weissgärbern (1872), die Pfarrkirche in der Brigittenau (1874), die Kuppelkirche in Fünfhaus (1875) und die Kirche der Lazaristen in Währing (1878). Vergleicht man diese Neuschöpfungen mit den schüchternen Versuchen L. Förster's, Rösner's u. A. aus den vierziger Jahren, so zeichnen sie sich vor Allem durch ihre technische Gediegenheit und Wahrheit aus. Der Stil ist ihnen nicht in willkürlicher Wahl von Aussen angeheftet, sondern mit constructiver Folgerichtigkeit aus dem Material herausentwickelt. Was Ferstel mit Kranner's Hilfe in dieser Hinsicht bei der Votivkirche für den Steinbau gethan, hat Schmidt mit gleichem Erfolge auf den Ziegelrohbau übertragen. Der hergebrachte Verputz wurde dadurch aus dieser Sphäre siegreich verdrängt und der Feinheit und Strenge der architektonischen Formensprache die Bahn geebnet. In Schmidt's Werken gesellt sich dann zu dem technisch-constructiven Verdienst noch ein Zug echt künstlerischer Freiheit und Beweglichkeit, welcher

ihn bei aller Treue gegen die mittelalterliche Tradition auch den Forderungen der neuen Zeit und des localen Geschmackes gerecht werden lässt. Der Geist jener alt-schwäbischen Schule, in welcher die bedeutendsten österreichischen Architekten des Mittelalters wurzeln, erscheint in unserem Dombaumeister von St. Stephan, dem Leiter seiner eben zum Abschlusse gelangenden Restauration, zu neuem Leben wieder auferwacht. — Was nebenher von anderen Architekten im Kirchenbau geschaffen worden ist, z. B. die im Inneren wohlgelungene Elisabethkirche auf der Wieden von Bergmann und desselben Meisters Pfarrkirche in der Vorstadt Favoriten, eine Pfeilerbasilika im Stile der italienischen Renaissance, macht, bei aller Verdienstlichkeit, auf höheren künstlerischen Werth keinen Anspruch. Reizvoll in ihrer Art sind zwei Versuche Hansen's, dem byzantinischen Stil neugriechischer Provenienz in unserem Kirchenbau Geltung zu verschaffen: die farbenprächtige griechische Kirche am alten Fleischmarkt und der schöne kleine Kuppelbau der evangelischen Friedhofscapelle. — Als Specialitäten mauresken Stiles verdienen schliesslich die beiden israelitischen Tempel in der Leopoldstadt Beachtung, der ältere von L. Förster 1853 bis 1858 errichtet, der neuere (1887 vollendet), ein zierliches, namentlich in seiner Decoration wohlgelungenes Werk.

Die Reihe der öffentlichen Bauten weltlichen Charakters auf den Stadterweiterungsgründen begann, wie schon bemerkt, mit dem neuen Hofopernthеater (1861 bis 1869). Solidität in technischer Beziehung, reiner Materialbau, Gediegenheit bis ins letzte decorative Detail: das waren auch für van der Nüll und Siccardsburg die ersten Anforderungen an ihr Werk. Da sie in Bezug auf die ihnen zu Gebote stehenden Mittel in derselben glücklichen Lage waren, wie Ferstel bei der Ausschmückung der Votivkirche, so hat sich ihre Schöpfung auch, gleich jener, zu einem förmlichen Inbegriff aller bildenden und ornamentalen Künste gestaltet. Was für die monumentale Seite der Aufgabe vielleicht ein Mangel war: van der Nüll's vorwiegend auf's Decorative gerichteter Sinn und Geschmack, das kam der feinen Ausarbeitung und Ausschmückung des Gebäudes entschieden zu Gute. Denn van der Nüll fasste die ornamentale und gewerbliche Kunst nicht als ein unselbständiges Beiwerk und eine leere Hülle auf, sondern er verstand es, in jedem noch so unscheinbaren Detail Seele und Leben zu wecken. Er ist dadurch zum Regenerator des Wiener Kunstgewerbes geworden und hat speciell durch die decorativen Arbeiten im neuen Hofopernthеater zu der

Blüthe der Luxusindustrie im heutigen Wien den Grund gelegt. An seiner Seite und nach seinem jähen Tode war, abgesehen von dem trefflichen Siccardsburg und ihrem gemeinsamen Schüler Gugitz, vor Allem der für das Gesammtgebiet der ornamentalen Künste feinbegabte Joseph Storck als Zeichner und Leiter des umfassenden Unternehmens thätig. Ausser den Kunstgewerben fanden auch die bildenden Künste in den Hallen des Operntheaters Raum zu breiter Entfaltung. Die Namen Rahl's und Schwind's, H. Gasser's und Hähnel's glänzen unter der Schaar von Malern und Bildhauern, die hier ihr Bestes leisteten. Dobyaschofsky, Engerth, Laufberger, Sturm und viele Andere reihen sich ihnen an.

Das edle Beispiel, das damit gegeben war, äusserte seine Wirkungen in den weitesten Kreisen. Vereinswesen und Geschäftswelt, Staat und Gemeinde wetteiferten mit dem Allerhöchsten Kaiserhause in der Neugestaltung und Ausschmückung der ihren Lebensaufgaben dienenden monumentalen Bauten. Das Gebäude der Gartenbaugesellschaft (1865), der Cursalon (1866), das Künstlerhaus (1868), der Neubau der Gesellschaft der Musikfreunde (1870) bezeichnen in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zugleich die Etappen einer immer ernsteren und höheren Erfassung der gesteckten Ziele. Der zweimalige Erweiterungs- und Umgestaltungsprocess, welchem Weber's gelungenes Künstlerhaus durch Streit und Jul. Deininger unterzogen werden musste, bezeugt den mächtigen Aufschwung des Genossenschafts- und Ausstellungswesens. Hansen's schöner Musikvereinsbau würde seiner Aufgabe noch würdiger entsprechen, wenn er in besserem Material hätte ausgeführt werden können. — Unter den zahlreichen dem Schulwesen dienenden Neubauten sind Fellner's Handelsakademie, Hansen's Evangelisches Schulhaus auf der Wieden mit seinem herrlichen Pfeilerhallenhof, Schmidt's Akademisches Gymnasium und der Bau der neuen Staatsgewerbeschule von Avanzo und Lange besonders hervorzuheben, letzterer vornehmlich als ein imponirender Beweis für den bedeutsamen Fortschritt, welchen das gewerbliche Unterrichtswesen in Oesterreich während der letzten Jahre gemacht hat. — Die Geschäfts- und Handelswelt ist an der Neugestaltung Wiens vornehmlich mit drei künstlerisch hervorragenden Werken betheiligt: Ferstel's reizvollem Bankgebäude (1856 bis 1860), Hansen's Börsenbau (vollendet 1877) und dem im Werden begriffenen Bau der Frucht- und Mehlbörse von K. König, denen noch verschiedene Neubauten grösserer Bankinstitute, wie der Erweiterungsbau der Nationalbank von Schmidt, die Bodencreditanstalt und

der Giro- und Cassen-Verein von E. v. Förster, die Länderbank von Wagner, die Verkehrsbank von Schachner u. a. sich anreihen. Der gewaltige Raum, welchen die Saalbauten in den Werken Hansen's und K. König's in Anspruch nehmen, erinnert an das altrömische Vorbild der forensischen Basilika, das in diesen modernen Verkehrshallen seine Nachahmung findet. Und nichts kann bezeichnender sein für den Sieg der Kunst auf allen Gebieten des grossstädtischen Lebens, als dass auch an den Stätten, wo sonst nur die Ziffer gilt, sich die Macht des Schönen Eingang verschafft hat.

Dass die Stadtgemeinde selbst, in deren Schoss alle diese gewaltigen Vorgänge sich vollzogen, als solche nicht müssig bleiben werde, den geliebten Heimatsboden zu schmücken und ein monumentales Zeugniss ihrer Macht und Selbständigkeit aufzurichten, konnte man erwarten. Auch wenn der ehrwürdige Rathhausbau in der Wipplingerstrasse weniger ungenügend sich erwiesen hätte für die unaufhörlich gesteigerten Ansprüche der Gegenwart, würde man einen neuen Communalpalast haben schaffen müssen. Das alte Centrum der Stadt war an den Ring vorgeschoben. Dort musste das Bauwerk sich erheben, das als weithin sichtbares Wahrzeichen der Grösse und Herrlichkeit der Stadt dastehen sollte. Der zunächst für das Rathhaus in Aussicht genommene Platz am Parkring musste bald aufgegeben werden, da sich die Area als viel zu klein erwies und niemals zu der centralen Bedeutung hätte erhoben werden können, welche der Mittelpunkt der städtischen Verwaltung forderte. Der hochherzige Beschluss Sr. Majestät des Kaisers, den alten Paradeplatz auf den Glacisgründen zwischen Burgthor und Schottenthor zu opfern, ermöglichte nicht nur für den Rathhausbau die einzig entsprechende Platzwahl, sondern brachte auch den Gesammtplan der Ringstrassenanlage erst zu seinem würdigen Abschlusse. Der »Paradeplatz der Wiener Architektur« entstand. In der Mitte das Rathhaus, rechts und links Parlament und Universität, gegenüber das neue Hofburgtheater: so ordnen sich die vier Meisterschöpfungen der bedeutendsten Architekten des neuen Wien zu einem in Stein gemeisselten Viergesang zusammen. Dazu als begleitende Stimmen die hallenumsäumten Prachtzeilen des Rathhausviertels und im Centrum dieses Ganzen eine blühende Parkanlage mit Brunnen und Bosquets, welche zur Aufnahme grosser Sculpturwerke einladet. Das ist der architektonische Glanzpunkt der verjüngten Kaiserstadt und einer der herrlichsten, stolzesten Plätze der Welt.

Der Architekt des neuen Rathhauses hat wohl daran gethan, sich bei der Conception seines Werkes an die Vorbilder des späten Mittelalters anzuschliessen. Denn dieses war die erste Zeit der Blüthe des Städtewesens, in welcher die Baugedanken des kräftig emporgediehenen Bürgerthums ihre typische Gestalt gewannen. Der alte Wartthurm ward damals zum Rivalen des Kirchthurms und des Burgfrieds, als Ausdruck der communalen Herrschaft neben der geistlichen und fürstlichen. Luftige Hallen, weite Höfe und Säle dienen dem im Innern sich rührenden Verkehr, den Versammlungen und Festlichkeiten. Die freiere Behandlung der von der kirchlichen Baukunst entwickelten Formen entspricht dem weltlichen Charakter des Ganzen und schliesst auch eine decorative Anlehnung an andere Stilweisen nicht aus. — Wie glücklich Schmidt für diese bewegliche Fortentwickelung der mittelalterlichen Baukunst begabt ist, beweist vornehmlich sein 1886 vollendetes kaiserliches Stiftungshaus mit der an venetianische Motive gemahnenden und doch durchaus originellen Façade, welche die Individualität des Meisters unter allen seinen Schöpfungen vielleicht am prägnantesten zum Ausdruck bringt.

Ebenbürtig und nicht minder glücklich in der Wahl der Stile treten Parlament und Universität dem Rathhaus zur Seite. Der Sitz der parlamentarischen Körperschaften stellt sich uns in den Bauformen jenes classischen Volkes dar, welches den völkererziehenden Gedanken der Freiheit geboren, ihm in Leben und Wissenschaft die erste Gestalt gegeben hat. Söhne des Nordens waren es vorzugsweise, welche die reinen Gebilde hellenischer Kunst in unseren Tagen wieder zum Leben erweckten. Es ist, als ob dadurch die in der modernen Wissenschaft aufgetretene Anschauung von dem uralten Völkerzusammenhange zwischen den Bewohnern der Nordländer Europa's und den Stämmen, welche vor Jahrtausenden die dorischen Bauformen nach Hellas brachten, bestätigt werden sollte. Dem Dänen Thorwaldsen, dem Erneuerer der hellenischen Sculptur, folgte der Däne Hansen als der bedeutendste Repräsentant der hellenischen Architektur im neunzehnten Jahrhundert. Auch ihm hat die Nothwendigkeit des Bauprogrammes manche Concession an die moderne Weise abgetrotzt. An die Stelle des geschlossenen einfachen Hallenbaues muss er die reichere Gruppe treten lassen. Auch die Mehrstöckigkeit ist unabweisbar; sie hat sich nur der einen, dominirenden Ordnung zu fügen. Dem Ganzen gibt vornehmlich der Stempel hellenischen Wesens, der säulengetragene Giebelbau, sein Gepräge; und Formen wie Ornament, Material wie technische Behandlung sind so

edel und gediegen, dass wir uns beim Anschauen und Prüfen dieser schön gegliederten Marmormassen in die Zeiten Alexanders von Macedonien zurückversetzt wähnen. Das Innere hat zwei hervorragenden Schülern Rahl's, die mit dem Architekten von Jugend auf in treuer Stilgemeinschaft schufen, Aug. Eisenmenger und Christ. Griepenkerl, zur erneuten Bethätigung ihrer farbenfrohen Kunst in ernsten Friesbildern Anlass geboten. Für das Aeussere ist eine reiche plastische Decoration bestimmt, welche noch zum Theil ihrer Vollendung harrt. Pilz, Hellmer, Kundmann, Benk, Haerdtl, Weyr, Myslbeck und zahlreiche andere jüngere Kräfte sind dabei in erfolgreichem Wetteifer betheiligt. Erst nachdem dieser belebende Schmuck, der in den Giebelfeldern sich von leuchtendem Goldgrund abhebt, in allen Stücken vollendet sein wird, kann über Hansen's grossartigste Schöpfung das Endurtheil gefällt werden.

Die Universität, das Gegenstück zu dem Parlamentsgebäude, tritt uns als der Sitz des Humanismus in den Formen der Renaissance entgegen. Ferstel, der hier sein letztes Wort gesprochen, war nach seinen mittelalterlichen Jugendwerken früh zu der modernen Bauweise übergegangen. Abgesehen von den verschiedenen Palastbauten und Häusern, deren im Vorbeigehen oben schon gedacht wurde, hatten insbesondere das Chemische Laboratorium der Universität und das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie (1871) seine geistige Wahlverwandtschaft mit den Italienern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts dargethan. Während Hansen in seinem Bau der Akademie der bildenden Künste (1877), soweit nur immer möglich, die classischen Formen vorherrschen liess, finden wir Ferstel eifrig bemüht, dem beweglicheren Stil der Frührenaissance zu folgen und auch in der Auswahl der technischen Mittel (glasirter Terracotta, Sgraffito u. dgl.) auf die Traditionen der Italiener zurückzugreifen. In dem Bau der Universität ist er schliesslich zu den Vorbildern der Hochrenaissance übergegangen. Sangallo und Michelangelo inspirirten ihn bei der Anlage des grossen Hallenhofes, Motive von Palladio und Scamozzi waren massgebend für die Gestaltung des Aeusseren. Aber bei allem Respect vor der Ueberlieferung, welchen das Ganze bezeugt, erhebt sich dasselbe doch zu freier und schöner Eigenthümlichkeit, zu dem selbständigen Ausdruck jenes edlen, feinen, weltmännischen Wesens, das auch der Persönlichkeit Ferstel's ihren Zauber verlieh.

Hellenistisches Alterthum, spätes Mittelalter und Hochrenaissance herrschen somit an den drei bisher betrachteten Seiten des

gewaltigen Platzes, an dessen vierter Seite das neue Hofburgtheater sich erhebt. Hier stehen wir vor einer Schöpfung durchaus moderner Art. In der Façade des Gebäudes, welches von Hasenauer nach einem von ihm und Gottfried Semper gemeinsam ausgearbeiteten Entwurf errichtet und im Sommer 1888 in allen Theilen vollendet wurde, klingt zwar Michelangelo's Ordnung von den Bauten des Capitolsplatzes in Rom vernehmlich nach. Aber in der Gesammtanlage wie in der sonstigen künstlerischen Durchbildung und Ausstattung des Ganzen haben wir ein durchaus eigenartiges Werk vor uns, das in der zierlichen Pracht seiner Erscheinung den Geist der modernen Wiener Kunst zu festlich heiterem Ausdruck bringt.

Die nämliche, nur in weit grossartigeren Dimensionen sich vollziehende Verschmelzung italienischer und einheimischer Traditionen erkennen wir in den beiden Riesenbauten der kaiserlichen Hofmuseen und dem in der Ausführung begriffenen Erweiterungsbau der k. k. Hofburg. Den beiden Museen, welche zur Aufnahme der kunst- und naturhistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses bestimmt sind, liegt ein im Jahre 1867 preisgekröntes Project von Hasenauer zu Grunde, welches dann von dem Urheber in Verbindung mit Gottfr. Semper umgearbeitet und seit dem Frühjahr 1872 unter ausschliesslicher Leitung von Hasenauer ausgeführt wurde. Der Erweiterungsbau der k. k. Hofburg, zu welchem in Semper's publicirten Projecten ein an das Forum Trajani erinnernder Plan vorliegt, soll sich in Stil und Anlage den Baugedanken Fischer's von Erlach anschliessen und aus zwei in der Mitte segmentförmig eingezogenen Palastfronten bestehen, welche sich hinter den beiden Reiterdenkmalen des äusseren Burgplatzes erheben werden. Ein verbindender Mittelbau mit hochaufragender Kuppel soll dem Ganzen als Abschluss dienen. Die gewaltigen Ordonnanzen der bereits vollendeten Theile dieses grossartigen Gebäudecomplexes gemahnen uns an die Palastfronten Sanmicheli's. In der zierlichen Ornamentik, welche die Massen belebt, kommt wieder die heimische Weise zur Geltung. Die Wahl des Stils findet in der ganzen Oertlichkeit wie in der Natur der Aufgabe ihre Rechtfertigung. An der Stätte, wo die Meister des Barockstils, ein Fischer v. Erlach und Matthielli, ihre brausenden Register gezogen haben, würde jeder sanftere Stilaccord wirkungslos verhallt sein.

Unsere Musterung der Monumentalbauten des modernen Wien ergiebt zugleich einen Abriss der hier in Stein gemeisselten Stilgeschichte. Es ist derselbe kunstgeschichtliche Process, den die

Architektur des neunzehnten Jahrhunderts allerorten aufweist, nur mit bestimmten Wiener Accenten, welche dem volleren, reicher modulirten Organ des Volksgeistes entsprechend stets eine Bevorzugung der späteren vor den früheren und strengeren Stilformen zeigen. Auch die Privatarchitektur hatte dieses Repetitorium der Stile durchzumachen, das uns vom Hellenenthum bis zum Mittelalter, von der Frührenaissance bis zum Barock und Rococo geführt hat, und eben sich anschickt, auch Louis Seize und Empire in sein Repertoire aufzunehmen. Dass weder die antike noch die mittelalterliche Formensprache diese Gebiete dauernd beherrschen werde, liess sich vermuthen. Auch die sogenannte deutsche Renaissance fand hier nur wenig Anklang. Alle diese Stile sind aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgewachsen, eignen sich sehr wohl für das in Wien schwer einzubürgernde Familienhaus, aber nicht für den hier dominirenden grossstädtischen Zinspalast. Nur die aus dem römischen Weltstil erwachsene italienische Renaissance mit ihrem wohlgegliederten, kraftvoll profilirten Stockwerksbau konnte in Wien wirklich zur Herrschaft gelangen. Sie übte diese zunächst in jenen massvoll edlen Formen, welche den besten Werken Romano's und Schwendenwein's, dem früheren Palais Schey, dem Palais Wiener, auch mehreren stattlichen Bauten von Schachner, Tietz, Tischler, Wagner, Streit, Claus und Gross, Thienemann, Dörfel, Abel, Schumann und Anderen eigen sind. Was in diesen Bauten, auch ganz abgesehen von ihrer vornehm wirkenden Façadenarchitektur, durch praktische Grundrisseintheilung, schöne luftige Vestibul- und Treppenräume, gediegene und reiche Decoration für das moderne grossstädtische Wohnhaus geleistet worden ist, wird immer einen Glanzpunkt unseres Kunstlebens bilden. — Neben der strengeren Weise hatte sich jedoch schon früh auch eine freiere und opulentere Richtung geltend gemacht. Van der Nüll's Waarenhaus der Firma Haas und Hasenauer's Aziendahof am Graben, verschiedene Häuser von Stattler, Wurm u. A. sind als Vorbilder dieser Gattung zu nennen. Besonders rühmenswerth ist an manchen der genannten Werke das Bestreben, mit den conventionellen Formen auch den hergebrachten Verputzbau zu überwinden und echtes Steinmaterial, selbst farbigen Marmor an seine Stelle zu setzen. Ausser dem Aziendahof und dem Klein'schen Hause von Tietz sind namentlich der eben im Bau begriffene Granitpalast der Gesellschaft Equitable von Streit und das von Fellner und Helmer erbaute Haus der Herzogin de Castries in der Rothenthurmstrasse mit seiner ganz aus Granit und Marmor hergestellten Façade in dieser Hinsicht beachtenswerth. Die letztgenannten

beiden Architekten, die Erbauer des früheren Stadttheaters (jetzigen Ronacher'schen Etablissements) und des im Entstehen begriffenen deutschen Volkstheaters, zählen zu den wenigen Vertretern der deutschen Renaissance in Wien (Kranner'sches Haus am Stephansplatz, Margarethenhof), haben diese jedoch in ihren neuesten Schöpfungen gegen einen zierlichen Rococostil Altwienerischen Charakters eingetauscht, der auch von Seiten anderer jüngerer Architekten, vorzugsweise bei der Decoration vornehmer Prachträume, wieder eifrige Pflege findet. Unter den Anhängern der deutschen Renaissance verdient A. v. Wielemans einen Ehrenplatz. Er hat den Stil nicht nur im Privatbau mit Glück angewendet, sondern ihm mit seinem fein durchgebildeten Justizpalast auch unter den Monumentalbauten eine Stelle zu erobern gewusst. Sein Eckhaus am Stock-im-Eisenplatz ist ein ansprechender Versuch, der gemalten Façade wieder Anklang zu verschaffen. Das Beispiel wäre namentlich bei dem unabweislich gewordenen Umbau der alten Stadt häufigerer Nachfolge werth, als sie ihm bisher zu Theil geworden ist. Dasselbe gilt von der durch Ferstel, Laufberger, Kosch u. A. wieder eingeführten Majolica- und Sgraffito-Decoration. Vornehmlich in Verbindung mit dem noch immer allzu seltenen Ziegelrohbau, mit glasirten Terracotten oder auch mit farbigem Stein, würde diesen malerisch reizvollen Verzierungsweisen noch manche bisher unerreicht gebliebene Wirkung abzugewinnen sein. Ein schönes Beispiel verwandter Gattung bietet das Porzellanhaus des Herrn Wahlis von Korompay. — Den der deutschen Renaissance verwandten Stil, welchen Ernst und Wächtler, K. Kaiser, Wendeler und Hieser, Roth, v. Wieser u. A. bei Häusern und Innendecorationen mit Glück angewendet haben, sehen wir neuerdings mehr und mehr barocken Formen weichen. In den verschiedensten Theilen der Stadt erheben sich Façaden mit korbartig ausladenden Erkern und Balconen, zeltförmigen Fensterbedachungen, verschnörkeltem Holz- und Eisenwerk, und auch im Innern dieser Bauten erobert sich die Barock- und Rococo-Decoration immer mehr Terrain. Rumpelmayer, Adam, Bressler und Korompay sind als die namhaftesten Vertreter dieser Stilweise zu bezeichnen. — Ein glänzendes Muster moderner Spätrenaissance hat Karl König in seinem Ziererhof (neuerdings Philipphof) aufgestellt. Hier verbinden sich lebensvoll wirksame einheimische Traditionen mit der gediegensten Kenntniss der von den grossen Italienern ausgebildeten Formenwelt. Auch für die technische Ausführung und die plastische Decoration ist dieser edle Bau ein Musterwerk. — Die jüngste Phase des palastartigen Wiener Zinshauses

ist als die des opulenten Stiles zu bezeichnen. Franz Neumann hat in seinen mit grossartigen Laubengängen ausgestatteten Häusern am Rathhausplatz dafür den Ton angeschlagen. Aber während sich hier die Gesammtform der Anlage, für welche ein von Friedr. Schmidt entworfener Plan vorliegt, noch in massvoll bewegten Linien hält und gediegene Feinheit in der Ausführung den Formenreichthum durchdringt, drohen in jüngster Zeit barocke Willkür und Streben nach Effect um jeden Preis alle bestehenden Schranken gewaltsam niederzureissen. An hundert Strassenecken schiessen Kuppelthürme empor; breite Mansardendächer von geschweifter, ausgebauchter, aufgeblähter Gestalt bekrönen die Mittelrisalite der Façaden. Kaum hat sich ein solches Dachungeheuer auf den Baukörper eines Zinspalastes niedergelassen, so reckt daneben schon ein zweites, noch absonderlicheres, seine Glieder in die Lüfte. Wir sind am Gegenpol des Kasernenstils angelangt; auf die Nüchternheit folgte der Uebermuth und es ist nicht abzusehen, wohin dieser noch führen wird.

Hocherfreulich ist es dagegen, dass in jüngster Zeit auch das Familienhaus, das Stiefkind der Wiener Architektur, einen künstlerischen Aufschwung genommen hat. Was im Centrum der alten und neuen Stadt nur höchst vereinzelt und schwierig zu erreichen war, das vollzieht sich an der Peripherie, vornehmlich in dem unter Ferstel's und Borkowski's Leitung entstandenen Cottage-Viertel. Hier sind eine grosse Anzahl mustergiltiger Familienhäuser in jenem von England herübergekommenen Stil entstanden, welcher gediegene Schlichtheit mit Comfort und Eleganz zu verbinden weiss. Durch die Anlage des Parkes auf dem Terrain der »Türkenschanze« wird dieses in raschem Wachsthum begriffene Häuserviertel neue Reize und Anziehungspunkte gewinnen. Es wäre dringend zu wünschen, dass bei dem bedeutendsten städtischen Bauproject, dessen Verwirklichung wir von der nächsten Zukunft zu gewärtigen haben, bei der Anlage des neuen Wien-Boulevards, dem Familienhause und dem palastartigen Wohnhause herrschaftlichen Stils die ihm gebührende Stelle gewahrt werden könnte. Die beiden Palais der Freiherren von Rothschild auf der Wieden, von den Architekten Girette und Destailleurs, dürfen als schwer zu überbietende Muster derartiger Anlagen gelten. Welch' ein reizvoller Anblick würde es sein, wenn eine Kette ähnlicher, wenn auch viel schlichterer kleiner Paläste, mit Vorgärten und reichem Gitterwerk, von Blumenbeeten und Gebüsch begleitet, sich neben den Alleen des neuen Boulevards hinzöge und im Weichbilde von Schönbrunn in zierlichen Cottages ihren Abschluss fände!

Die Geschichte der modernen Städte lehrt, dass auch das Verkehrswesen mit seinen Bahnhofshallen, Stationshäusern und Viaducten sich keineswegs unempfänglich erweist für die Anforderungen der Schönheit. Wien lässt in seinen Bahnhöfen einen Fortschritt in dieser Hinsicht klar erkennen, obschon bei dem Mangel einer Centralstation der Hallenbau hier keine so riesigen Dimensionen angenommen hat, wie an anderen Orten. Der Vergleich der älteren Bahnhöfe, des Nordbahnhofes und des Westbahnhofes, mit dem Neubau des Südbahnhofes von Flattich und Wilhelm, dem Nordwestbahnhof von Bäumer und namentlich mit dem Bahnhof der Franz Josefs-Bahn von Barvitius, zeigt das schrittweise Vorwiegen einfach grosser, massvoll durchgebildeter Anlagen über einen verschwenderischen Decorationsstil, der hier ohne alle Berechtigung ist.

Der auch für Wien zum dringenden Bedürfniss gewordene Bau einer Stadtbahn wird die schwierige Aufgabe zu lösen haben, die praktischen Zwecke des grossstädtischen Verkehrs mit den Forderungen der Kunst in Einklang zu bringen.

Einen wichtigen Factor in dem Gesammtbilde jeder städtischen Ansiedelung bilden die Brücken. Da nicht die Donau selbst, sondern nur ein vom Hauptstrom abgezweigter Canal und der Wienfluss das Innere der Stadt durchziehen, blieb für Wien ein so grossartiger Brückenbau, wie ihn Budapest in seiner Kettenbrücke besitzt, leider ausgeschlossen. Der gewaltige Bau der Kronprinz-Rudolfsbrücke wird erst seine volle Bedeutung erhalten, wenn einst die Donaustadt verwirklicht ist. Die künstlerisch gestalteten oder doch verzierten kleineren Brücken innerhalb der Stadt, die Elisabethbrücke, die Aspernbrücke, die Tegetthoffbrücke, die Stephaniebrücke, die Augartenbrücke u. a. kommen ihrer verhältnissmässig unbedeutenden Dimensionen wegen für den Prospect des Ganzen kaum in Betracht.

Man hat es oft laut beklagt, dass bei der Anlage des neuen Wien für grössere Plätze und wirkungsvoll angelegte Avenuen zu wenig gesorgt worden sei. Bei dem wiederholt in Discussion gezogenen Generalplan für die weitere Entwickelung der Stadt wird man diesem bedeutsamen Element gewiss die nöthige Beachtung widmen.

Der Mangel an Plätzen erklärt zum Theil auch die Seltenheit plastischer Monumente und kunstvoll geschmückter Brunnen. Erst die jüngste Zeit begann eifrig nachzuholen, was seit der Glanzepoche des Barockstils nahezu gänzlich vernachlässigt worden war: mit glücklichen Erfolgen vornehmlich auf dem Gebiete der

Monumentalbildnerei, während für die Brunnensculptur noch viel zu schaffen übrig bleibt.

Für die Lage der Dinge in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zeugen Marchesi's Monument des Kaisers Franz, die Brunnen von Schwanthaler und von van der Nüll und Preleuthner auf der Freiung und vor der Wiedener Paulanerkirche. Trotz aller Gediegenheit der ersteren beiden und trotz aller Zierlichkeit des letzteren können wir uns doch eines Lächelns kaum erwehren bei dem Gedanken, dass dies der Stand der damaligen Wiener Bronzeplastik war. Alles Leben, aller Schwung schien darin wie erstorben. — Die Geschichte der Sculptur weist mehrere Belege dafür auf, dass ihr Gedeihen in erster Instanz von der Einkehr zum Naturstudium, zur Charakterstrenge bedingt ist. Auf die Naturalisten und Charakteristiker folgen die Idealisten und Stilisten. So war es auch in dem heutigen Wien. Der akademische Normalstil, wie er seit Canova's und Franz Zauner's Tagen durch Klieber, Kaehssmann, den trefflichen Bauer u. A. gepflegt wurde, hätte nie einen frischen Schoss zu treiben vermocht ohne den kräftigen Impuls, der von Fernkorn's und Hans Gasser's Werken ausging. Man hat sie den Romantikern beigezählt. Es kann das nur heissen, dass Beide von innen heraus, der Eine von der Charakter-, der Andere von der Empfindungsseite her, zu einer neuen plastischen Ausdrucksweise zu gelangen strebten. Das fein angelegte Talent Hans Gasser's hat in Wien mehr anregend als durchgreifend gewirkt. Sein »Donauweibchen« im Stadtpark, seine Statue Ihrer Majestät der Kaiserin in der Halle des Westbahnhofes, seine schönen Nischenfiguren am Carltheater, sein Sonnenfels auf der Elisabethbrücke, seine decorativen Arbeiten im alten Magistratsgebäude, die Brunnenfiguren vor dem Hofoperntheater und manche seiner Porträtbüsten (Jenny Lind, Rahl, Marko u. A.) zeugen von edler Naturauffassung und frischem Lebensgefühl. Aber der echte plastische Zug geht ihnen ab, welchen die monumentale Bildnerei grossen Stiles fordert. Anton Fernkorn's derbere und schwungvollere Natur war dazu angethan, diesen Stil wenigstens vorzubereiten, wenn auch nicht in vollendeter Weise durchzubilden. Sein Heiliger Georg im Hofe des Palais Montenuovo, sein Erzherzog Karl und Prinz Eugen auf dem äusseren Burgplatze sind die ersten Denkmale stilvoller Bronzeplastik im modernen Wien. Ihm verdanken wir zugleich die Wiederbegründung einer gross angelegten Kunstgiesserei für Bronzewerke, ohne welche die selbständige Entwickelung dieses hochwichtigen Zweiges der einheimischen Kunst nicht denkbar gewesen wäre. Die durch lange

Jahre von Fernkorn geleitete, neuerdings ihres staatlichen Charakters entkleidete, treffliche Anstalt steht gegenwärtig unter der Direction von Pönninger und Röhlich. Neben ihr hat in jüngster Zeit auch die Kunstgiesserei von Turbain sich mit glücklichem Erfolge dem Bronzeguss monumentalen Stils zugewendet. Während man früher grössere Aufträge dieser Art in München, Lauchhammer oder Nürnberg ausführen lassen musste, besitzt Wien jetzt für alle derartigen Arbeiten, die grössten wie die kleinsten, ausgezeichnete Kräfte. Das Schwarzenberg-Monument in Wien, die Tegetthoff-Denkmäler in Wien und Pola, das Schiller-Denkmal und das Beethoven-Denkmal, der statuarische Bronzeschmuck des Hofoperntheaters, der Hofmuseen, des Parlamentsgebäudes, endlich das grossartige Maria-Theresia-Denkmal in Wien und zahlreiche andere Werke des Erzgusses wurden in den genannten Giessereien hergestellt.

Die Entwickelung des Erzgusses hatte den Aufschwung der monumentalen Bildnerei zur Voraussetzung. Auch in dieser Hinsicht emancipirte sich Wien von der Production des Auslandes, ohne gegen die segenbringenden Wirkungen freier Wettbewerbung blind zu sein. Der geistvolle Hähnel, der poetisch feinbegabte Schilling sind durch bedeutsame Schöpfungen edler Conception hier vertreten. Der Erstere nahm auch als Lehrer längere Zeit hindurch auf die hervorragendsten Talente der jüngeren Wiener Schule, wie Kundmann, Benk, Gastell u. A. einen nachhaltigen Einfluss. Das letzte Decennium hat diesen Schulzusammenhang gelöst, seit durch die Berufung Zumbusch's und Kundmann's an die reorganisirte Bildhauerabtheilung der Wiener Akademie, für welche in dem Gebäude nahe der Belvedere-Linie besondere Werkstätten und Schulräume aus Staatsmitteln hergestellt wurden, in Wien für die volle künstlerische Ausbildung der nachwachsenden Generation hinreichend gesorgt ist.

Die schwierigsten Aufgaben der Bronzebildnerei fielen Zumbusch zu und seine Kraft ist gewachsen angesichts der immer höher gesteckten Ziele: dem gewaltigen Genius Beethoven's wie der schlichten Grösse Radetzky's ist er in gleicher Weise gerecht geworden, und in seinem figurenreichen Denkmal der grossen Kaiserin hat er dem Ideal völkerfreundlicher Herrscherwürde, welches diese hohe Frau verkörperte, einen allgemein verständlichen Ausdruck zu verleihen gewusst.

Obwohl auch Kundmann, wie u. A. sein Tegetthoff und seine schönen Victorien vor den beiden Hofmuseen beweisen, dem strengen Stil der Bronzeplastik durchaus nicht fern blieb, bewährte

sich seine fein durchgeistigte Kraft doch vorzugsweise auf dem Gebiete der Marmorsculptur. Zwei Wiener Kinder edler Art, Schubert und Grillparzer, verdanken ihm ihre plastische Verkörperung. Auch Raimund möchten wir durch ihn in Marmor verewigt sehen, wie jene, von Grün umgeben, an einem der belebtesten Punkte der neuen Parks, als den guten Genius der Jugend und der Volkspoesie.

Die Wiederbelebung und geistige Verfeinerung der Marmorsculptur darf überhaupt als eine der erfreulichsten Erscheinungen in unserem Kunstleben bezeichnet werden. Die besten Kräfte mussten verkümmern, so lange man für sie nur Sandsteinfiguren an Kirchenportalen oder Kasernenthoren als Aufträge kannte. Was Bauer und Klieber, auch H. Gasser und Pilz an tüchtigen Arbeiten in diesem Material geliefert, erhebt sich selten über das decorative Niveau. Noch fabrikmässiger, wenn auch in technischer Hinsicht oft recht anerkennenswerth, sind die zahlreichen Figuren in Terracotta, mit welchen viele, selbst öffentliche Bauten Wiens am Aeusseren wie im Inneren ausgestattet sind. — Um so verdienstlicher ist es, dass die jüngste Epoche vornehmlich in dem reichen Sculpturenschmuck der Universität und des Parlamentsgebäudes den edlen Marmor wieder in sein Recht eingesetzt hat. Für das Innere der Universität schuf Zumbusch die überlebensgrosse Marmorstatue Sr. Majestät des Kaisers im Toisonordensornate. Durch den Giebelschmuck der Universität, welche die Erscheinung der Pallas Athena unter den Göttern darstellt, bewährte Josef Tautenhayn, der treffliche Medailleur, auch in der Kunst grossen Stils seine Meisterschaft. Die Hauptaufgabe bei der plastischen Ausschmückung des Parlamentsgebäudes fiel Edmund Hellmer zu. Sein eben vollendeter Marmorschmuck des Mittelgiebels über der vorderen Eingangshalle verherrlicht in grossgedachter lebensvoller Gestaltung den Kaiser als den Geber der Verfassung, umringt von den Personificationen der Kronländer Oesterreichs. Das Material dieser Sculpturen ist der überhaupt in der neusten Zeit vielfach zur Anwendung gekommene grosskörnige Laaser Marmor. Der plastische Schmuck des Parlamentsgebäudes wird erst ganz vollendet sein, wenn auch die Rampenpfeiler, die Flaggenhalter und der für die Mitte des Vorgartens bestimmte Austriabrunnen ihre Plätze füllen. — Für die Brunnenplastik thut, wie schon früher angedeutet wurde, dringend ideale Hilfe noth. Was die letzten Decennien in diesem Gebiete hervorgebracht, steht nicht auf der Höhe der Zeit. Anton Wagner's reizendes Gänsemädchen erfüllt seinen Zweck nur innerhalb einer beschränkten Raumsphäre; der

stattlich componirte Albrechtsbrunnen wird verdorben durch seinen plumpen Figurenschmuck; die schönen Talente Theodor Friedl's, Tilgner's, Weyr's für Arbeiten solcher Gattung wurden bisher nur unzureichend ausgenützt. Die letzteren Beiden massen kürzlich ihre Kräfte in kühn erdachten Entwürfen für den plastischen Schmuck des Hochstrahlbrunnens vor dem Schwarzenberg'schen Sommerpalais, leider ohne dass der aus der alten Wiener Tradition hervorgekeimte Gedanke bis jetzt auf fruchtbaren Boden gefallen wäre.

Die Steinsculptur kirchlichen Stils besitzt vornehmlich in Joseph Gasser, dem Urheber zahlreicher stilvoller Bildwerke an der Votivkirche und an anderen Bauten, sowie an Franz Erler, einem Schüler Bauer's, ausgezeichnete Vertreter. Bei dem wiedererwachten Bestreben, die kirchliche Kunst dem fabrikmässigen Betriebe der modernen Ausstattungsateliers zu entreissen, dürfen wir auch für diesen edlen Zweig eine regere Förderung erhoffen.

Dasselbe gilt von der Grabsculptur, welche lange Zeit hindurch zu einem noch kümmerlicheren Dasein verurtheilt war, als die übrigen Gattungen der Bildnerei. Als Mittelpunkt des neuen, auf Grundlage der Pläne von Mylius und Bluntschli errichteten Wiener Centralfriedhofes ist ein plastisch reich ausgestatteter Camposanto gedacht, in dessen Hallen und näherer Umgebung die hervorragenden Bürger Wiens ihre Ehrengräber finden sollen. Architektur und Plastik arbeiten gemeinsam daran, diese Stätte der Pietät in würdiger Weise auszustatten, und nach der Weise der Alten durch Schönheit zu verklären, was dem Tode verfallen ist. Dort erheben sich bereits die architektonisch reich und zierlich ausgeschmückten Grabdenkmäler von John und Uchatius, entworfen von Wielemans, sowie das von Hauser und Herdtle gezeichnete Denkmal Eitelberger's; unter den plastisch ausgestatteten Grabmälern seien erwähnt: das Grab Amerling's von Benk, die in der Ausführung begriffenen Denkmäler für Makart von Edm. Hellmer und für Schubert von Kundmann, endlich das Denkmal für die Opfer des Ringtheaterbrandes mit der Gestalt der trauernden Vindobona von Weyr.

Kehren wir von den Gräbern in das bewegte Leben zurück und sehen uns nach den mannigfachen Aufgaben um, welche der Festraum, das Haus, die Geselligkeit, der Ruhmsinn, das Luxusbedürfniss der Plastik stellen, so hat die Wiener Kunst für Alles dies eine Fülle von reizenden Schöpfungen und beweglichen Talenten aufzuweisen. Namentlich da, wo die grosse Plastik an's Decorative grenzt oder sich schlechtweg als Ornament gibt, sprudelt ein alter,

stets reichlich genährter Born echt Wienerischer Findigkeit und Geschicklichkeit. Wie sich dieser angeborene Formensinn vor zwanzig oder dreissig Jahren leicht in's Romanische, Byzantinische und Gothische hineinfand, ebenso gefügig folgte er mit dem Aufkommen der modernen Geschmacksrichtung den mannigfaltigen Wendungen der Renaissance bis in den gegenwärtig besonderer Gunst sich erfreuenden Barockstil. Durch diesen kommt namentlich die Stuccodecoration wieder neu in Gebrauch und wird hoffentlich bei tieferem Eindringen in den Geist der alten Muster noch zu feinerer Blüthe sich entwickeln als bisher, um der fabrikmässigen Cementverzierung den Weg zu verlegen. Aus dem Gebiete der plastischen Ornamentationskunst mag hier nur auf die zahlreichen Arbeiten von Lavigne, Müller, Pokorny, Schindler, Schönfeld, Schönthaler und Völckel hingewiesen werden. — In der decorativen Sculptur vorwiegend figürlicher Art besitzt Wien, wie bereits angedeutet, an Friedl und Weyr zwei Talente von hohem Rang. Von Ersterem rührt u. A. die grandios bewegte Heliosgruppe am Ziererhof (jetzt Philipphof), von Letzterem der figurenreiche Bacchuszug an der Façade des neuen Hofburgtheaters und die im Stile Michelangelo's componirte plastische Decoration an der Decke des Zuschauerraumes in demselben Gebäude, sowie der malerisch componirte Reliefschmuck für das Grillparzerdenkmal her. Auch in Werken plastischer Kleinkunst hat er sich ausgezeichnet. — Für die Kleinplastik ist in erster Linie der aus der Dresdener Schule stammende, feinbegabte Otto König, der Schöpfer zahlreicher sinnig erfundener Brunnengruppen, Tafelaufsätze und sonstiger Zierarbeiten, mit Erfolg thätig. Doch cultivirt er zugleich, wie u. A. seine herrliche Victoria für Pola beweist, die grosse Sculptur mit entschiedenem Beruf. — Durch ihr mit König gemeinsames Wirken an der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums sehen sich der treffliche August Kühne, der vorzügliche Ciseleur Stephan Schwarz und der namentlich als Holzbildschnitzer bewährte H. Klotz auf die Pflege der decorativen Sculptur kunstgewerblichen Charakters hingewiesen. Das blühende Gedeihen des Kunstgewerbes wird nur dieser steten innigen Verbindung mit der Kunst verdankt.

Eine Specialität ersten Ranges besitzt Wien in seinem Porträtbildhauer Victor Tilgner. Er hat mit energischem Griff über den ihm anerzogenen Idealstil hinaus den geistvollen Naturalismus der Quattrocentisten wieder in das plastische Bildniss einzuführen gewusst. Seine Porträtbüsten des Grafen Edmund Zichy, des Fürsten Salm,

Ludw. Lobmeyr's, Aimé Boué's, Leop. Müller's, der Frau Wolter und viele andere sind Meisterschöpfungen geistvoller Charakteristik. Von der sie beherrschenden malerischen Auffassung und Behandlung ist nur ein Schritt zur wirklichen Malerei; wir finden es daher ganz natürlich, dass Tilgner als einer der Ersten sich der plastischen Polychromie zugewendet und auch in dieser Hinsicht einige mustergiltige Leistungen hervorgebracht hat. Vornehmlich in der Darstellung weiblicher Schönheit von einem gewissen pikanten Liebreiz, welcher die Morbidezza der Formen wie ein zarter Duft umweht, ist Victor Tilgner ein mit Recht weitberühmter Meister. — In plastischen Kleinkunstwerken, Gruppen, Büsten von lebensvoller Ausführung und geschickter Polychromie hat sich neben ihm Arthur Strasser als ein verwandtes Talent von seltener Kraft bewährt.

Wenn man die gedrängte Colonne der übrigen tüchtigen bildhauerischen Kräfte Wiens überblickt, die Costenoble, Schmidgruber, Silbernagel, Haerdtl, Natter, Pendl, von den Jüngeren und Jüngsten David, Düll, Hoffmann, Kalmsteiner, Lax, Probst, Schwerzek, Seib, Seidan, Sterzer, Swoboda, Vogel, H. Bitterlich, Brandstetter u. A., so möchte man wünschen, dass für sie Alle noch lange die Zeit regen Schaffens fortdauern möge, deren sich das neu erstandene Wien in den letzten Decennien zu erfreuen hatte. Die Monumentalbauten stehen bis auf die Hofburg vollendet da. Aber noch fehlt manches Denkmal, welches Wien seinen grossen Bürgern, den Heroen deutschen Geistes, den Staatsmännern wie den Feldherren, den Männern des Wortes wie der That schuldet. Das Mozart- und das Göthe-Denkmal befinden sich in Vorbereitung; Anastasius Grün und Lenau sollen zur Seite Schiller's ihre Plätze bekommen; für Starhemberg und seine Ruhmesgenossen aus der Türkenzeit wird sich in St. Stephan das von Edm. Hellmer ausgeführte grossartige Monument erheben. Doch nicht nur auf den weiten Plätzen und im Innern der Kirchen und Paläste, sondern auch an mancher anderen, dicht an den frequentesten Strassen gelegenen Stelle, inmitten der Parks, an Kreuzungen und Rampen, in Höfen und Nischen wären leicht noch viele wirkungsvolle Standpunkte für Werke der statuarischen Kunst zu finden, welche dem Gesammtbilde der Stadt zur belebenden Zierde gereichen würden. Wie oft erringt ein plastisches Werk als Modell in einer Ausstellung sich den höchsten Preis und muss dann Jahre lang im Atelier seines Urhebers oder in Gängen und Magazinen vergebens auf einen Besteller seiner definitiven Ausführung harren! Die Städte des Alterthums waren mit Tausenden von Statuen und

Gruppen angefüllt. Nichts gewährt uns in Italien eine festere Ueberzeugung von der seit Jahrhunderten fortwirkenden, das ganze Volk durchdringenden Triebkraft der Kunst als der Reichthum des Landes an plastischen Kunstwerken. Das Brunnenbassin, die Markthalle, der Spielplatz, der Spitalhof haben dort an dem Segen der Kunst keinen geringeren Antheil als die Bauten und Plätze von idealer Bestimmung. Niemand erblickt darin eine Entweihung des Schönen, dass um Benvenuto's »Perseus« und Gian Bologna's »Raub der Sabinerinnen« die liebe Gassenjugend sich tummelt und dass die Thüren Ghiberti's, die nach Michelangelo's Wort würdig wären, die Pforten des Paradieses zu sein, unmittelbar an das dichteste Strassengewühl mit dem Staub und den Fährlichkeiten des täglichen Lebens herangerückt sind. In räumlicher Nähe spricht geistige Hoheit nur um so vernehmlicher und mächtiger.

Auch als häuslicher Schmuck wäre der Plastik neben der Malerei noch eine weit ergiebigere Thätigkeit zu wünschen, als ihr bisher zu Theil geworden. Wir gewähren hier gewöhnlich nur der plastischen Kleinkunst, höchstens der Porträtbüste Raum und begnügen uns für die letztere nicht selten mit Surrogaten. In der plastischen Kleinkunst hatte Wien von jeher sich ausgezeichneter Kräfte zu rühmen. An Jos. Dan. Böhm, Jos. Cesar, den Urheber des schönen O'Donnell-Schildes, Franz Gaul d. Aelt., Conr. Lange, K. Radnitzky reihen als Hauptvertreter der jüngeren Generation Jos. Tautenhayn, Ant. Scharff, Friedr. Leisek u. A. sich an. Ihre Wirksamkeit erstreckt sich namentlich auf das Gebiet der Medailleurkunst, in welcher Ant. Scharff neuerdings durch seine geist- und lebensvollen Miniaturporträts einen weit über die Grenzen der Heimat hinausreichenden Ruhm sich erworben hat. Jos. Tautenhayn, den wir als Bildhauer grossen Stils gewürdigt haben, cultivirt mit wachsendem Erfolge die Goldschmiedekunst idealen Inhalts: der Schild mit der Darstellung des Kentaurenkampfes und die Fruchtschale mit dem Raube der Proserpina und den vier Elementen, beide im Besitze Sr. Majestät des Kaisers, bilden die Glanzpunkte seiner bisherigen Thätigkeit. — Auch Weyr und Karl Sterrer wandten ihr Talent wiederholt ähnlichen Aufgaben zu.

Eifrigerer Pflege und wärmerer Sympathie als die Sculptur erfreut sich in Wien von Altersher die Malerei. Sie liegt dem weichen, musikalischen Sinn des Volkes näher, sie besitzt mehr Lebensfülle und in die Sinne fälligen Glanz. Nicht Gedankentiefe und

schwerwiegender Ernst, sondern Anmuth, Kraft und blühendes Colorit bilden die Grundzüge der Wiener Malerschule. — Vergleicht man die drei Koryphäen der neudeutschen und romantischen Richtung, welche Oesterreich und insbesondere Wien in der an Cornelius und Overbeck sich anschliessenden Künstlergruppe vertreten, nämlich Führich, Schwind und Steinle, mit den Repräsentanten der verwandten deutschen Schulen, so tritt selbst in dieser strengen, zeichnerischen, weltfernen Kunst die österreichische Stammeseigenthümlichkeit deutlich zu Tage. Wessen Sinne geschärft sind für die Wahrnehmung geistiger Zusammenklänge aus verschiedenen Sphären, der wird das Uebereinstimmende herausfühlen, das in Schwind's Märchenbildern und in Schubert's Liedern lebt. Und wer in Führich's Zeichnungen blättert, in seinem Genoveva-Cyklus, der Erzählung vom »Verlorenen Sohn« oder in den Illustrationen zum Thomas a Kempis, den umweht stets ein Hauch unmittelbarer Naturempfindung, der auch das Entlegene ihm lieb und vertraut macht. Noch die allerletzten Schöpfungen des Meisters tragen diesen untrüglichen Stempel. Die Hand des Greises wurde zitterig, aber sein inneres Empfinden blieb kraftvoll, sein Naturgefühl malerisch lebendig bis zur letzten Stunde. — Bei Rahl und vollends bei Makart bedarf dieser malerische Grundzug, dessen die österreichische Kunst sich zu rühmen hat, keiner besonderen Betonung. Nur das ist beachtenswerth, dass der farbige Sinn des Ersteren sich mit einem plastischen Zuge der Composition verband, während die Kunst des Letzteren absolut nur malerische Gesetze kannte. Darin spiegelt sich klar der Umschwung der Zeit. Und wir wissen, dass den Stimmführern von heute selbst Makart's Ideal schon für ein überwundener Standpunkt gilt. Von der Linien- und Formenschönheit ist man zur Schönheit der Farbe und des Tones, von dieser wiederum zur ausschliesslichen Verherrlichung des Lichtes übergegangen, und die neuesten Hell-Licht-Maler perhorresciren ebensosehr die früheren Hell-Dunkel-Maler und Tonvirtuosen, wie diese vor Jahren sich abwendeten von den Meistern des Conturs und der Composition. Aber während an anderen Orten die Anhänger der verschiedenen künstlerischen Glaubenslehren sich unduldsam bekämpfen, gilt in Wien das grossstädtische »Leben und Lebenlassen« selbst in diesem Punkte. Wie in der Baukunst und Bildnerei, so blüht auch auf dem Felde der Malerei neben dem Neuen, das uns der Tag bringt, das Alte kräftig fort und Alles wirkt zusammen zu einem vielstimmigen farbenfrischen Ganzen.

Von den höheren Gattungen der Malerei hat die religiöse Historie gegenwärtig einen schweren Stand. Den ganzen Glaubensinhalt der christlichen Lehre nach Art der Bilderfolgen des Mittelalters in einem Cyklus grosser Wandgemälde darzustellen, ist nur Führich und seinen Genossen in der Alt-Lerchenfelder Kirche zu Theil geworden. Mancherlei Schöpfungen kirchlichen Stils, Altarbilder und Wandfresken, von den älteren Historienmalern der Epoche, wie Kupelwieser, Dobyaschowsky, Leop. Schulz u. A., sind in den Kirchen der Vorstädte und der Umgebungen versteckt, und fallen daher für die Entwickelung im Ganzen wenig in's Gewicht. Der gothische Stil, in welchem fast sämmtliche neueren Kirchen Wiens erbaut sind, lässt eine breite Massenentfaltung der Wandmalerei nicht zu. Diese muss sich in das Terrain mit der Glasmalerei theilen, und letztere hat denn auch in Wien aus der ihr günstigen Sachlage erfreulichen Gewinn gezogen. Unter den Malern kirchlichen Stils, welche für beide Zweige mit schönem Erfolge wirkten und wirken, ist in erster Linie Trenkwald zu nennen. Von seiner Hand rührt der malerische Schmuck des Kapellenkranzes der Votivkirche her; die farbenprächtigen Glasgemälde schildern das Leben der heiligen Jungfrau, die sinnig erfundenen, in zartem Frescoton gehaltenen Wandgemälde stellen die Entwickelung des Mariencultus dar. — Auch die Decoration des grossen Saales im akademischen Gymnasium ist in ihren figürlichen Theilen (Einzelfiguren der theologischen Tugenden, Kirchenväter und Landespatrone) Trenkwald's Werk. An der Ausführung war Mich. Rieser mit beschäftigt. — Führich selbst war in der Votivkirche bei der Ausschmückung der Fenster und Oberwände des hohen Chors durch Compositionen betheiligt, welche von seinem Schüler Aug. v. Woerndle ausgeführt wurden. — Ludwig Mayer, ebenfalls ein begabter Schüler Führich's, malte in der Chorapsis der Brigittenauer Kirche eine Reihe von Fresken mit Scenen aus dem Leben der heiligen Brigitta. — Zwei andere Jünger des Meisters, K. Madjera und K. Schönbrunner, bethätigten sich bei der Ausmalung der Kuppelkirche von Fünfhaus. — In jüngster Zeit hat auch das glänzend hergestellte Innere der Schottenkirche reichen modernen Bilderschmuck bekommen: von Aug. Eisenmenger und seinem Schüler Jos. Straka stammen je zwei Altargemälde, von einem anderen Schüler des Ersteren, Jul. Schmid, mehrere zum Theil kolossale, auf Leinwand gemalte Deckengemälde her, welche dem Raum zur farbigen Zierde gereichen. Den von Ferstel entworfenen schönen Hochaltar schmückt ein von Rieser

componirtes Mosaikgemälde. — Unter den besonders für die kirchliche Glasmalerei beschäftigten Künstlern sind in erster Linie Joh. Klein, Laufberger, der schon mehrfach genannte Rieser, Steinle und die zwei Gebrüder Jobst namhaft zu machen. Nach den Compositionen der Letztgenannten wurden, abgesehen von zahlreichen Glasgemälden in den modernen Kirchen Wiens, auch mehrere der schönen, von Wiener Bürgern und Familien gestifteten neuen Fenster in St. Stephan angefertigt, welche dem ehrwürdigen Dom einen lang entbehrten glänzenden Schmuck verleihen. Die Fenster wurden zum Theil von der Geyling'schen, zum Theil von der Neuhauser'schen Tiroler Glasmalerei-Anstalt ausgeführt.

Weit umfassender stellt sich uns die Thätigkeit der Historienmalerei profanen Stils dar; und zwar überwiegt hier entschieden die Darstellung idealen Inhalts, während die realistische auffallend zurücktritt.

In den sechziger Jahren herrschte Rahl's Einfluss vor. Zu seinen grossartigen Malereien für das Arsenal, deren bereits gedacht wurde, und von denen leider das Wichtigste blosser Entwurf geblieben ist, kamen der Paris-Cyklus im Palais Todesco, der bisher unausgeführte Fries für die Universität in Athen, die Einzelfiguren am Heinrichshof, der Vorhang für das Hofoperntheater und viele andere Compositionen gleicher Gattung. In allen diesen Werken waltet ein antiker Geist. Allerdings hat Rahl, namentlich in früherer Zeit, auch romantische und christliche Stoffe (Manfred, Hagen, Bilder bei den Piaristen und in der griechischen Kirche) in seinen Gestaltungskreis gezogen. Aber sein eigentliches Lebenselement war die classische Welt. Entweder entnimmt er den Stoff der hellenischen Götter- und Heroensage, und dichtet ihn, wie vornehmlich in seinem schönen Paris-Cyklus, in schöpferischem Sinne weiter, oder er giesst die grossen Gestalten und Ideenkreise der allgemeinen Culturwelt und der vaterländischen Geschichte in Formen von antiker Prägung um. Was ihn dabei von seinen deutschen Gesinnungsgenossen, z. B. von Bonaventura Genelli, wesentlich unterscheidet und ihm den durchaus Wienerischen Zug verleiht, ist die üppige, farbige Art der Erscheinung, welche allen seinen Schöpfungen eigen ist. Er hat sie genährt durch das Studium der grossen Venetianer, von denen besonders Tizian, Giorgione und Bonifazio seiner Empfindung sympathisch waren, und hat ihnen zugleich, in dem gern von ihm angewendeten Goldgrund, etwas von jener feierlichen Pracht der byzantinischen Kunst anzueignen gewusst, welche ja so vielfach ver-

schlungen war mit der schimmernden Culturblüthe der Republik von S. Marco. — In dem feurigen, gluthäugigen Meister mit dem Silenskopf steckte überdies ein grosses und nachhaltig wirksames didaktisches Talent. Kein moderner Wiener Maler hat in dem umfassenden Sinne grundsätzlich Schule gemacht, wie Rahl. Er bedurfte und bildete sich für die Ausführung seiner umfangreichen monumentalen Decorationen eine Reihe von ausgezeichneten Hilfskräften heran, welche dann später zu eigener freier Thätigkeit gelangt sind. Für Wien sind von seinen Schülern vornehmlich Ed. Bitterlich, Aug. Eisenmenger und der aus Oldenburg gebürtige Christian Griepenkerl, ferner Gust. Gaul und A. George-Mayer, der Landschaftsmaler Jos. Hoffmann, auch Mantler, Ign. Seelos und Romako, für Budapest in erster Linie K. Lotz und Mor. Than hervorzuheben. Als Hilfsarbeiter des Meisters und als Vertreter seiner Kunstrichtung von selbständiger Kraft stehen Bitterlich, Eisenmenger und Griepenkerl obenan. Bitterlich und Griepenkerl haben u. A. die Entwürfe Rahl's für das Hofoperntheater (Deckengemälde und Vorhang) nach dem Tode des Meisters allein ausgeführt. Unter den eigenen Schöpfungen der drei genannten Künstler seien noch genannt: die Deckengemälde und Wandzwickel im Speisesaale des Grand Hôtel (von Eisenmenger und Bitterlich), die Deckengemälde im früheren Palais Epstein (von Bitterlich und Griepenkerl), sowie im Palais W. Gutmann (von Bitterlich), sodann die schönen Wandfriese in den beiden Häusern des Parlaments (von Eisenmenger und Griepenkerl), endlich der herrlich bewegte, farbenprangende Fries im Stiegenraume der Hoffestloge des neuen Burgtheaters (von Eisenmenger). Die letzteren, erst in der jüngstverflossenen Zeit vollendeten Werke zeugen für die dauernde Lebenskraft der Schule, welche zwar keiner ihr wesensverwandten Neuerung sich verschlossen, vielmehr nach der malerischen Seite hin manchen frischen Reiz gewonnen, aber die Grundsätze, wie sie Rahl gelehrt, consequent aufrecht erhalten und fortentwickelt hat.

Ungefähr gleichzeitig mit Rahl und seinem Nachwuchs gewann in Wien ein verspäteter Absenker der Cornelianischen Schule Boden, dessen Triebkraft sich zwar mit jenem nicht messen kann, der aber gleichwohl in unserer geschichtlichen Uebersicht nicht unerwähnt bleiben darf. Wir meinen den im Jahre 1852 von Prag nach Wien berufenen Christian Ruben, welcher zwanzig Jahre lang die einflussreiche Stelle des Directors der k. k. Akademie der bildenden Künste bekleidete und eine Anzahl der tüchtigsten jüngeren Kräfte Wiens zu seinen Schülern zählte. Wir nennen darunter Ferd. Laufberger,

Arthur Grottger, Leopold Carl Müller, Mich. Rieser, K. Swoboda und Matth. Trenkwald. Die verschiedenen Richtungen, welche diese zum Theil bereits früher genannten Künstler vertreten, bekunden deutlich, dass es sich hier nicht um eine so geschlossene Phalanx von Gleichgesinnten oder Gleichgestimmten handelt, wie bei den Schülern Rahl's. Entwickelung der Individualität, nicht Uebermittelung einer bestimmten Doctrin war das Grundprincip der Ruben-schen Schule, und aus dieser sehen wir daher eine Anzahl von Malern hervorgehen, welche zum Theil den strengen Stil des Cornelius und seiner Zeitgenossen pietätvoll weiterpflegen, wie Trenkwald und Rieser, zum andern Theil sich empfänglich zeigen für geistig weit abgelegene, moderne Darstellungsweisen und Gedankensphären, wie Arthur Grottger, Laufberger und Leop. Müller. Von dem Letzteren wird unten bei der Genremalerei noch die Rede sein; Grottger's phantasievolle, weiche, lyrische Natur nahm in den Compositionen historischen Stils eine speciell polnisch-nationale Färbung an; ein Talent von ungemeiner Beweglichkeit und Anstelligkeit war das Ferdinand Laufberger's. Abgesehen von seinen zahlreichen Bildern und Zeichnungen genrehaften und satirischen Charakters, umfasste seine Thätigkeit die verschiedensten Zweige der historischen Composition. In der Votivkirche entwarf er, von den Glasfenstern abgesehen, die reizvollen musivischen Gestalten im Baldachin des Hochaltares und die schwebenden Engel am Vierungsgewölbe. Für das Hofoperntheater lieferte er den zweiten Vorhang mit den anmuthigen Kindergruppen und symbolischen Darstellungen zur Charakteristik der Tanzkunst und der leichten Musik. Auch im Gebiete der vorwiegend ornamentalen Kunst, mit welcher ihn seine Stellung an der Kunstgewerbeschule des Oesterreichischen Museums in nähere Berührung brachte, war er als Zeichner und Maler schöpferisch thätig. Unter den Künstlern, welche den Stil der modernen Wiener decorativen Malerei und Kunstindustrie während der sechziger Jahre begründet und auch noch in dem darauffolgenden Decennium wesentlich mit bestimmt haben, ist Laufberger als einer der Begabtesten zu nennen. — In verwandter Sphäre wirkt seit Jahren Franz Lefler; eine Reihe geschmackvoller decorativer Malereien in den modernen Häusern Wien's rührt von seiner geschickten Hand her.

Inzwischen war aber mit Hans Makart's Auftreten in Wien ein Umschwung von weitreichender Bedeutung eingetreten, der namentlich für Alles, was ideale Historie und Decoration heisst, völlig neue

Grundanschauungen herbeiführte. Die Ausstellung der »Modernen Amoretten« (1868), welcher kurz darauf die der »Sieben Todsünden« (oder der »Pest in Florenz«) sich anschloss, bezeichnet den Beginn der wunderbaren Laufbahn, welchen dieses allzu früh wieder verloschene Gestirn vor unseren staunenden Blicken hier durchmessen hat. Im Jahre 1869 folgte der damals neunundzwanzigjährige Künstler dem Rufe Seiner Majestät des Kaisers nach Wien, um sich auf dem ihm überlassenen Grunde nahe dem Gusshause jene weltberühmte Werkstatt zu errichten, welche selbst ein Kunstwerk von stimmungsvoller Pracht, gleichsam die farbige Hülle der darin waltenden und schaffenden Persönlichkeit war. Der bisherigen Kunstanschauung mit ihrem Fach- und Schachtelwesen trat hier zum ersten Mal wieder ein Genius nach Art jener Alten gegenüber, welchem die gesammte Kunst nur ein grosses einheitliches Ganzes war, organisch zusammenhängend, lebensvoll, lichterfüllt, eine zweite Natur innerhalb der ersten. Diese Persönlichkeit hatte auch das mit der Natur gemein, dass sie völlig naiv und scheinbar unbewusst die Aufgabe ihres Daseins erfüllte. Sie war unausgesetzt thätig und doch glich dieses rastlos arbeitsame Leben einem ununterbrochenen Festtage. Denn Alles, was mit ihm in Berührung kam, legte Feiertagskleider an, umgab sich mit Schmuck und Farbenpracht. Darin war der Zauber begründet, welchen Makart auf alle Lebenskreise übte. Wenn ihn Hoch und Niedrig, Handwerker und Künstler, der bürgerliche Kunstfreund wie der vornehme und fürstliche Mäcen gleich schätzten und liebten, so lag dem das richtige Gefühl zu Grunde, dass Alle auf eine solche Natur ein Recht haben, wie auf die Sonne, die uns bescheint. Makart's Wirksamkeit konnte sich ebenso wenig örtlich wie menschlich beschränken. Seine Werke durchzogen die Welt gleich leuchtenden Meteoren. Was er für Wien geschaffen hat, repräsentirt nur einen kleinen Bruchtheil seiner enormen Thätigkeit. Aber Eines gab er den Wienern allein: den Festzug vom Mai des Jahres 1879! Und das war eigentlich der ganze Makart: ein von ihm geschaffener lebendiger Fries aus vielen Hunderten in Festgewänder gekleideter Menschen, die für einige Stunden wenigstens den Traum jenes erhöhten Daseins träumten, zu dessen Verwirklichung uns die Kunst gegeben ward. — Prüfen wir Makart's grosse Compositionen historischen Charakters auf ihren Stoffinhalt und ihre künstlerische Grundtendenz, so ergibt sich, dass ihnen allen etwas von dieser Festtagsstimmung eigen ist. Sei es, dass er uns in die Götter- und Geisterwelt blicken lässt, wie in dem »Bacchusfest« oder den »Modernen

Amoretten«, sei es, dass er geschichtliche Momente wählt, wie den »Einzug Carl's V.« oder das »Huldigungsfest der Katharina Cornaro«: immer sind es Verherrlichungen der Daseinslust und der Genussfreudigkeit, welche seiner Phantasie den höchsten Schwung verleihen. Die reale Historie im Sinne seines Lehrers Piloty spielt bei Makart eine untergeordnete Rolle. Und dass auch das Bildniss, das Rückgrat der Historie, seine Stärke nicht war, ist allbekannt. Nichtsdestoweniger geht durch alle seine Schöpfungen ein kühner idealer Zug, ein hinreissender Strom glühender Empfindung, der sich in nie vorher gesehenen Farbentönen Ausdruck verschaffte. Er war ein Poet in seiner Art und ein Künstler, der bei aller innigen Vertrautheit mit den grossen Coloristen der alten Schulen doch ganz sein eigenes modernes Gepräge, seinen durchaus persönlichen Stil hatte. Dass er so früh abberufen wurde, ohne seine letzten, im Auftrage des Allerhöchsten Kaiserhauses unternommenen Arbeiten vollenden zu können, ist einer der schwersten Schläge, welcher die Wiener Kunst betroffen hat. Sein Entwurf für den Plafond des Stiegenhauses im kunsthistorischen Hofmuseum offenbart uns das Genie des Meisters in seiner ganzen bezaubernden Gewalt.

Auch Canon (Hans v. Straschiripka), Makart's Rivale bei der Ausmalung der kaiserlichen Museen, war ein hervorragendes coloristisches Talent, aber von mehr verstandesmässigem und grüblerischem Wesen als der träumerisch blickende Salzburger, dem Alles mühelos vom Himmel in den Schoss fiel. Seine glücklichsten Schöpfungen sind einige Werke ruhiger Existenzmalerei, wie das »Fischermädchen«, die »Mittagsruhe«, das »Familienglück«, die »Vier Elemente« und eine Anzahl kraft- und lebensvoll gemalter Porträts (wie das des Feldzeugmeisters v. Hauslab, des Schriftstellers E. Ranzoni, der Frau Friedländer, der Gräfin Schönborn u. a.), welchen man Canon's tiefe Kenntniss der alten Meister anfühlt, ohne dass deren Schatten störend vor das Bild der Natur träte. Nicht so voll und rein ist unsere Freude an den grossen, gedankenreichen Schöpfungen des Meisters, wie die »Loge Johannis« oder der »Kreislauf des Lebens« (für das Stiegenhaus des naturhistorischen Hofmuseums). Hier drängen sich Reflexion und Studium bisweilen allzu weit in den Vordergrund und dem Stil fehlt der eigenthümliche Stempel einer schöpferischen Individualität.

Es wurde schon oben als ein charakteristischer Zug der Wiener Kunst hervorgehoben, dass es ihr an bedeutenden Vertretern der Historienmalerei realistischer Art fast gänzlich fehlt. Das gilt von

der früheren, aber ganz vorzugsweise von der heutigen Zeit. Ein Pet. Joh. Nep. Geiger und Leander Russ kamen über die historische Illustration und den Carton nicht hinaus. Einer der tüchtigsten Repräsentanten der modernen Geschichtsmalerei, Carl v. Blaas, zu dessen Schülern Sigm. l'Allemand, Huber, Horovitz u. A. zählen, blieb mit seinen oben erwähnten Fresken im Waffenmuseum des Arsenals ohne jede eigentliche Nachfolgerschaft in Wien. Einzelne gut gemalte Historien- und Ceremonienbilder lieferten Ed. Engerth und C. Wurzinger. — Zu den wenigen grösseren Schöpfungen weltlicher Frescomalerei, welche in jüngster Zeit entstanden sind, gehören die Friesbilder und Zwickel im Gemeinderathssaale des neuen Rathhauses, von Ludwig Mayer (1886—1887). Sie veranschaulichen eine Reihe der wichtigsten Momente aus der Geschichte der Stadt, geben die Charakterbilder hervorragender Persönlichkeiten und versinnlichen zugleich die Wirksamkeit der Gemeinde auf den verschiedenen Gebieten des wirthschaftlichen und geistigen Lebens. Auf den letzteren idealen Darstellungen ruht auch hier das Hauptgewicht.

Es würde somit dem inneren Wesen der Wiener Historienmalerei durchaus entsprechend gewesen sein, wenn Anselm Feuerbach's poetisch angelegte Natur in Wien zu bedeutender Wirksamkeit gelangt wäre. Dass dies leider nicht der Fall gewesen ist, findet vorwiegend in Umständen persönlicher Art seine Begründung. Die einzige umfangreiche Schöpfung, welche der Meister in Wien zurückgelassen hat, sein »Titanensturz« mit den dazu gehörigen kleineren Deckengemälden für die Aula der k. k. Akademie der bildenden Künste, entspricht in der Durchführung nicht mehr ganz dem hohen Fluge der Conception, welcher Feuerbach eigen war. Einzelne Gestalten zeugen freilich immer noch von gewaltiger Kraft.

Wenn wir das letzte Werk der monumentalen Architektur Wiens, das neue Hofburgtheater, auf seinen malerischen Schmuck ansehen, so begegnen uns dort die jüngsten Talente der Schule und darunter auch einer der begabtesten Jünger Feuerbach's, Albert Hynais. Von ihm rühren die schönen Plafondgemälde im Zuschauerraume her: Lünetten und Rundbilder mit Darstellungen der dramatischen Dichter alter und neuer Zeit und ihrer Charaktertypen. Es ist ein entschieden französischer Zug in diesen hellen, farbenfrischen Malereien, der sich aus des Künstlers längerem Aufenthalt in Paris erklärt. Die geistvolle Charakteristik und die ideale Grundstimmung des Ganzen erscheint uns dagegen als ein Erbstück aus der Schule Feuerbach's, an deren Traditionen Hynais mit aller Treue hängt. —

Ed. Charlemont's grosse figurenreiche Compositionen im Foyer des Theaters haben ein vorwiegend französisches Gepräge. — In die echt Wienerische Sphäre versetzen uns dagegen die verheissungsvollen Werke der Gebrüder E. und G. Klimt und ihres Genossen Franz Matsch. Ihre Darstellungen der verschiedenen Epochen des Theaterwesens an den Gewölbedecken der grossen Treppenhäuser, besonders die der antiken Bühnenwelt angehörigen Scenen dürfen als brillante Leistungen dieser Art von decorativer Kunst bezeichnet werden. — Auch Rob. Russ, Hugo Charlemont und K. Karger sind unter den für den malerischen Schmuck des Gebäudes beschäftigten Meistern in Ehren zu nennen. — Den ganz im Geiste des Barockstils gedachten Vorhang malte J. Fux, der Leiter des Costümwesens im Hofburgtheater, welchem auch die Bühne ihre reiche scenische Ausstattung verdankt. — Fasst man das dort Geleistete in einem Ueberblick zusammen, so ergibt sich eine Summe von Talent und Geschick, welche keinen Vergleich zu scheuen braucht. Ein Schwind ist freilich unter dieser jungen Malergeneration nicht anzutreffen; die Romantik ist dahin. Aber der feine Schönheitssinn der Wiener Schule, der auch Schwind eigen war, ist derselbe geblieben. Er spricht zu uns nur in einer anderen, modernen Sprache.

Neben Ed. und H. Charlemont, Karger, Fux und ihren gleichgesinnten Altersgenossen ist als einer der begabtesten Vertreter dieser Decorationsmalerei neuesten Stils noch besonders Julius Berger hervorzuheben, aus dessen Schule mehrere der hoffnungsvollsten jüngeren Künstler hervorgegangen sind. Wenn Makart sich zu einigen seiner Compositionen durch Paolo Veronese inspiriren liess, so hat sich Berger vorzugsweise an G. B. Tiepolo's hell schimmerndem Frescoton ein Muster genommen. Seine leider unausgeführten Entwürfe für den Justizpalast, seine Deckengemälde in den Palais Ofenheim und Zierer, seine Arbeiten für das kaiserliche Schloss im Lainzer Thiergarten, sowie seine zahlreichen köstlichen Randverzierungen, Titelbilder, Diplome u. s. w. bekunden ein eminentes malerisches Talent und eine ernste, gediegene Kunstanschauung. — Unter dem Nachwuchs haben Gilbert Lehner, Eduard Veith, Leopold Burger und Franz Schallud Anspruch darauf, hier erwähnt zu werden. Von dem Ersteren rühren u. a. die poesievollen, in der Ausführung begriffenen Malereien für den Zuschauerraum des neuen deutschen Volkstheaters in Wien her.

Die Betrachtung der decorativen Malerei im weitesten Sinne hat uns wiederholt auf das Gebiet der ornamentalen Kleinkunst ge-

führt, für welche heute neben Berger vornehmlich Karger, C. Fröschl, Fr. H. Giesel, R. Rössler u. A. Vorzügliches leisten. Dieser ganze Kunstzweig bildet eine Specialität der Wiener Schule. Als ein Prachtwerk der Miniaturmalerei aus den fünfziger und sechziger Jahren soll hier nur an das reich verzierte Messbuch erinnert werden, welches Se. Majestät der Kaiser dem Papste Pius IX. zum Geschenk machte. Eine Reihe von Historienmalern strengen Stils, an ihrer Spitze Führich und Kupelwieser, C. Madjera, Chr. Ruben, Leop. Schulz, Trenkwald, Bonaventura Emler, auch C. v. Blaas, Pet. Joh. Nep. Geiger u. A. waren dafür beschäftigt. In ähnlichen Arbeiten haben sich neben Laufberger und Jos. Machold besonders C. Geiger, Jos. Schönbrunner und Joh. Klein hervorgethan, Letzterer fast ausschliesslich in Miniaturbildern und Illustrationswerken kirchlichen Inhalts. Der alten Weise des Nordens entsprechend überbietet die religiöse Miniaturmalerei und der darauf sich gründende Bilddruck auch heute noch an Umfang und Bedeutung die grosse Kunst kirchlichen Stils.

Wenn wir nun in die heutigen Tages allerorten mit lebhaftem Eifer gepflegten Gebiete der Cabinetsmalerei eintreten, so bewahrt Wien auch auf diesen seinen hohen Rang, obwohl der Stoffkreis und der Charakter mancher Schaffenszweige durch die Neugestaltung des Lebens, den erweiterten Verkehr, die stete Berührung mit dem Auslande sich von Grund aus verändert haben.

Im Porträt hat Heinrich v. Angeli, der Bildnissmaler der fürstlichen und vornehmen Welt unseres Zeitalters, den Ruhm seines Vorgängers aus der Metternich'schen Epoche, Friedrich Amerling's, nicht nur geerbt, sondern übertroffen. Ausser seinen verschiedenen Bildnissen Sr. Majestät des Kaisers und der übrigen Mitglieder des Allerhöchsten Herrscherhauses besitzen die durch Nachbildungen weit verbreiteten Porträts des verewigten Kaisers Friedrich III., Moltke's, Manteuffel's und anderer zeitgenössischer Heldengestalten durch die schlichte Wahrheit und Natürlichkeit ihrer Auffassung einen bleibenden historischen Werth. Seine grosse Beliebtheit in den aristokratischen Kreisen verdankt Angeli vorzugsweise den zahlreichen Porträts vornehmer Damen, die er ohne jeden falschen Reiz, mit dem Blick und Geschmack des vollendeten Weltmannes aufzufassen und in Ausdruck, Tracht und Beiwerk auf's Glücklichste zu charakterisiren weiss. Wenn es der Porträtmalerei gelungen ist, gegenüber dem Lichtbilde und den von ihm in's Leben gerufenen mechanischen Reproductionsarten, sich nicht nur in den höchsten, sondern auch in den

mittleren Kreisen der Gesellschaft siegreich zu behaupten, so hat sie dies zum grossen Theile dem berechtigten Ansehen zuzuschreiben, welches Meister wie Angeli ihr zu verleihen wussten. Heute ist keine Gefahr mehr, dass sie verkümmern werde. Ein vergleichender Blick auf die übrigen Wiener Porträtisten der älteren und jüngeren Generation, auf Aigner, Raab, Schrotzberg, auf Eugen Felix, Sigmund l'Allemand, Gust. Gaul, Victor Stauffer u. A. führt zu dem Ergebniss einer entschieden im Aufsteigen begriffenen Entwickelung. In jüngster Zeit haben sich die Bildnissmaler Wiens mit Vorliebe wieder der Pastelltechnik zugewendet, in welcher besonders C. Fröschl und A. Trentin excelliren.

Den Uebergang von der Historie und der Porträtmalerei zum Genre bilden manche Darstellungsgebiete, welche gegenwärtig nur in beschränktem Umfange cultivirt werden, obgleich sie dem Wesen nach zu Höherem berufen wären. Dahin gehört vor Allem die Schlachtenmalerei und das Soldatenbild friedlicher Natur, welche in dem genialen Aug. v. Pettenkofen, in Strassgschwandtner, den beiden l'Allemand, Bensa, Jos. v. Berres, dem talentvollen Polen T. Ajdukiewicz und Anderen ausgezeichnete Vertreter besitzen. Der Uebergang des dramatisch bewegten in den ruhigeren Stil, welchen die Entwickelung dieses Zweiges veranschaulicht, ist leicht erklärlich aus dem veränderten Charakter der Zeiten. — In der Schwebe zwischen Historie und Genre halten sich auch manche Darstellungen sagenhaften, allegorischen und legendarischen Inhalts, wie sie z. B. Wilh. Bernatzik und Hans Schwaiger mit rühmlichem Erfolge schufen. — Beruf zur Malerei ernsten Stils bekundeten auch Alex. Golz, A. Hirschl, J. V. Krämer, A. H. Schram und andere jüngere Talente.

Den erfreulichsten und reichhaltigsten Anblick gewähren das eigentliche Genre und die Landschaftsmalerei. Der Hauptmeister der Wiener Genremalerei aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Ferd. Waldmüller († 1865), ragt allerdings nur noch mit den Werken seines Greisenalters in den Bereich unserer Darstellung herein. Aber der Geist seiner Kunst lebt fort, nicht nur in seinen unmittelbaren Schülern, wie dem trefflichen Friedr. Friedländer, sondern auch in der nachwachsenden Generation, welche in Stoffwahl und Stil zu seiner Anschauungsweise sich zurückwendet. Eine Zeit lang schien es, als ob die streng locale Färbung, welche das bürgerliche und ländliche Genre der Wiener Schule früher charakterisirte, einem vaterlandslosen Kosmopolitismus weichen sollte. Alles, was malerisch interessant war, beschäftigte die Künstler, ergötzte das Publicum;

ob der Gegenstand einheimischer Natur, ob entlegenen Ursprunges war, galt nicht nur gleich, sondern oft überwog sogar der fremdartige Reiz die Freude am Nahen und Althergebrachten. Pettenkofen, der unübertroffene Darsteller des österreichischen Soldatenlebens, nahm die malerische Natur der östlichen Reichshälfte, das Zigeunervolk, die braunen Söhne der Puszta, in sein Repertoire auf, griff dann zu Stoffen aus der vornehmen Welt des achtzehnten Jahrhunderts zurück, entwarf Illustrationen zum »Gil Blas« und entzückt seine Bewunderer jedes Jahr durch reichen Erntesegen köstlicher Studien und Bildchen aus neuen Stoffgebieten, von immer feiner hingehauchter Stimmung und immer virtuoserer Technik. Nach Süden und weit in das bunte Völkergewimmel der orientalischen Welt zogen Alois Schönn und Leopold Müller aus; der Letztere schildert mit Vorliebe das moderne Egypten und seine von der afrikanischen Sonne gebräunten Rassetypen in der grandiosen, farbig schimmernden Umgebung der Denkmäler des Nillandes. Zu seinen tüchtigsten Schülern zählt P. Iovanowits, der ein verwandtes Gebiet cultivirt. An der Spitze einer venetianischen Colonie, zu welcher der hochbegabte Eug. v. Blaas, Franz Ruben u. A. gehören, glänzt der unvergleichliche Aquarellist Ludwig Passini. Seine Volkstypen und Scenen aus dem modernen Leben der Lagunenstadt sind jedoch nur die feinste Blüthe zahlreicher ähnlicher, das ganze Wesen der italienischen Nation umfassender Charakterschilderungen. — Gegenüber diesen mehr oder weniger fremdartigen und entlegenen Stoffgebieten machte sich nun in letzterer Zeit auch in Wien ein entschiedenes Wiedereinkehren in die heimische Sphäre geltend. In dem leider früh verstorbenen Kurzbauer, dem Urheber der »Ereilten Flüchtlinge«, lebte die novellistisch gefärbte Weise des unvergesslichen Danhauser wieder auf. Dann kamen die geschmackvollen Darsteller des modernen Lebens, der jungen Damenwelt und der Kindernatur, Ed. Charlemont, C. Karger, Franz Rumpler, R. Geyling, C. Probst, L. Minnigerode und Andere von gleicher, vorwiegend lyrischer Begabung, deren liebliche, zartgetönte Bildchen oft durch das Gretchencostüm oder ein Stück moderner deutscher Renaissance erst ihren vollen Reiz gewinnen. — Die jüngste Generation warf auch diesen letzten Rest von Poesie ab und bekennt sich zu dem entschiedensten Realismus und Localpatriotismus. Das »Kleinleben der Grossstadt« ist ihr bevorzugter Stoffkreis. Nur Wenige von diesen Kleinmalern blicken auf vergangene Zeiten zurück, wie Joh. Hamza, der geschickte Darsteller von Rococoscenen. Die Gegenwart ist ihr

eigentliches Lebenselement, und zwar vornehmlich das gegenwärtige Leben der mittleren und niederen Stände. Das »Dienstmädchenbureau«, das »Wartezimmer vor Gericht«, die »Lotterieschwestern« sind bezeichnende Titel ihrer Darstellungen. Gisela, J. Kaufmann, C. v. Merode, A. Müller, E. Nowak, C. Zewy zählen zu den Vertretern dieser Richtung. Wenn ihr Stoffgebiet namentlich das interne Leben umfasst und dadurch ihre Darstellung vielfach einen episodischen Charakter annimmt, so erheben sich andere Künstler verwandter Richtung zu Schöpfungen wahrhaft typischer Natur, wie Jos. Engelhart in seiner köstlichen Gouache: »Die Banda« und in dem Pastell des frierenden »Kestenbraters«. Da stehen wir nahe dem Grenzbereiche der Kunst Adolf Menzel's und wollen wünschen, dass eines der vielversprechenden jungen Wiener Talente glücklich den Fuss in diese Sphäre setzen werde!

Die moderne Landschaftsmalerei bewegt sich von jeher mit gleichmässigem Pendelgang zwischen Stilbild und Stimmungsbild hin und her. Den mittleren Durchgangspunkt zwischen beiden bildet der Naturalismus. Auch in Wien hat das landschaftliche Stilbild ausgezeichnete Vertreter aufzuweisen. Die ideale Landschaft mit biblischer und mythologischer Staffage nach Poussin's Art, oft sonnendurchglüht in der Weise des Claude Lorrain, war das Lieblingsgebiet Karl Marko's. Die grossen Anschauungen des Münchener Hauptmeisters der stilistischen Schule, Carl Rottmann's, fanden in Albert Zimmermann, dem langjährigen Leiter der Landschaftsclasse an der Wiener Akademie, ihren begeisterten Apostel. Joseph Hoffmann, der schon erwähnte Schüler Rahl's, schafft heute noch mit rühmenswerther Ausdauer in der gleichen Richtung. Er überträgt gleichsam die Lehren seines Meisters von der historischen auf die landschaftliche Composition. Das landschaftliche Stilbild findet sich überall ein, wo der Historienmaler landschaftlichen Hintergrund braucht. Wahrhaft classische Muster dieser Verbindung von Figur und Natur, von feinster Empfindung erfüllt, hat Führich geschaffen. Auch Trenkwald's Compositionen besitzen in der linienschönen Landschaft nicht selten einen ihrer kräftigsten Anziehungspunkte. — Wenn die Linie, der Bau, die Grösse der Natur bei diesen landschaftlichen Stilisten in der Regel das Hauptelement bildet, so erfasste sie Makart hingegen von der Seite ihrer vegetativen Kraft und Fülle. Gleich in seinen ersten Werken, vornehmlich in den »Modernen Amoretten«, tritt der Natursinn des Meisters mächtig hervor und umstrickt uns mit dem Zauber seines Schönheitsgefühles und seiner

Farbe. Die Grundfarbe von Makart's Landschaften war bekanntlich nicht das frische Waldesgrün, sondern ein warmes Braun, das bisweilen ins Gelbliche und Graue sich abtönt, in die Farben der weltbekannten »Makartbouquets«. Damit war der Ton angeschlagen für das moderne Stimmungsbild, und letzteres beherrscht neuerdings die Wiener Landschaftsmalerei. Gerade aus Zimmermann's Schule sind die Hauptvertreter dieser ihm eigentlich entgegengesetzten Richtung, Eugen Jettel und der hochbegabte Jacob Emil Schindler, hervorgegangen, auch Robert Russ, der neben dem »paysage intime« mit gleichem Glück die decorative Malerei und das landschaftliche Charakterbild cultivirt. Selbständige Tonweisen von zarter und einschmeichelnder Klangwirkung schlägt Ed. v. Lichtenfels (namentlich in seinen Landschaften aus den Donaugegenden) an. Auch Jul. Mařak, der unvergleichliche Charakteristiker des Waldes, ist als Zeichner von feinster Empfindung hier anzureihen. Aug. Schäffer gehört in den gleichen Zusammenhang mit seinen Mondaufgängen und Motiven aus den Praterauen.

Von den namhaften Künstlern der jüngeren Generation heben wir ferner Darnaut, Ditscheiner, L. H. Fischer, Hlavaček, Onken, Zetsche, Zoff, von den Malerinnen verwandter Stilrichtung die früh verstorbene Marie v. Parmentier, Tina Blau und die meisterhafte Darstellerin des österreichischen Bauernhauses, Frau Wisinger-Florian hervor. Letztere cultivirt auch das Stillleben und die Blumenmalerei mit vorwiegend coloristischer Tendenz, wie sie namentlich Hugo Charlemont mit durchgreifendem Erfolge in diesem Gebiete zur Geltung gebracht hat. Auf dem realistischen Standpunkt verharren M. Schödl, Camilla Friedländer, Josef Schuster u. A.

Die schlichte Wiedergabe der Natur, die mittlere Region zwischen den beiden geschilderten Darstellungsarten, hat keine geringere Zahl von Repräsentanten aufzuweisen als jene. Thomas Ender und Franz Steinfeld waren die Begründer dieser naturalistischen Schule, der Letztere mit ausschliesslich einheimischem Stoffgebiete, der Erstere, seit seiner brasilianischen Reise, ein gleich scharfer Beobachter der fernen Naturwunder wie der Berge und Waldthäler seines Vaterlandes. Was er begonnen, führte Selleny, der Maler der Novara-Reise, mit glänzenderem Talente weiter. Sein Schüler ist der Maler der sonnedurchglühten Thäler Südtirols, Gottfried Seelos. An Steinfeld's und des ihm gleichgesinnten Mössmer's Art schlossen Anton Hansch, Höger, Holzer, Munsch, Halauska, Obermüllner, Vöscher u. A. sich an, als treue, farbenfrische Darsteller der heimischen Natur.

Einen besonderen Ehrenplatz für sich beansprucht der bedeutendste Architekturmaler Wiens, der namentlich im Aquarell unvergleichliche Rudolf Alt. Seit einem halben Jahrhundert beherrscht er das von seinem Vater Jacob Alt († 1872), einem geborenen Frankfurter, in Wien eingebürgerte Fach mit stets wachsenden Erfolgen. Die Natur und die Denkmälerwelt Oesterreichs und Deutschlands, Italiens und des Orients liegt in den vielen Tausenden seiner Aquarelle sonnenhell und klar vor unseren Blicken ausgebreitet; sein Auge gibt die Gegenstände mit gleicher Schärfe wieder, wie sie sich in der Camera obscura spiegeln, und mit derselben Sicherheit wie die Natur erfasst er die charakteristischen Formen der Architektur, die Trachten, die Rassetypen der Menschen, die ganze Stimmung der Situation. Sein Gesammtwerk wird ein wahrer Schatz für die Nachwelt sein, wie es der Stolz unserer Tage ist. — Auch Franz Alt hat sich durch seine geschmackvoll aufgefassten und fleissig durchgeführten Veduten und Interieurs zur Seite des Bruders einen Platz erobert. — Das Architekturaquarell vertritt ferner Edm. Krenn; die Malerei von Interieurs cultivirt neben dem auch auf diesem Gebiete höchst ausgezeichneten Hugo Charlemont von den Talenten der jüngsten Generation u. A. der Schüler Schrödl's, J. S. Pepino. — Die Vedute und das Interieur, auf den Prospect und das Versetzstück übertragen, ergeben die Hauptbestandtheile der Bühnenmalerei. Auch diese ist in Wien zu hoher Blüthe gediehen. Brioschi, Burghart, Fux, Josef Hoffmann, Kautsky u. A. theilen sich, von Costümzeichnern ersten Ranges, wie Franz Gaul, unterstützt, in ihren Ruhm. Das »scenische Bild« wird kaum irgendwo sonst in gleicher Vollendung zu geniessen sein, wie auf den beiden Wiener Hoftheater-Bühnen.

Mit der obigen Erwähnung Anton Schrödl's betreten wir das letzte hier zu behandelnde Fach der Malerei, das des Thierstückes. Die Wiener Schule des neunzehnten Jahrhunderts kann sich dafür eines tonangebenden Meisters von ausgesprochener Eigenart rühmen, des namentlich in seinen Oelstudien und Röthelzeichnungen bewundernswerthen Friedrich Gauermann († 1862). Der längeren Vernachlässigung des Faches wurde neuerdings durch die Gründung einer Specialschule für Thiermalerei an der Wiener Akademie unter der Leitung Rudolf Huber's mit Erfolg entgegengewirkt. Ausser ihm besitzt namentlich die Pferdemalerei in Julius v. Blaas einen gediegenen Vertreter. Als Wiener von Geburt müssen ferner O. v. Thoren und Conrad Bühlmayer hier genannt werden. Letzterer, ein Schüler Koller's, ward leider in der Blüthe seiner Kraft durch den Tod ab-

gerufen (1883); Ersterer fand seinen hauptsächlichen Wirkungskreis in Paris, dem er auch durch seinen Bildungsgang vorzugsweise angehört.

Das Schlusswort gebührt den vervielfältigenden Künsten, welche zu allen Zeiten die Geschicke des allgemeinen Kunstlebens theilen. Für sie ergab sich schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mit der Erfindung der Lithographie eine neue Sachlage; die Erfindung der Photographie hat sie in eine nicht gefahrlose Situation gebracht. Nichtsdestoweniger haben wir auch für die vervielfältigenden Künste die Thatsache eines wachsenden Aufschwunges zu verzeichnen. Ihre technischen Mittel haben mannigfache Modificationen, theils Einbussen, theils Bereicherungen erfahren. Der Stand ihrer Thätigkeit im Ganzen erscheint ungemein viel weiter ausgedehnt als am Beginne der hier geschilderten Epoche.

Um die Mitte des Jahrhunderts stand die Lithographie auf der Höhe ihres Ansehens. Sie beherrschte namentlich das Porträt und hatte mit ihrer weichen, malerischen, einschmeichelnden Technik um so leichteres Spiel, als der Kupferstich und sein Halbbruder, der Stahlstich. in äusserer Glätte und Leblosigkeit verkommen waren. Joseph Kriehuber, der berühmte Wiener Porträtlithograph der »oberen Zehntausend«, steht als classischer Zeuge für die Bedeutung dieses Kunstzweiges im vormärzlichen Oesterreich da. — Als er hochbetagt starb (1876), hatte die Radirung, die demokratische, energischere Technik, ihre sanfte Schwester schon aus der Gunst des Tages verdrängt. William Unger, der unübertroffene Uebersetzer des Franz Hals und Rembrandt, siedelte sich in Wien an und bildete hier eine Schule, welcher auch selbständige Talente sich angliederten, zur eifrigen Pflege der lange vernachlässigten Kunst der Radirnadel. Woernle, Klaus, H. L. Fischer, C. v. Siegl, Krostewitz, Groh, Kaiser, Alphons u. A. betreiben dieselbe mit Eifer und Glück. Die Malerradirung hat ebenfalls wieder Boden gewonnen. — Um die Mitte der sechziger Jahre kräftigte sich der schon verloren geglaubte Kupferstich. Die seit dem Tode des trefflichen Stöber (1858) verwaiste Professur der Kupferstecherei an der k. k. Akademie wurde durch die Berufung L. Jacoby's wieder besetzt und erhielt nach dessen Fortgang in Joh. Sonnenleiter ihren gegenwärtigen ausgezeichneten Vertreter. Ausser der Heranbildung tüchtiger jüngerer Kräfte, wie Jasper, Michalek, Hrnčiř, Frank u. A., wurde dadurch dem Kupferstich die ihm gebührende Rangstellung unter den zeichnenden Künsten zurückgegeben und seinen Vertretern überdies durch Aufträge und Unter-

stützungen die schwierige Stellung leichter gemacht. Das k. k. Oberstkämmereramt wies den Wiener Kupferstechern eine Reihe von ehrenvollen Aufgaben zu; der Wiener Kunstverlag (Kaeser, H. O. Miethke u. A.) trat mit Einzelblättern und Publicationen von dauerndem Werthe hervor; die »Gesellschaft für vervielfältigende Kunst« entstand, mit der grundsätzlichen Tendenz, allen Zweigen der graphischen Künste und an ihrer Spitze dem Kupferstich die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen. Jacoby's »Schule von Athen«, Jasper's »Allerheiligenbild« und der eben ins Werk gesetzte Beschluss, Holbein's Darmstädter Madonna durch Sonnenleiter stechen zu lassen, mögen unter der Fülle des von der »Gesellschaft« ins Leben gerufenen Schaffens hier speciell hervorgehoben werden. — Endlich erinnerte man sich auch des von der modernen chemischen Reproduction besonders hart bedrängten Holzschnittes. Von Blasius Hoefel bis auf Paar und Bader herab erfreute sich Wien wohl stets rühriger und geschickter Künstler in diesem Fache; doch fehlte es an einem festen Mittelpunkt für die Heranziehung eines künstlerisch gebildeten Nachwuchses und an grossen, einen regen Betrieb sichernden Aufträgen. Beiden Mängeln wurde in den letzten Jahren erfolgreich abgeholfen. An der Kunstgewerbeschule des k. k. Oesterreichischen Museums wurde eine eigene Professur für Holzschneidekunst errichtet und dieselbe dem von München herberufenen ausgezeichneten Xylographen und Radirer Wilh. Hecht übertragen. Die k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche bereits früher wiederholt sich der Pflege des Holzschnittes wie der übrigen vervielfältigenden Künste rühmlichst angenommen hatte, errichtete ein Special-Institut für Holzschneidekunst, dessen Leitung ebenfalls in Hecht's Händen ruht. Die zahlreichen schönen Illustrationen des auf Anregung und unter Mitwirkung Sr. k. k. Hoheit des Kronprinzen erscheinenden Werkes: »Die österreichisch-ungarische Monarchie und Wort und Bild« und das grosse xylographische Prachtblatt mit dem Bilde Sr. Majestät des Kaisers im Krönungsornat, nach Angeli's Porträt von Hecht ausgeführt, genügen als Zeugnisse für den hohen Stand der Holzschneidetechnik in Wien und für den künstlerischen Geist der zu ihrer Pflege geschaffenen Institute. — Erwähnen wir schliesslich, dass auch der Farbendruck (als Chromolithographie und Chromoxylographie) sich in Wien einer Anzahl der tüchtigsten Meister (Grefe, Paar, Knoefler u. A.) zu rühmen hat und dass die Stadt in den photomechanischen Vervielfältigungsarten einen Weltruhm geniesst, welchen das kürzlich durch das Zusammenwirken des h. Ministeriums für

Cultus und Unterricht und der Gemeinde Wien in's Leben gerufene photographische Lehrinstitut nur noch steigern kann, so ist damit auch nach der Seite der vervielfältigenden Kunstzweige hin das Bild abgerundet, welches diese Uebersicht gewähren soll. Es ist ein Anblick herzerfreuender Thätigkeit und unaufhaltsam aufstrebender Entwickelung, welcher sich auf allen Seiten dem prüfenden Auge darbietet.

Wenn die Völker des Reiches, die Stände und Corporationen mit einander wetteifern, dem geliebten Herrscher zum Jubelfest ihre ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen, so darf das neu erstandene Wien im Schmucke seiner Kunst mit stolzem Dankgefühle sich ihnen beigesellen. Die vierzig arbeit- und ruhmvollen Jahre, welche die Wiener Kunst unter dem milden Scepter Kaiser Franz Joseph's I. bisher durchmessen hat, bilden den glänzendsten Punkt in ihrer Entwickelung und sichern ihr einen Ehrenplatz in der Geschichte der europäischen Cultur für alle Zukunft.



IV

DAS KUNSTGEWERBE

VON

JAKOB VON FALKE.



I.

Man wird nicht bestreiten können, dass in der grossen culturgeschichtlichen Bewegung der letzten drei oder vier Jahrzehnte, welche einen völligen Umschwung des Geschmacks und eine neue Epoche der Kunst in den Gewerben herbeigeführt hat, Wien, was den ganzen europäischen Continent betrifft, der Vorrang gebührt. Sieht man ab von dem, was in abgeschlossener Stille in England zwischen der ersten und zweiten Londoner Ausstellung (1851 bis 1862) geschah, so war es Wien, von wo die ersten Ideen ausgingen, von wo in Wirklichkeit der Anstoss kam, der ein neues Leben in die Kunstindustrie brachte,

der die Fülle der Museen, Schulen und der artistisch-literarischen Publicationen hervorgerufen hat, welche jetzt dem Gewerbe dienen. Und man wird auch heute noch Wien an der Spitze finden, wenn auch die Ausstrahlungen von diesem Centrum vielfach eine andere als die ursprüngliche Färbung angenommen haben, wenn auch neue Centren entstanden sind und mehr oder weniger selbständige Richtungen eingeschlagen haben.

Es ist unsere Aufgabe, diese Bewegung zu schildern, wie sie sich unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph vollzogen hat. Ehe wir sie beginnen, müssen wir zwei kurze Bemerkungen vorausschicken. Die eine ist die, dass sich unsere Schilderung nicht ganz auf das Weichbild Wiens innerhalb der Linienwälle beschränken kann. Die Macht, den Einfluss, den Werth dessen, was in Wien auf diesem Gebiete geschah, völlig zu begreifen, ist man nur im Stande, wenn man auch hier und da den Wegen nachgeht, auf denen es in die Kronländer, in die weite Welt hinausgegangen ist. Zuweilen sind es nur die Ideen, die theoretischen wie die künstlerischen, die hier am Orte entstanden sind, und die Hände waren draussen, welche nach diesen Ideen und unter ihrer Herrschaft gearbeitet haben. Auch das ist Wiener Werk. Die zweite Bemerkung betrifft den Verfasser dieses Aufsatzes und Diejenigen, von denen er zu reden haben wird. Er hat viele zu nennen und viele zu übergehen, viele vielleicht, die auch ihren Antheil an diesem Stück Geschichte haben; sie alle aufzuzählen, ist unmöglich, noch liegt es überhaupt in der Absicht. Der Verfasser, seit drei Jahrzehnten genau beobachtend, seit einem Vierteljahrhundert inmitten dieser Bewegung stehend, schildert, »keinem zulieb und keinem zuleide«, was er gesehen, beobachet, miterlebt, auch wohl mitgeschaffen hat. Was vor der Zeit geschehen, da seine Autopsie beginnt (seit 1858), sind auch nur Versuche ohne Ziel und Erfolg, Versuche, die kaum eine Vorgeschichte bedeuten: sie sollen aber nicht übergangen werden.

Vor dem Jahre 1848, dem Anfangsjahr dieser vierzigjährigen Regierungsepoche, sah es hier bei uns auf dem Gebiete der Kunstindustrie nicht anders aus wie überall in der Welt, vielleicht Paris ausgenommen, dessen Leistungen, mannigfach vollkommener, doch gerade so gut einer wirklichen ästhetischen Kritik unterlagen. Das, was wir heute Kunstindustrie, Kunstgewerbe nennen, gab es wohl, aber es war so wenig selbständig, dass man nicht einmal jene Bezeichnungen kannte oder gebrauchte. Das Künstlerische im Gewerbe ging nur so nebenher. Freilich, eine Stadt wie Wien, die Hauptstadt

eines grossen Reiches, welche damals vielleicht mehr noch als heute den geistigen Sammelpunkt bildete, kann des Luxus nicht entbehren und braucht zur Entfaltung desselben vor Allem der Mitwirkung der Kunst und des Gewerbes. Und so fehlte es denn auch keineswegs an Aufgaben, ja nicht an sehr grossen Aufgaben, die ausgeführt werden mussten und ausgeführt wurden, so gut es ging nach dem Geschmack und der Leistungsfähigkeit der Zeit. Es sei nur erinnert an die innere Ausstattung des Liechtenstein-Palais in der (heutigen) Bankgasse, eine Aufgabe, wie sie auch heute nicht seit den Zeiten der Stadterweiterung den Decorationskünstlern reicher und bedeutender gestellt worden ist. Wohl erhalten, vollständig unverändert, bildet sie ein wahres Denkmal des Jahrzehnts, welches unserer in Rede stehenden Epoche voraufgeht.

Fragt man nach dem Stil, in welchem Decoration und Mobiliar des Liechtenstein-Palais ausgeführt sind, so ist schwer darauf Antwort zu geben. Die Zeit besass keinen Stil, kaum eine Vorliebe für eine der älteren Stilarten. Man arbeitete immer noch am besten im wiedererstandenen Rococo oder in einem Gemisch der französischen Stilarten des achtzehnten Jahrhunderts. Dieses Gemisch bildet auch den Charakter in der Ausstattung des genannten Palais. Das Rococo mit seiner Unsymmetrie, mit seinen abspringenden, geschwungenen Linien und seinem Muschelwerk ist vorherrschend im Mobiliar, aber Louis XV. findet auch Vertretung, insbesondere an den vergoldeten Stuccoarbeiten des Plafonds und den Blatt- und Rankengehängen von vergoldeter Bronze. Aber nicht der Stil ist es, der den Eindruck macht, sondern der Reichthum, die ausserordentliche Pracht und die technische Leistungsfähigkeit des Handwerks. Es ist zwar nicht Alles von Wiener Arbeit; so sind die Seidenstoffe der Wände und der Möbel, die gewaltigen Bronzelustres von Pariser Herkunft: aber die überaus vollkommene Tischlerarbeit, die Boiserien der Wände, der Thüren und der Fenster, grösstentheils Zusammensetzungen fremder kostbarer Hölzer, die Etagèren, Tische und Sessel, die Parquetten, Alles das gehört Wien und Wiener Gewerbsleuten, wenn auch Geschmack und Zeichnung von einem Fremden, dem leitenden Künstler, herrühren. Aber in dem Geschmack liegt eben die Schwäche dieser Arbeiten, während ihre Ausführung von unvergleichlicher Vollkommenheit und Solidität ist. Auch die Schlosserarbeit zeigt mechanisch und technisch die gleichen Vorzüge, aber auch sie entbehrt völlig der Kunst.

Parquetten, Boiserien, Möbel waren vorzugsweise aus den Werkstätten L e i s t l e r's hervorgegangen, der damals in seinem Ge-

werbe wohl die erste Stelle einnahm. Nach Art dessen, was er für das Liechtenstein-Palais auszuführen gehabt hatte, sendete er nach London zur ersten Weltausstellung eine Reihe Mahagonimöbel in einem überschwenglichen Rococo von einer Kühnheit und einem Reichthum des verschnörkelten Ornaments, wie es die Zeit des echten Rococo nicht bedeutender hätte schaffen können. Dieses Mobiliar konnte einen Augenblick Staunen erregen, aber schon keine Freunde mehr erwerben. Nachdem es auf der Ausstellung seinen Dienst gethan, fiel es, unverkauft, der Vergessenheit anheim.

Nachdem das Wiener Palais vollendet, stellte der Fürst Alois Liechtenstein der Wiener Tischlerei eine zweite Aufgabe, die Ausstattung des grossen Land- und Jagdschlosses in Eisgrub, welche wiederum etwa ein Jahrzehnt erforderte und bis zum Jahre 1858 vollendet war. Diesmal bildete die Gothik den Stil, die Gothik nach englischer Art. Die Aufgabe war nicht minder bedeutend, ja, die Holzarbeit allein betrachtet, vielleicht noch grossartiger, und wenn die Lösung dieselben Vorzüge der Arbeit erkennen lässt, so zeigt sie auch, wie wenig ein bestimmter Kunststil, ein bestimmter Geschmack in Fleisch und Blut des Gewerbes übergegangen, wie sehr man von den oft unverstandenen Mustern der Vergangenheit abhängig war. Was im Wiener Palais und im Eisgruber Schlosse geschehen, waren die Schöpfungen eines grossen, mit den Mitteln nicht rechnenden Kunstfreundes und Fürsten, aber, wenn auch das Gewerbe technisch gehoben wurde, so blieben doch beide Schöpfungen ohne künstlerische Nachwirkung. Die Umwandlung des Geschmacks folgte ihnen wie auf dem Fusse und liess sie fast vergessen. Sie bleiben aber ein Denkmal dessen, was die Wiener Kunstarbeit in der Zeit vor ihrer Reform leisten konnte und geleistet hat.

Wenn man sich zu jener Zeit, da die Arbeiten in Schloss und Kirche zu Eisgrub entstanden, in dem Jahrzehnt von 1848 bis 1858, nach der Art und den Leistungen der Wiener Kunstindustrie umschaut, so erscheint der Zustand ein fast trostloser. Restaurationen, Neuausstattungen, neue Decorationen, die hier und da in den Palästen gemacht wurden, zeichneten sich dadurch aus, dass Gutes und Originales, was Zopf oder Empire in ihnen geschaffen hatten, heruntergeschlagen und herausgerissen wurde, um durch stil- und charakterlose Arbeiten ersetzt zu werden. So geschah es z. B. in dem ehemaligen Palast Fries, dem heutigen Palast des Markgrafen Pallavicini, wo unter anderem die Reliefs von Zauner herabgeschlagen und zertrümmert wurden. Bunte, blumige Seidentapeten aus Paris waren das

Kostbarste und Kunstvollste, was die Wände zu bedecken hatte. Eigene Künstler kannte das Gewerbe nicht, höchstens Musterzeichner für die Weberei, und auch diese, die Weberei, holte sich die Muster meistens aus Paris, oder ihre Zeichner folgten dem französischen Geschmack. Papiertapeten, Möbelstoffe, Teppiche prangten in üppiger Blumenpracht mit grellen Farben. Man liebte starke Gegensätze in der Farbe, Orange-Atlas auf den Möbeln zu blauer Wand, rothe Vorhänge und Möbel zu weisser Wand, und überall viel Vergoldung.

Andere Gewerbe als solche, welche der Decoration und dem Mobiliar dienten, kamen kaum in Betracht. Zwar bestand noch die kaiserliche Porzellanfabrik in Wien, welche vor einem halben Jahrhundert die erste der Welt gewesen war. Sie hatte aber zu dieser Zeit den künstlerischen Standpunkt gänzlich verloren. Unter der Leitung von Chemikern stehend, bemühte sie sich um technische Verbesserungen, mehr aber noch war sie bestrebt, das immer drohender auftretende Deficit durch billige Massenwaare zu bekämpfen. Der Stamm ihrer alten Künstler lichtete sich, die vorhandenen Kräfte wurden alt und neue entstanden nicht, da es keine Beschäftigung für sie gab. Als endlich der letzte Director Alexander Löwe wieder die Fabrik in eine künstlerische Bahn einzulenken versuchte, hatte sie bereits so an Ansehen verloren, dass der Antrag, der auf ihre Auflösung gestellt wurde, nur auf einen schwachen Widerstand stiess. Fast ohne Vertheidigung ging sie (1862—1864) zu Grunde, die letzte That einer unkünstlerisch gesinnten Zeit. Was sonst an Porzellangeschirr in Wien gebraucht wurde, kam aus Böhmen und stand in seiner Ausschmückung unter dem allgemeinen europäischen Geschmack oder vielmehr Ungeschmack. Wien hatte ihm nichts Besonderes zu bieten. Dasselbe war der Fall mit Glas. Obwohl die Niederlagen in Wien waren, hatte die hauptstädtische Kunst doch zu jener Zeit noch keinen Einfluss auf Form und Ausschmückung des Glases. In den Silberarbeiten, soweit sie dem Tische und der Tafel oder der Beleuchtung dienten, herrschten Schablone und Stanze; nur die Schwere und die Masse des Materials wurden geschätzt, nicht Form und Arbeit. Wurde etwas Besonderes verlangt, wie es z. B. des Oefteren für Wettrennpreise der Fall war, so bestand das Künstlerische in einem rohen und sinnlosen Naturalismus: ein Weinkühler war ein Eisblock, auf dem sich Eisbären tummelten, ein Tafelaufsatz bestand aus einer Palme, unter der sich Reiter oder sonstiges Volk lagerten. Statt des Schmuckes galt nur die Masse des

Goldes und die Kostbarkeit der Steine; zierlich plastische Arbeit, farbiges Email, Niello, dergleichen gab es nicht.

Ein einziger Zweig schien Leben zu haben, der Inbegriff derjenigen Gegenstände nämlich, welche man mit dem Ausdruck Galanterie zusammenfasst. Es sind die kleinen Zier- und Gebrauchsgegenstände, Taschen und Schalen, die Gegenstände des Schreibtisches, der Toilette, und was man sonst herumstehen und herumliegen hat, Arbeiten aus Leder, Holz, Metall, Elfenbein, auch wohl von oder mit Halbedelsteinen, Porzellan und Glas — ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Dinge. Was dazu gehört, sie beliebt zu machen, ist vor Allem die Sauberkeit und Nettigkeit der Arbeit, ein gewisser eleganter Anschein, eine frische bewegliche Phantasie, welche Farben und Formen ändert und immer neu erscheint, und diese Vorzüge besassen auch die Wiener Galanteriegegenstände so sehr, dass sie, reichlich exportirt, in der ganzen Welt als »Wiener Artikel« galten. Allein diese Vorzüge waren nicht von gutem Geschmack begleitet, die erfindende Phantasie erschöpfte sich und die Nothwendigkeit, für jede Saison Neues zu ersinnen, führte rasch zu den absonderlichsten und widersinnigsten Dingen. Man konnte es hingehen lassen, dass die Lederarbeiten jedes Jahr eine andere Farbe haben mussten, aber als die Scala ausgenützt war, gab man dem Leder den Anschein des Holzes und umgekehrt dem Holze den Anschein des Leders. Ebenso verwechselte man Formen und Bestimmungen, das Tintenfass erhielt die Gestalt eines Pulverhorns, die Cigarrenkiste diejenige eines Hundehauses, und als der Sport sich ausbreitete, musste die Jockeymütze zu jeglichem Gefässe dienen und Peitschen, Riemen, Sattel, vor Allem aber das Hufeisen wurden die beliebtesten, auch heute noch nicht ausgestorbenen Ornamente dieses vielgewandten und in der damaligen Uebung doch höchst armseligen Gewerbes. Schon ein Zeichen der Besserung war es, als man das Leder mosaikartig behandelte, verschiedene Farben ineinander legte, oder Metall, z. B. emaillirte Wappen, auch wohl Porzellanmalereien, Porzellanblumen und dergleichen einlegte. Dies gehört aber schon dem zweiten Jahrzehnt der in Rede stehenden Epoche an, in welcher A u g u s t K l e i n die Führung für diesen Zweig der Kunstindustrie übernahm.

Ungeachtet der durchaus ungenügenden und wenig Hoffnung versprechenden Zustände in dem ersten Jahrzehnt von 1848 bis 1858, zeigten sich doch schon einzelne, sehr vereinzelte Erscheinungen, welche auf eine Besserung hindeuten. Leistler hatte mit seinen gross-

artigen, doch verfehlten Möbeln auf der ersten Londoner Ausstellung (1851) wohl Aufsehen erregt, doch Fiasco gemacht. Indess war in seinem Atelier ein akademischer Bildhauer praktisch beschäftigt gewesen, der sich nun, mit den Erfahrungen der Londoner Ausstellung bereichert, 1852 selbständig machte und die Möbelfabrication künstlerisch auf einen besseren und richtigeren Weg zu leiten versuchte. Dies war Franz Schönthaler. Durch ihn geschah in dieser Epoche die Ausstattung des Coburg-Palais und des Harrach-Palais auf der Freiung, sodann aber schon um das Jahr 1860 die Einrichtung in der Wohnung von Stametz-Meyer, welche wohl in ihrer Zeit als die beste und einheitlichste zu betrachten ist, obwohl nach französischer Art und nach französischen Mustern durchgeführt.

Zu dieser Zeit traten auch die Architekten mehrfach in die Thätigkeit für die Kunstindustrie ein, wenn auch im Allgemeinen mit sehr wenig Glück und Erfolg. Sie hatten es ja nicht gelernt, und wussten wenig, was denn die Gegenstände des Kunstgewerbes, ihr Zweck und ihr Material für besondere Anforderungen stellten; sie wussten wenig, wie ein Möbel nach seiner Art sich gestaltet, wie das Holz behandelt sein will, was Porzellan, Faience, Glas in Form und Decoration verlangen. Sie kannten ihre Architekturprofile und Architekturornamente und wendeten sie unterschiedslos auf die Gegenstände der Kleinkunst an, nicht bedenkend, dass sie z. B. die Profile am Gebäude von unten nach oben sehen, dieselben aber am Tisch oder Sessel von oben herab gesehen werden, also gerade die umgekehrte Ansicht stattfindet. Dazu hatte ein jeder seine eigene Passion, wie z. B. einer der bedeutendsten, der Dombaumeister Ernst, für die Gothik schwärmte und nicht blos in der Stephanskirche, wo es am Platze war, gothisch einrichtete, sondern es auch im Bürgerhause versuchte. Nach seiner Zeichnung wurde der Votivaltar in St. Stephan durch Schönthaler ausgeführt, und nach seinen Angaben auch das Local der damaligen Künstlergesellschaft, des Albrecht Dürer-Vereins, gothisch ausgestattet. Sein Vorgang blieb ohne Folge, obwohl noch einmal ein Versuch gemacht wurde, auf den wir zurückkommen.

Bedeutungsvoller war die Anregung, die von Van der Nüll ausging und sich in seiner Schule fortpflanzte. Dieser Architekt stand mit seiner freien, wenn auch eklektischen Richtung den Bedürfnissen des Kunstgewerbes viel näher als irgend ein anderer. Damals freilich in dem ersten Jahrzehnt zeichnete er fast nur für das Atelier von Girardet, der mit Buchbinder-Arbeiten und Galanterie-Artikeln reicherer Art sich den ersten Namen machte. Van der Nüll muss

als der Schöpfer jener reich ausgestatteten, mit Metall, Elfenbein, Email u. s. w. geschmückten Albumdecken, Diplomeinbänden, Adressenhüllen betrachtet werden, welche in den nächstfolgenden Jahrzehnten eine glänzende Specialität der Wiener Kunstindustrie bildeten.

Was Van der Nüll mit seinen Schülern Storck und Gugitz ornamental und decorativ im Opernhause leistete, gehört schon einer folgenden Epoche an, aber ein anderer Schüler, Heinrich Ferstel, zeigte sich noch in diesem ersten Jahrzehnt, wenn auch am Schlusse desselben, als ein Führer in neuer ornamentaler Richtung, und zwar in dem 1859 vollendeten Bankgebäude in der Herrengasse. Wenn irgend ein Wiener Bau an die Spitze der modernen kunstindustriellen Bewegung gestellt werden muss, so ist es dieser Palast, wenn auch der Stil, den Ferstel damit einzuleiten versuchte, später nicht weiter befolgt wurde. Zum ersten Male, kann man sagen, wurde hier nach altitalienischen Mustern mit bewusster künstlerischer Absicht vorgegangen. Zum ersten Male geschah es hier, dass in den Gittern nach der Freiung zu geschmiedetes Eisen nach so langer Unterbrechung wieder auftrat. So sehr war die Technik des getriebenen und geschmiedeten Eisens für ornamentale Zwecke verloren gegangen, dass der Verfertiger, der Schlosser Berndt, Silberarbeiter heranziehen musste, die vergessene Kunst zu üben und zu lehren.

Zu dieser Zeit, um 1860, mehrten sich aber auch die Anzeichen, dass man einer neuen Zeit in der Kunstindustrie entgegengehe; von verschiedenen Seiten erfolgten Anregungen und Versuche, wenn auch nicht sie es waren, die zu dem gewünschten Resultate führten. Dahin muss man die Bestrebungen rechnen, welche von dem Niederösterreichischen Gewerbeverein ausgingen. Die Architekten waren es, die immer tiefer das Bedürfniss nach Erneuerung der decorativen Künste fühlten, wie wenig sie auch mit richtigem Verständniss vorgingen. Auf ihre Anregung geschah es, dass der Gewerbeverein zuerst eine Zeichenschule für das Gewerbe gründete und dann eine illustrirte Zeitschrift herausgab, eigentlich kunstgewerbliche Musterblätter mit kurzem erklärenden Text. Der erste Jahrgang (1860) erschien unter Leitung des Gothikers Ernst und gab daher grösstentheils Gegenstände in gothischem Stile. In diesen lag ein doppelter Fehler. Einmal wollte der Zeitgeschmack überhaupt nichts von der Gothik wissen, und es war umsonst, ihm dieselbe aufdringen zu wollen. Zum andern aber waren diese Muster in ihrer eigenen Art so verkehrt, so reizlos, so unschön, dass man, auch wenn die Gothik

Mode gewesen wäre, schwerlich an ihnen Gefallen gefunden hätte. Es waren einfach die Masswerkmotive und das krause Blattwerk der Steinarchitektur auf das Holzmobiliar übertragen, ohne dass man eine Ahnung hatte, wie doch in Wirklichkeit das Holzgeräth der gothischen Kunstepoche von ganz anderer Gestalt und Verzierung gewesen war. Diesem Mangel an Verständniss kam der Text gleich, der einen besonderen Mangel an kunstgeschichtlichen Kenntnissen zeigte. Es war daher nicht zu verwundern, dass Laufberger im Figaro diese Schöpfungen von Ernst und seinen Mitarbeitern in überaus lustigen Caricaturen unter dem Titel »Ernst nicht Scherz« verspotten konnte. Sie waren ja meist schon selbst Caricaturen. Natürlich blieb der Erfolg aus. Da versuchte man es im nächsten Jahre anders. Hansen nahm die Leitung des Unternehmens in die Hand und gab ihm nun die antike Richtung. Es war das gleiche Fiasco, und mit diesem zweiten Jahrgang hörte die Zeitschrift zu erscheinen auf.

Auf Anregung Eitelberger's, der damals die Redaction des wissenschaftlichen Theiles an der Wiener Zeitung führte, hatte schon der erste Jahrgang der Publication des Gewerbevereins dem Verfasser dieser Arbeit Veranlassung geboten, einmal die principiellen Fragen der modernen Kunstindustrie in einer Reihe von Artikeln in der Wiener Zeitung zu besprechen. Das geschah im Sommer 1860. In diesen Artikeln wurde schon auf die Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Sammlungen alter Muster hingewiesen. Es folgte im Winter darauf eine zweite Reihe von Artikeln ähnlichen reformatorischen Inhalts für eine Reinigung und Neugestaltung des Kunstgewerbes, die im »Wanderer« abgedruckt wurden. Es ist wohl erlaubt, auf diese Aufsätze hinzuweisen, da sie überhaupt die ersten in Oesterreich wie in Deutschland waren, in welchen die betreffenden Fragen mit Ausführlichkeit und principiell erörtert wurden. Was sie aussprachen, ist in der Folge Gemeingut geworden.

Aber auch in anderer Weise, wenn auch auf beschränktem Gebiete, war bereits vorgearbeitet worden, und es waren Mittel und Wege geschafft, um wenigstens die Ansichten zu klären und zu reinigen. Dies war durch die »k. k. Centralcommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmäler«, wie sie damals hiess, sowie durch ihre Publikationen, durch ihre Freunde und Mitarbeiter geschehen. Die Tendenz dieser im Jahre 1856 unter Leitung des Freiherrn von Czörnig gegründeten staatlichen Anstalt war allerdings, ausser ihrer Aufgabe zur Erhaltung und Restaurirung, zunächst

eine wissenschaftliche, eine archäologische. Es handelte sich darum, zu erforschen und zu ergründen, was noch in österreichischen Landen von mittelalterlicher Kunst oder der ihr zunächst folgenden Kunstepoche übrig sei. Da nun das, was aus jener frühen Zeit noch erhalten geblieben, ganz vorzugsweise der Kirche angehört, so geschah es auch, dass die kirchliche Kunst für die Centralcommission das eigentliche Gebiet ihrer Aufgaben bildete, nicht aber allein die Baukunst, die Plastik und die Malerei, sondern ganz ebenso auch die Kleinkunst, was sich davon in Kirchenschätzen an Geräth und Gefäss und Bekleidung erhalten hatte.

Wie gesagt, ging die nächste Tendenz auf Erforschung und sodann auf Publicirung des Erforschten, und zu diesem Zwecke gab die Commission ein Jahrbuch und eine Monatsschrift (»Mittheilungen der k. k. Centralcommission etc.«) heraus. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass das Interesse und Bestreben der Mitarbeiter bald über den wissenschaftlichen Eifer hinausging. Die Beschäftigung mit diesen Gegenständen, das eindringende Verständniss in den künstlerischen Gehalt führte ein anderes Interesse herbei, nämlich den Wunsch der Wiedererneuerung der alten Kunstarten sowohl nach der Form wie nach den technischen Verzierungsweisen. Unwillkürlich kam man zur Vergleichung des Alten und des Neuen und gelangte so zur Wahrnehmung, dass die kirchliche Kunst der Gegenwart weit hinter derjenigen des Mittelalters zurückstehe, dass diese letztere, trotz mannigfach unbeholfener Zeichnung im Figürlichen, weitaus edler und gehaltvoller in ihrer ganzen Erscheinung, dass sie reiner und schöner in den Formen und reicher in verschiedenartiger Technik sei. In der heutigen Goldschmiedekunst z. B., so weit sie für die Kirche zu arbeiten hatte, waren Niello und Email unbekannte Erscheinungen, während die kirchliche Paramentik gleicherweise durch Unschönheit der Muster, durch Vulgarität der Farben, sowie durch ganz unzureichende Technik in den Methoden der Stickerei sich als der Kirche völlig unwürdig erwies.

Diese Zustände in all dem, was die Kunst oder das Kunstgewerbe für die Kirche zu schaffen hatte, wurde in dem Kreise der Leiter und Mitarbeiter der Centralcommission — wir nennen Gustav Heider, Eitelberger, Essenwein, Camesina, Karl Weiss, zu denen alsbald Friedrich Schmidt trat — mannigfach erörtert, und was man erkannte und fühlte, wurde versucht in das Praktische zu übersetzen. So war es die kirchliche Kunst in Wien, welcher das Studium der alten Muster zuerst zugute kam. Wie sich bald durch

die Centralcommission eine Verbindung mit der Geistlichkeit herausstellte, so gelang es auch wohl diese zu bewegen, neue Arbeiten nach den alten Mustern machen zu lassen, und auch Industrielle fanden sich bereit, auf den neuen, vielmehr auf den alten Weg einzugehen und die Zeichnungen der Künstler aus der Centralcommission auszuführen. Auch der Architekt Lippert begann schon damals eine Anzahl kirchlicher Goldschmiedearbeiten im gothischen Stil insbesondere für den Erzbischof von Olmütz, Landgrafen von Fürstenberg, ausführen zu lassen.

Bei diesen Neuerungen stand das Goldschmiedegewerbe in erster Linie, und wenn wir nicht irren, war es die Firma Brix & Anders, welche vorzugsweise auf dem neuen Wege beschäftigt war. Was die Paramente betrifft, so betrat Karl Giani zuerst die neue Bahn. Hier handelte es sich darum, an die Stelle ordinärer und naturalistischer Blumenornamente oder nichtssagender Schnörkel die stilvollen, zum Theil allegorischen, zum Theil pflanzlichen Muster des Mittelalters zu setzen und eine edlere Farbenwahl zu treffen, ohne an Glanz und Ansehen zu verlieren. An Mustern fehlte es nicht, und so war hier der Vorgang vielleicht folgenreicher und nachhaltiger als in der Goldschmiedekunst, welche nach einigen Jahren des Eifers wieder nachliess und auf ihre herkömmliche Weise zurückfiel. Minder glücklich war man in der Stickerei. Die in Uebung stehenden, ganz und gar unzulänglichen Verfahrungsweisen waren zu sehr eingewurzelt als Beschäftigung aller Frauen und Mädchen, um rasch verändert werden zu können. So blieben Stickereien nach alten und guten Mustern noch höchst vereinzelt. Die Döblinger Schwestern vom armen Kinde Jesu, in der Aachener Schule gebildet, waren lange die einzigen, welche in den alten Arten zu sticken verstanden.

Ohne Frage war hier in der kirchlichen Kunst ein sehr erfreulicher Anfang gemacht, aber er blieb auch nur ein Anfang in räumlicher wie künstlerischer Beschränkung. Auch in künstlerischer, denn in Wirklichkeit war auch hier nur eine Wiedererneuerung im Stil der Gothik beabsichtigt, wenn auch wohl der romanische Stil Freunde fand. Und wenn es auch gelungen wäre, der Gothik für das Kirchengeräth zur Herrschaft zu verhelfen, so hätten die Laienwelt und die Laienkunst sie doch nicht angenommen. Ein Versuch, der in dieser Beziehung für die Buchbinderei nach mittelalterlich stilvollen Zeichnungen von Essenwein durch den Buchbinder Habenich gemacht wurde, misslang völlig.

Es war also unausbleiblich, dass ein weiterer Anstoss und in anderer Richtung kommen musste, um das gesammte Kunstgewerbe vorwärts und in andere Bahnen zu treiben. Dieser Anstoss war ein doppelter; einmal kam er durch die Stadterweiterung und sodann durch die Gründung des k. k. österreichischen Museums. Beide vereint führten eine neue Epoche der österreichischen Kunstindustrie herbei, die eine, indem sie derselben neue Aufgaben in ungemessener Zahl stellte, das andere, indem es die richtigen Wege zeigte, die vernünftigen Principien lehrte und so durch Muster und Lehre zugleich half und leitete, und sodann durch Gründung der Kunstgewerbeschule der Industrie einen Stock neuer Künstler stellte, welcher derselben gänzlich mangelte.

II.

DIE STADTERWEITERUNG, DAS OESTERREICHISCHE MUSEUM FÜR KUNST UND INDUSTRIE UND SEINE KUNSTGEWERBESCHULE.

Von den zwei Momenten, welche, wie gesagt, eine neue Epoche des Wiener Kunstgewerbes herbeiführten, war die Stadterweiterung das frühere. Schon im Jahre 1858 in Angriff genommen, vermochte sie jedoch nicht sofort eine Einwirkung zu üben. Es lag in der Natur der Sache, dass erst einige Jahre vergehen mussten, bis der Boden geebnet war, die Baulust erblühte und die neuen Häuser und Paläste auch für Decoration und innere Ausstattung ihre Forderungen und Aufgaben stellten. Es ist bekannt, wie zaghaft in Profil und Decoration die ersten Häuser waren, wie flach ihr Aeusseres, wie nüchtern das Innere. Erst allmälig wuchsen Muth und Schwingen den Architekten, erst allmälig regte sich das Bedürfniss nach grösserer, luxuriöserer Einrichtung, und in Wirklichkeit schoss dieses Bedürfniss erst nach dem Kriege von 1866 üppig in die Blüthe. Es waren die sieben fetten Jahre des industriellen Aufschwunges bis zu unserer Weltausstellung 1873, welche in dieser äusseren Beziehung den Höhepunkt der Entfaltung bezeichnen, nicht in künstlerischer, denn das Kunstgewerbe hatte nach dem Krach noch viel zu lernen, und es lernte auch in den nachfolgenden sieben mageren Jahren. Der Aufschwung war zu rasch gekommen, um tief zu gehen. Erst in der Stille und Ruhe dieser nachfolgenden Zeit vertiefte und festigte sich das Gelernte und gingen die Ausstrahlungen von Wien aus in die Kronländer. Was Sache des Lehrens und

Lernens ist, Sache der Bildung und der Cultur, lässt sich nicht im Sturme erreichen; es wird immer seine gute Zeit erfordern. Es sind darum die ersten vier Jahre der Stadterweiterung bis zum Jahre 1862 etwa für die Kunstindustrie noch ohne Bedeutung gewesen. Von da an aber, also gleichzeitig mit der zweiten Londoner Ausstellung, welche den Anstoss zur Gründung des österreichischen Museums gab, änderte sich das.

Waren es vorher schon die Architekten gewesen, welche für alle grösseren Aufgaben des Kunstgewerbes Rath und Zeichnung zu liefern hatten, so wuchs diese ihre Bedeutung mit den neuen Häusern und Palästen und dem steigenden Luxus in ausserordentlicher Weise. Das Gewerbe hatte ja keine Künstler, einige wenige ausgenommen, wie z. B. Franz Schönthaler, die mit der Zeit gingen, aber auch nur für den Luxus und den Reichthum arbeiteten; für die kleineren, immer zahlloseren Aufgaben waren sie nicht zu haben. Denn wie mit Hilfe der berühmten »neuen Werthe« plötzlich Reichthümer auftauchten, der Reichthum nach unten drang in das Bürgerthum, so folgten ihm Luxus, Wunsch und Bedürfniss nach einer besseren Ausstattung, nach einer schöneren Umgebung.

Wie hätten die Architekten, auf denen ohnehin Aufgaben ihrer eigenen Kunst bis zur Ertödtung aller Leistungsfähigkeit lasteten, wie hätten sie zu gleicher Zeit den mannigfaltigsten, ungezählten Aufgaben des Gewerbes genügen sollen? Und wie konnten sie es? Auf welcher Akademie, auf welcher Schule hatten sie gelernt, Faience- oder Porzellangefässe zu erfinden und zu decoriren, wo für den Möbeltischler, für den Goldschmied, für den Juwelier, für den Glasfabrikanten, für den Lederarbeiter und Buchbinder, für den Erzgiesser und Eisenschmied zu componiren? Niemand hatte das Recht, es zu verlangen, und doch wurde es verlangt. Ihr Reich der Aufgaben war das Haus und was in demselben fest und unbeweglich ist. Sie sollten aber, einheitlich im Stil, auch alles Andere schaffen, wessen die Einrichtung bedurfte, Möbel, Vorhänge und Tafelgeschirr u. s. w. Kein Wunder, dass Alles, was in dieser Zeit unter ihrer Leitung, nach ihren Zeichnungen im Kunstgewerbe entstand, Reissbrett und Lineal verräth und Hand und Geist des Meisters im Stein zu erkennen giebt. Gerade sie waren es, welche damals vor Allem der gewerblichen Muster bedurften.

Die Zeit war gekommen für eine Anstalt, welche mit Wort und Werk Abhilfe schaffte. Die Aufgaben waren da in Hülle und Fülle, aber es fehlten die Kräfte, sie auszuführen, und es fehlte die Kennt-

niss, wie sie in richtiger Weise ausgeführt werden mussten. Dass man zunächst auf die alten Kunstwerke zurückging, war ein Gedanke, der bereits ausgesprochen war und schon Früchte zu zeitigen begann. Wo immer er auch zuerst ausgesprochen sein mag — er lag ja nahe genug, zumal in einer Zeit, in welcher archäologische Kunststudien lebendig waren, — so war es ohne Zweifel England, wo er zuerst in das Praktische übersetzt wurde. Die englischen Kunstfreunde — es sei nur in aller Kürze an allzu Bekanntes erinnert — hatten auf der ersten Londoner Weltausstellung 1851 den tiefen Stand der englischen Industrie erkannt und das Heilmittel in dem Studium alter und guter Vorbilder gefunden. So kam es — nicht ohne gelegentliche Missgriffe — zur Gründung des South-Kensington-Museums und seiner gleicherweise dem Gewerbe gewidmeten Kunstschule. Elf Jahre darauf bei der zweiten Londoner Ausstellung 1862 sah die fremde Welt nicht ohne Erstaunen, dass die englische Kunstindustrie Fortschritte gemacht hatte und dass man diese dem neuen Museum und seiner Schule verdanke.

Damals — ich erzähle zunächst die äussere Geschichte — befand sich auch der österreichische Ministerpräsident Erzherzog Rainer in London zum Studium der Ausstellung und theilte seine Wahrnehmungen in Bezug auf die Nützlichkeit eines solchen Museums und die Nachahmung desselben in Oesterreich dem ebenfalls auf der Ausstellung anwesenden Professor der Kunstgeschichte, Rudolf von Eitelberger, mit. Mit der Lebhaftigkeit seines Geistes ergriff Eitelberger diesen Gedanken und, nach Wien zurückgekehrt, entwarf er (es war noch im Monate August) in kurzen Zügen das Programm, welches die Billigung des Ministerpräsidenten fand, sowie diejenige Schmerling's, der damals bekanntlich auch Cultus und Unterricht mit seinem, dem Staatsministerium, vereinigt hatte. In Folge dessen, dem Vortrage entsprechend, erschien am 7. März 1863 ein Handbillet des Kaisers Franz Joseph, in welchem die Gründung eines derartigen Museums zur Verbreitung des Geschmackes und zur künstlerischen Förderung des Gewerbes anbefohlen wurde. Zugleich wurde im Ministerium zur Durchführung ein Comité ernannt, an welchem unter dem Vorsitze des Sectionschefs Lewinski der damalige Ministerialrath Gustav Heider, der kaiserlich Schatzmeister J. G. Seidl und Professor von Eitelberger theilnahmen. Des Weiteren wurden in diesem Handbillet die kaiserlichen Sammlungen, als die Schatzkammer, das Münz- und Antikencabinet, die Ambraser Sammlung, die Hofbibliothek mit ihren Gegenständen, soweit sie den Zwecken

des neuen Museums dienlich wären, leihweise zur Verfügung gestellt und die Erwartung ausgesprochen, dass auch andere Besitzer von Kunstwerken dem Allerhöchsten Beispiele folgen würden.

Dieser Zusatz war von besonderer Bedeutung, denn da bei der Finanzlage des Staates in keiner Weise die Mittel erwartet werden konnten, um sofort die genügende Anzahl bedeutender und lehrreicher Kunstgegenstände zusammenzukaufen, auch wegen Mangel der Letzteren gar nicht die Möglichkeit vorhanden war, so war in dieser Einrichtung einer leihweisen Ueberlassung das Mittel gegeben, rasch eine Collection ausgezeichneter Kunstwerke zusammenzustellen, welche, wenn auch nur zeitweilig, als Museum gelten und die erwünschten Dienste leisten konnten. Während die Berathung der Statuten sich in die Länge zog und der Sommer des Jahres 1863 mit der Herstellung und Erweiterung des provisorisch erwählten Locales, des Ballhauses, verging, benützte Eitelberger die Zeit, um, begleitet vom nachherigen Custos, Franz Schestag, sich im Lande umzusehen, was etwa Brauchbares und Zweckdienliches für das neue Museum vorhanden sei. Insbesonders besuchte er Kirchen, Stifte und Klöster und verzeichnete das Vorhandene, um es rechtzeitig zur leihweisen Ausstellung zu erbitten. Von allen Seiten erhielt er freudige Zustimmung.

Gegen den Frühling des Jahres 1864 waren alle vorbereitenden Arbeiten fertig. Am 30. März wurde Eitelberger selbst zum definitiven Director, und der Verfasser dieses Aufsatzes zum Director-Stellvertreter und ersten Custos ernannt; die Stelle des zweiten Custos erhielt erst später Franz Schestag. Gleichzeitig wurde das Local den Genannten übergeben, die Gegenstände wurden von Nah und Fern herbeigeschafft und am 12. Mai das neue Museum mit 2000, allerdings geliehenen Gegenständen eröffnet. Acht Tage später war auch ein wissenschaftlich gehaltener Katalog fertig gestellt. Die Sammlung, richtiger gesagt die Ausstellung, denn die Gegenstände waren zum Wechseln bestimmt, umfasste ziemlich das ganze Gebiet der Kunstindustrie. Die k. Schatzkammer hatte die schönsten Arbeiten in edlem Metall, in Krystall- und Halbedelsteinen geliefert, Glas und Elfenbein kamen aus Laxenburg, Emails ebenfalls aus der Schatzkammer, sowie vom Freiherrn v. Rothschild, Majoliken desgleichen, Porzellangegenstände aus Privatbesitz, sowie insbesondere aus der aufgehobenen Wiener Fabrik, deren künstlerischer Nachlass in das Eigenthum des Museums überging, Kirchengeräthe aller Art, auch gestickte Gewänder sendeten die Kirchenschätze u. s. w. Was noch

fehlte, waren insbesondere die grösseren Gegenstände, wie z. B. Möbel, während Eitelberger's eigene Bücher den Anfang einer Bibliothek bildeten. Während noch mehrfach in längeren Zwischenräumen mit den Gegenständen gewechselt wurde, war die Leitung gleicherweise bemüht, nach Massgabe ihrer Mittel Kunstwerke anzukaufen, um nach und nach die Anstalt von der Nothwendigkeit des Leihsystems zu befreien und sie mit eigenem Besitze sicher und unabhängig zu machen. So, um nur Eines zu erwähnen, wurde von Castellani in Rom eine erlesene Collection antiker Terracottagefässe erworben, welche sofort diejenigen, welche dem Antikencabinet entnommen waren, überflüssig machte.

Der starke Besuch, den das neue Museum, das statutenmässig die Bezeichnung: »K. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie« annahm, sofort erhielt, zeigte, dass die Idee eine zeitgemässe gewesen und der Vorgang der richtige war. Das Museum war von vorneherein nicht allein auf das Gewerbe berechnet gewesen, sondern ebenso auch auf das Publicum, um in demselben Interesse für die Kunst zu erwecken und seinen Geschmack zu heben. Ohne Verständniss und Theilnahme des Publicums würden ja die Bemühungen in der Industrie umsonst sein. Hätte das Publicum die Neuerungen abgelehnt, so wären sie gescheitert. Ging aber dieses mit seinem Interesse voran, so war die Industrie um ihrer eigenen Existenz willen gezwungen, zu folgen. Und so ist es in der That geschehen.

Die Leitung des Museums legte daher den grössten Werth darauf, alle Gesellschaftskreise für sich zu gewinnen, und in diesem Bemühen wurde sie in ganz ausgezeichneter Weise von dem »Curatorium« unterstützt, welches vorzugsweise zu dem Zwecke eingesetzt war, die Interessen des Museums im Publicum zu fördern. Es war daher aus Männern von der höchsten gesellschaftlichen, wie künstlerischen, wissenschaftlichen und industriellen Bedeutung zusammengesetzt, sämmtlich vom Protector, Erzherzog Rainer, ernannt, der fortfuhr, unausgesetzt das Museum mit Rath und Einfluss zu stützen und zu fördern. Was der Protector selber, sowie das Curatorium unter dem Vorsitz des Grafen Edmund Zichy für das Museum und seine Sache geleistet haben und noch heute leisten, das kann nur Der ermessen, welcher die Geschichte des österreichischen Museums vom Anfange an mit durchgelebt hat.

Um den lebendigen Verkehr nach Aussen, ausserhalb der Mauern des Museums, zu fördern, wurde alsbald eine Monatsschrift

gegründet unter dem Titel: »Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie«, welche noch heute, wenn auch in jüngst veränderter Gestalt, besteht. Bescheiden in ihrer Erscheinung, anspruchslos in ihrem Auftreten, im Verhältnisse wenig verbreitet, übte sie doch einen grossen Einfluss, weil sie gerade in jene intelligenten Kreise gelangte, welche sich mit Ernst für die Sache interessirten. Indem sie die Fragen des Kunstgewerbes und des Geschmackes mit Anlehnung an die praktische Verwendung besprach, wirkte sie höchst anregend, denn was sie vorbrachte, war damals völlig neu. Sie hat der Reform des Geschmackes viele Freunde gewonnen und wesentlich zu ihrer Ausbreitung beigetragen. Die neuen Principien, welche sie vortrug und verfolgte, galten nach kurzer Zeit bereits als die »Principien des österreichischen Museums«. Es war so gewissermassen eine Fahne entfaltet, zu der man hielt, die gelegentlich auch wohl bekämpft wurde.

Ein zweites, gleicherweise wirksames Mittel waren die Vorlesungen, welche Eitelberger selbst im Sommer, fast unmittelbar nach der Eröffnung des Museums, begann. Vom nächsten Winter an (1864—1865) wurden sie in regelmässiger Folge für jeden Donnerstag eingeführt, und so haben sie sich bis heute erhalten. Ihre Absicht ging auf Kunstbildung und Erweckung des Kunstinteresses im Allgemeinen, daher sie sich nicht auf die Gegenstände der Kunstindustrie beschränkten, sondern jeden Gegenstand, jede Frage der Kunst in ihren Bereich zogen. Auch nationalökonomische Fragen waren nicht ausgeschlossen. Die Vortragenden wurden, ausser den Angehörigen des Museums, in den verschiedensten Kreisen der Wissenschaft und der Kunst gesucht; wir nennen die Kunstgelehrten Lützow und Thausing, die Professoren Scheffle, Glaser, Hlasiwetz und Neumann-Spallart, die Architekten Van der Nüll, Ferstel, Schmidt, denen sich in den späteren Jahren viele jüngere Kräfte zugesellten.

In dieser Weise war das Publicum rasch gewonnen und auch festgehalten und ist auch der Anstalt treu geblieben, obwohl diese nie das geworden ist, was Eitelberger sich vorgestellt hatte: ein Rendezvous der vornehmen Welt; sie ward vielmehr — man braucht nur den Sonntagsbesuch sich anzusehen — ein Rendezvous der arbeitenden Welt. Freilich nicht so von Anfang an, wenigstens nicht in den leitenden industriellen Kreisen. Man hätte erwarten dürfen, dass diese sich rascher dem Lehr- und Lernmaterial zuwenden würden, das ihr im Museum geboten war. Das Bedürfniss war ja

da, und dem Bedürfnisse kam man entgegen. Aber es fehlte die Intelligenz; man wusste nicht, was mit den alten Sachen anfangen; man verstand es nicht, sie ins Moderne zu übersetzen; dies Verständniss brauchte Zeit. Es war auch wohl nicht ohne Bedeutung, dass sich — ganz unnöthiger Weise — wenn nicht eine Feindschaft, doch eine Abneigung mit dem Gewerbeverein herausbildete, der sich damals gerade nicht einer energischen Leitung erfreute, so dass Eitelberger lieber die Beziehungen zur Handelskammer pflegte, als zum Gewerbeverein.

So kam es, dass, während die Arbeiter Sonntags herbeiströmten und die engen Räume des Ballhauses ausfüllten, doch die eigentlichen Kunstindustriellen sich fernhielten. Nur einzeln kamen sie, dann allerdings mehr und mehr. Freilich, was im Stillen gelernt und benützt wurde, das entzieht sich der Controlle. Der Erste, der sich dem Museum anschloss, war Karl Giani, der Seidenfabrikant, der, wie schon oben gesagt, sich bereits mit der Kirchenparamentik des Mittelalters vertraut gemacht hatte; ihm folgte Karl Haas, der Galvanoplastiker und Bronzewaarenfabrikant. Er wurde der Galvanoplastiker des Museums und wirkte in dieser Stellung durch Verbreitung schöner Metallgegenstände des Mittelalters und der Renaissance. Von grösserer Bedeutung aber war es, als die Firmen J. & L. Lobmeyr und Philipp Haas & Söhne mit dem Museum in enge und dauernde Verbindung traten. Die Chefs dieser Häuser, Ludwig Lobmeyr und Eduard von Haas, der erstere feinfühlig in künstlerischen Dingen, der andere voll Intelligenz und mit dem grossartigsten Geschäftsblick begabt, erkannten bald die Tragweite des Museums und wie sich mit demselben auch die Welt gewinnen lasse. Kaum drei Jahre verflossen — wir kommen auf das Einzelne ihrer Leistungen zurück dort, wo wir von der künstlerischen Seite der Reformbestrebungen in den einzelnen Zweigen zu reden haben werden — kaum drei Jahre sagen wir, und auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1867 waren beide Firmen mit Gegenständen erschienen, zu welchen sie Anregung und Muster im österreichischen Museum geholt hatten, und eben mit diesen Gegenständen stellten sie sich sofort auch in künstlerischer Beziehung in die erste Reihe der Concurrenten auf dem Weltmarkte. Auf dieser, in vieler Beziehung so anziehenden und reizvollen Weltausstellung wurde wenigstens das Eine klar, dass ein neuer Geist in das österreichische Kunstgewerbe gefahren, ein neuer Geist, der, wenn er noch keinen Sieg bedeutete, doch einen solchen für die Zukunft verbürgte.

Aber während man am österreichischen Museum die beginnenden Erfolge mit Freuden begrüsste, konnte man sich doch andererseits der Wahrnehmung nicht verschliessen, dass die Mittel, mit denen man arbeitete, nicht genügen oder jedenfalls nur langsam zum Ziele führen würden. Man fand, dass dem Gewerbe die Zeichner fehlten, welche für die neue Zeit Verständniss hätten und den neuen, weitaus erhöhten Anforderungen gewachsen wären. Man erlebte es zum Beispiel, dass Fabrikanten ihre Zeichner an das Museum sendeten, diese aber das mindest Gute, ja das Verwerfliche zum Muster nahmen, das wirklich Gute und Nachahmenswerthe für unbrauchbar erklärten. Dieser Umstand führte zur Ueberzeugung, dass vor allen Dingen eine Schule nöthig sei, welche der Industrie einen neuen Stock von Künstlern erziehe, der, allen Aufgaben gewachsen, mit der neuen Zeit zu gehen vermöge, von Künstlern, welche, dem Gewerbe allein dienend, den ohnehin übermässig beschäftigten Architekten alle Aufgaben des Kunstgewerbes abnähmen. Wohl früher schon und verschiedentlich hatte man an den Akademien die Bildung von Zeichnern für das Gewerbe beabsichtigt und besondere Classen zu diesem Zwecke errichtet. Allein diese Einrichtung hatte sich nicht bewährt; diese Classen, stiefmütterlich behandelt, waren vernachlässigt worden. Nur eine specielle Fachschule an der Wiener Porzellanmanufactur, die aus den weitesten Gesichtspunkten eingerichtet war, hatte lange Zeit den gewünschten Erfolg in ausgezeichneter Weise gehabt. Es kam auch jetzt darauf an, zumal bei den durch die Stadterweiterung und den industriellen Aufschwung überaus gesteigerten Anforderungen, eine Kunstschule zu gründen, welche der Industrie allein gehöre, umfassend genug, um allen Zweigen zu genügen, und so angelegt, dass sie den Schüler zum wirklichen Künstler für die Zwecke des Gewerbes heranbilde.

In diesem Sinne wurde im Jahre 1867 die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums als eine staatliche Anstalt errichtet. Eitelberger war es gelungen, die vorzüglichsten Kräfte für die neue Schule zu gewinnen, den Architekten Storck, der soeben seine ausgezeichnete Begabung gerade für diese Zweige der Kunst in der inneren Ausstattung und Decoration des Opernhauses bewiesen hatte, den Historienmaler Laufberger, ein ebenso bedeutendes Talent in reizender Erfindung figürlicher, decorativer Gegenstände, als durchgebildeter und strenger Lehrer, den vielgewandten Blumenmaler Sturm, der Historienmaler Rieser, der noch aus der Schule Führich's

stammte, und den jungen, in anmuthigen Gegenständen erfindungsreichen Bildhauer König, einen Schüler Hänel's und der Dresdener Schule. Mit diesen Lehrern gliederte sich die Schule nach den drei Abtheilungen für Architektur, Bildnerei und Malerei, selbstverständlich in Anwendung dieser Künste auf das Gewerbe. In welcher künstlerischen Richtung aber der Unterricht erfolgte, in welcher Richtung die Schule auf die Industrie wirkte und ihr die Wege zeigte, das werden wir später sehen. Wir folgen jetzt der weiteren äusseren Geschichte.

Die Schule war, wie das Museum selbst, provisorisch in den Räumen der sogenannten Gewehrfabrik untergebracht worden, in allzu grosser Entfernung von der Mutteranstalt, deren Sammlungen sie doch beständig bedurfte. Schon war aber für diese ein neuer Bau bestimmt worden, welcher nun auch die Schule aufnehmen sollte. Die Räume des Ballhauses erwiesen sich bald als ganz unzulänglich. Grössere Gegenstände konnten nicht aufgestellt werden; was derartiges gekauft wurde, musste in ein Depôt wandern. Zu den Vorlesungen mussten jedesmal zwei Zimmer ausgeräumt werden. Zur Aufnahme moderner Gegenstände gab es gar kein Gelass. An allen Ecken und Enden fand man sich beengt. Ein ausreichender Neubau war nöthig und wurde auch beschlossen, aber wo? Diese Frage löste der Leiter der Stadterweiterungs-Commission, Sectionschef Matzinger, in zuvorkommender und befriedigendster Weise, indem er den Platz vor dem ehemaligen Stubenthor, zwischen Ringstrasse und Wienfluss, anbot. Der Platz konnte nicht günstiger gedacht werden. An der Hauptverkehrsader gelegen, dem Geschäfte und der Promenade gleich bequem, im Mittelpunkte von Alt- und Neu-Wien, wenn man dieses bis zur Donaustadt ausdehnt, frei von allen Seiten, entsprach er allen Wünschen. Dennoch musste er gewissermassen erkämpft werden, da die Gemeinderäthe der Leopoldstadt ihre Aussicht von der Aspernbrücke her (buchstäblich wahr!) durch das Gebäude des Museums gehindert glaubten. Dass dieser Widerstand gebrochen wurde und das Gebäude die Freiheit erhielt, mit seinem Vestibul in die Ringstrasse hinauszurücken, war das Verdienst der Curatoren Franz von Werthheim und Achilles Melingo, welche zugleich Gemeinderäthe waren. Der Bau, von Ferstel schön und zweckmässig aufgeführt, wie wir ihn heute sehen, erforderte vier Jahre. Im Jahre 1871, am 4. November, wurde durch den Kaiser Franz Joseph der Schlussstein gelegt und das Gebäude eröffnet, allerdings zuerst nicht mit seinen Sammlungen, sondern mit

einer Ausstellung der damaligen österreichischen Kunstindustrie. Wir kommen ebenfalls auf dieselbe zurück. Nach Schluss dieser Ausstellung wurden die Sammlungen aufgestellt und im Laufe des folgenden Jahres ein Saal nach dem anderen eröffnet.

Die Kunstgewerbeschule, wie gesagt, war zuerst in die Räume des neuen Gebäudes aufgenommen worden. Bald aber erwiesen sich diese zu eng und sie behinderten zugleich die Entwicklung der Sammlungen. So wurde es nothwendig, auch für die Schule ein eigenes Gebäude aufzuführen (ebenfalls durch den Architekten Ferstel erbaut), welches im Jahre 1877 bezogen wurde. Hier konnten der Schule eine Anzahl von Specialschulen und Ateliers angefügt werden, so die Schule für Holzschnitzerei unter Klotz, die Emailschule unter Macht, die Ciselirschule unter Schwartz, später die Radirschule unter Unger, endlich noch die chemisch-technische Versuchsanstalt unter Kosch.

Man sieht, die Anstalt ging vorwärts, getrieben durch den unermüdlichen Eifer ihres damals noch guter Gesundheit sich erfreuenden Leiters, unterstützt von der Regierung und den Behörden, gefördert vom Protector, mit werkthätigem Interesse begleitet vom Curatorium. Zu den Sammlungen war die Schule gekommen, beide hatten ihr eigenes Haus neben einander in enger Verbindung erhalten, die Säle waren mit Sammlungen eigenen Besitzes erfüllt, das Publicum war der Anstalt treu geblieben, auch die Industrie war gewonnen und doch war die Aufgabe noch nicht völlig erfüllt. Es war die Zeit gekommen, wo das, was in Wien geschaffen worden, nun wirkend in die Kronländer, wo ja zum grossen Theil die Kunstindustrie ihren Sitz hatte, hinausgetragen werden musste. Und eben zu diesem Zwecke stellte sich die Nothwendigkeit heraus, mit dem, was das Museum bisher angeregt hatte, der Industrie in unmittelbarste Nähe zu rücken, dasselbe ihr gewissermassen in das Haus zu bringen und auch jene Kunstarbeiter, welche nicht in Wien lernen konnten, doch des neuen Könnens theilhaftig zu machen. Dieser Gedanke führte zur Gründung der Fachschulen, welche, wie das Museum und seine Kunstgewerbeschule dem Ganzen, so den einzelnen Zweigen gewidmet waren. Wo ein Industriezweig sich angesiedelt hatte, da sollte an seinem Hauptsitze die Fachschule ihm zu Hilfe kommen, so für die Glasindustrie, für die Porzellanindustrie, für Thonwaaren, für Weberei, Tischlerei, Holzschnitzerei u. s. w.

Der Gedanke, von dem damaligen Handelsminister Banhans und seinem Referenten, Ministerialrath E. Hermann, mit Lebhaftig-

keit aufgegriffen, wurde auch zuerst vom Handelsministerium mit Eifer durchgeführt, nicht ohne directe Mitwirkung des österreichischen Museums, dessen Schule die Lehrer zu stellen hatte, dessen Director an der Spitze der mitberathenden Commission für die Fachschulen stand. Dies ist eine jener Ausstrahlungen auf dem Gebiete der Kunstindustrie, deren wir oben erwähnt haben; ohne auch ihrer zu gedenken, würde die Darstellung der Reformen, die in Wien sich vollzogen, und ihrer ausserordentlichen Bedeutung nicht vollständig sein. Zwar wurden auch in Wien Fachschulen gegründet, unter denen insbesondere diejenige für die Goldschmiedekunst zu nennen ist, aber der Nachdruck liegt auf denen ausserhalb der Residenz.

Noch einer anderen Ausstrahlung ist zu gedenken, bei welcher ebenfalls dem Leiter des Museums nicht geringes Verdienst zusteht, das ist die Gründung der Zeichenschulen, die Erweiterung und Richtigstellung des Zeichenunterrichtes an den bestehenden Schulen. Wie die Fachschulen sich als eine Nothwendigkeit für die Industrie herausstellten, so war andererseits dem Geschmacke des Publicums durch vermehrten und verbesserten Zeichenunterricht zu Hilfe zu kommen. Hier wie dort dasselbe Bedürfniss und derselbe Mangel: kein Verständniss der richtigen Grundsätze, keine Lehrer, kein Material an Vorlagen. In allem diesem half wiederum das Museum. In einer Commission unter Eitelberger's Vorsitz wurden durch den entscheidenden Einfluss Laufberger's die Grundsätze festgestellt, an der Kunstgewerbeschule unter Leitung desselben Professors eine Abtheilung zur Heranbildung von Zeichenlehrern eingerichtet und endlich war es die Gipsgiesserei des Museums, welche nun den Schulen in Ornamenten, Gefässen, figürlichen Gegenständen die plastischen Zeichenvorlagen lieferte.

Mittlerweile waren im Laufe dieser ersten zehn Jahre des Museums auch eine Reihe literarisch-artistischer Publicationen aus dem Museum hervorgegangen, welche alle dem gleichen Zwecke dienten, der Klärung der Principien, der Hebung der Kunstarbeit, der Geschmacksbildung in Publicum und Industrie; so die Berichte über die Ausstellungen, so die Umrisse und Ornamente antiker Thongefässe, über die byzantinischen Buchdeckel in Venedig, über die burgundischen Gewänder, die letzteren vom Verfasser dieses Aufsatzes mit Text begleitet, dessen »Geschichte des modernen Geschmackes«, sowie »die Kunst im Hause«, aus Vorlesungen im Museum hervorgegangen, ebenfalls in diesen Jahren erschienen. Der Vorgang des Museums wurde dann, insbesondere speciell für die

Fach- und Zeichenschulen, von den beiden Ministerien weiter befolgt und wird heute noch vom Unterrichtsministerium in so umfassender und consequenter Weise fortgesetzt, dass fast eine Bibliothek entstanden ist und in kurzer Zeit die kunstindustriellen und technisch-gewerblichen Schulen jeder Art mit den entsprechenden Lehr- und Musterbüchern versehen sein werden. Bei den meisten ist es bereits der Fall.

III.

DIE AUSSTELLUNGEN.

Während, wie im vorigen Abschnitt geschildert worden, Schritt um Schritt die Bemühungen um eine Reform des allgemeinen Geschmacks und der Kunstindustrie sich erweiterten und die zu diesem Zwecke gegründeten Anstalten wuchsen und sich vermehrten, währenddess hatte man an den verschiedenen, einander folgenden Ausstellungen zu beobachten, wie denn der Erfolg selber sich darstellte. Die erste Ausstellung, bei welcher man den Einfluss in bestimmtester Weise erkennen konnte, war die Pariser Weltausstellung des Jahres 1867.

Es ist schon erwähnt worden, wie hier die beiden Firmen Philipp Haas & Söhne und J. & L. Lobmeyr so sehr vorragend in künstlerischer Beziehung erschienen waren, dass sie den Eindruck der österreichischen Abtheilung fast beherrschten und zu einem günstigen gestalteten. »Fast« sagen wir, denn der künstlerische Werth der österreichischen Arbeiten und insbesondere jener, die aus Wien gekommen oder unter Wiener Einfluss entstanden, war ein sehr gemischter. Neben dem Guten stand das Schlechte und Verkehrte. Neben Haas und Lobmeyr, dessen allerdings in Böhmen gearbeitete Gegenstände doch geistig in Wien geschaffen worden, stellte sich noch Karl Giani mit seinen, damals noch auf einer Weltausstellung ganz neuen, stilvoll gezeichneten Seidenstoffen für Kirchenparamente, eine Neuerung, welche von den Franzosen erst verspottet und dann nachgeahmt wurde. Wenige Monate später kamen französische Zeichner nach Wien, um aus der Sammlung des österreichischen Museums sich mittelalterliche Muster zu holen. Zu diesen sind noch die Bronzefabrikanten zu nennen, Hollenbach einerseits, Dziedzinski & Hanusch andererseits, jener mit grösseren, dieser mit kleineren Gegenständen, stilvoll gezeichnet und fein ausge-

führt, sämmtlich für Wohnungseinrichtung bestimmt. Was sie auszeichnete, war eben die gute Form und die vortreffliche Vergoldung: was ihnen fehlte, war das figürliche Element und die farbige Patinirung, und darum standen sie hinter der französischen Bronzeindustrie zurück.

Mit diesen wenigen Namen — nennen wir allenfalls noch Brix & Anders — war aber auch das Gute, das von Wien gekommen war, ziemlich erschöpft, denn das Herender Porzellan von Moriz Fischer, das Porzellan der Fabrik Pirkenhammer von Fischer & Mieg können wir doch nicht der Wiener Industrie zurechnen, auch nicht indirect. Die Wiener Möbel waren nicht einmal in der Güte erschienen, wie sie hätten kommen können, und trotz des Ungeschmacks hatten sie im Jahre 1851 in London ein grösseres und verdienteres Aufsehen erregt, als 1867 in Paris. Die Wiener Galanterie- oder Phantasiegegenstände, wie man sie auch nannte, zeigten ihre alten Vorzüge, Nettigkeit und Reinheit der Arbeit, Beweglichkeit in Erfindung, dabei aber auch ihre Untugenden, Unschönheit der Formen, Widersinnigkeit der Ideen, Vermischung aller Materiale, Verwechslung von Stoff und Bestimmung in bisher kaum dagewesenem Masse. Nicht ganz so schlimm stand es mit den Prachteinbänden und Prachthüllen der Diplome und Adressen, die ihr eigenes Material, das Leder verkannten, während bei den Phantasiegegenständen Alles Leder sein oder vorstellen sollte.

Der Eindruck der Wiener Kunstindustrie auf dieser Pariser Ausstellung war demnach ein völlig gemischter. Man sah ein neues Element sich regen, man sah eine frische aufsteigende Bewegung, aber auch zugleich, dass diese weitere Kreise noch nicht ergriffen hatte. Es waren ja auch erst drei Jahre seit der Gründung des österreichischen Museums verflossen, und die Kunstgewerbeschule bestand erst auf dem Papiere.

Das nächste Mal, als die Wiener Kunstindustrie wiederum in geschlossener Weise vor die Oeffentlichkeit trat, war die Kunstgewerbeschule bereits mitthätig, und zwar bewies sie ihre Kraft und ihren Einfluss gleich in vorragender Weise. Diese Gelegenheit war die Ausstellung der österreichischen Kunstindustrie, welche das Museum in seinem neuen Hause am Stubenring (1871) zur Feier der Eröffnung veranstaltete. Es war eine ziemlich umfassende Ausstellung; alle Zweige waren vertreten. Sie gab aber insofern kein vollgiltiges Urtheil über den Stand der Dinge ab, als eine Jury fungirt hatte, durch welche Unbedeutendes und Verwerfliches aus-

geschlossen worden. Es sollte eine gewählte Ausstellung sein, und sie war es in gewissem Sinne. So zeigte sie wohl die Bestrebungen und legte ein Zeugniss für dieselben ab, aber sie konnte nicht angeben, wie weit die Reformen in die Tiefe und in die Breite bereits gegangen waren.

Es war für diese Ausstellung vom Kaiser eine bedeutende Summe zur Verfügung gestellt worden, um dafür Gegenstände machen zu lassen, welche als Muster und Führer auf den neuen Wegen dienen könnten. Die Aufgaben, zu denen die Ideen und Zeichnungen von der Kunstgewerbeschule ausgingen, fielen verschiedenen Industriellen zu. Und in der That waren so eine Anzahl Kunstwerke entstanden, welche dieser Ausstellung einen ganz besonderen Reiz verliehen. Wir nennen darunter die beiden Cabinetkasten, den einen mit den Intarsien von Valentin Teirich, den anderen mit den Malereien von Laufberger, den von Hanusch ausgeführten Tafelaufsatz aus Bronze mit Emailverzierung und den schönen und sinnreichen Gruppen von Professor König, vor Allem aber das nach den Zeichnungen von Storck durch J. & L. Lobmeyr in Krystallglas ausgeführte, von Ratzersdorfer mit Gold und Email montirte Dejeuner-Service, das an Reinheit und Schönheit der Formen und der gravirten Ornamente noch heute unübertroffen dasteht.

Aber nicht blos kaiserliche Hilfe allein war es gewesen, welches dieser Ausstellung die Anziehungskraft verliehen hatte. Auch selbständige Neuerungen zeigte sie. Und zwar geschah es hier zum ersten Male auf einer Ausstellung, dass vollständige, reich ausgestattete Musterzimmer dem Publicum vorgeführt wurden, ein Vorgang, der seitdem regelmässig nachgeahmt worden, ohne dass man sich seines Ursprungs aus dem österreichischen Museum erinnert. Und zwar waren es drei Gemächer; zwei derselben waren nach den Angaben Storck's von der Firma Philipp Haas & Söhne ausgestellt, ein mit den kostbarsten Seidenstoffen decorirtes Damenzimmer und ein ernstes, in Grün decorirtes, mit schwarzem Holz ausgestattetes Herrengemach. Das dritte Zimmer, von Fr. Otto Schmidt ausgestellt, mit Eichenholz getäfelt und reich möblirt, trug schon damals die später so beliebt gewordene Bezeichnung »Altdeutsches Zimmer«, und sollte, verbunden mit Reichthum und Eleganz, die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit der alten Zeit darstellen. Es machte auch diesen Eindruck.

Die Ausstellung bot auch sonst manches Bedeutende und Interessante, wie die reiche und mannigfaltige Ausstellung der Silber-

gefässe von Klinkosch, die Gewebe von Giani, das bürgerliche, auf Billigkeit und Einfachheit berechnete Mobiliar von Schönthaler, und Vieles noch, dessen Aufzählung uns zu weit führen würde, da wir hier nur den Fortgang von Ausstellung zu Ausstellung in den allgemeinen Zügen schildern können.

Die Ausstellung im österreichischen Museum war eine gute Probe für die Universalausstellung, welche für das Jahr 1873 in Wien geplant und auch beschlossen wurde. Es war leicht im Kleinen zu glänzen, wenn man mit Geschmack das Beste auswählte und zusammenstellte, die Frage aber war, ob man auch bestehen würde, wenn man bei sich selber im eigenen Hause den Kampf mit der ganzen Welt aufnähme. Dieser Kampf im eigenen Lande setzt die Möglichkeit und den Muth voraus, auch in der breiten Masse zu bestehen, denn, wer die Ausstellung veranstaltet, pflegt sich auch den besten und den grössten Platz zu nehmen, da er ja des weiten und des kostbaren Transportes überhoben ist und so in der Lage sich befindet, leichter den weiten Raum zu füllen. Bisher hatte dieser Gedanke von dem Unternehmen einer grossen Weltausstellung abgeschreckt. Die Ausstellung im Museum bewies, dass die heimische Kunstindustrie für den Weltmarkt concurrenzfähig geworden, dass sie ihre eigenen Besonderheiten und Vorzüge besass. Und was die Menge betrifft, so befand man sich ja auf dem Höhepunkt des industriellen Aufschwunges. Die Stadterweiterung stand in ihrer Blüthe, Strassen, Stadttheile wuchsen neu aus der Erde empor, Paläste stiegen auf, Monumentalbauten wie die Oper wurden vollendet oder neu begonnen, Baugesellschaften regten an und führten im Grossen aus, es herrschte eine Baulust, ein Unternehmungsgeist, welche auch dem Kunstgewerbe Aufgaben in Hülle und Fülle bieten mussten. Mit den neuen Häusern war das Vergnügen an reicher Ausstattung gekommen. Die Häuser selbst brauchten Sculpturen, eiserne Stiegengeländer, Gitter, Lampen und Lustres; die neuen Wohnungen verlangten nach neuer Decoration, nach neuem Mobiliar, nach Teppichen, Decken, Vorhängen; die reichere Ausstattung des Zimmers erforderte eine entsprechende Besetzung von Tisch und Tafel in Leinwand, Porzellan, Glas, Silber oder anderem Metall. Das Alles stand in höchster Blüthe in den letzten Jahren, welche unserer Weltausstellung voraufgingen, und gereichte dieser zum grössten Vortheil. Andererseits aber war die Wiener Kunstindustrie, über welche ein Füllhorn von Aufgaben sich ergossen hatte, eben darum kaum im Stande, noch besondere Arbeiten für die Ausstellung zu über-

nehmen. Um so sicherer liess diese selber den Stand der Dinge erkennen.

Es konnte keine Frage sein, dass, wie die österreichische Abtheilung, und insbesondere die Wiener Arbeit, sich auf der Weltausstellung von 1873 darstellte, nicht blos der Eindruck ein sehr günstiger war, sondern dass auch die Reform des Geschmacks in der Kunstindustrie entschieden festen Fuss gefasst hatte, und zwar eine Reform nach jenen Grundsätzen und Lehren, wie sie vom österreichischen Museum ausgegangen waren. Was Gutes vorhanden war, lag Alles in dieser Richtung, und in sehr vielen Fällen waren es auch die Professoren der Kunstgewerbeschule, welche die Zeichnungen geliefert hatten. Ueberall fand man die eigene Hand von Storek, Laufberger, Sturm, wenn nicht bereits schon die Thätigkeit und Mitwirkung ihrer Schüler. Die gewaltige, alle Concurrenten in Schatten stellende Ausstellung der Teppiche und Decorationsstoffe von Philipp Haas & Söhne war ganz vom Geiste Storck's geleitet und erfüllt; ähnlich war es mit Lobmeyr und einer Reihe anderer Industrieller, deren Namen wir noch nennen werden, wenn wir später den Gang der Entwicklung in den einzelnen Zweigen des Wiener Kunstgewerbes verfolgen. Bedeutsam von der Reform ergriffen und durchaus wienerisch stellten sich die Bronzen dar, ebenso die Möbel, welche ganz im Gegensatze zu ihrer Erscheinung auf der zweiten Pariser Ausstellung von 1867 wie umgewandelt erschienen. Der Vorgang im Museum, ganze Zimmer auszustellen, hatte eine Reihe von Gemächern in gemeinschaftlicher Arbeit der Tischler und Tapezierer hervorgerufen. Die Ausstellung der Goldschmiede zierten Tafelaufsätze, Candelaber, Fruchtschalen nach Zeichnungen von Teirich und Modellen von König. Selbst die Phantasie- oder Galanteriegegenstände hatten neue und gute Ideen gewonnen und neue, wieder aufgelebte Technik, so das Email, wieder zum Schmuck verwendet.

War somit der Eindruck der österreichischen Kunstindustrie, trotz unnöthiger Zerrissenheit im Arrangement, im Grossen und Ganzen ein sehr günstiger, so musste Derjenige, der den Lauf der Dinge verfolgt hatte, doch die Grenzen erkennen, bis wie weit die Reform des Geschmacks gedrungen war. Man konnte überall die Wiener Arbeit von derjenigen aus den Kronländern unterscheiden. Fand man die erstere fast schon wie umgewandelt im Geiste der neuen Zeit, so war die letztere noch ganz unberührt davon, wo nicht eben ganz directer Einfluss von Wien mitgewirkt hatte. Von

der Wiener Arbeit selber musste man sagen, dass sie fast zu üppig ins Kraut geschossen. Es waren ihr zu rasch und zu viel die Aufgaben von dem neu erweckten Luxus gestellt worden, ehe sie sich in die neue solide Kunstweise eingelebt hatte. Manches war überschwenglich, excentrisch, und es war zu fürchten, dass es nur geschaffen worden, weil es neu und neue Mode, und nicht, weil es schön und gut war. Es war zu fürchten, dass, bevor das Gute zu wirklichem Verständniss gekommen und sich gefestigt hätte, die Mode darüber hinweg wieder zu neuen und anderen Dingen übergehen werde. Da kam des Correctiv in Gestalt des »Krachs«.

Dem industriellen Aufschwunge war ein Halt geboten und die Fülle der Aufträge und Aufgaben, wie sie während der sieben fetten Jahre dem Kunstgewerbe zutheil geworden, hörte auf. Als man sich vom Schrecken ein wenig erholt hatte, wurde weiter gearbeitet, freilich in langsamem Tempo; die Furcht vor Ueberstürzung war grundlos geworden. Der ausgestreute Same aber, wenn er auch magere Ernten gab, war nicht verloren. In der Zeit, da man weniger in Hast und Eile schuf, lernte man um so mehr. Das erweckte Interesse an den Dingen des Geschmacks, an schöner wohlgefälliger Umgebung schlief nicht wieder ein; langsam breitete es sich aus und vertiefte zugleich das Verständniss. Je weniger flott das Geschäft ging, um so mehr hoffte man von den Fachschulen, und die Gründung derselben wurde nun mit vergrössertem Eifer betrieben. Unter diesen Schulen wurde für Wien — und freilich nicht allein für Wien — besonders bedeutungsvoll die Fachschule für Kunststickerei, welche alsbald in Folge unserer Weltausstellung unter Leitung der Frau Emilie Bach als staatliches Institut ins Leben trat. Es mag auch der durch Eitelberger gegründeten Bronzegesellschaft gedacht werden, welche allerdings nicht die Bedeutung erhielt, wie sie die französische Bronzegesellschaft besass und wie sich ihr Gründer versprochen hatte. Sie löste sich wieder auf, als der Kunstgewerbeverein geschaffen wurde.

Während der nächsten Jahre, welche der Völkerconcurrenz im Prater folgten (1873—1876), waren es die Weihnachtsausstellungen im österreichischen Museum, welche der Kunstindustrie, wenn auch in bescheidenem Masse, neue Anregung gaben und den Fortschritt derselben gewissermassen unter Controlle hielten. Erst 1876 auf der allgemeinen deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung in München trat sie in grösserem Massstabe zum Kampfe wieder hervor, und sie zeigte hier, dass sie nichts vergessen, im Gegentheil in den Ruhejahren viel gelernt hatte. Nach strenger Wahl, welche durch das

Museum geleitet worden, erfreute sie sich auch eines geschlossenen, überaus glücklichen Arrangements, das von Storck angegeben und ausgeführt war. Dieses so wichtige, zugleich ein Zeugniss des allgemeinen Geschmacks ablegende Moment war auf der Weltausstellung von 1873 nur in einzelnen Fällen hervorgetreten; neben gelungenem Arrangement waren noch immer die Tempel und Pyramiden von Kerzen, Sculpturen und Porträtbüsten aus Seife, Springbrunnen von Wolle und was dergleichen mehr ist, als Schreckbilder des Ungeschmacks zu sehen. Von all dergleichen in München keine Spur mehr; die Gegenstände waren frei und offen ausgestellt und wirkten nur durch sich selber in ihrer künstlerischen Aufstellung. Und in dieser Gestalt, die keinen falschen Schein erstrebte, errang sich die österreichische, und voran die Wiener Kunstindustrie — wir sagen nicht zu viel — einen vollständigen Sieg. Der gute Ruf, den sie sich bereits in Paris und Wien erworben hatte, verwandelte sich hier in Ruhm. Man musste nicht blos den allgemeinen, durchgebildeten Geschmack anerkennen, man fühlte auch sofort, dass hier ein einheitliches, zielbewusstes, von aller Nachahmung unabhängiges Schaffen vorhanden sei. Es gab eine österreichische Kunstindustrie, einen Wiener Geschmack, der nicht blos von der französischen Art sich frei hielt, sondern sich derselben principiell entgegenstellte und in dieser Opposition und in seiner Eigenthümlichkeit anerkannt wurde.

Zwei Jahre darauf, 1878, wurde die Wiener Kunstindustrie wiederum auf den Weltmarkt gerufen. Es war die dritte Pariser Universalausstellung. Obwohl die Sache von Seiten Oesterreichs nicht sehr glücklich angefasst worden, das gesammte Arrangement vom Standpunkt der Ordnung und eines künstlerischen Anblicks sogar als misslungen betrachtet werden musste, so behauptete sich doch der gewonnene Ruhm durch die Trefflichkeit der einzelnen Leistungen, unter denen wieder die alten, wohl bekannten Namen vorleuchteten. Wer der Entwicklung gefolgt war, der konnte auch beobachten, wie sich die Kunsttechnik erweitert hatte, wie neue Wege eingeschlagen, die Uebung in Form und Farbe und Ornament immer sicherer geworden war. Eine neue Erscheinung war die Mitwirkung der Fachschulen, insbesondere derjenigen für Tischlerei und Schnitzerei, sowie der Fachschule für Kunststickerei, welche vereint nach gemeinsamem, von Storck festgestelltem Plane die Ausstattung zweier Gemächer hergestellt hatten, welche sich allseitig der höchsten Anerkennung erfreuten. Hier war österreichischer Geist, österreichische Kunst. Gleich rühmlich stellten sich die Silberarbeiten von

Klinkosch, die geschmiedeten Eisenarbeiten von Milde und Wilhelm und Anderen dar, die Galanterie-Arbeiten von August Klein, der grossen Expositionen von Lobmeyr und Haas fast unnöthig zu gedenken.

Es war die letzte grosse Weltausstellung. Die Wiener Kunstindustrie war mit voller Ehre aus ihr hervorgegangen. Fortan gab es nur noch kleinere Ausstellungen, wo neue Lorbeeren zu pflücken waren, wenn man nicht die Antwerpener Ausstellung, die allerdings eine internationale war, den Weltausstellungen zurechnen will. Es folgte zunächst im Jahre 1880 die Jubiläumsausstellung des Niederösterreichischen Gewerbevereins, der seine vierzigjährige Existenz mit einer Ausstellung der österreichischen Industrie, soweit sie in Wien und Niederösterreich Stätten der Arbeit oder des Betriebes besass, in der Praterrotunde feierte. Wiederum einmal ein glückliches Arrangement, das aus der Rotunde machte, was zu machen war. Obwohl manche der ersten und gerade in der Kunstindustrie vorragenden Namen fehlten, so vermisste man sie doch kaum. Die Weite der Rotunde, trotz ihrer Dunkelheit, bot doch einen schönen Anblick: der Brunnen und der Garten in der Mitte, die Promenade, dann die feinsten Gegenstände im Kreise frei aufgestellt, Alles in schöner Ordnung und übersichtlich, ohne störende forcirte Massen und Bauten dazwischen, Alles lieferte den Beweis, dass man vortrefflich zu arrangiren gelernt hatte, und zeigte zugleich, wie man es machen müsse. Tischler und Decorateure im Verein hatten mit der stattlichen Reihe der künstlerisch hergerichteten Gemächer nie so bedeutend und noch nie so glücklich ausgestellt. Wenn man ihnen etwas vorwerfen konnte, so war es, dass sie zu sehr auf Kostbarbeit und Reichthum bedacht gewesen waren, dass sie die bürgerliche Wohnung, die in bescheidenem Massstabe ebensowohl harmonisch-künstlerische Gestaltung verlangt, vergessen hatten. Es ist eine Aufgabe, die auch heute noch zu lösen steht, mit den wenigsten Mitteln für die bürgerliche Wohnung das möglichst Beste zu leisten.

Ein besonderes Interesse bot die Ausstellung in Amsterdam dadurch, dass für die Kunstindustrie eine Anzahl von Preisconcurrenzen ausgeschrieben war. So gering der Zahl nach die Betheiligung Wiens an derselben war, so gelang es dennoch, vermöge der glücklichen Zeichnungen Storck's und der vortrefflichen Kunstarbeit, die verhältnissmässig grösste Anzahl der Preise für Wien zu gewinnen. Nicht minder ruhmvoll war die Betheiligung an der Ausstellung in Antwerpen im Jahre 1885, obwohl hier bei später Aufforderung Entschluss und That einander rasch gefolgt waren.

Es war das erste Mal, dass der im Jahre 1884 neu gegründete »Wiener Kunstgewerbe-Verein« sich in geschlossener Weise an einer internationalen Ausstellung betheiligte. Bis dahin war er nur durch seine permanente, jährlich zweimal wechselnde Ausstellung in den ihm überlassenen Räumen des österreichischen Museums bekannt geworden. Auf Veranlassung des Museums selber gegründet, um die gemeinsamen Angelegenheiten auch gemeinsam zu betreiben und durch die enge Verbindung mit dem Museum die von diesem vertretene künstlerische Richtung aufrecht zu erhalten, vereinigte er bereits bei seiner Gründung fast alle ersten Namen der Stadt wie des Landes, so viele auf dem kunstindustriellen Gebiete schaffend oder lehrend thätig waren. Mit seiner Hilfe liess sich also rasch etwas Gutes durchführen, und so geschah es in Antwerpen. Der Verein baute sich in den weiten Räumen jener Ausstellung gewissermassen ein Heim, abgeschlossen, behaglich zum Ausruhen und vornehm ebensowohl durch die Ausstattung und Anordnung wie durch die Vortrefflichkeit der Gegenstände. Es war in beiden Beziehungen eine Merkwürdigkeit in den sonst überall nüchtern und geschäftsmässig angeordneten Räumen; nur der Salon von Sèvres konnte sich dieser von Storck und Waldheim geleiteten Ausstellung des Wiener Kunstgewerbe-Vereins an die Seite stellen.

Noch bescheidener war der Raum, welcher unserer Kunstindustrie zu Berlin auf der internationalen Kunstausstellung im Jahre 1886 zur Verfügung gestellt wurde: ein unregelmässiges Zwischengemach, nicht besonders gut beleuchtet und schwer in gefälliger Weise zu arrangiren. Dennoch gelang es mit den Mitteln des Kunstgewerbe-Vereins und denjenigen Gegenständen, welche das Museum nach freier Wahl aus dem sogenannten Hoftiteltaxfonds hatte machen lassen, in strengster Auswahl hier ein reich ausgestattetes Gemach herzustellen, welches wie ein Juwel auf der Ausstellung erschien und als solches anerkannt wurde.

So errang die Wiener Kunstindustrie mit immer grösserer Vollkommenheit auch immer grössere Anerkennung. Es soll aber nicht übersehen werden, dass es auch Gelegenheiten gab, wo sie unvortheilhaft erschien — so auf der zweiten Amsterdamer Ausstellung — dort, wo die Sache in die unrechten Hände kam und Wahl und Installation vernachlässigt worden. So sehr sie heute leistungsfähig ist und das Beste schaffen kann und auch schafft, so viel Mittelmässiges und Verkehrtes wird auch daneben geschaffen. Zur Zeit kann sie auf den Ausstellungen einer guten und sachgemässen

Leitung, einer strengen Auswahl, verbunden mit künstlerisch geschmackvoller Aufstellung, noch nicht entbehren. Also geleitet aber ist sie überall in jeder Concurrenz ihres Erfolges sicher.

IV.

DER WIENER STIL IM KUNSTGEWERBE.

Die Arbeiten der Wiener Kunstindustrie, im weiteren Sinne auch der österreichischen überhaupt, stehen heute in dem Rufe, ihre Eigenart zu besitzen, und in der That ist es für den Kenner nicht schwer, Wiener Gegenstände einerseits von den französischen, andererseits von den deutschen zu unterscheiden. Wie ist das gekommen?

Der Leser erinnert sich, dass wir unsere Darstellung mit einer Schilderung der Stillosigkeit zu beginnen hatten. Damals, im Anfange der vierzigjährigen Periode, welche wir beschreiben, herrschte im niederen Kunstgewerbe eine Schablone von so untergeordneter und charakterloser Art, dass Kunst, Stil, Geschmack bei ihr gar nicht in Frage kamen. Sie lebte meist von missverstandenen Ueberresten vergangener Stilarten oder von roher Nachahmung pflanzlicher Motive. Wenn es etwas Besonderes galt, so trat der Architekt ein und dieser componirte je nach dem künstlerischen Stil, den er selber pflegte und verehrte. So ging denn Gothisches, Griechisches, Rococo, Romanisches, auch wohl ein Bischen Renaissance neben einander her, letzteres aber an letzter Stelle. Auch wohl der Geschmack des Bestellers entschied, wie denn reiche Cavaliere sich auf dem Lande gothisch einrichteten, nach dem Muster englischer Landsitze, in der Stadt aber in Rococo oder was man modern nannte. Diese Unbestimmtheit, dieses Gemisch ging noch in den Anfang der sechziger Jahre hinüber, wie wir das an der Zeitschrift des Gewerbevereines gesehen haben, die in der Tendenz so löblich, in Art und Erfolg jedoch gänzlich verfehlt war.

Wenn nun wie mit elementarer Gewalt die Richtung auf die Renaissance, welcher Stil bisher die bescheidenste und letzte Rolle gespielt hatte, hervorbrach und alle anderen verdrängte, so ist die Ursache davon vor allem die Stadterweiterung, und hier müssen wir den Architekten die Ehre lassen. Zwar auch sie suchten und versuchten noch in den ersten Jahren, wie Ferstel noch ein gothisches Haus am Franz Josephs-Quai baute und Van der Nüll das Opern-

haus noch normannisch-sicilianisch, oder wie man die Stilart nennen will, componirte. Schon die nächsten Jahre zwangen ihn, mit der Innendecoration immer tiefer in die Renaissance einzugehen.

Wie Muth und Baulust wuchsen und die Schwingen zum kühnen Fluge sich regten, so sah man bald, dass man weder mit dem Gemisch noch mit dem nüchternen Bureaustil und seinen zahmen Profilen auskommen könne. Italien lag so nahe, von wo man sich die schönsten Muster holen konnte, Muster, welche sich besser als alle anderen auf unsere modernen Bedürfnisse anwenden liessen. So erstanden denn alsbald alle Privatbauten gross und klein, ob Ziegelbau, Verputz oder Steinverkleidung, im Stile der italienischen Renaissance; selbst der Meister des Griechenthums, Hansen, musste nachgeben und wurde der bahnbrechende Führer in der Renaissance. Zeuge dessen vor allem sein Heinrichshof.

Dieser Umschwung in der Architektur, oder vielmehr diese einheitlich geschlossene Richtung, welche die Renaissance herrschend in den Vordergrund rückte, musste selbstverständlich seinen Einfluss auch auf das Kunstgewerbe ausüben, waren doch plastische wie gemalte Ornamente als Aussen- und Innendecoration zunächst vom Stil des Hauses abhängig. Aber auch die Eisenarbeiten hatten zu folgen und zum grossen Theil die Tischlerarbeiten, sodann die Ausstattung mit Bronzen, mit Beschlägen, Thürgriffen u. a. Vom Stil der Thüren, der etwaigen Vertäfelung, des Plafonds war der Uebergang zu den Möbeln nur eine weitere Folge, wenn anders, wie es Sitte wurde, man sich neu in einheitlichem Stile einrichtete.

So war wohl durch die neue Wiener Architektur auch der Stil im Kunstgewerbe bedingt und geschaffen, aber damit war bei weitem nicht alles gethan. Ganze Zweige des Kunstgewerbes, wie Glas-, Porzellan-, Gold- und Silberarbeiten waren ja gänzlich frei und unabhängig von der Architektur und sodann, wenn auch in den anderen, von der Architektur mehr abhängigen Zweigen die Renaissance der herrschende Stil wurde, so verlangte doch ein Jeder nach seinem Material und seiner Bestimmung seine besondere künstlerische Ausprägung, wie das ja zu allen Zeiten, bei allen Stilen der Fall gewesen.

Hier trat nun, gerade rechtzeitig, das österreichische Museum ein mit dem, was es zu sagen und zu lehren hatte. Die Ideen, welche von dieser Anstalt ausgingen, hatten zwar eine andere Grundlage, aber sie trafen im Wesentlichen mit denen der Architekten, den Führern in der Renaissance, zusammen, ergänzten, be-

richtigten und erweiterten dieselben, indem sie das ganze Gebiet des Kunstgewerbes umspannten und durcharbeiteten. Es sei hier nur der leitenden Gesichtspunkte gedacht, wobei es dem Verfasser wohl gestattet ist, auf seine »Kunst im Hause«, sowie auf seine »Aesthetik des Kunstgewerbes« hinzuweisen, Schriften, die in Ausführlichkeit darstellen, was damals lernend und lehrend im Museum an gesunden Principien entstand und was auch — und nicht blos in Wien oder Oesterreich — sich für die Folge wirksam und bedeutsam erwiesen hat.

Man ging im österreichischen Museum nicht einseitig von der Ansicht aus, dass die Renaissance der richtige Stil sei. Man stellte vielmehr den Satz auf, dass jedes Gewerbe unter den Bedingungen des Materials und der Bestimmung des Gegenstandes sich seine eigenen Kunstformen schaffe, Formen, die, in der Hauptsache ewig, doch durch den Geschmack und den Kunststil der wechselnden Zeiten auch im Detail eine wechselnde Ausprägung erhalten. Eine Kanne ist ewig eine Kanne, ein Becher ewig ein Becher, aber Contour und Verzierung verändern sich nach dem Stilgefühl der Zeiten, aber auch nach dem Bedürfniss und dem Stande der Civilisation. So kann es sein, dass eine Epoche das Bedürfniss nach neuen Formen, nach neuen Gegenständen hat, welche eine frühere Zeit noch nicht kannte.

In dieser Beziehung haben wir gefunden, dass die Formen, welche die Renaissance geschaffen hat, am besten unserem modernen Bedürfniss, unserem modernen Kunstgefühl entsprechen. Sie stehen am Beginne der gegenwärtigen Culturepoche und sind die Schöpfungen einer eminenten Kunstperiode, welche gleich gross im Erfinden und Schmücken, wie in Vollkommenheit der Ausführung war. Die nachfolgenden, uns näher stehenden Epochen kamen ihr darin nicht gleich und verloren zudem an einfach klarem Formgefühl. Insofern deckten sich die Ideen des Museums vollkommen mit denen der Architekten, und der neue Baustil Wiens wurde auch der neue Wiener Kunstgewerbestil. Renaissance hiess es hier wie dort.

Aber die Deckung war nicht vollkommen, die Ideen des Museums gingen weiter. Indem der Satz aufgestellt wurde, dass Material und Bestimmung die Form bedingen, konnte es ja sein, dass irgend eine Zeit bestimmte Formen ideal richtig und ideal schön geschaffen hatte. Und dies ist z. B. bei den griechischen Gefässen der Fall, so sehr, dass das Museum seinen eigenen Grundsätzen untreu geworden wäre, wenn es die Formen der griechischen

Gefässe abgelehnt hätte. In der That haben sich auch diese Formen, z. B. in der Glasindustrie, als äusserst fruchtbar erwiesen. Sie sind mit höchstem Glück vielfach verwendet worden und ohne dass ein Widerstreit, eine Disharmonie mit denen der Renaissance eingetreten wäre. Die Kunst hat es verstanden, griechische Flaschen- und Krugformen mit den zierlichsten Becherformen des XVI. Jahrhunderts zu vereinen.

Eine andere Erweiterung betraf die Gewebe und ihre Verzierung. Was die Renaissance in dieser Beziehung geschaffen, reichte nicht aus für unser physisches Bedürfniss, so wenig wie für unser Kunstgefühl. Für Fussbodenteppiche z. B. hat sie uns gar keine Muster hinterlassen.

Nun haben wir auf den verschiedenen Ausstellungen gesehen, wie gerade auf dem Gebiete der Flächendecoration und ganz besonders in den Geweben und Stickereien der Orient mit vollster Stilrichtigkeit und einer Schönheit vorgeht, welche die Bewunderung Aller hervorgerufen hat. Hier fanden wir vollkommene Mustergiltigkeit in der Anordnung des Ornamentes, die harmonischste Wirkung sowohl im Lebhaften und Heiteren wie im Ernsten und Tiefen, die richtige Zeichnung und Anwendung der Blume, den höchsten Reiz der Färbung. Was Griechenland in seiner Weise mit den Gefässformen geleistet hatte, das war hier in den Schöpfungen des Orients für die Flächendecoration der Gewebe erfüllt. Man hatte nur zu lernen und desgleichen zu thun. Und wenn das Museum diesen Weg empfahl, so that es nur, was die Menschen in der Epoche der Renaissance selber gethan hatten, indem sie ihre Gemächer mit echten orientalischen Teppichen ausstatteten. Hier erblühte also in der textilen Kunst Wiens eine neue Richtung neben der Renaissance, die aber keineswegs mit derselben in Widerspruch stand, sondern dieselbe auf einem selbständigen Gebiete ergänzte.

Wenn wir sagen, die Renaissance wurde im Wesentlichen der Stil des Wiener Kunstgewerbes, so ist damit auch in anderer Weise noch nicht genug gesagt. Es ist speciell die italienische Renaissance mit ihrem feineren Schönheitsgefühl, mit ihren massvolleren Formen, mit ihrer reicheren ornamentalen Phantasie, welche in Wien gepflegt wurde und Formen und Verzierungen kunstgewerblicher Gegenstände bedingte, soweit sie eben der Renaissance angehören. Und hier muss man den Professoren der Kunstgewerbeschule die Führung zuerkennen, vor allem Joseph Storck und Ferdinand Laufberger, welche, ein jeder in seiner Weise, an den Mustern der Frührenais-

sance und Hochrenaissance Italiens herangebildet, für die verschiedenen Zweige nunmehr die Wege zeigten und für lange Zeit die Führung behielten. Und Storck behauptet sie noch in diesem Moment, während Laufberger durch einen allzu frühen Tod seiner schönen und erfolgreichen Thätigkeit entrissen wurde.

Diese italienische Richtung der Wiener Renaissance war bedeutungsvoll, denn sie bewahrte den Wiener Arbeiten ihre Eigenthümlichkeit, wir können auch sagen, ihren Vorzug, als sich in Deutschland ebenfalls, dem Beispiele Oesterreichs folgend, die Reform des Kunstgewerbes erhob und nun mehr in patriotischem als in künstlerischem Eifer die deutsche Renaissance als den Stil bezeichnete, der von dem deutschen Kunstgewerbe zu befolgen sei. Und wie in Wien die italienische Renaissance, so wurde in der That in den deutschen Städten, vor allem in München, Nürnberg, Frankfurt, Karlsruhe, Stuttgart die deutsche Renaissance gepflegt. Was man darunter verstand, war aber bereits die Art der Spätrenaissance, welche sich mit Ueberladung, mit schweren, kantigen Profilen, auch wohl mit manchen Widersinnigkeiten der Barocke zuneigte. Das betraf zumeist die Möbel, wodurch denn das »deutsche Zimmer« der Gegenwart seine besondere Gestaltung erhielt, aber auch die Arbeiten in Eisen, Zinn, auch wohl in Silber und Gold.

Da diese deutsche Liebhaberei, unterstützt durch zahlreiche literarische und artistische Publicationen, eine Zeit lang mächtig in Schwung kam, so konnte die Rückwirkung auf Wien nicht ausbleiben. Und so geschah es auch hier, dass man Möbel in deutscher Renaissance baute und altdeutsche Zimmer einrichtete und solche auf Ausstellungen vorführte. Diese Richtung konnte aber doch in der Wiener Kunst das feinere italienische Formengefühl nicht verdrängen und insbesondere war es die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, welche sich selber treu blieb.

Aber es droht gegenwärtig Gefahr von anderer Seite. Unsere Zeit, die stets auf Neues bedacht ist und die man in der Periode des Ungeschmackes gelehrt hatte, mit jeder Saison Neues zu erwarten, sie wird bald des Alten müde und verlangt etwas Anderes — nur etwas Anderes. Es kommt ihr nicht auf die Schönheit an, nicht darauf, dass es besser sei, sondern nur auf den Wechsel; sie nimmt auch das Schlechtere, wenn es nur ein Anderes ist. Das ist freilich wohl ein schlimmes Zeichen, ein Zeichen, wie wenig tief die Geschmacksreform in das Publicum eingedrungen. Aber es steht zu hoffen und zu erwarten, dass auch dieses Neue, wenn es alt gewor-

den, rasch wieder verworfen wird, um wieder zu Anderem überzugehen, und wenn so der Kreislauf des Möglichen erschöpft, so wird man vielleicht bei dem Guten stehen bleiben und länger verweilen, in der Ueberzeugung, dass es das Gute und nicht das Neue oder das Neueste sei.

So ist man denn heute von der Renaissance zum Rococo gekommen, nicht so freilich, dass die Renaissance damit abgethan sei — sie steht vielmehr noch obenan — aber es lässt sich nicht leugnen, dass das Rococo von der Architektur in das Kunstgewerbe vordringt. Die Anwendung beschränkt sich jedoch noch auf diejenigen Gegenstände, welche zum Hause gehören. Von den baulichen Ornamenten abgesehen, sind es zunächst eiserne Thore und eiserne Gitter und Stiegengeländer, welche in der Weise des Rococo ausgeführt werden. Dann sind es Möbelstücke, Kasten, Betten, Stühle, die mit ihren geschweiften Linien den Einfluss des neuen Geschmackes verrathen. Aber auch nur den Einfluss, denn sie sind mit ihrer Naturfarbe, mit ihrer strengen Construction noch ferne davon, wirklich Rococo zu sein; mit wenigen Ausnahmen stehen sie noch unter dem Geiste der Renaissance und nur die Nebensachen huldigen der neuen Richtung. Um so zu verfahren, wie das Rococo selber, dazu fehlen noch Muth und Uebung. Ob es dahin kommen wird, lassen wir dahingestellt.

V.

DIE EINZELNEN ZWEIGE DES KUNSTGEWERBES: WEBEREI, STICKEREI, PORZELLAN, GLAS UND GLASMALEREI.

Es ist wohl selbstverständlich, dass, wenn wir die einzelnen Zweige des Wiener Kunstgewerbes jeden für sich besprechen, wir auch da nur die Hauptzüge schildern und die leitenden oder irgendwie bedeutsam hervortretenden Namen nennen können. Nur in den leitenden Persönlichkeiten, in dem, was sie leisten, was sie anregen, was sie ändern, neuern und bessern, liegt die Geschichte, und Geschichte ist es, was wir darstellen, nicht Zustände, die wir beschreiben.

Ein solcher Mann, der seinen ganzen Industriezweig mit sich fortzureissen vermochte, war Eduard von Haas, das Haupt der Firma Philipp Haas & Söhne. Wenn von der textilen Kunst Wiens in dieser vierzigjährigen Epoche die Rede ist, so ist er an die Spitze

zu stellen. Ein Mann von grosser Arbeitskraft, von weiter, die Welt umspannender Geschäftsübersicht, von raschen Entschlüssen, von vollem Verständniss für das Schöne und Gute in seinem Industriezweige, war er es, der unter den Industriellen zuerst die Bedeutung des österreichischen Museums erkannte. Schon die Pariser Ausstellung von 1867 zeigte, welchen Nutzen er daraus zu ziehen verstand. Schon damals hatte er die Nothwendigkeit erkannt, von den rohen naturalistischen Blumenmustern, wie sie zu jener Zeit die europäischen Teppiche und Decorationsstoffe beherrschten, zur orientalischen Art überzugehen. Um dies auch technisch zu ermöglichen, gründete er eine eigene Fabrik der Weberei nach Smyrnaer Art, aus welcher geknüpfte Teppiche von colossaler Grösse hervorgingen. Die schönsten orientalischen Muster, die im Museum vorhanden oder durch dasselbe zu beschaffen waren, wurden nachgeahmt und bald sorgte er selber für die Herbeischaffung von Originalen aus allen Ländern des Orients. Wenn binnen wenigen Jahren der Geschmack auf diesem Gebiete in Wien völlig vom europäischen zum orientalischen überging, wenn man alsbald in den besseren Wohngemächern nur orientalische oder orientalisirende Teppiche haben wollte, so ist das vor allem sein Verdienst. Er scheute keine Mühe und keine Kosten, es den schönsten Geweben des Orients gleichzuthun; beispielsweise sei nur an die golddurchwirkte Decke von Seidensammt, nach einem in der königlichen Sammlung in München befindlichen persischen Muster erinnert, welche auf der Ausstellung von 1873 prangte, um als Geschenk des Kaisers Franz Joseph in den Besitz des Königs Victor Emanuel überzugehen.

Aber Eduard Haas ging weiter und dabei erwies sich die enge und freundschaftliche Verbindung mit dem Professor der Kunstgewerbeschule, Joseph Storck, höchst wohlthätig für die Sache des Museums, wie für die künstlerischen Fortschritte der Fabrik. Für Vorhängstoffe, Möbelstoffe, gestickte Decorationsstoffe wurde auch die mittelalterliche Stoffsammlung des Museums ausgebeutet, neue Flächenmuster, neue Farbentöne und Farbenverbindungen gesucht und angewendet, dazu auch die Möbel gezeichnet und ausgeführt, und so erschien die Firma auf der Ausstellung von 1873 neben ihren Teppichen und Prachtstoffen noch mit einer ganzen Reihe neuer und musterhafter Gemächer, allerdings nicht vollständig ausgestattet, sondern gewissermassen nur in einem Ausschnitte die Hauptsachen enthaltend.

Leider war das auch die letzte That des unermüdlichen Chefs. Alsbald nach der Ausstellung verfiel er in Krankheit und Siechthum,

um allzu früh zu enden. Sein Tod war ein grosser Verlust für die Firma, zumal in den bösen Geschäftsjahren, welche auf 1873 folgten. Dennoch ging sie unter seinem Sohne Philipp völlig im Geiste des Vaters fort und änderte auch die Richtung nicht, als sie in eine Actiengesellschaft verwandelt wurde. Unter der Leitung des General-directors Gstättner und unter künstlerischer Mitwirkung Storck's hat sie es stets vermocht, auf allen folgenden Ausstellungen neuen Ruhm zu holen und in den künstlerischen Neuerungen führend und schaffend auf ihrer Höhe sich zu behaupten.

Dem Gange der Dinge folgten auch die anderen bedeutenden Teppichfabriken, die aber kaum als Wiener Fabriken in Anspruch zu nehmen sind, gleich denen der Firma Haas in Gumpendorf und Ebergassing. Eine Art Specialität mit mittelalterlich stilvollen Mustern blieb Karl Giani, doch leider mit wenig äusserem Erfolg. Auch ist es auffallend, dass dieselbe Richtung, wie er sie in den Kirchenstoffen angeschlagen hatte, nicht in gleicher Weise fortging, sondern eher nachliess. Während die weltlichen Decorationsstoffe sich veredelten, ging in den Geweben und Stickereien für den Kirchendienst die alte, naturalistisch blumige, von Gold starrende, in der Wirkung rohe und gemeine Art wie ungestört weiter, und erst in jüngster Zeit scheint eine Richtung zum Besseren eingetreten zu sein.

Auch ein anderer künstlerischer Zweig der Weberei, der schon mit einer gewissen Vollendung, wenn auch ohne Originalität, in diese Epoche eingetreten war, erlitt einen bedeutenden Rückgang, allerdings nicht durch sich selber, sondern durch den Wechsel der Mode. Wir meinen die Shawlweberei. Der Hauptvertreter derselben in dieser Epoche war ohne Zweifel die Firma Hlawatsch & Isbary, welche nicht blos die Technik der höchsten Leistung zuführte, sondern auch, aus England verdrängt, den Markt von Amerika eroberte und dort eine Filiale errichtete. Allein die Mode schlug so völlig um, dass indische Shawls ferner nicht mehr von der vornehmen Welt getragen wurden und so die Industrie einen Rückgang erfuhr, der fast dem Aufhören gleichkam. Die Fabrication war gezwungen, andere Modegewebe zu schaffen. In dieser Beziehung erscheint in jüngster Zeit die Shawlfabrik von Emanuel Thieben, welche sich neben Hlawatsch und Isbary emporgerungen hatte, insoferne bedeutungsvoll, als sie orientalisirende Decorationsweisen auf Confectionsgegenstände der Toilette, auf Decken, Vorhänge, Portièren, selbst auf gewebte Wandbekleidungen übertrug, und zwar künstlerisch mit dem schönsten Erfolge. Ohne Zweifel wird sich

der Geschmack der Mode einmal wieder den indischen Shawls zukehren bei ihrer unverwüstlichen Schönheit, vor der Hand sind aber noch keine Anzeichen vorhanden. Für das, was die Shawlfabrication der weiblichen Toilette zu leisten hatte, ist die Stickerei eingetreten.

Dieser Zweig der Kunst, welcher die doppelte Eigenschaft hat, dilettantisch und industriell zu sein, hat gerade unter dem Vorgang von Wien eine fast völlige Umgestaltung erfahren, welche, wenn sie auch die alte Art und Verzierung noch nicht ganz aus Haus und Industrie verdrängt hat, doch auf dem Wege dahin ist. Den Beginn einer Reform machten schon vor ziemlich dreissig Jahren die Bemühungen auf dem kirchlichen Gebiete, allein ohne bleibenden Erfolg. Die Bemühungen wurden auch hier erst stetig und nachhaltig, als die Stickerei der Laienhand bereits längst in Umwandlung begriffen war; doch, wie viel hier noch zu thun ist, um die kirchliche Stickerei den Neuerungen und Besserungen zu gewinnen, zeigte die Ausstellung der Geschenke für Papst Leo XIII., welche im November des vorigen Jahres (1887) im österreichischen Museum stattfand.

Die Weltausstellung des Jahres 1873 sah im Prater in einem Nebenpavillon eine grosse Collection weiblicher Handarbeiten an Stickereien und Spitzenarbeiten. Sie offenbarte einen ziemlich trostlosen Zustand: alles die alten, unzulänglichen Verfahrungsweisen, mangelhafte Zeichnung, kaum die leisesten Anfänge eines Besseren, und doch war das schon eine Collection, welche die vorausgehende Kritik vom Schlechtesten gereinigt hatte. Die Einsicht dieses Zustandes führte dann zur Gründung der Fachschule für Kunststickerei durch das Handelsministerium, unter Leitung der Frau Emilie Bach. Die Schule trat mit ihrer Art gegen die herrschende Stickerei in Opposition, fing aber bescheiden mit einfacher Ornamentik an. Allmälig erst stieg sie empor und erweiterte ihre Technik, bis sie Alles vereinte, von der Weissstickerei bis zur Goldstickerei und Nadelmalerei, Spitzenarbeiten eingeschlossen. Die Grundlage bildete der Zeichenunterricht; die künstlerischen Neuerungen ruhten insbesondere auf den nationalen Stickereien, auf denen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie auf den ausgezeichneten Stickereien des Orients von der Türkei bis nach Indien und China. So rasch die Hände der Damen auf diese Neuerungen eingingen, und nicht blos in Wien und Oesterreich, denn alsbald wurden die Lehrerinnen von der Wiener Schule in weite Ferne geholt, so rasch die Dilettantenhände sich an die Neuerungen gewöhnten,

so langsam ging es mit der Industrie. Heute zeigt sich auch diese gewonnen; es seien beispielsweise nur das Stickereigeschäft von E. Richter am Bauernmarkt und die wohlbekannten Arbeiten von Pauline Kabilka erwähnt.

Eine glückliche Erscheinung dieser Reform ist die Verzierung der Haus- und Tischleinwand mit farbigen Ornamenten, entweder gewebt oder gestickt. Auch das ist eine Neuerung, die von Wien ihren Ausgang genommen hat. Als der Gedanke zum ersten Male im österreichischen Museum ausgesprochen wurde, begegnete er dem Kopfschütteln und dem Widerspruch der gesammten deutschen Hausfrauen. Heute sieht man Tisch und Tafel und Schlafgemach überall, wo nicht alter Vorrath noch vorhanden, mit roth und blau verzierter Wäsche ausgestattet und zahllose Damenhände sind beschäftigt, die Arbeit des Webers mit solcher waschechter Stickerei zu verzieren, zu welcher die Stickereien mährischer, ungarischer, galizischer, walachischer, slavonischer Frauen die Motive liefern. Es ist ein völliger Umschwung zu Gunsten der Farbe.

Aber auch in der österreichischen Spitzenindustrie hat sich ein Umschwung vollzogen und auch dazu ist Anstoss und Lehre von Wien ausgegangen. Unter Storck's Leitung wurde an der Kunstgewerbeschule ein Spitzencurs gegründet, welcher in der einen Abtheilung die Zeichnungen schuf, in der anderen Mädchen, welche aus dem Erzgebirge, aus der Spitzengegend, hergekommen, diese Zeichnungen ausführen lehrte. Die Grundlage des Unterrichtes bildeten die alten Muster und die älteren Verfahrungsweisen, besonders der Nadelspitze. In allen diesen älteren Weisen unterrichtet, mit neuen Zeichnungen ausgestattet, kehren die Schülerinnen als Arbeiterinnen und Lehrerinnen zurück. Nachdem nunmehr auch in den Kronländern eine Reihe von Spitzenschulen gegründet worden, ist eine völlig neuartige österreichische Spitzenfabrication entstanden, welcher hoffentlich, mit Geduld und Ausdauer, auch der äussere Erfolg nicht ausbleiben wird. Für diesen ist in erster Linie die Wiener Firma Franz Bollarth mit Intelligenz und Eifer thätig, bestrebt, einerseits Arbeiten von hohem Werthe hervorzurufen, anderseits denselben Absatz im Auslande zu verschaffen.

Während in der ganzen textilen Kunstindustrie der Einfluss Wiens und seiner Geschmacksreformen für ganz Oesterreich ein directer und unmittelbarer ist, gilt das nicht in gleicher Weise für Porzellan und Glas. Die Ursache liegt darin, dass die Fabriken eben ausserhalb Wiens und zum Theil in weiter Ferne in den Kron-

ländern liegen, daher die Wirkung auf dieselben mehr eine geistige ist. Ihre künstlerische Seite steht wohl unter dem Einfluss von Wien, aber durchaus nicht ausschliesslich. Das war eimal anders gewesen, so lange die Wiener »Aerarial-Porzellan-Manufactur« in Blüthe stand. Seitdem sie, wie oben schon angegeben, aufgehoben wurde und im Jahre 1864 ihr Dasein beschlossen hatte, gab es keine Führung. Wohl hätte jetzt in Verbindung mit dem neuen Aufschwung und dem österreichischen Museum eine Anstalt dieser Art vom grössten Nutzen sein können, aber so leicht sich dieselbe aufheben lässt, so schwer, ja unmöglich ist es, sie aus dem Nichts wieder zu errichten. Sie blieb aufgehoben und war dem Staate, der Industrie auf immer verloren.

Und doch hatte sie noch eine nicht unbedeutende Nachwirkung. Was sie in ihrer Blüthezeit, etwa in den zwanzig Jahren von 1790 bis 1810 geschaffen hatte, das erhielt sich als geschätzte Antiquität als »Alt-Wien« in den Sammlungen der Liebhaber. Dieser überaus reiche und blühende Stil ihrer Ornamentation wurde nun von dem Rest der Wiener Porzellanmaler nachgeahmt, und zwar zunächst auf dem mit der blauen Landesmarke (unter der Glasur) gezeichneten weissen Porzellan, dem Ausverkauf der Fabrik. Diese Arbeiten gingen zunächst als Fälschungen, bis die Maler offen hervortraten und Ateliers für Porzellanmalerei nach Altwiener Art gründeten, wobei sie sich nicht enthielten, auch die Wiener Marke, den Wappenschild des Erzherzogthums, zu führen. Das bedeutendste Atelier dieser Art, welches durch seinen Export der Wiener Porzellanmalerei im Auslande, besonders in Amerika, neue Freunde gewinnt, ist das von Rädler und Pilz. Der einzelnen Porzellanmaler gibt es noch viele, wie z. B. der vortreffliche Stadler; auch Kadlec ist zu nennen.

Indirect erstreckt sich der Einfluss von Wien und insbesondere auch vom österreichischen Museum noch auf viele Porzellan- und Faiencefabriken trotz ihrer weiten Entfernung. Die heute so überaus blühende Faiencefabrik von W. Szolnay in Fünfkirchen hat sich ihre ersten Ideen und Muster aus dem österreichischen Museum geholt und befruchtet sich noch fortwährend von Wien durch die Verbindung mit dem grossen Porzellanhaus von E. Wahliss. Aehnlichen Wegen folgt die von Wien aus gegründete Faiencefabrik von Ditmar in Znaim, wo die älteren Faiencefabriken von Klammerth und Slowak, die sich ihre Muster aus dem Museum geholt hatten, aus Mangel an höherer Intelligenz nicht vorwärts kamen. Auch die grosse Porzellanfabrik von Haas & Czizek in Schlaggenwald ist als

solche zu bezeichnen, welche sich eng an die Wiener Bestrebungen anlehnt, wie ein Blick in die grosse Niederlage in der Kärntnerstrasse und ihre regelmässigen Ausstellungen im österreichischen Museum erkennen lassen.

Einen vollen Umschwung im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre zeigt auch die Fabrication glasirter Kachelöfen. Vordem, d. h. bevor hier die Reform begann, waren die feineren Oefen durchgängig weiss glasirt und entweder, wie die Berliner Oefen, gräcisirend steif oder in einem ziemlich wilden Rococo gebaut. Weitere Verzierung bestand in theilweiser Vergoldung. Diese Oefen passten für die Ausstattung des damaligen Salons in Weiss, Roth und Gold, nicht aber in die dunklere und ruhige Harmonie, wie die Reform sie der Wohnung zu geben strebte. Die Folge war, dass die Kachelöfen nun ebenfalls Farbe bekamen, und zwar gewöhnlich ein tiefes und sattes Grün, wie man es an den deutschen Oefen des sechzehnten Jahrhunderts fand. Das stimmte nun auch zu dem Geschmacke der deutschen Renaissance, und so gestalteten sich auch in der Form und ihrem sonstigen Schmucke die glasirten Kachelöfen nach jenen Mustern. Die Wiener Töpfer und Ofenfabrikanten folgten diesem Zuge der Zeit, in welchem diesmal Deutschland voranging. Unter denen, die hier gegenwärtig an der Spitze stehen, nennen wir vor allem Bernhard Erndt.

Ferner noch als die Arbeiten in Porzellan und Thon scheint das Glas dem Wiener Einfluss zu stehen, denn die Glashütten und Raffinerien liegen ja sämmtlich nicht bloss ausserhalb des Weichbildes, sondern in abgelegenen Berg- und Waldgegenden zerstreut. Und doch verdankt die österreichische Glasfabrication alles, was sie in den letzten Jahrzehnten Gutes geschaffen hat, der geistigen und künstlerischen Anregung, welche ihr von Wien zugekommen ist. Wir würden in einer Geschichte der Wiener Kunstindustrie ein schweres Unrecht begehen, wollten wir nicht den Einfluss schildern, den Wien auf die österreichische, speciell auf die böhmische Glasfabrication ausgeübt hat. Der Einfluss ist ein ganz directer.

Die österreichische Glasindustrie, wie sie im ersten Jahrzehnt unserer in Rede stehenden Epoche beschaffen war, hatte weder in Form noch Farbe etwas Gutes aufzuweisen. Das Krystallglas war rein und brillant polirt, aber die Formen waren plump und so verkehrt, dass z. B. Weingläser auf viereckigem Fusse standen. Man kannte weder Zierlichkeit der Profilirung bei den Gefässen, noch Zierlichkeit der Gravirung. In der Farbe waren die ausgeschliffenen

Ueberfanggläser hart und grell; die eigentliche Kunst suchte man in porzellanartigem, opakem Beinglas und in seiner Bemalung mit Blumen, Porträts, schönen Frauenbrustbildern u. dgl. Niemand fiel es ein, dass die eigentliche Kunst des Glases in dem klaren geschliffenen und gravirten Krystallglas, in seiner brillanten Wirkung bei edlen, zierlichen Formen und schön gezeichneten Ornamenten zu suchen sei.

Derjenige, der diesen Gedanken zuerst erfasste und zum eigentlichen Princip machte, war Ludwig Lobmeyr, der Chef des alten Glasgeschäftes in der Kärnthnerstrasse, den wir bereits als einen der ersten unter den Industriellen kennen gelernt haben, welche sich an das österreichische Museum angeschlossen hatten. Als das Museum 1864 eröffnet wurde, enthielt es unter anderem eine Collection englischer Krystallglasgefässe von James Green, meist zierliche, allzu zierliche und darum nicht tadellose Formen mit hübschen gravirten Ornamenten. Sie waren, wie gesagt, nicht tadellos, aber sie bedeuteten einen durchaus richtigen Weg, der für das böhmische Krystallglas um so angemessener war, als dieses nicht bei Brillantschliff mit den Regenbogenfarben gleich dem englischen glänzen kann. Zur Seite der englischen Gläser standen Bergkrystallgefässe des sechzehnten Jahrhunderts aus der kaiserlichen Schatzkammer, Gefässe von den feinsten und edelsten Formen in tiefgravirter Arbeit mit Ranken und Blumengehängen, auch mit figürlichen Scenen verziert. In diesen zeigte sich klar, wohin der Vorgang der Engländer zu verfolgen sei: in diesen Krystallgefässen waren die richtigen Motive, die Idealformen für unser Tafelgeräth vorhanden. Ludwig Lobmeyr erkannte das und verfolgte diesen Weg mit Energie und Ausdauer bis zum höchsten Ziel. So wurde er der Begründer der modernen österreichischen Krystallglasfabrication, welche somit vom österreichischen Museum ihren Ausgang genommen hat. Geistig ist sie eine Schöpfung Wiens und insoferne auch künstlerisch, als alle bedeutsamen Zeichnungen hier entstanden und von hier in die Fabriken gesendet wurden, wo allerdings die Ausführung stattfand. So wurden die meisten Zeichnungen für die Firma J. & L. Lobmeyr bei Kralik in Adolf ausgeführt. Schon in Paris auf der Ausstellung von 1867 erregten diese Arbeiten die allgemeine Aufmerksamkeit; dann steigerten sich fort und fort die Leistungen bis zu einer wahren Weltberühmtheit, bis sie jene Vollkommenheit in der Gravirung nackter Figuren erreichten, welche wir heute an so vielen, im Auftrage Lobmeyr's entstandenen Arbeiten bewundern. Der Vorgang Lobmeyr's musste unausbleiblich Nachfolge finden, denn alles

feinere Tischgeräth von Glas nahm mehr und mehr diese Richtung an und die Fabriken mussten eine nach der anderen sich darauf einlassen. Unter ihnen sind insbesondere Schreiber & Neffen zu nennen, Stölzle's Söhne, in jüngster Zeit auch C. Waniczek, der auf den letzten Weihnachtsausstellungen des österreichischen Museums sich mit gravirtem Krystallglas für den Gebrauch des Hauses und des Tisches in höchst glücklicher Weise einführte.

Minder klar und bestimmt ist die Wirkung erkennbar, welche Wien auf die Gestaltung des farbigen Glases ausübte. Auch hier ging Lobmeyr voran, und zwar mit dem bestimmten Ziele, schöne Farbe mit edler Form zu vereinen. Allein, wenn wir den heutigen Stand der Dinge betrachten, mit minderem Erfolg. Er schuf zwar eine Reihe verschiedener Arten von gefärbten oder verzierten Glasgefässen, so zum Theil nach venetianischen, zum Theil nach orientalischen Motiven, aber sie sind meistens sein Eigen geblieben. In der massenhaften Fabrication bunten Glases ist zwar eine Besserung gegen früher eingetreten, man legt mehr den Werth auf die Schönheit des gefärbten Glases selbst als auf die porzellanartige Malerei, allein dieses bunte Glas ist mehr der Spielplatz der Phantasie als Object der Kunst geblieben. Dabei kommen denn mitunter Geschmacklosigkeiten von fast unglaublicher Art zum Vorschein, mitunter aber auch Effecte von ausserordentlichem Reize, wie man sie z. B. in den Ausstellungen der gräflich Harrach'schen Fabrik in Neuwelt sehen kann, welche auf solche bunte oder tief gefärbte Gläser besonderen Werth zu legen scheint. Es ist das aber nicht als Ausfluss der Wiener Kunst und des Wiener Geschmackes zu betrachten, daher wir auch nicht weiter darauf eingehen.

Grösseren Antheil aber hat Wien an der Entwicklung der Glasmalerei, und zwar in der Richtung, welche gemalte oder farbige Fenster zum reizendsten Schmuck der modernen Wohnung gemacht hat. Bis dahin war es nur die Kirche, welche sich damit schmückte. Sie war es auch, welche die ausgezeichnete und reizvolle Kunst aus der Vergessenheit zuerst wieder zu neuem Leben erweckt hat. Das Haus verhielt sich lange gleichgiltig, ablehnend ihr gegenüber, ja man wollte nur die grössten Scheiben, die hellste Lichtmasse. Als aber, wie wir gesehen haben, in den sechziger und siebziger Jahren unsere Wohnung mit immer grösserer Entschiedenheit sich der Renaissancebewegung anschloss und in der farbigen Haltung eine satte, aber milde Harmonie anstrebte, da fühlte man das Bedürfniss, die scharfe und grelle Lichtfülle zu brechen und

auch das Fenster in die Harmonie einzubeziehen. Dieses Bedürfniss nun hat die Glasmalerei auch auf die Wohnung übertragen lassen. Heute will auch die Wohnung des reizenden Schmuckes nicht mehr entbehren. So sind die Aufgaben für die Glasmalerei in ausserordentlicher Weise gewachsen und wie sehr das neue Wien daran Theil hat, beweist der Umstand, dass die Tiroler Glasmalerei-Anstalt in Innsbruck eine Filiale in Wien selbst errichtete, deren Aufgabe es ist, die Weltlichkeit, d. i. das Haus zu versorgen. Und diese Filiale ist nicht allein geblieben. Die Glasmalerei-Anstalt von Geyling in Wien, welche früher auch nur für die Kirche arbeitete, hat ebenfalls die Kunst für die Fenster des Hauses in Pflege genommen, und neben ihnen ist eine dritte bedeutende Anstalt von Penner & Schürer entstanden, kleinerer nicht zu gedenken.

Wie unsere Wohnung so neue Effecte kennen gelernt oder hervorgerufen hat, so konnte sie sich auch, wenn höhere Anforderungen gestellt wurden, nicht mit den alten grauen oder blumigen Tapeten und der grauen Stuckbemalung des Plafonds begnügen. Die Decorationsmaler wurden Maler höherer Ordnung und erhoben sich zu Künstlern und Kunstmalern — um diesen Ausdruck der Zunft zu gebrauchen — und wurden zur Verzierung oder Ausmalung der Wände und Plafonds herbeigezogen, so Laufberger, Berger und deren Schüler Klimt und Matsch. Und hier an dieser Stelle ist Makart's und seines Einflusses auf die Kunstindustrie zu gedenken. Makart erfüllte sie nicht blos mit seinem Farbengefühl und seiner Phantasie, er half auch, sie aus den steifen Fesseln der Architektur befreien, wenigstens soweit sie zum Schmucke des Hauses und des Palastes diente. Dies ist aber der Punkt, wo die Grenzen zwischen der Kunst und der Kunstindustrie sich verwischen, wo die letztere zur ersteren aufsteigt und zur freien Kunst wird; wir steigen daher zu ihrer mehr industriellen Seite wieder herab.

VI.

DIE EINZELNEN ZWEIGE DES KUNSTGEWERBES: EISEN, BRONZE, NIELLO, EMAIL, LEDER, SCHMUCK- UND SILBERARBEITEN, MÖBEL. — SCHLUSSBEMERKUNG.

Indem wir im weiteren Fortgange zuerst das scheinbar niederste Kunstgewerbe, dasjenige, welches das Eisen zum Materiale hat, betrachten, das Schlosserhandwerk nämlich, müssen wir hier viel-

leicht den vollkommensten Umschwung bezeugen, welchen die moderne Geschmacksreform hervorgerufen hat, und Wien müssen wir den grössten und entscheidenden Antheil daran zuerkennen. Das Schlosserhandwerk, richtiger das Eisengewerbe, denn Schmied und Schlosser gehen ohne eigentliche Grenze zusammen, hat Jahrhunderte lang eine wahre künstlerische Blüthezeit gehabt. Es war eine Kunst im Mittelalter, eine Kunst im Zeitalter der Renaissance selbst bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Da ist es vor dem Eisenguss erloschen, nicht als Handwerk, aber als Kunst.

Wir haben schon oben gesagt, dass, als zuerst wieder der Gedanke auftauchte, das geschmiedete Eisen künstlerisch zu gestalten, keine kundigen Arbeiter vorhanden waren und man Silberarbeiter zu Hilfe rufen musste, um das Treiben zu lehren. Aber von da erlosch diese Kunst nicht wieder. Die Architekten, an ihrer Spitze Ferstel und Schmidt, fanden Gefallen an der geschmiedeten Kunstarbeit, und es ist auch vor Allem das Verdienst der Architekten, wenn dieselbe heute einen ganz ausserordentlichen Aufschwung genommen und das Schlosserhandwerk sich aufs Neue zu einer wahren Kunst entwickelt hat, welche derjenigen in den vergangenen Jahrhunderten nichts nachgibt. Die Architekten wurden nicht müde ihre Neubauten mit Gittern, Thoren, Geländern, Bekrönungen aus geschmiedetem Eisen zu verzieren, einerlei, in welchem Stile das Gebäude errichtet war. Der Renaissancepalast, die gothische Kirche, in erster Linie die Votivkirche, das gothische Rathhaus, in jüngster Zeit die Barock- und Rococohäuser, sie schmückten sich gleicherweise mit getriebenen und geschmiedeten Eisenarbeiten, je nach ihrem Stile.

Bei diesen neuen Aufgaben, die immer zahlreicher und bedeutender wurden, wuchs das Handwerk auch äusserlich heran. Die Werkstätten erhoben sich zu grossartigen Ateliers mit hunderten von Arbeitern, und zu den alten, nunmehr berühmt gewordenen Namen der Kunstschlosser kommen immer neue hinzu, welche den Weg vom Handwerk zur Kunst betreten. An ihrer Spitze stehen noch immer in glänzender Thätigkeit Albert Milde mit seinen Werkstätten in der Viaductgasse und Ludwig Wilhelm in der Hahngasse. Beide führen auch zahlreiche Aufträge für die Fremde aus, und Milde hält sogar eine stehende Niederlage in London. Wenn man die öffentlichen Gebäude des neuen Wien nennt, so nennt man zugleich die Stätten ihrer Leistungen. Aber wie gesagt, beide stehen schon lange nicht mehr allein, und eine Reihe von Namen sind

heute auf dem gleichen Gebiete zu nennen, wie V. Gillar, Toman, Schwarz, Biro, Tagleicht, Griedl, Nehr und Andere.

Aber wie die Zahl der Namen gewachsen, so hat sich auch Technik und Umfang der Arbeiten in einer Weise ausgedehnt, dass man glauben muss, es sei schon zu weit gegangen. Die Technik hat sich alle Verfahrungsweisen der Vorgänger wieder erobert, mit Ausnahme derer, wo wie in der Plattnerkunst die Arbeit des Goldschmiedes verzierend zu Hilfe kam. Sie ist vom gebogenen kantigen Eisen zum Rundstab übergegangen, hat Laub und Ranken und Blumen in freiester Weise herausgearbeitet und endlich Figürliches selbst, wie Mascarons und Köpfe, aus dem Eisen herausgetrieben. Wenn diese Wiener Schmiedekunst heute noch in etwas fehlt, so ist es darin, dass sie nicht selten unnöthig viel Material verwendet, dass sie die Thore und die Gitter zu schwer, zu massig, zu undurchsichtig hält. Gerade die Festigkeit und Zähigkeit des Eisens erlaubt zierliche Gebilde, was die Schlosser im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gar wohl verstanden. Auch ist die sargartige Schwärze, welche gewöhnlich den Eisenarbeiten gegeben wird und den Glanz des Metalls mit stumpfer Farbe deckt, keineswegs das Ideal. Hier muss, so oder so, eine Aenderung und Besserung noch eintreten.

Die so gewonnene Technik hat rasch dahin geführt, auch über die Aufgaben, welche der Architekt dem Schlosser stellte, hinauszugehen und eine Reihe Gegenstände in Eisen zu arbeiten, für welche bis dahin gewöhnlich Bronze oder Messing verwendet worden. Auch die Liebhaberei an deutscher Renaissance hat dazu beigetragen, denn im sechzehnten Jahrhundert gab es in Deutschland allerdings allerlei Hausgeräth in Eisen, welches Italien in Bronze und der Norden in Gelb- und Rothguss liebte. So wollte man auch das moderne deutsche Zimmer gleicherweise mit Eisengeräth ausstatten. Diese Liebhaberei kam wohl mehr von Deutschland, insbesondere von München, während Wien mit den grösseren Eisenarbeiten voranging. Aber die Wiener Schlosser folgten dem deutschen Beispiel, und so haben wir auch hier dieses eiserne Geräth von Lustern, Laternen, Lampen, Candelabern und Leuchtern, Rauchrequisiten, Schreibgeräth, Uhren, Ofenschirmen, Rahmen und vielen anderen Dingen entstehen sehen. Sie haben allerdings Freunde gefunden und finden sie noch, aber es ist doch viel Uebertreibung und Mode dabei. Immerhin ist diese Entwicklung des Schmiede- und Schlossergewerbes eine überaus erfreuliche und rühmenswerthe Erscheinung in der Geschichte der modernen Wiener Kunstindustrie.

Obwohl somit die Eisenarbeiten der Bronze-Industrie einen Theil ihrer Aufgaben entzogen haben, ist diese doch nicht zurückgeblieben, und wenn auch ihre Geschichte eine wesentlich andere, minder auffallende war, so steht sie doch mit dem, was sie geleistet hat und leistet, vollkommen auf der Höhe der anderen Kunstgewerbe. Zu der Zeit, da die in Rede stehende Periode begann, waren ihre Aufgaben nicht gering an Zahl, aber einseitig in Bezug auf die Art und die künstlerische Seite. Ihre vorzüglichste Aufgabe bestand in dem Beleuchtungsgeräth des Hauses und vielen kleineren Gegenständen, wie deren die feste oder bewegliche Ausstattung der Wohnung bedurfte. Künstlerisch herrschten Rococomotive oder überhaupt Motive des achtzehnten Jahrhunderts ohne Frische und Originalität und die Oberflächen wurden durchweg vergoldet; die Wiener Bronze-Industrie that sich etwas auf ihre ausgezeichnete Vergoldung zugute. Das ganze Genre des Figürlichen, soweit es industrieller Art, welches Paris mit so grossem Erfolge pflegte, war in Wien noch wie unbekannt, ebenso alle die schönen Farben und Farbentöne einer künstlichen, aber echten Patinirung, welche den Bronzen sowohl Frankreichs wie der Orientalen so ausserordentliche Reize hinzufügen. Noch im Jahre 1873, als wir nach unserer Weltausstellung eine Art Enquête über die Bronze-Industrie abhielten, wurden diese Patinirungen als in Wien unbekannt erklärt.

Der erste Fortschritt kündigte sich darin an, dass die Formen veredelt wurden. Es machte sich auch hier die Renaissance geltend und gab sowohl den grossen Kronleuchtern wie den Candelabern und den Tafelaufsätzen, sowie dem kleineren Geräth eine andere Gestaltung. In dieser Beziehung zeigte sich ein grosser Unterschied und ein bemerkenswerther Fortschritt zwischen der Pariser Ausstellung von 1867 und der Wiener von 1873. Aber auf den reicheren, für den Schmuck der Tafel bestimmten Gegenständen konnte man noch den Fehler wahrnehmen, dass die Figuren an denselben nicht mit den Formen der Geräthe oder Gefässe in organisch-künstlerische Verbindung gebracht waren, sondern nur wie zufällig oder überflüssig vorhanden erschienen. Was aber das Beleuchtungsgeräth selber betrifft, so hatte man sich schon die Kronleuchter des sechzehnten Jahrhunderts zum Muster genommen und an ihnen schöne Gestaltung, Ruhe und Schwung der Linien gelernt.

Ein anderer Fortschritt oder vielmehr eine Erweiterung der Bronze-Industrie lag in der Aufnahme der Messingbronze, des cuivre poli, eine Neuerung, in welcher man dem Beispiele Frankreichs

folgte. Die Neuerung war aber eine Folge der Veränderung in der Ausstattung der Wohnung. Als hier die Renaissance den Stil der Möbel und den Geschmack in den Farben änderte und die einen wie die anderen ernster machte, wollten die vergoldeten Bronzegegenstände nicht mehr passen. Man brauchte einen milderen Schein, ohne den Glanz des Metalls völlig aufzugeben. Dem kam nun das gelbe Metall ansprechend entgegen, umsomehr, als ja auch die deutsche Wohnung im sechzehnten Jahrhundert, wie nicht minder die Kirche Beleuchtungsgeräth aus demselben Metall gehabt hatte. Der Uebergang also vollzog sich leicht und entschieden, doch, wie gesagt, war es mehr eine Erweiterung insofern, als die vergoldeten Bronzen beibehalten wurden und sich für den meist heller gehaltenen und öfter noch in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts decorirten Salon als nothwendig erwiesen. Sie werden heute umsoweniger erlöschen, wenn sich die Richtung des Zeitgeschmacks auf das Rococo behaupten sollte.

Zum dritten eignete sich die Wiener Bronze-Industrie auch die Patinirungstöne an, welche auch in Paris immer mehr in Mode kamen, je mehr man japanische Metallarbeiten kennen lernte und sie nachzuahmen suchte. Es ist auch nur recht und billig, dass wir uns alle reizvollen Vorzüge jener ostasiatischen Arbeiten anzueignen suchen, denn sie sind mitunter erstaunlich in Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit, es ist aber nicht nöthig, dass wir mit ihren technischen Reizen auch alle Sonderbarkeiten, alle Bizarrerien in Form und Zeichnung mit herüber nehmen und bei uns zur Mode machen.

Wenn heute Kalmar, der jetzige Besitzer der Böhm'schen Bronzewaarenfabrik, in Benützung der japanischen Vorbilder wohl am weitesten geht (jedoch keineswegs ausschliesslich), so war es die alte Fabrik von D. Hollenbach, welche zuerst und mit besonderem Geschick sich auf die patinirten Bronzen einliess und sie noch heute in besonderer Feinheit und Schönheit der Töne darstellt. Diese Fabrik wurde schon im Jahre 1840 von dem Ansbacher David Hollenbach gegründet und erhob sich rasch aus bescheidenen Anfängen, so dass sie am Anfange unserer Epoche schon als eine wohlbekannte Firma dastand. Hollenbach verstand es sie stets auf künstlerischer Höhe zu halten und den Aenderungen und Fortschritten zu folgen, welche die Geschmacksreform hervorrief, sowie den erhöhten Aufgaben zu genügen, welche das neue Wien auch an die Bronze-Industrie stellte. Und ganz ebenso ist es geblieben, als die Fabrik nach Hollenbach's Tode (1871) an seine beiden Neffen

Eduard und Friedrich Richter überging, welche ganz im Geiste des Gründers die künstlerische Richtung fortführen. An den öffentlichen Gebäuden und privaten Palästen, welche Wien in diesen letzten Jahrzehnten entstehen sah, finden sich auch fast überall Hollenbach'sche Bronzearbeiten; vorzugsweise ist es das Beleuchtungsgeräth, welches eine Specialität bildet.

Neben Hollenbach hat sich gleichbedeutend die jüngere Fabrik Dziedzinski und Hanusch erhoben, welche im Jahre 1847 gegründet wurde und jetzt von Alois Hanusch allein geführt wird. Anfangs mehr für kleinere Gegenstände des Gebrauchs eingerichtet, erhob sie sich zu grösseren Arbeiten mit den Aufgaben, welche ihr für die Ausstattung des Opernhauses gestellt wurden. Seitdem folgten Arbeiten von immer bedeutenderer und feinerer künstlerischer Art, unter denen der mit Email geschmückte Tafelaufsatz, welcher auf Bestellung des Kaisers nach der Zeichnung von Storck schon für die Ausstellung des österreichischen Museums im Jahre 1871 begonnen worden, auf der Weltausstellung von 1873 verdienten Beifall errang; ferner die grossen Candelaber zu den Seiten des Altars der Votivkirche, der Riesenluster im Sitzungssaal des neuen Rathhauses, jene nach Ferstel's, diese nach Schmidt's Zeichnung, sodann aus jüngster Zeit der Ostercandelaber, welchen der Kaiser ebenfalls nach Storck's Zeichnung für die Kirche dell' Anima in Rom hat ausführen lassen, endlich noch die ornamentalen Bronzeverzierungen am Maria Theresien-Monument.

In allen Arbeiten von Hanusch ist nicht blos die vollendetste Durchführung erstrebt, viele haben auch eine andere Eigenthümlichkeit, indem sie sich mit anderer Technik zu grösserem Schmucke verbinden, so mit Niello und Email. Die Wiederbelebung dieser beiden Kunsttechniken ist für Wien eine der schönsten Erfolge der modernen Geschmacksreform, und sie sind für Wien eigenthümlich, wenigstens in den bestimmten Arten, wie sie hier geübt werden. Das Niello, ehemals im fünfzehnten Jahrhundert die feinste Kunst der italienischen Goldschmiede, wurde zu unserer Zeit fast nur noch in Russland, im Kaukasus und in Tula geübt, wo es aber bereits mehr und mehr von seinem alten echten Charakter verloren hatte. In Wien wieder aufgenommen, hat es hier durch Carl Lustig eine Erweiterung erhalten, indem er das Silberniello mit mosaikartig eingelegtem soliden Golde in verschiedener Färbung vereinte. Diese von ihm sogenannte »Goldniellomosaik« verbindet mit der Solidität und Feinheit der Arbeit die reizendsten Effecte. Die Kunst ist anzu-

wenden auf jegliches Silbergeräth, allein bei ihrer Kostbarkeit und Zartheit des Effectes empfiehlt sie sich am meisten für kleinere Gegenstände, für Pokale, Becher, Schreibgeräth, Dosen, Schmuckgegenstände und schafft aus ihnen wahre Cabinetstücke, jedes Museums würdig. Eine Anzahl dieser Arbeiten befindet sich im österreichischen Museum in jener kleinen Collection von Gegenständen, welche aus dem zur Unterstützung des Kunstgewerbes bestimmten Fonds der Hoftiteltaxen angeschafft werden. Diese Kunstart steht leider noch so, dass sie der besonderen Pflege bedarf.

Aehnlich ist es noch mit den Emailarbeiten. Das Email war zuerst wieder in den fünfziger Jahren durch die damaligen Bestrebungen für kirchliche Kunst zur Anwendung in der Goldschmiedekunst gebracht, und zwar ausschliesslich für kirchliche Gegenstände in der Weise des Mittelalters als Grubenschmelz oder Zellenschmelz, aber ohne besonderen Fortgang zu finden. Die Ausbildung, welche es heute zu einer Wiener Specialität gemacht hat, erhielt das Email in der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums und zwar in der Abtheilung des Professors Hans Macht, welche ein Lehr- und Versuchsatelier für Porzellan- und Faiencemalerei und desgleichen für Email bildet. Unterstützt von der chemischen Versuchsanstalt des Museums, sind hier alte, bisher wenigstens ausser Frankreich nicht geübte Verfahrungsweisen wieder in Uebung gekommen, andere neu entstanden. Verschiedene Varianten zeigen, wie man immer nach neuen Erweiterungen strebt. Das Ausgangsverfahren dieser Emailarbeiten bildet die Limosiner Technik, das gemalte Email auf Kupfer, sei es en grisaille oder in Farben. Es ist aber von Macht und seinen Schülern oder vielmehr Schülerinnen — denn es sind vorzugsweise junge Damen — mannigfach, zumal in neuen Farben, erweitert worden. Die überaus zarte, der grössten Sorgfalt unterliegende Arbeit übt sich, so scheint es, am besten von weiblicher Hand.

Die Arbeiten der Schülerinnen, die von diesen selbständig ausgestellt waren, haben sich bereits einen gewissen Ruhm erworben und auf der Nürnberger Metallausstellung selbst die goldene Medaille errungen. Es sind Ziergefässe, Bildtafeln, Dosen, Schmuckgegenstände, Teller und Schüsseln, jedes für sich mehr der Zierde als dem Gebrauche dienend. Vielfach aber werden sie auch zum Schmucke anderer Gegenstände verwendet, z. B. als Einsätze in Gefässe oder Uhren von Silber und Bronze, und insbesondere dienen sie zu weiterer Verzierung von Einbänden, Albums, Adressen- und Diplomhüllen.

Es kann auch die Fabrication der Wiener Galanteriegegenstände, die von ihrem alten Rufe nichts verloren hat, wenn sie andere Künste zu Hilfe ruft, keine passendere Unterstützung finden als eben die Emailmalerei. Denn die höhere Buchbinderei, wie man sagen könnte, ist mannigfach besser und edler geworden, und doch, da sie es auf Pracht und Glanz abgesehen hat, thut sie noch immer des Guten zu viel, indem sie die Arbeiten aller möglichen Künste vereint. Einen gewissen gemeinsamen Charakter hatten alle Arbeiten dieser Art, welche aus dem Atelier von Leopold Groner, meist nach Zeichnungen von Anton Groner, hervorgingen; sehr verschiedenartig sind diejenigen aus den Werkstätten von August Klein, immer wechselnd, mitunter von grossem Reichthum diejenigen von Weidman.

Ueber der Mitwirkung aller möglichen Kunstarbeit muss das eigentliche Material, Leder, bei diesen Gegenständen sich meistens mit der bescheidensten Rolle begnügen, und doch hat auch dieses sich wiederum in den letzten beiden Jahrzehnten zu einem eigentlichen Kunstzweig erhoben, und zwar nach zweierlei Richtungen. Einmal wurde nach der Weise des Mittelalters die noch später in Spanien und heute noch in den spanischen Colonien geübte Reliefverzierung des Leders wieder in Uebung und Anwendung gebracht, eine Technik, die für feinere Gegenstände, für Albums, Mappen, Kästchen, Einbände u. a. heute insbesondere von Paul Pollack vertreten ist, während verschiedene andere, wie z. B. Friedrich, sie für die Bekleidung von Sesseln, Fauteuils und Sophas verwerthen. Sie ist rasch ein nicht unbedeutender Zweig der Kunstindustrie geworden.

Die zweite Art der Verzierung ist die Handpressung mit goldenen Zügen und Linien, auch wohl mit Hinzufügung von Farbe, eine Flachornamentation, welche den Bucheinbänden des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts entnommen ist und heute in der That die ganze Verzierung in der Buchbinderei umgeschaffen hat. Dieser Industriezweig wollte lange Zeit seine geschmacklose Ornamentation mit goldenen Bildern auf dem Deckel nicht verlassen, bis eine Specialausstellung von Bucheinbänden im österreichischen Museum die Augen öffnete und die richtigen Wege zeigte. Seitdem haben nicht blos die Zierbände eine bessere und edlere Ornamentation nach Art der alten Handpressung erhalten, auch der Bibliothekeinband ist wieder gut, gesund und solide geworden. Namen wie Julius Franke, Grumm, Günther, Scheibe, Kritz u. A. vertreten die neuen,

eigentlich alten Arten in vorzüglicher Weise, wobei man auch die besonderen Bemühungen der Besitzer der Lechner'schen Buchhandlung, Müller und Werner, gerade in dieser Beziehung um Einführung eines schönen Bibliothekeinbandes, anerkennen muss.

Eine auffallende Erscheinung ist es vielleicht, dass gerade die feinste Blüthe der Kunstindustrie, die Schmuckgegenstände in Gold und edlen Steinen dem Zuge der Zeit am wenigsten gefolgt sind. Die Ursache liegt wohl in dem bevorzugten Werth der Steine, welcher die Arbeit daran zur Bedeutungslosigkeit herabdrückt, obwohl dies nicht nöthig ist und auch in guten Kunstepochen nicht der Fall war. An Versuchen hat es nicht gefehlt, einerseits in der Richtung der Renaissance mit schöner und zierlicher Zeichnung, in Verbindung mit Email und Niello und Perlen, andererseits in der Richtung des antiken Schmuckes, wie er von Castellani wieder erneuert worden. In jener Beziehung nimmt allerdings die Firma Ratzersdorfer mit ihren Schmuckgefässen in Krystall, Halbedelsteinen und Email eine hohe Stellung ein, aber sie war Specialität von Anfang an und ist es geblieben. In der letzteren Beziehung war besonders der Goldschmied J. Bacher bis an seinen Tod thätig und nicht ohne Erfolg. Allein alle Versuche haben nicht zu durchgreifenden Resultaten geführt. Einerseits der Werth der Steine, andererseits die Mode, die im Schmuck sehr viel gilt, tragen noch immer über künstlerische Schönheit den Sieg davon. Manches Gute mag sich unserem Blicke entziehen, was sich aber öffentlich sehen lässt, ist selten von grosser Bedeutung. Was besonders nennenswerth ist, das sind die nach Storck's Zeichnungen angefertigten Bürgermeisterketten, wirkungsvolle Arbeiten, welche in Goldfassung Niello, Email und Goldmosaik vereinen.

Nicht ganz so steht es mit den Silberarbeiten, obwohl auch hier der Erfolg ein grösserer hätte sein können. Dieser Kunstzweig war auf dem besten Wege zu schönen und bedeutenden Leistungen, als der Krach von 1873 eine Störung brachte. Seitdem scheint es, fehlte der Muth zu grösseren und kostbareren Gegenständen; bedeutende Aufgaben wurden seltener, und während die Geschicklichkeit wuchs, fehlte es auf den Ausstellungen an neuen Erscheinungen. Eine Ausnahme machte auf der Pariser Ausstellung von 1878 die Firma Klinkosch, die sich sonst gerne von heimischen Ausstellungen fernhält, mit einer Reihe schöner und edler Silbergefässe. Neben ihr ist es die Firma V. Meyer's Söhne, welche sich fortwährend auf künstlerischer Höhe hält und auf jeder Weihnachts-

ausstellung des österreichischen Museums mit einer grösseren Anzahl neuer Gegenstände erscheint, welche ältere Kunstmotive, theils der Renaissance, theils der antiken Zeit mit grosser Freiheit zu schöner Verwendung bringen. Die Menge der Gegenstände, wie man sie sonst in den Auslagen sieht, hat wohl den rohen Naturalismus abgelegt, aber sie zeigen auch, dass sie theils unter der Schablone stehen, theils unter einer Mode, der es auf Erfindung und schöne Form wenig ankommt.

Den grössten und durchgreifendsten Umschwung haben, neben den Eisenarbeiten, ohne Frage die Möbel erlebt. Die Ausstattung unserer Wohnung mit dem Holzmobiliar ist eine völlig andere. Es bleibt uns aber wenig davon zu sagen übrig, da die Umwandlung durch die Renaissance, wie sie oben geschildert worden, ja vorzugsweise das Mobiliar betrifft, als denjenigen Zweig des Kunstgewerbes, welcher der Architektur am nächsten steht. Hier sind auch vor allem die Architekten mit ihren Entwürfen thätig gewesen. Freilich mussten sie umlernen und erst an den alten Möbeln die besondere Verwendung der Architekturmotive studiren. Dass es mit grossem Erfolge geschehen, zeigt jede Ausstellung. Zahlreiche Tischler — wir mögen unter ihnen beispielsweise Irmler, Franz Michel, Bernhard Ludwig, Ludwig Schmitt, Johann Klöpfer nennen — sind rasch und sicher auf den neuen Weg eingegangen, ohne dass dieser oder jener besondere, ihm eigene Charakterzüge gezeigt hätte. Am meisten ist dies vielleicht noch bei dem nunmehr fast ältesten Möbelfabrikanten, dem Bildhauer Franz Schönthaler, der Fall, der, sinnend und suchend, oft neuartige Gegenstände zur Ausstellung bringt, zumal solche mit eingelegter Arbeit; Alles zeigt stets Geschmack und Erfindung.

Was man auf den Ausstellungen und in den besseren Niederlagen von Wiener Möbeln sieht, ist durchweg so gleichartig in seiner Erscheinung, dass es schwer ist, einzelne Gegenstände oder einzelne Ausstattungen herauszuheben. Als eine Besonderheit sei der Bilderkasten von Franz Michel (nach Storck's Entwurf) erwähnt, welchen die Industriellen dem Kronprinzen zur Hochzeit schenkten. Heute ist der dunkelbraune Naturton noch vorherrschend, matt und von sehr geringem Glanze; die Verzierung besteht in Schnitzerei, seltener in Marqueterie. Bau und Profil, zumal der Credenzen, sind häufig noch zu schwer, doch nicht so schwer und nicht so eckig und kantig wie bei den ähnlichen deutschen Gegenständen. In neuester Zeit macht die englische Art mit vertieften Ornamenten

und breitem, freiliegenden Metallbeschlage einige Fortschritte, doch ist das wohl nur vorübergehende Episode. Bedeutungsvoller erscheint schon das Rococo, doch tritt es noch sehr bescheiden auf. Es begnügt sich noch mit einigen geschweiften Linien und einigem krausen Ornament; es enthält sich noch der Politur wie der Aufhebung aller Construction, und so hat es den Grundcharakter des heutigen Mobiliars, wie er durch die erneuerte Renaissance gewonnen worden, noch nicht geändert.

Wenn man Alles überschlägt, was in diesen letzteren Abschnitten dargestellt worden, so kommt man wohl zur Ueberzeugung, dass die grosse, nun bereits culturgeschichtlich gewordene Bewegung auf dem ganzen Gebiete der Kunstindustrie und des Geschmacks sich noch nicht ausgelebt hat, ja noch im vollen Gange ist. Sie hat hier und da andere Richtung eingeschlagen als beabsichtigt war, manches Neue ist zu Tage getreten, an das man nicht gedacht hatte, sie hat in dem kurzen Zeitraum von drei oder vier Jahrzehnten schon eine wechselvolle Geschichte durchlebt, die ebensowohl von Verlusten wie von Erfolgen zu erzählen weiss. Manche Persönlichkeiten, welche Führer waren und tief in die Bewegung eingriffen, sind bereits aus dem Leben geschieden, so die Architekten Van der Nüll und Ferstel, der Grossindustrielle Eduard von Haas, vor Allem Rudolf von Eitelberger (1885), der das erste Vierteljahrhundert der Existenz des österreichischen Museums nicht mehr erleben sollte. Diese Anstalt hat weiter den Verlust Laufberger's zu beklagen, dann erst in jüngster Zeit den des Chemikers Kosch, des Vorstandes seiner chemischen Versuchsanstalt, der eine Reihe von Jahren unermüdlich auf Neuerungen für das Kunstgewerbe gesonnen und manche Erfindungen sowohl der Metalltechnik wie der Keramik zugeführt hat, die sich noch heute bewähren und in Uebung stehen.

Solche Verluste konnten aber die Bewegung nicht mehr aufhalten; sie hat zu weite Kreise erfasst, um durch den Verlust dieser oder jener Persönlichkeit in Stocken zu gerathen. Von Wien ausgegangen, hat sie sich nicht blos über Oesterreich, sondern über den ganzen Continent verbreitet. Neue Museen sind gegründet, neue Schulen sind zahllos in Thätigkeit, die Interessen des Kunstgewerbes zu fördern, demselben immer neue Kräfte zuzuführen. Freilich hat es die Weltlage wiederum mit sich gebracht, dass augenblicklich Muth und Schaffenslust darniederliegen, in Wien hat die fieberhaft schaffende Bauthätigkeit aufgehört und hält ein ruhigeres Tempo ein; die grossen Bauten sind fertig, oder noch nicht so weit vorgeschritten, um schon

die Kunstindustrie zu berühren. So ist die Sachlage wohl ungünstiger, aber das Luxusbedürfniss des Menschen, die Freude an schöner Umgebung hören nicht auf. Beweis dessen ist die gewerbliche Ausstellung, welche in diesem Jahre auf Initiative des Niederösterreichischen Gewerbevereins zur Feier der vierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz Joseph als »Jubiläums-Gewerbeausstellung« in der Praterrotunde veranstaltet worden. Sie bildet den Schluss dieser Entwickelung; sie zeigt, was für Fortschritte im künstlerischen Verstehen und Können gemacht worden sind; sie weiset aber auch auf die Zukunft hin, indem sie neue Richtungen andeutet, neue Wege erkennen lässt, auf welchen die Arbeit der nächsten Jahre, wie es scheint, vorzugsweise sich bewegen wird. Wenn man auf der Ausstellung die lange Reihe der Gemächer hinabwandert und sich nur der Zimmermodelle erinnert, welche unsere Weltausstellung von 1873 zu zeigen hatte, wie erfreulich wird uns der Abstand von heute zu damals erscheinen, wie sehr wird man zugeben müssen, dass Verstehen und Machen, Geschmack und Fertigkeiten in gleicher Weise gewonnen haben. Zwar der einheitliche Stil, den wir erstrebt haben, ist — hoffentlich nur für eine kurze Weile — wieder in Frage gestellt, aber wie virtuos bewegt sich das Kunstgewerbe bereits in neuen Weisen, die es kaum erst erlernt hat! Die Technik lässt fast nichts zu wünschen übrig, weder was Vollendung noch was Mannigfaltigkeit betrifft. Und das gilt nicht blos vom Mobiliar, welches sich mit Schnitzerei, mit Marqueterie, mit Relief-Intarsia, mit Ornamenten und Figuren in Bronze zu schmücken versteht. Die Metalltechnik hat es gelernt, die feinsten Arbeiten zu treiben, sie mit Niello, mit Einlagen in Gold und Silber, mit jeglicher Art von Email zu schmücken. Was die Kunstepochen nacheinander oder fern von einander geübt haben, das steht hier in Vollendung nebeneinander. Die Kunstarbeiten in Leder, die Galanteriegegenstände haben ihre Beweglichkeit sich bewahrt, aber wie hoch stehen sie — wenn man, beispielsweise gesagt, die Ausstellung von Paul Pollak betrachtet — wie hoch stehen sie über dem, was noch vor zwanzig Jahren allgemein bewundert wurde! Welche Mannigfaltigkeit der künstlerischen Ideen, welchen Reichthum an Formen und Farben zeigen nicht die Glasarbeiten! Die Feinheit des Schliffs, der Gravirung, das Formengefühl, Eigenschaften, welche im Jahre 1873 nur einen Vertreter gehabt hatten, scheinen nun allgemein geworden zu sein. Und werfen wir noch einen letzten Blick auf die geschmiedeten Eisenarbeiten, welche heute ebenso zahlreiche wie glückliche Vertreter haben, so brauchen wir nur der

Thatsache zu gedenken, dass vor dreissig Jahren es Silberschmiede waren, welche dem Schlosser das Treiben und Schmieden des Eisens, eine gänzlich vergessene Kunst, wieder zu lehren hatten.

Und so ist denn keine Gefahr vorhanden, dass die neu ins Leben gerufene Wiener Kunstindustrie wieder aussterbe. Geht es nach oben langsamer, so dringt sie nach unten tiefer und breitet sich weiter aus. Und das ist doch schliesslich das Ziel, dass Alles, was von diesen Zweigen der Industrie geschaffen wird, schön und gut sei, nicht blos das Reiche und Kostbare, sondern auch das Einfache und Billige, dass nicht blos der Palast sich schmückt, sondern auch die bürgerliche Wohnung, jedes nach seiner Art und seinen Kräften.



V.

MUSIK

von

EDUARD HANSLICK.





EINLEITUNG.

Vormärzliche Musikzustände. — Das Jahr 1848.

Die Hauptpunkte der musikalischen Fortentwickelung Wiens seit dem Regierungsantritte unseres Kaisers lassen sich gleichsam ablesen von drei dieser Periode angehörigen Monumenten. Diese sind: Zuerst das Neue Opernhaus als stolzer Repräsentant des gesteigerten und verschönerten Opernwesens. Sodann das neue Musikvereins-Gebäude als Stätte des Concertlebens im grossen Stil, zugleich als Pflanzschule musikalischer Heranbildung. Drittens endlich die — einheitlich zu denkende — Gruppe von drei Denkmälern: Haydn, Beethoven und Schubert, welche uns den neuerwachten Cultus einer ruhmvollen Vergangenheit und unserer grossen Tondichter symbolisirt.

Nach allen drei Richtungen bedeuten die verflossenen vierzig Jahre

eine bedeutende und erfreuliche Entwickelung der Wiener Musikzustände.

Das Jahr der Thronbesteigung Kaisers Franz Joseph's, 1848, bedeutet nicht blos in politischer Hinsicht einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Wiens; auch die musikalischen Zustände zeigen von da an eine sehr veränderte Gestalt.

Der Zustand des öffentlichen Musiklebens in den dreissiger und vierziger Jahren bietet ein Bild belebten, äusserlich glänzenden, aber kleinlichen Treibens. Es trägt den Charakter des Ueppigen, oberflächlich Amüsirenden. Von allen grossen geistigen Interessen abgesperrt, warf sich Wien auf die kleinen, auf das schlechthin Zerstreuende, Unterhaltende in der Kunst. Die Theater bildeten den Hauptgegenstand der Conversation, die wichtigste Rubrik der Journale. Auf musikalischem Gebiete herrschte die italienische Oper, das Virtuosenthum, der Strauss'sche Walzer. Der weichlich sinnliche Reiz dieser Factoren musste die ernste grosse Musik in den Hintergrund drängen und das Publicum immer unfähiger machen für geistige Anstrengung und Mitarbeit.

Zur selben Zeit herrschten wie geheim verbündete schädliche Mächte der Humorist Saphir und der Liedercomponist Proch. Saphir hatte durch seine mit falscher Sentimentalität versetzten funkelnden Wortspielereien sich zum Liebling der Wiener emporgewitzelt; sein Einfluss fand eine Verstärkung und Ergänzung in der bannalen Empfindsamkeit der Proch'schen Lieder, welche, in jedem Hause und in jedem Concertsaal gesungen, Franz Schubert völlig verdrängten.

Haben wir vom Jahre 1848, dieser Grenzscheide zwischen dem alten und neuen Oesterreich, den Umschwung unserer Musikzustände zu datiren, so trat dieser doch keineswegs plötzlich ein. Mehrere Jahre währte das Versuchen, Tasten und Ringen nach durchgreifender Reform.

In dem Frühlingsrausch der Märztage dachte man bekanntlich sehr sanguinisch über die »segensreichen Folgen«, welche die neue Freiheit sofort auch auf dem Gebiete der Künste, insbesondere der Musik, bewähren müsste. Die schauerliche Leere der Theater und Concerte, das Eingehen der Musik- und Theaterzeitungen, die Noth der Maler, Bildhauer und Musiker hätte die Sanguiniker bedenklich machen sollen. Das konnte ihnen bedeuten, dass eine Zeit, die alle Köpfe politisch beschäftigt, alle staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse heftig durcheinander schüttelt, dem heiteren Spiel der Künste

nicht günstig sei. In solchen Zeiten geht die stille, andächtige Sammlung des Gemüths verloren, in welcher allein echte Kunst geschaffen und genossen werden kann. Nicht einen raschen Aufschwung der Kunst, sondern ein paar Jahre schweren Darniederliegens hätten sie prophezeien sollen. Ueberdies durfte von allen Künsten gerade die Musik sich am wenigsten versprechen von Oesterreichs politischem Aufschwung. Die tönende Kunst war von jeher die freieste gewesen; sie hatte selbst in Wien über Fesseln nicht zu klagen gehabt. Vom Sturz des Absolutismus hatte sie zunächst keine andere Wohlthat zu erwarten, als die Freiheit der Texte im Gesang; und in dieser Hinsicht hatte allerdings die österreichische Censur an Opern- und Liederdichtungen mitunter grauenhaft gewirthschaftet. Das Opernpublicum jubelte, als im Jahre 1848 Meyerbeer's »Hugenotten«, welche bis dahin von Censurwegen als »Ghibellinen in Pisa« mit ganz verändertem Sujet gegeben waren, zum ersten Mal originalgetreu zur Aufführung kamen. Was über diese Wegräumung eines unwürdigen Hindernisses hinaus gehofft und prophezeit worden, war jugendliche Schwärmerei. Die künstlerische Ernte des Jahres 1848 und der nächstfolgenden lieferte den sprechendsten Beweis. In dem Wust von Compositionen, welche im Jahre 1848 unsere nationalen Flitterwochen feierten, war nichts, was die Alltäglichkeit überragt oder den Tag überlebt hätte. Die Märztage lechzten nach einer »deutschen Marseillaise«. Der Musikverleger Schuberth in Hamburg schrieb zwei Preise auf eine solche aus, nämlich auf die beste Composition eines von A. Schirmer gedichteten deutschen »Nationalliedes«. Hunderte von Preisbewerbungen mögen eingelaufen sein — wer kennt sie? Tausende von ähnlichen Versuchen entstanden ohne Preisausschreibung während jenes Völkerfrühlings — keine Note ist davon volksthümlich geworden. Nur zwei Lieder wurden 1848 populär, zwei in ganz Deutschland längst allbekannte Lieder, die ein wunderlich gütiges Schicksal nur für Wien gleichsam aufgespart hatte: Reichardt's »Was ist des Deutschen Vaterland« und das Fuchslied »Was kommt dort von der Höh!« Das erste ward naturgemäss zum Hymnus der deutschen Begeisterung in Oesterreich; das zweite sangen die Studenten, also — damals — das Volk. Die Wiener lernten es aus Benedix' Studentenlustspiel »Das bemooste Haupt« kennen, das allabendlich im Theater an der Wien gegeben und nebenbei auch Quelle und Urtext sämmtlicher Katzenmusiken in Wien wurde.

I.

DIE OPER IN WIEN

Erste Periode: 1848—1860.

Das Opernwesen entwickelte sich in der vormärzlichen Zeit unter viel günstigeren Bedingungen, als die Concertmusik ernsten Stils, ja es trieb zeitweilig ganz prächtige Blüthen. Alles was damals den Concertinstituten fehlte, besass die Oper reichlich: materielle Unterstützung vom Hofe, den lebhaftesten Zuspruch des Publicums, ein treffliches Orchester- und Chorpersonal unter fest angestellten tüchtigen Capellmeistern, endlich ein schönes Haus und glänzende Solokräfte. Von letzteren, die ja meist ein günstiger Zufall herbei- und zusammenträgt, hängt die Anziehungskraft der Oper in gleichem, oft noch stärkerem Grade ab, als vom Repertoire. Dieses hielt sich gerne an die leichtere Gattung, aber an Gesangskünstlern besass das alte Wien eine glänzende Reihe. Das Publicum hing so sehr an der Oper, dass das Hofoperntheater nächst dem Kärntnerthor dieses Bedürfniss allein nicht zu befriedigen vermochte und zwei Vorstadtbühnen — das Josefstädter- und das Wiedner Theater — sich daneben mit guten Opernvorstellungen hervorthaten und vortreffliche Geschäfte machten.

Es klingt uns heute ganz fabelhaft, dass ein so kleines und abseits liegendes Theater, wie das Josefstädter, der Hofoper zuvorkommen konnte mit der ersten Aufführung von Werken wie »Robert der Teufel« und »Die Hugenotten«. Diese und andere berühmte Opern zogen in den dreissiger Jahren ein zahlreiches Publicum ins Josefstädter Theater, das unter Anderem in Josef Poeck einen der stimmgewaltigsten und vornehmsten deutschen Baritons besass. Für ihn hat Conradin Kreutzer, damals Capellmeister des genannten Theaters, die Rolle des Prinz-Regenten im »Nachtlager von Granada« geschrieben, welche Oper am Josefstädter Theater im Jahre 1834 zur ersten Aufführung kam.

Als der Director der Josefstädter Bühne das Theater an der Wien erwarb, kam die Reihe der Opernvorstellungen an letzteres. Die musikalische Glanzepoche des Wiedner Theaters dauerte genau so lange, wie die Direction Pokorny's, nämlich vom Mai 1845 bis zum März 1848. In dieser Periode zählte das Theater an der Wien den Meister Staudigl zu seinen engagirten Mitgliedern, ausserdem

die Sängerinen Frl. Marra, Frl. Treffz, die Herren Dalle Aste, Ditt, Becker u. A. Josef Netzer, Suppé, endlich Lortzing fungirten als Capellmeister. Lortzing führte da zum ersten Male (1846) seinen »Waffenschmied« (mit Staudigl in der Titelrolle) auf, und im folgenden Jahre seine »Undine«. Ausserdem waren Opern wie die »Haimonskinder«, »Zigeunerin«, »Der Liebestrank«, »Stradella« beliebte Vorstellungen. Als Gäste glänzten der treffliche Bariton Pischek (das Ideal eines »Zampa«), die Tenoristen Tichatschek und Franz Wild. Das grösste Ereigniss aber war das Gastspiel der Jenny Lind in der Saison 1846—47 und wiederum der sensationelle Höhepunkt dieses Gastspiels die erste Aufführung von Meyerbeer's »Vielka« unter Meyerbeer's persönlicher Leitung, mit der Jenny Lind als Vielka und Staudigl als Saldorf. Hier konnten wir also noch mit sehr geringen (fast nur den Titel betreffenden) Aenderungen Meyerbeer's einzige deutsche Originaloper »Das Feldlager in Schlesien« hören, welche einige Jahre später als »Nordstern« von Grund aus umgearbeitet und verschlechtert auf den Bühnen erschien. Noch anfangs 1848 brachte das Wiedner Theater eine Opernnovität, die »Maritana« des Engländers Wallace, eine schwache Dilettantenarbeit, welche zugleich den Opernruhm dieses Theaters zu Grabe läutete. Das Wiedner Theater hat nach dem Jahre 1848 sich zu keiner stabilen Oper mehr erhoben, wohl aber einige Mal seine Bühne an reisende italienische Operngesellschaften vermiethet.

Vor der Erbauung des neuen Opernhauses war das Wiedner Theater das grösste in Wien und in vormärzlicher Zeit auch als Concertsaal in der Mode. Hector Berlioz und Felicien David gaben hier (1846) ihre grossen Orchesterconcerte.

Das Josefstädter Theater machte noch im Jahre 1849 einige vereinzelte Opernversuche und brachte unter anderem Auber's »Haydée« und Lortzing's letzte Oper »Zum Grossadmiral« unter Leitung des Componisten zur ersten Aufführung. Doch bald mussten diese Versuche, die sich nicht mehr rentirten, definitiv aufgegeben werden. Der hochbegabte, brave und anspruchslose Lortzing hatte in Wien weder im Wiedner noch im Josefstädter Theater sonderlich gute Tage gehabt, er war überdies zu seinem Missgeschick in das Revolutionsjahr gerathen, dessen theaterverderbliche Folgen lange nachhielten. Aber Lortzing ging noch schlimmeren Tagen entgegen, als er von Wien nach Berlin ans Friedrich-Wilhelmstädter Theater ging, das seinem Talente gar keinen Spielraum bot und obendrein

kaum das nöthige Brod für seine Familie. Lortzing starb in Berlin, seiner Vaterstadt, am 21. Jänner 1851 in äusserster Dürftigkeit.

Mit dem Jahre 1848 hatte sowohl das Wiedner als das Josefstädter Theater seine musikalische Bedeutung eingebüsst und es blieb das Kärntnerthor-Theater fortan alleinherrschend auf dem Gebiete der Oper. Für dieses bestand seit mehreren Decennien das System der Verpachtung. Vom Jahre 1821 bis 1828 war (mit Unterbrechung eines Jahres) Barbaja Pächter und Director; er hatte den Wienern die glänzendste italienische Operngesellschaft mit Rossini an der Spitze gebracht. Weitere Pächter waren nach ihm bis Ende März 1848: Graf Gallenberg, Louis Duport (der berühmte Tänzer), Balocchino und Merelli. Seit Jahren bestand die Einrichtung, dass die deutschen Opernvorstellungen für drei Monate sistirt wurden und einer italienischen Stagione Platz machten, welche in der Regel am Ostermontag ihre Vorstellungen begann. Das war ein Festtag für das elegante Wien, welches zuvor zu der Ostermontags-Praterfahrt zusammenströmte.

So sollte dann auch am 1. April 1848 die italienische Saison unter Signor Balocchino mit Verdi's »Ernani« eröffnet werden. Aber man hatte ohne den Sturm der Märzbewegung gerechnet. Das erste Lebenszeichen, das der neue politische Umschwung auf künstlerischem Gebiete gab, war destructiver Natur: die Verjagung der italienischen Oper. Kaum aufgeklebt, waren auch schon alle Ernani-Theaterzettel zerkratzt, besudelt, herabgerissen. Diese Demonstrationen bestimmten die Hofbehörde, den Anfang der italienischen Saison »auf acht Tage« zu verschieben. Eine Unzahl anonymer Drohbriefe und das flehentliche Drängen der Freunde veranlassten jedoch Balocchino, weder mit »Ernani« noch mit sonst etwas den Anfang zu machen, sondern seine Demission einzureichen, die auch mit Decret vom 16. April bereitwillig angenommen wurde. Die italienischen Sänger zerstoben nach allen Richtungen.

Der Demonstration gegen die italienische Oper lagen die zwei mächtigsten Strömungen jener Tage zu Grunde: die nationale und die demokratische. Der ersteren war man sich vollkommen bewusst und betonte sie ungescheut: man wollte deutsches Wesen, deutsche Politik, deutsche Kunst. Fort mit allen Feinden des Deutschthums, fort mit den Welschen! Das zweite Motiv, das weniger laut, aber doch unleugbar mitspielte, war demokratischer Natur. Die italienische Oper galt nun einmal als Repräsentant des exclusiven Kunstluxus, als die Musik des Hofes, der Aristokratie und der

Reichen. Sie war somit der Ausdruck deutschfeindlichen und specifisch aristokratischen Vergnügens.

Nachdem Balocchino die Direction des Kärntnerthor-Theaters niedergelegt hatte, bildete das deutsche Personal ein Comité mit der Sängerin Frau Hasselt-Barth an der Spitze und spielte auf eigene Rechnung. Im Juni trat auch Franz von Holbein diesem Comité bei und wurde anfangs April 1849 zum Director ernannt.

Das Opernhaus blieb oft durch mehrere Tage, auch Wochen, geschlossen, z. B. vom 6. October bis 12. November 1848. Als eine Neuerung ist zu bemerken, dass vom 29. April an die Sängerinnen und Schauspielerinnen auf dem Theaterzettel als »Frau« und »Fräulein« namhaft gemacht waren; nicht mehr wie früher als »Madame« und »Demoiselle«.

Nachdem sich der Sturm des Revolutionsjahres gelegt und Ruhe nicht blos in die Strassen Wiens, sondern allmälig auch in die Gemüther zurückgekehrt war, begannen die Sehnsucht nach künstlerischer Erbauung und Abspannung, das Bedürfniss nach Musik und Theater sich wieder zu regen.

Franz von Holbein, zum k. k. Regierungsrath ernannt, führte die Direction vier Jahre lang, bis zum 1. März 1853. Dieses Datum bezeichnet einen wichtigen Einschnitt. Mit dem System der Verpachtung war definitiv gebrochen und das Theater nächst dem Kärntnerthor wurde officiell »k. k. Hofoperntheater« benannt. Zugleich übernahm als Nachfolger Holbein's der von seiner Hamburger Direction her rühmlich bekannte Julius Cornet die Leitung des Hofoperntheaters und behielt sie bis zum September 1857. Von da an bis zum September 1860 fungirte Carl Eckert als Director. Ursprünglich als Capellmeister an das Operntheater berufen, hat er sich als feingebildeter Musiker und vortrefflicher Dirigent bewährt, auch um die Wiederbelebung der »Philharmonischen Concerte« sich hochverdient gemacht. Für die dornige Aufgabe eines Theaterdirectors fehlte ihm das Talent zu commandiren und die energische Widerstandskraft, welche seinen Vorgänger Cornet charakterisirte.

Ueberblicken wir das Repertoire des Hofoperntheaters in dem Decennium 1848 bis 1858, so finden wir als dessen festeste Säulen und besonders charakteristische Repräsentanten die Namen Meyerbeer und Flotow.

»Robert der Teufel« hatte seit 1853, »Die Hugenotten« (unter der Maskerade von »Ghibellinen«) seit 1838 jeden andern Opernerfolg in den Schatten gestellt. Jenen folgte unter Meyerbeer's per-

sönlicher Leitung vom 28. Februar 1850 »Der Prophet«, der nicht weniger als 32 Reprisen in diesem Jahre erlebte. Dass diese drei Meyerbeer'schen Opern sich bis heute in fast ungeschwächter Beliebtheit erhalten haben, ist bekannt. Minder enthusiastisch und nachhaltig war der Erfolg von Meyerbeer's Oper »Der Nordstern«, die im Jahre 1855 gleichfalls vom Componisten selbst hier einstudirt und dirigirt wurde. Die Wiener hatten im Jahre 1846 das Urbild dieser Oper, Meyerbeer's »Vielka« kennen gelernt und konnten sich darüber nicht täuschen, dass die ältere kleinere Oper ein echteres und liebenswürdigeres Kunstwerk gewesen, als deren raffinirte, überladene Umgestaltung als »Nordstern«. Wenn ehedem die Wiener Censur die »Ghibellinen« im XIII. Jahrhundert Luther's Choral »Eine feste Burg« anstimmen liess, so ist dies nicht ärger, als was Meyerbeer in seinem »Nordstern« selbst gethan, indem er den allbekannten preussischen »Dessauer-Marsch« uns als »heiligen Marsch der Russen« vorsingen lässt!

Neben Meyerbeer nahm in den fünfziger Jahren Flotow mit seinen leichten koketten Melodien den vorzüglichsten Platz ein im Wiener Opernrepertoire. Seine Oper »Alessandro Stradella« hatte 1845 glücklich dem noch unvergleichlich grösseren Erfolg vorgearbeitet, welcher im Jahre 1847 der »Martha« zufiel und sie seither durch ganz Europa begleitet hat. Flotow's »Martha« wurde sogar in dem theaterfeindlichen Jahr 1848, das so häufige Unterbrechung der Vorstellungen aufwies, nicht weniger als 36 Mal wiederholt. Mit diesen beiden erfolgreichen Opern »Stradella« und »Martha« war die beispiellos schnelle und glückliche Carrière Flotow's so gut wie beschlossen. Alle späteren Opern Flotow's, welche das Kärtnerthor-Theater in rascher Folge brachte, hatten nur mässigen Erfolg und kurze Lebensdauer. (»Der Förster« 1847, »Indra« 1852, »Die Matrosen« 1854, »Albin« 1856.)

Die Opern italienischen und französischen Ursprungs waren in diesem Decennium entschieden bevorzugt vor den original-deutschen. Man gab an Novitäten:

Von Verdi: »Ernani«, »Nabucco«, »Macbeth«, »Die sicilianische Vesper«.

Von Donizetti: »Linda di Chomounix« und »Maria di Rohan«.

Von Balfe: »Die Zigeunerin«, »Keolanthe«, »Die Rose von Castilien«.

Von Auber: »Haydée«, »Die Krondiamanten«, »Der verlorene Sohn«, »Der schwarze Domino«, »Die Barcarole«, »Brahma und die Bajadere«.

Von Adam: »Giralda«, »Die Alpenhütte«, »Zum treuen Schäfer«, »Der Brauer von Preston«.

Von Halévy: »Der Blitz«, »Die Königin von Cypern«.

Von Ambroise Thomas: »Die Sommernacht«, »Der Kadi«.

Deutsche Opernnovitäten wählte die Direction gerne, mit patriotischer Nebenrücksicht, von jüngeren Wiener Componisten: »Paquita« und »Dominga« von Josef Dessauer, »Paragraph drei« von Suppé, »Gutenberg« von J. Füchs, »Jolanthe« von J. Hager, »Ein Abenteuer Karl II.« von Hoven (Vesque von Püttlingen). Weit grösseren, bis heute aufrecht gebliebenen Erfolg hatte ein in Norddeutschland geborner, aber durch lange rühmliche Wirksamkeit in Wien fast zum Oesterreicher gewordener Componist, Otto Nicolai, mit seiner (von Mosenthal gedichteten) komischen Oper »Die lustigen Weiber von Windsor« (1850). Ausserdem wären von deutschen Opernnovitäten noch zu verzeichnen »Die Nibelungen« von Heinrich Dorn, »Diana von Solanges« vom Herzog Ernst von Coburg-Gotha und Marschner's »Templer und Jüdin«. Letztere seit 20 Jahren in ganz Deutschland beliebte und berühmte Oper kam in Wien sehr verspätet zur Aufführung (1849) und verschwand nach zwei Aufführungen, um erst in viel späterer Zeit sich eine bleibende Stelle im Wiener Repertoire zu erringen.

Betrachten wir aus dem Anfang der hier geschilderten Periode die Theaterzettel der zwei beliebtesten Opern: »Die Hugenotten« und »Martha«, so bekommen wir das deutlichste Bild von den vorzüglichsten Gesangskräften, welche das Kärntnerthor-Theater aus der vormärzlichen Zeit in die fünfziger Jahre herübernahm. In den »Hugenotten« sang Frau von Hasselt-Barth, eine Sängerin von unansehnlicher Erscheinung, aber starker Stimme, dramatischem Feuer und bedeutender Gesangstechnik, die Valentine; Frl. Anna Zerr, eine brillante Coloratursängerin, die Königin. Beide Künstlerinnen traten anfangs der fünfziger Jahre ab. Josef Erl, ein kräftiger, gutgeschulter und unverwüstlicher Heldentenor ohne Poesie und schauspielerisches Talent, sang den Raoul. Er blieb noch über ein Jahrzehent eine Stütze der Oper, wenigstens der komischen Oper. In der Rolle des Marcell wechselten die beiden trefflichen Bassisten Draxler und Staudigl; die auch Beide als Leporello, Bertram und in anderen Hauptrollen mit einander rivalisirten. Draxler nahm erst spät (1876) einen ehrenvollen Abschied; während Staudigl, der bedeutendere, auch als Liedersänger berühmte Künstler durch ein trauriges Schicksal bald seinem Beruf entzogen wurde. Er verfiel in Irrsinn und

starb 1861. Den St. Bris gab anfangs Gustav Hölzel, der später weit glücklicher als Bassbuffo wirkte, dann Karl Mayerhofer, welcher heute noch (1888) eines der verwendbarsten, besonders in komischen Partien vortrefflichen Mitglieder der Hofoper geblieben ist. In der Première der »Martha« sang Frl. Zerr die Titelrolle, Erl den Lyonel, Draxler den Plumkett und Frl. Therese Schwarz, eine stimmbegabte und anmuthige junge Altistin, die Nancy. Die Zerr wurde durch Frl. Louise Liebhardt, die Hasselt durch Frl. Ney, dann durch Emmy La Gruà ersetzt.

Den Ausgang des Jahrzehents 1850—1860 bezeichnen drei merkwürdige, folgenreiche erste Aufführungen: Lohengrin (1858), Tannhäuser (1859) und Der fliegende Holländer (1860). Damit hatte der in Wien lange ignorirte, epochemachende Richard Wagner den Wiener Boden erobert, um ihn bis heute siegreich zu behaupten.

Die Geschichte des »Tannhäuser« in Wien ist seltsam genug. Die Censur fühlte sich durch die reactionäre Luft der fünfziger Jahre wieder gestärkt und begann ihr altes Spiel, das man, allzu sanguinisch, für immer beseitigt geglaubt hatte. Sie verbot die Aufführung des Tannhäuser, des Textbuches wegen; verbot sie jedesmal consequent, so oft Cornet (seit März 1853 der Nachfolger Holbein's in der Operndirection) bei der Hofstelle um Zulassung dieser seit 1846 in Deutschland beliebten Oper petitionirte. Die strenge Hoftheater-Censur erstreckte aber ihre Macht nicht über die Vorstadtbühnen und so konnte der Director des Josefstädter Theaters, Hofmann, es wagen, den Tannhäuser in seinem bretternen Sommertheater (»Thaliatheater«) 1857 aufzuführen. Trotz der mangelhaften Aufführung machte die Oper doch einen starken Eindruck und dieser hatte zur Folge, dass das Hofoperntheater sich 1858 zur Aufführung von Wagner's — »Lohengrin« entschloss, dem im nächsten Jahre doch der verfehmte »Tannhäuser« und noch ein Jahr später der »Fliegende Holländer« folgte. Eine vortreffliche Aufführung kam diesen Wagner'schen Opern zu statten; die Erinnerung daran fällt mit der Erinnerung an mehrere ausgezeichnete Künstler zusammen, welche gegen die Mitte der fünfziger Jahre dem Hofoperntheater einen neuen Glanz verliehen. Da war zuerst Frau Dustmann (anfangs mit ihrem Mädchennamen Frl. Louise Meyer), eine unvergleichliche Darstellerin der Elsa, der Elisabeth und der Senta. Ihr würdiges Gegenbild, ebenso prächtig in Erscheinung, Spiel und Gesang war der Tenorist Alois Ander, die vollkommenste Verkörperung

des Lohengrin. Ander war bereits im Jahre 1845 zum erstenmale aufgetreten, hat aber seine volle künstlerische Höhe erst in der Titelrolle von Meyerbeer's »Propheten« (die er von Erl übernahm) und als Lohengrin erreicht. Physische Ermattung, endlich auch geistige Störung schnitten vorzeitig die Laufbahn dieses unvergesslichen, von den Wienern besonders geliebten Sängers ab. Ander starb 1864. Die stimmgewaltige Altistin Czillagh war die erste Ortrud, wie vordem die erste »Fides« in Wien.

Als Wolfram von Eschenbach, Telramund, vor Allem als fliegender Holländer glänzte J. N. Beck, ein Bariton von markigem, ehernem Organ, musterhaftem Eifer und dramatischer Begabung. Nachdem er der Oper durch eine lange Reihe von Jahren die werthvollsten Dienste geleistet, nahm er 1885 Abschied von der Bühne. Als Landgraf und als König Heinrich liess Dr. Schmid seine wundervolle Basstimme ertönen.

Vortreffliche Capellmeister von feinster musikalischer Bildung waren in dieser Periode Heinrich Esser (1847—1869) und Karl Eckert (1854—1860), neben welchen auch noch H. Proch fungirte.

Mit dem neuen Director Julius Cornet traten 1853 drei vorzügliche neue Kräfte gleich in der ersten Vorstellung (»Wilhelm Tell«) in Thätigkeit: der genannte Bariton Beck, der Tenorist Steger (recte Stasic) und die dramatische Sängerin Therese Tietjens, welche später in London die Höhe ihrer Kunst und ihrer Berühmtheit erreichte.

Die Italienische Opernsaison, früher ein Stolz der Wiener, war von der Märzbewegung weggeblasen worden — aber nicht für immer. Vom April 1848 bis zum Frühling 1851 gastirte keine italienische Gesellschaft im Kärntnerthortheater; wohl aber in den folgenden neun Jahren 1851—1859. So lange man über interessante italienische Opernnovitäten und über eine Gesellschaft vorzüglicher italienischer Sänger verfügt, ist gegen eine kurze welsche Saison kaum Erhebliches einzuwenden. Italienische Opern werden ohne Frage besser von Italienern als von Deutschen gesungen; sie finden ihren angemesseneren Platz in einem italienischen Ausnahms-Repertoire, als in dem regelmässigen deutschen. Wirklich ausgezeichnete italienische Sänger bieten dem Publicum einen nicht alltäglichen Genuss und unsere deutschen Sänger können gar viel von ihnen lernen. Diese Bedingungen fanden sich zum grossen Theil vereinigt in den von Merelli geleiteten italienischen Vorstellungen (1851 bis 1859). Namhafte Opernnovitäten lieferte allerdings, seit Bellini's und

Donizetti's Tod, nur Verdi. Er war und blieb der Regent aller italienischen Saisons, die seit 1848 in Wien stattgefunden haben. In den fünfziger Jahren wurden von seinen Opern zum erstenmale (italienisch) gegeben: »Il Trovatore«, »La Traviata«, »Rigoletto«, »Aroldo«, «Attila«, »Giovanna d'Arco«, »Louisa Miller«, »I Masnadieri«. Davon haben nur die drei erstgenannten sich bis auf den heutigen Tag, auch im deutschen Repertoire, erhalten. Alle übrigen Novitäten dieser Periode — Pacini's »Elisa Valasco«, Donizetti's »Paolina e Poliuto«, Ricci's »Paniere d'amore« — erlebten keine zweite Saison.

Sehr werthvoll waren hingegen die Aufführungen der Mozart-schen Opern »Don Giovanni«, »Nozze di Figaro« und »Cosi fan tutte«, in der Ursprache durch die vortrefflichen Sängerinnen: Medori, Marray, Borghi-Mamo, Demeric, Lotti — und die Sänger: Debassini, Graziani, Mirate, Angelini, Carrion, Scalese und Bettini.

In den wichtigsten Rollen waren diese italienischen Mozart-aufführungen den gleichzeitigen deutschen überlegen.

Zweite Periode: 1860—1870.

Nach dem Abgange des Directors Eckert, welcher einem Rufe nach Stuttgart folgte, übernahm ein Triumvirat (Kapellmeister Esser, Regisseur Schober, Secretär Steinhauser) provisorisch die Direction vom 1. September 1860 bis 1. März 1861. Da wurde Matteo Salvi zum Director ernannt. Er hatte zuvor eine italienische Saison im Theater an der Wien mit Glück geleitet. Das war allerdings ein unzureichender Rechtstitel für den Directorsposten einer deutschen Hofbühne. Salvi besass nur Erfahrungen im Bereiche der italienischen Oper und sprach obendrein sehr unvollkommen deutsch. Diese Mängel zeigten bald bedenkliche Resultate und veranlassten die Hofbehörde, dem Director Salvi einen »Artistischen Beirath« an die Seite zu geben, welche aus dem Advocaten Dr. L. v. Sonnleithner, den Capellmeistern Esser und Dessof, dem ökonomischen Secretär Steinhauser und dem Professor Ed. Hanslick bestand. Dieser Beirath überzeugte sich jedoch bald von der Unmöglichkeit eines solchen vielköpfigen Regiments und eines gedeihlichen Zusammenwirkens mit Salvi und gab seine Demission. Salvi blieb nunmehr unbeschränkter Director bis 1867, in welchem Jahre Franz Dingelstedt ihm folgte. Dingelstedt, der nicht nur als geistvoller Schriftsteller und Kritiker, sondern auch als Theaterdirector in Weimar und München sich längst einen bedeutenden

Namen gemacht, erwarb sich auch um die Wiener Oper grosse Verdienste. Er hat insbesondere in der Ausrüstung des neuen Opernhauses Ausserordentliches geleistet. Er blieb Director bis 1871, wo er die Leitung des Burgtheaters übernahm.

Ueberblicken wir den Zuwachs an Novitäten in dem Jahrzehent 1860—1870, so finden wir als besonders bemerkenswerth zwei neue Opern von Meyerbeer und zwei von Gounod.

Meyerbeer's »Dinorah« (mit der Coloratursängerin Murska in der Titelrolle) wurde 1865, eine nachgelassene Oper: »Die Afrikanerin« 1866 zum erstenmale gegeben. Als Selica machte eine junge Wiener Sängerin Caroline Bettelheim Sensation. Sie ist bis zu ihrer Verheiratung (1867) ein Schmuck der Bühne und Liebling des Publicums geblieben.

Charles Gounod, in Deutschland noch kaum dem Namen nach bekannt, nahm mit seiner Oper »Faust« sofort eine hervorragende und feste Stelle in dem Wiener Repertoire ein. »Faust« wurde (unter dem Titel »Margarethe«) 1862 zum erstenmale gegeben; musterhaft ausgeführt von der Dustmann (Gretchen), Bettelheim (Martha), von Ander (Faust) und Schmid (Mephisto). Im Jahre 1868 folgte, bereits von Dingelstedt scenirt, Gounod's »Romeo«. Der Componist dirigirte selbst die ersten drei Vorstellungen. Im selben Jahre mit »Romeo« erschien noch eine zweite französische Oper, der gleichfalls ein grosser Erfolg und eine lang andauernde Herrschaft beschieden war: »Mignon« von Ambroise Thomas. Bald gab es keine jugendliche dramatische Sängerin mehr, die sich nicht als »Gretchen« und »Mignon« zuerst dem Publicum vorstellen wollte. Wien besass eine unvergleichliche Mignon in Frl. Bertha Ehnn, einer talentvollen und sympathischen Tochter Steiermarks, die kurz vorher (1868) engagirt worden war. Ihr stand in Gustav Walter ein ebenso trefflicher »Wilhelm Meister« zur Seite. Walter, der schon neben Ander grosse Erfolge errungen hatte, wurde nach dem Abgange desselben noch werthvoller für die Oper, der er durch fünfundzwanzig Jahre mit Auszeichnung angehört hat. Als musterhafter Liedersänger wirkt Walter in Concerten noch heute mit gleichem Erfolge.

Ausser den oben genannten, besonders erfolgreichen Opern sind als Novitäten des Decenniums 1860—1870 noch zu nennen: »Die Kinder der Haide« von Rubinstein, »Lalla Rookh« von Felicien David, »Wanda« von F. Doppler, »Das Glöckchen des Eremiten« von Maillart, »Der Waffenschmied« von Lortzing

(bereits 1846 im Theater an der Wien gegeben), endlich die bishin nur aus Concertaufführungen bekannte reizende kleine Oper von Franz Schubert: »Die Verschworenen« oder: »Der häusliche Krieg«.

Zu den früheren Dirigenten kam 1860 eine junge tüchtige Kraft hinzu: Otto Dessoff, welcher durch eine Reihe von Jahren der Oper wie dem Concertwesen in Wien die wesentlichsten Dienste geleistet hat. Das Sängerpersonal zählte zu Ende dieses Decenniums zu seinen hervorragendsten Mitgliedern die Damen: Dustmann, Bettelheim, Wilt, Gindele, Rabatinsky, Ehnn; die Herren: Walter, Adams, Bignio, Beck, Rokitansky, Schmidt, Mayerhofer.

Im Mai 1861 kam Richard Wagner nach Wien und hörte hier zum erstenmale seine Oper »Lohengrin«. Im December 1862 und Jänner 1863 gab er auch im Wiedener Theater mehrere Concerte, welche das Publicum zuerst mit Fragmenten aus »Meistersinger« und »Tristan und Isolde« bekannt machten.

Im Jahre 1862 wurde im Hofoperntheater die französische Normalstimmung eingeführt.

In das letzte Jahr dieses Decenniums fällt eines der wichtigsten Ereignisse in unserem Theaterleben: die Eröffnung des prachtvollen Neuen Opernhauses. Als architektonisches Kunstwerk wird dieser Bau an einer anderen Stelle dieses Buches seine Würdigung finden. Hier ist nur hervorzuheben, dass jetzt erst grosse Opern mit der einer Kaiserstadt entsprechenden musikalischen und decorativen Ausstattung gegeben werden konnten, auf einer breiten und tiefen, mit allen modernen Hilfsmitteln reichlich versehenen Bühne. Das neue Opernhaus wurde unter Dingelstedt's Direction am 25. Mai 1869 mit Mozart's »Don Juan« eröffnet. Durch mehrere Monate fanden noch abwechselnd Vorstellungen im neuen und alten Opernhause statt, welch' letzteres sich für kleinere Spielopern besser eignete. Vom 1. September 1875 an wurde ausschliesslich im neuen Hause gespielt; das alte verfiel dem Schicksal der Demolirung.

Da Director Dingelstedt zwar ein eminenter Dramaturg, aber nicht selbst musikalisch war, wurde ihm der kurz zuvor zum Hofcapellmeister ernannte Johann Herbeck als »musikalischer Beirath« an die Seite gegeben. Die wichtigste Thätigkeit dieses ausgezeichneten Musikers fällt in das folgende Decennium.

Die italienischen Opernsaisons hatten, wie erwähnt, im Hofoperntheater aufgehört. Dafür versammelte Matteo Salvi (der nachmalige Director des Hofoperntheaters) im Theater an der Wien

im Jahre 1860 eine gute italienische Gesellschaft zu einer Reihe von sehr besuchten Vorstellungen. Emmy La Grua, eine vortreffliche Norma, die graziöse Charton-Demeur; der sympathische Tenor Graziani, der stimmgewaltige Bariton Beneventano, endlich der vortreffliche Bassist Rokitansky bildeten ein vorzügliches Ensemble. Rokitansky war für Wien eine neue, sehr folgenreiche Bekanntschaft: er wurde für die Hofoper engagirt, welcher er seither als eine ihrer festesten Stützen angehört.

Im Jahre 1863 bemächtigte sich die italienische Oper des Carltheaters; Adelina Patti gab dort mit einer guten Truppe, in welcher besonders der Tenor Carrion und der Bassbuffo Zucchini sich hervorthaten, eine Reihe von Vorstellungen, deren jede das Haus füllte. Es war das erste Erscheinen der jungen Sängerin in Wien, wo sie auch später stets eine begeisterte Aufnahme finden sollte.

Die grosse Anziehungskraft, welche nach einander Salvi's italienische Gesellschaft im Wiedener Theater und die Patti im Carltheater ausübten, bewies, dass der Geschmack für die italienische Oper in Wien keineswegs erstorben war. Diese Wahrnehmung bestimmte Salvi (der ja ohnehin seinen italienischen Erfolgen die Ernennung zum Hofopern-Director verdankt hatte), auch im Hofoperntheater wieder die frühere Sitte einzuführen. Es fanden daselbst im Jahre 1864 und 1865 (jedesmal vom 1. April bis letzten Mai) wieder italienische Stagiones statt. Sie brachten an Novitäten: »Il ballo in Maschera« und »La forza del destino« von Verdi; Donizetti's »Favorita« und Pedrotti's komische Oper »Tutti in Maschera«. Die vorzüglichsten Kräfte waren die Sängerinnen Desirée Artôt und Madame Barbôt, die Sänger Everardi, Graziani, Mongini und Angelini.

Die treffliche Artôt gastirte hierauf in deutscher Sprache im Hofoperntheater, eine der vollkommensten Sängerinnen der Margarethe (in Gounod's »Faust«) und der Angela (im »Schwarzen Domino« von Auber). Auch das Gastspiel des berühmten Tenoristen Albert Niemann (1868) ist als hervorragend zu erwähnen.

Dritte Periode: 1870—1880.

Drei Directoren folgten einander in diesem Jahrzehent: zuerst Dingelstedt. Nicht lange konnte er die Früchte der Anstrengungen geniessen, die er für die Installirung des neuen Opernhauses gemacht. 1871 ward ihm die Leitung des Burgtheaters anvertraut;

sein bisheriger »musikalischer Beirath« Johann Herbeck übernahm die Direction der Oper und führte sie bis 1875, wo er auf sein Ansuchen pensionirt wurde. Seine Verdienste um die Oper, die er nach idealeren Anschauungen zu leiten bestrebt war, sind unleugbar; sie werden nun von Herbeck's Erfolgen als Concertdirigent übertroffen, von denen weiter die Rede sein wird. Herbeck's Nachfolger wurde Franz Jauner, der sehr erfolgreich als Schauspieler und Director durch mehrere Jahre am Carltheater gewirkt hatte. Er zeigte sich auch an der Spitze der Oper ungemein rührig und gewandt und hat mehr als einer seiner Vorgänger für Abwechslung im Repertoire gesorgt, durch zahlreiche Novitäten und besonders durch interessante Gastspiele. Seine Direction währte bis 1881.

Der weitaus mächtigste Factor in dem Repertoire von 1870 bis 1880 war Richard Wagner. Zu den sehr häufigen Wiederholungen von »Tannhäuser«, Lohengrin« und »Fliegender Holländer« gesellten sich nicht weniger als sechs neue Opern Wagner's. Zuerst kamen die »Meistersinger« (1870) und »Rienzi« (1871) noch unter Dingelstedt. Dann unter Jauner in rascher Folge die vier Theile des Nibelungenringes: »Rheingold«, »Walküre«, »Siegfried« und »Götterdämmerung« (1877 bis 1879). Frau Amalie Friedrich-Materna, zuvor schon als Valentine und Selica gefeiert, erntete 1876 in Bayreuth unter R. Wagner noch ungleich stärkere Erfolge von grosser Tragweite. Sie wurde das Musterbild aller »Brunhilden«. Zwei neugewonnene Sänger, der Bassist Scaria als Wotan und etwas später der Heldentenor Winkelmann als Siegfried vervollständigten die Wirkung, welche die Wagner'sche Trilogie in der trefflich scenirten Wiener Aufführung machte. Im Jahre 1875 brachte R. Wagner persönlich ein regeres Leben in die Aufführungen seiner Opern, indem er den »Tannhäuser« in der späteren (Pariser) Umarbeitung und den »Lohengrin« unverkürzt auf die Bühne brachte.

Neben diesen Wagner'schen Opern hatten nur wenige in diesem Decennium aufgeführte Novitäten einen grossen und anhaltenden Erfolg. Am meisten war dies der Fall mit Bizet's »Carmen«, welche durch Jauner nach Wien und überhaupt zuerst auf deutschen Boden verpflanzt ward (1875). Unter Herbeck haben Verdi's »Aida«, Goldmark's »Königin von Saba« und »Die bezähmte Widerspänstige« von Hermann Goetz bedeutend und nachhaltig gewirkt. Herbeck hat sich um die ernstere Musik auch ein Verdienst erworben durch Aufführung von Schumann's Oper »Genovefa« und Byron's Drama »Manfred« mit der Schumann'schen Musik, die früher nur durch

Concertaufführungen bekannt gewesen. Schliesslich wären noch von Novitäten dieser Periode zu nennen: »Hamlet« von Ambroise Thomas, »Die Folkunger« von Kretschmar, »Das goldene Kreuz« und »Der Landfriede« von Ignaz Brüll, »Die Makkabäer« von Rubinstein und »Philemon und Baucis« von Gounod.

Zu den bereits erwähnten werthvollen Acquisitionen (Materna, Scaria, Winkelmann) traten noch hinzu: der lyrische Tenor Georg Müller, die graziöse Coloratursängerin Minnie Hauck und ihre nicht minder anmuthige Nachfolgerin Emilie Tagliana; endlich Frau Kupfer-Berger, welche die meisten Rollen der Dustmann übernahm. Als neu engagirter Capellmeister nach Pensionirung Esser's und Proch's bewährte sich Wilhelm Gericke (von 1874 bis 1884). Im Frühling 1872 entzückte Adelina Patti wieder das Publicum im Theater an der Wien, wo sie mit einer von Merelli geleiteten, ziemlich untergeordneten Gesellschaft eine Reihe von Opernabenden gab.

Im Hofoperntheater waren italienische Operngesellschaften in der Zeit von 1870 bis 1876 nicht erschienen. Umso glänzender gestaltete sich die von Jauner veranstaltete italienische Saison von 1876, mit Adelina Patti, Pauline Lucca, dem Tenor Masini u. A.

Es folgten 1878 ebenso interessante italienische Vorstellungen mit Christine Nilsson und dem Bariton Faure (beide die vollkommensten Verkörperungen von Ophelia und Hamlet in der Oper von A. Thomas).

Die ganzen Jahre hindurch übten die Bequemlichkeit und Eleganz des neuen Opernhauses die gleiche Anziehungskraft auf die Besucher. Diese fühlten selbst bei unvollkommenen Vorstellungen sich einigermassen entschädigt durch den Comfort und die vornehme Pracht des Saales.

Mit der Eröffnung des neuen Hofoperntheaters 1869 besass Wien eines der prächtigsten Schauspielhäuser in Europa. Unvergleichlich für die Aufführung reichausgestatteter grosser Opern, hat der imposante Bau ein einziges Bedenken und Bedauern alsbald hervorgerufen: dass hier der komischen und Spieloper die Lebensluft fehlen werde; dass sie in diesen weiten Räumen wirkungslos verflüchtigen müsse, wie eine zu zarte Stimme, ein zu feines Gesicht. Diese Besorgniss erwies sich nur zu bald gerechtfertigt. Anfangs hielt man sich die Spieloper gänzlich vom Leibe, man hatte vollauf zu thun mit der grossen Oper. Dann griff man zu dem Auskunftsmittel, an einem bis zwei Abenden der Woche im alten Kärntnerthor-

Theater das kleine Repertoire zu spielen. Dem Publicum waren seine heiteren Lieblingsopern bereits empfindlich abgegangen und wer eine Zeit lang an dem Schaugepränge und den Masseneffecten der grossen Opern von Meyerbeer, Halévy, Wagner, Verdi sich schwelgerisch ersättigt hatte, der kehrte nun noch einmal so gerne zu dem kleinen, alten Theater zurück und erfreute sich an »Fra Diavolo«, der »Weissen Frau«, dem »Freischütz«, »Czar und Zimmermann« u. s. w. Die zeitweilige Benützung des alten Kärntnerthor-Theaters für einige der beliebteren Spielopern war jedoch von kurzer Dauer. Die Demolirung desselben wurde angeordnet. So blieb denn auch für die Spielopern das neue Opernhaus die einzige Stätte. Es brachte deren einige, aber mit sehr unzureichendem Erfolg. Der intime Reiz dieser feinen Genrebilder von Boïeldieu, Auber etc. ging verloren in den weiten Hallen. Das Publicum fühlte sich nicht heimisch dabei. Da begann allmälig die Ueberzeugung zu dämmern, dass in Wien eine eigene Unternehmung für die komische Oper noththue. In dem Masse, als Wien — das über Nacht zur Weltstadt aufgeblühte — sich nach allen Dimensionen vergrösserte, musste ein zweites kleines Opernhaus Bedürfniss werden. So thaten sich denn einige kunstsinnige und geschäftskundige Männer zusammen, bildeten eine Actiengesellschaft und bauten ein neues Theater auf dem Schottenring, das sie (entsprechend der französischen Opéra comique) »Komische Oper« nannten.

Die »Komische Oper« wurde unter der Direction des ausgezeichneten Gesangskomikers Albin Swoboda am 17. Jänner 1874 mit Rossini's »Barbier von Sevilla« eröffnet. Die Façade des schönen Hauses am Schottenring war festlich beleuchtet und der elegante, ganz in sanftes Gold getauchte Zuschauerraum versetzte das Publicum in die allerbeste Stimmung. Der für 18—1900 Zuschauer berechnete Saal hatte gerade die rechte Grösse für Aufnahme des musikalischen Lustspieles. Minnie Hauck, früher eine Zierde des Hofoperntheaters, sang die Rosine mit ebensoviel Bravour als Grazie; Anton Erl (ein Sohn des alten Josef Erl und trefflicher Coloratur-Tenor) den Almaviva; der stattliche Bariton Hermany den Figaro; Hölzl, der beliebte Bassbuffo, den Don Bartolo. Der Erfolg dieses Eröffnungsabends versprach das beste Gedeihen der »Komischen Oper«. Leider ging es bald abwärts mit den Vorstellungen; viele ungenügende Engagements und Gastspiele folgten einander und das Repertoire bestand nur als alten, vom Kärntnerthor-Theater her längst bekannten Opern. Director Swoboda brachte während seiner viermonatlichen Directions-

thätigkeit, mit Ausnahme einer einactigen Kleinigkeit, keine einzige Novität. Hand in Hand mit artistischen Fehlgriffen gingen finanzielle und zwangen Swoboda, seine Entlassung zu nehmen. Ein aus dem Verwaltungsrath der »Komischen Oper« unter dem Präsidium des kunstsinnigen Grafen Albrecht Wickenburg gebildetes Comité führte provisorisch die Direction und konnte wenigstens einer glücklichen Leistung sich rühmen, nämlich der vortrefflichen Aufführung von Délibes' in Wien noch unbekannten Oper: »Der König hat's gesagt«. Nun folgten einander rasch die Directoren Hasemann, Hirsch, Rosenfeld, vermochten aber den Zusammensturz der so freudig begrüssten »Komischen Oper« nicht mehr aufzuhalten. Vereinzelte Glanzpunkte brachten noch die Gastvorstellungen von Adelina Patti und Pauline Lucca in das sich immer düsterer färbende Bild.

Nachdem das Haus eine Zeit lang leer gestanden, brachte es Franz Jauner (der eben seinen Directorposten am Hofoperntheater niedergelegt hatte) an sich, liess es renoviren und eröffnete es 1880 unter dem Titel »Ringtheater«. Es sollte hauptsächlich das Volksstück und das Lustspiel pflegen, brachte aber doch eine interessante Opernvorstellung: Offenbach's nachgelassene Oper »Hoffmann's Erzählungen« (am 7. December 1881). Die erste Vorstellung dieser Oper war auch die letzte. Am nächsten Tage vernichtete eine furchtbare Feuersbrunst das »Ringtheater« und leider zugleich eine grosse Anzahl Menschenleben.

Vierte Periode: 1880—1888.

Gleich das erste Jahr dieses Decenniums brachte einen Directionswechsel: Franz Jauner verliess das Hofoperntheater, um bald darauf die Direction des »Ringtheaters« (früher »Komische Oper« genannt) zu übernehmen. Am Schlusse seiner Directionszeit (in der ersten Hälfte des Jahres 1880) brachte Jauner noch eine Novität »Paul und Virginie« von Massé zur Aufführung und veranstaltete eine festliche »Mozartwoche«, in welcher die Opern Mozart's vom »Idomeneo« bis zum »Titus« als Cyklus vor uns vorübergingen. Weder mit dem Datum von Mozart's Geburt (1756) noch von Mozart's Tode (1791) hing dieser Cyklus zusammen. Aber es handelte sich doch um ein hundertjähriges Jubiläum seltenster Art: das der Mozart'schen Opern. Vor einem Jahrhundert zog Mozart zu bleibendem Aufenthalte nach Wien und schuf in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren (1781 bis 1791) die unbegreifliche Fülle seiner Tondichtungen. Am wich-

tigsten wurde dieses Wiener Decennium (das letzte von Mozart's Erdenwallen) für die Oper. Am Wiener Operntheater war es daher, diese unvergleichliche dramatische Wirksamkeit Mozart's in einem Gesammtbilde zu feiern. Das Publicum folgte diesem Cyklus mit Andacht und Begeisterung, die heimischen Künstler leisteten ihr Bestes: Frau Materna als Donna Anna, Electra und Sixtus, Frau Ehnn als Vitellia und Page Cherubin, Frl. Bianchi als Susanne und Constanze; Beck als Don Juan und Almaviva, Walter als Fernando, Tamino und Titus, Müller als Belmonte, Idamante und Ottavio, Scaria als Leporello und Figaro, Rokitansky als Sarastro, Mayerhofer als Papageno. Von berühmten fremden Gästen haben Pauline Lucca und Clementine Schuch-Proska den Mozartcyklus durch ihre Mitwirkung verschönert.

Jauner's Nachfolger wurde Wilhelm Jahn, welchem seine Thätigkeit am Wiesbadener Hoftheater den Ruf eines eminenten Dirigenten und Opernregisseurs verschafft hatte.

Director Jahn richtete anfangs sein Augenmerk weniger auf Novitäten — die ja immer spärlicher flossen — als auf die Wiederbelebung guter älterer Opern. Er setzte Cherubini's »Medea«, Spontini's »Vestalin«, Gluck's »Orpheus«, »Alceste« und dessen kleine komische Oper »Der betrogene Kadi«, Lortzing's »Undine«, Weber's »Oberon« (mit den neuen Recitativen von Wüllner), Halévy's »Blitz« neu in Scene. Marschner's berühmte Oper »Der Vampyr«, welche seltsamer Weise nie in Wien gegeben war, erschien ein halbes Jahrhundert verspätet und machte (mit Reichmann in der Titelrolle) grossen Eindruck. Eine ähnliche Novität war auch Franz Schubert's romantische Oper »Alfons und Estrella«, welche (1823 componirt) jetzt zum ersten Male auf der Bühne lebendig wurde. An neuen Opern erschienen unter Jahn's Direction: »Jean de Nivelles« von Délibes (dem graziösen Componisten der oft gegebenen Ballete »Coppelia« und »Sylvia«); »Simon Boccanegra« von Verdi; »Mephistopheles« von Boito; »Das Mädchen von Perth« von Bizet; »Gioconda« von Ponchielli; »Der Tribut von Zamora« von Gounod; »Der Cid« von Massenet; endlich (1888) »Otello« von Verdi. Diesen Werken französischer und italienischer Componisten schlossen sich als deutsche Opernnovitäten an: »Tristan und Isolde« von Richard Wagner; »Nero« von Rubinstein; »Der Trompeter von Säkkingen« von Nessler; »Merlin« von Goldmark; endlich mit geringerem Erfolg »Marffa« von Joh. Hager, »Das Andreasfest« von Gramann und »Muzzedin« von Bachrich.

Am 29. October 1887 waren es hundert Jahre, dass die erste Aufführung von Mozart's »Don Juan« in Prag stattgefunden hatte. Dieses Jubiläum, auf allen Opernbühnen gefeiert, ist auch in Wien mit einer ganz neuscenirten Vorstellung des »Don Juan« festlich begangen worden. Ein zweiter wichtiger Gedenktag fiel in dasselbe Jahr 1887: die hundertste Wiederkehr von Gluck's Todestag (15. November 1787). Dieser Gedenktag konnte, verschiedener Hindernisse wegen, nicht durch eine Opernvorstellung gefeiert werden; man musste sich mit einer Concertaufführung der »Alceste« begnügen, welche (mit Frau Materna und Herrn Winkelmann in den Hauptrollen) weihevoll gesungen und andächtig gehört wurde.

Der Abgang so bedeutender Künstler wie Beck, Walter und Frau Ehnn war empfindlich. Dafür hatte das Hofoperntheater Glück mit einigen vorzüglichen neuen Acquisitionen: der Heldentenor Winkelmann aus Hamburg, der Bariton Reichmann aus München errangen schnell die dauernde Gunst des Wiener Publicums. Auch das Engagement des Bassisten Reichenberg und des Spieltenors Fritz Schrödter erwies sich als sehr vortheilhaft. Eine Reihe neu eintretender Sängerinnen vervollständigte das lückenhaft gewordene Personal: Bianca Bianchi, Hermine Braga, Rosa Papier, Marie Lehmann, Antonie Schläger, Katharina v. Naday, Lola Beeth.

Das treffliche Orchester wurde theils vom Director Jahn selbst dirigirt, theils von den Capellmeistern Hans Richter, J. N. Fuchs und Gericke, welch Letzerer 1885 einem vortheilhaften Rufe als Concertdirector nach Boston folgte.

Die oberste Leitung der Hoftheater erfuhr eine Aenderung, indem im Jahre 1880 die eine Zeit lang aufgehobene Stelle eines General-Intendanten wieder neu activirt und dem ehemaligen Minister Leopold Freiherrn v. Hofmann verliehen wurde. Hofmann, der durch rastlose Thätigkeit, lebhaftes Theaterinteresse und persönliche Liebenswürdigkeit sich auszeichnete, bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode, 1885. »Mit der Leitung der General-Intendanz betraut« wurde dann der Gouverneur der Bodencreditanstalt, Freiherr Joseph v. Bezecny.

Eine einzige kurze und keineswegs sehr erfolgreiche italienische Saison fand unter Jahn's Regime, 1884, statt; das Gastspiel des Tenoristen Mierzwinski und die erste Aufführung der Ponchielli-schen Oper »Gioconda« bildeten darin die einzigen bemerkenswerthen Momente.

II.

CONCERTWESEN.

Einleitung.

Das vormärzliche Concertwesen Wiens war der Reform weit mehr bedürftig, als die Oper, welche wenigstens des äusseren Glanzes nicht entbehrte. Auf die Herrschaft des Virtuosenthums war Uebersättigung gefolgt. Das Publicum war nicht blos an den erstaunlichen Bravourleistungen, es war auch an seinem eigenen Enthusiasmus satt und müde geworden. Der Taumel, in dem man ein Jahrzehent lang geschwelgt, die Liszt-, Thalberg-, Milanollo-, Willmers-, Ernst-, Servais-Schwärmerei war nicht länger fortzusetzen; man hatte sich ausgegeben. Die Zahl der Concerte war in den vierziger Jahren sehr gestiegen; man hörte 120 bis 130 Concerte in der Saison. Die meisten waren Virtuosenconcerte, dann Wohlthätigkeitsakademien, in welchen gleichfalls Virtuosen die Hauptrolle spielten. Der an dem Virtuosenthum übersättigte ernstere Musikfreund konnte andererseits an dem übrigen Musikleben der vormärzlichen Epoche wenig Genuss und Ersatz finden. Das Unzureichende der von Dilettanten geleiteten und ausgeführten »Gesellschaftsconcerte« und »Spirituelconcerte« war längst allen Blicken klar geworden. Die glänzende vorübergehende Erscheinung von Otto Nicolai's »Philharmonischen Concerten« hatte dies Dunkel durch den Gegensatz noch fühlbarer gemacht. Die »Tonkünstler-Witwen- und Waisen-Societät« war in den »Jahreszeiten« und der »Schöpfung«, die sie in dem musikfeindlichen »Burgtheater« seit 50 Jahren immer nachlässiger abspielte, völlig eingefroren. Von den neueren geistvollen Componisten Deutschlands nahm man keine Notiz: Schumann, Gade, Hiller, Carl Löwe, Robert Franz, Richard Wagner waren so gut wie unbekannte Namen. Selbst Mendelssohn hatte in Wien sehr spät Eingang gefunden; sein »Paulus« war in den kleinsten Städten Deutschlands, er war in Amerika früher aufgeführt worden, als in Wien und hier ward er kühl aufgenommen. Die Abgeschlossenheit von Deutschland, ja die misstrauische Abneigung gegen dasselbe zeigte sich offen auch in unseren musikalischen Verhältnissen. In Wien fehlte ein Element, das in den Jahren 1834 bis 1846 ein wichtiger Factor für das Prager Musikleben wurde: der von Leipzig herüberwirkende frische Geist, den Mendelssohn in die Gewandhaus-Concerte gebracht. Prag war in

der Kenntniss und Pflege guter, insbesondere neuerer Musik der Residenz entschieden voraus. Allmälig wurde es den ernsteren Musikfreuden Wiens unbehaglich in dieser verweichlichenden Atmosphäre. Ein Umschwung bereitete sich vor, aber die Märzrevolution, die verheerend wie eine Naturgewalt gewirkt hatte, brachte vorläufig jede Musik zum Schweigen. Als endlich, hart an der Schwelle des Jahres 1849, die Musiker sich zusammenthaten, um Vergangenheit und Zukunft sich klar zu machen, da war schwere Einbusse zu heilen und wenig Gutes in Aussicht. Die philharmonischen und Spirituelconcerte, sowie die einzige Musikzeitung waren eingegangen und es drohte dieselbe Gefahr der Gesellschaft der Musikfreunde und ihrem Conservatorium.

1. Die Gesellschaft der Musikfreunde.

Nach den Märzereignissen hatten viele unterstützende Mitglieder der Gesellschaft der Musikfreunde ihre Beiträge zurückgezogen, viele hatten Wien für unbestimmte Zeit verlassen; auf den Eintritt neuer Mitglieder war auf lange hinaus nicht zu hoffen. Die Gesellschaft sah sich in so peinlicher Bedrängniss, dass sie ihr Conservatorium vorläufig auflіess und dem gesammten Lehrpersonal kündigte. Die Lehrer und die Schüler erliessen einen dringenden »Hilferuf« an das Unterrichts-Ministerium; das Lehrpersonal brachte sogar das lobenswerthe Opfer, im Wintersemester 1848/49 den Unterricht unentgeltlich fortzusetzen. Einige Zeit lang erschienen die Verhältnisse desperat; schliesslich gelang es doch, von der Regierung, der Commune und hervorragendsten Protectoren die Sicherung seines Fortbestandes zu erlangen. Die »Gesellschaftsconcerte« wurden im Jänner 1849 wieder aufgenommen, aber in kleinlicher, zaghafter Weise und unter dem Drucke allgemeiner Theilnamslosigkeit. Die »Gesellschaft« hat die Benützung des grossen Redoutensaals eingebüsst und musste ihre Concerte von Anfang 1849 bis Ende 1851 in dem längst unzureichend gewordenen Saal »unter den Tuchlauben« geben.

Es fehlte eine energische Hand im administrativen wie im artistischen Theil. Grutsch, Georg Hellmesberger d. Ä., Preyer, Barth stellten sich abwechselnd ans Dirigentenpult, ohne dem zerfahrenen und ermatteten Körper neues Leben einhauchen zu können. Noch im October 1850 konnte der Staatsrath Vesque v. Püttlingen (Hoven) in einem Aufsatz »Ueber die Gründung eines österreichischen Conservatoriums von Staatswegen« aussprechen: »Die Gesellschaft

der Musikfreunde ringt mit ihrer Auflösung.« Die Gründung eines österreichischen Conservatoriums von Staatswegen blieb ein schöner Traum. Aber allmälig erhob sich doch die Gesellschaft der Musikfreunde wieder von ihrer Niederlage. Eine neue energische Direction wurde gewählt, welche glücklich den Redoutensaal für ihre Concerte zurückeroberte. Dem unseligen Dirigentenwechsel wurde ein Ende gemacht durch die Ernennung Josef Hellmesberger's zum »artistischen Director« (dieser Titel erscheint hier zum ersten Mal). Mit dem ersten von Josef Hellmesberger im grossen Redoutensaale dirigirten Concert, also vom 30. November 1851, kann man die factische Wiederbelebung der »Gesellschaft der Musikfreunde« datiren. Jung, talentvoll und ehrgeizig, wie er war, hatte Hellmesberger, bisher nur als vorzüglicher Geiger bekannt, sich der neuen Aufgabe mit Eifer hingegeben. Die Programme entwarf er aus künstlerischem und modernem Gesichtspunkte. Aus dem Orchester verbannte er die Dilettanten und besetzte ihre Pulte mit Künstlern vom Fach. Was Hellmesberger im Wege stand, war zunächst seine Jugend und Unerfahrenheit, sodann eine fast weibliche Nervosität, Weichheit und Unselbständigkeit in der Auffassung und Leitung fremder Tonwerke. Er ist neun Jahre später von dem energischeren Herbeck weit überflügelt worden, dessen grösseres Dirigententalent allerdings bereits günstigere Verhältnisse vorfand. Unter Hellmesberger standen die Finanzen der »Gesellschaft« so ungünstig, dass das Veranstalten zahlreicher oder auch nur hinreichender Proben unerschwinglich war. So waren denn vollkommen ausgefeilte Aufführungen in den ersten Jahren kaum möglich. Dagegen zeigten die Programme sofort eine vorgeschrittene künstlerische Anschauung.

Der ganze einst so beliebte Flitterkram von italienischen Arien, Divertissements, Bravourvariationen u. dgl. wurde gebührend hinausgeworfen. Das erste Concert, das Hellmesberger (noch vor seiner definitiven Ernennung, also probeweise) dirigirte, wurde, für die neue Richtung bezeichnend, mit Schubert's grosser C-dur-Symphonie eröffnet, welche man in Wien seit einem missglückten und missverstandenen Versuch ad acta gelegt hatte. Es folgten in den nächsten Concerten (1851 bis 1858) Novitäten von Sterndale-Benett, Gade, Mendelssohn, Schumann, Rietz, Reinecke, Rubinstein, Liszt u. A. Mendelssohn wurde eifrig cultivirt und das Reich Beethoven's erweitert.

Die neunte Symphonie war bis dahin ein sehr seltener Gast in Wien gewesen. Es ging anfangs mit der Einführung neuer,

moderner Elemente noch langsam und schwierig. Die Majorität des Publicums war entschieden ungünstig dagegen gestimmt und wollte nur Haydn, Mozart, Beethoven gelten lassen. So kam es, dass die Direction der Gesellschaftsconcerte sehr lange mit Schumann zögerte; bis tief ins Jahr 1854 hatte die Gesellschaft der Musikfreunde noch kein Werk dieses genialen, seit nahezu 20 Jahren in Deutschland hochangesehenen Meisters zur Aufführung gebracht! Am 3. December 1854 wagte man endlich ein Schumann'sches Orchesterwerk: die C-dur-Symphonie. Die Aufführung war entschieden verfehlt, die Aufnahme lau. Erst einige Jahre später hat die D-moll-Symphonie und das Clavierconcert das Eis völlig gebrochen; das Publicum hatte Schumann verstehen und lieben gelernt und mochte ihn nicht mehr entbehren.

Die »Gesellschaftsconcerte« standen in nachmärzlicher Zeit durch mehrere Jahre ohne Rivalen da; mit Ausnahme zweier ganz vereinzelter »Philharmonischen-Concerte«, eines von Reulig, das andere von Proch dirigirt (1849 und 1850), waren die vier Gesellschaftsconcerte bis 1854 die einzigen grossen Orchesterproductionen, die Wien zu hören bekam.

Zwei Neuschöpfungen der Gesellschaft der Musikfreunde gewannen dauernden Bestand: der Singverein und der Orchesterverein. Beide bilden merkwürdige Wahrzeichen für den neuen Charakter dieser Periode: sie kennzeichnen die gänzlich veränderte Stellung der Fachmusiker gegen die Dilettanten. Das Liebhaberthum, »die organisirte Dilettantenschaft«, war die herrschende Macht im vormärzlichen Concertwesen; sie ging als solche zu Grunde an ihrem Unvermögen, den gesteigerten künstlerischen Anforderungen zu genügen. Im Gegensatze dazu ist die Vereinigung der Künstler das charakteristische Moment in den grossen Concertinstituten des nachmärzlichen Wien. Unsere stabilen Concertinstitute, die »Philharmonischen« und die »Gesellschaftsconcerte«, sind in strengem Sinne Künstlerconcerte, Associationen der Fachmusiker. Die Thronentsagung des Dilettantismus war eine kunsthistorische Nothwendigkeit — und sie vollzog sich fast kampflos. Ihn jedoch völlig verdrängt und entmuthigt zu sehen, konnte kein Einsichtsvoller wünschen. Das echte und rechte Liebhaberthum musste in seiner berechtigten Thätigkeit geschützt werden. Die Gesellschaft der Musikfreunde that dies nach zwei Seiten: zuerst durch die Gründung des Singvereins, welcher Freunde und Freundinnen des Gesanges aus den Kreisen des gebildeten Mittelstandes zu einem imposanten Chor vereinigten,

dessen Mitwirkung den grossen Concerten bald zu Ruhm und Vortheil gedieh. Als instrumentales Seitenstück dazu wurde im gleichen Jahr 1858 der »Orchesterverein« gegründet, welcher in kleineren Dimensionen und Prätensionen geigende und blasende Dilettanten zu gemeinsamem Musiciren vereinigt.

Leiter des Singvereins wurde der — vom »Männergesang-Verein« her bereits rühmlich bewährte — Chormeister Johann Herbeck. Mehrere Concerte in der Saison 1858—1859, worin der »Singverein« sich auszeichnete, brachten die »Gesellschaft« zur Ueberzeugung, dass dieser energische Dirigent bedeutenderen Aufgaben gewachsen sei. Sie ernannte ihn zum artistischen Director und Leiter der Concerte, während Hellmesberger mit der Direction des Conservatoriums betraut wurde. Das erste Gesellschaftsconcert, das Herbeck leitete, brachte (6. November 1859) die erste Aufführung von Schumann's Balladencyklus »Page und Königstochter«.

Das Opernorchester hatte bis 1860 den Kern des Orchesters der Gesellschaftsconcerte gebildet. Herbeck gelang es 1860, ein eigenes Orchester für die Gesellschaftsconcerte zu schaffen, welche dadurch vom Hofoperntheater unabhängig wurden.

Die Directionszeit Hellmesberger's (1850—1859) und die darauffolgende Herbeck's (1859—1866) verhalten sich künstlerisch zu einander beinahe wie Verheissung und Erfüllung. Herbeck war vor Allem ein genialer Dirigent. Indem er obendrein eine viel stärkere Besetzung des Orchesters und zahlreichere Proben durchsetzte, ausgezeichnete Solisten (wie Stockhausen, Schnorr, Laub, Bülow etc.) zur Mitwirkung und berühmte Componisten zur Leitung ihrer Werke nach Wien berief, steigerte er den Glanz und die Anziehungskraft der Gesellschaftsconcerte. Herbeck's ungewöhnliches Talent hat auch eine ungewöhnlich rasche Anerkennung gefunden. Die Ernennung des noch jungen Mannes zum ersten k. k. Hofcapellmeister, welche 1866 wie aus den Wolken fiel, war ein in Oesterreich unerhörter, alle Traditionen niederwerfender Vorgang.

Das Hauptgewicht fiel in den Gesellschaftsconcerten auf die grossen chorischen Productionen unter Mitwirkung des Singvereines. Als besonders denkwürdig sind zu verzeichnen: Die erste Aufführung des »Manfred« (1859) und der Faust-Musik (1860, 1863) von Schumann; der »Missa solennis« von Beethoven (1861) der »Johannes-Passion« (1864) und der H-moll-Messe von Bach (1867), der »Cäcilien-Ode« von Händel (1863), endlich der Schubert-

schen Oper »Der häusliche Krieg«. Ausserdem brachte der Singverein Händel's »Judas Maccabeus« und »Messias«, Haydn's »Jahreszeiten«, Schumann's »Peri«, Schubert's unvollendetes Oratorium »Lazarus«. Im Jahre 1868 hörten wir Brahms' »Deutsches Requiem« (die ersten drei Sätze), ohne Frage die bedeutendste kirchliche Composition, deren unsere Zeit sich rühmen kann.

Im März 1869 kam Ferdinand Hiller von Köln, seine Cantate »Die heilige Nacht« zu dirigiren; und im selben Monate Franz Liszt, um der ersten Aufführung seiner Legende »Die heilige Elisabeth« beizuwohnen. Die Wiener, welche den genialen Virtuosen im geistlichen Habit womöglich noch interessanter fanden als zuvor, bereiteten ihm und seiner »Heiligen Elisabeth« eine enthusiastische Aufnahme.

Im Jahre 1862 feierte die »Gesellschaft der Musikfreunde« den fünfzigsten Jahrestag ihrer Gründung (1812). Das schöne Fest wurde durch eine Aufführung von Händel's »Messias« gefeiert. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin erschienen, mit Jubel begrüsst, in der grossen Loge des Redoutensaales — eine Auszeichnung, die seit Jahren keiner Musikaufführung zu Theil geworden war. Bei dem Abends abgehaltenen Festbankett erinnerte der Staatsminister Schmerling in einem bedeutungsvollen Toaste an die politisch schwerbedrängte Zeit, in welcher die »Gesellschaft« sich constituirte und wie seither die Geschicke Wiens in den Kundgebungen des Vereines ein so treues Echo gefunden haben, dass man denselben »ein Stück der Geschichte Wiens« nennen könne. Es war die erste officielle Anerkennung, welche der Gesellschaft der Musikfreunde nach einer fünfzigjährigen rühmlichen Wirksamkeit zu Theil wurden. Für die nächste Zukunft derselben eröffnete der Staatsminister die erfreuliche Aussicht, »es werde die Gesellschaft der Musikfreunde bald unabhängig von fremder Gastfreundschaft im eigenen Hause schalten und selbst Gastrecht üben«. Die Verheissung ging acht Jahre später in Erfüllung. Am 6. Jänner 1870 fand die Eröffnung des neuen Musikvereinsgebäudes statt und mit diesem prächtigen, würdigen Asyl beginnt eine Wiedergeburt des Concertlebens, wie kurz vorher (im Mai 1869) die Eröffnung des neuen Opernhauses eine neue Aera für die Oper herbeigeführt hat.

In dem neuen Musikvereinsgebäude concentrirte sich nunmehr von Neujahr 1870 an beinahe vollständig das Wiener Concertleben. Virtuosenconcerte ohne Orchester und Quartett-Soiréen fanden nebstbei auch in den Salons der Clavierfabrikanten Bösendorfer

und Ehrbar statt. Für die Concerte der Gesellschaft der Musikfreunde, der Philharmoniker, des Singvereins, der Singakademie, des Männergesangvereines, des akademischen Gesangvereines öffnete sich fortan der grosse Musikvercinssaal, der bald auch mit einer kostbaren von Ladegast erbauten Orgel ausgestattet wurde. Eine Orgel im Concertsaal war für Wien etwas ganz Neues. Sie erst ermöglichte vollständige Aufführungen grosser Oratorien von Händel und Bach und gab auch ausgezeichneten Orgelvirtuosen, wie Bruckner und Labor, Gelegenheit, sich hervorzuthun.

In dem anstossenden kleinen Saal fanden Virtuosenconcerte und Quartettproductionen statt. Auch das Conservatorium, das an Lehrer- und Schülerzahl mit jedem Jahre wuchs, übersiedelte aus seinen bisherigen engen Räumen in das neue Musikvereinsgebäude.

In dem grossen Saale spielten sich bald nach dessen Eröffnung denkwürdige Productionen und Festlichkeiten ab. Zuerst im Jahre 1870 die Feier von Beethoven's hundertstem Geburtstag. Bei dieser Feier wurde die Errichtung eines Beethoven-Denkmales angeregt, das (von Zumbusch's Meisterhand gefertigt) am 1. Mai 1880 enthüllt wurde. Es sei hier gleich erwähnt, dass auch bald darauf, im Jahre 1886, das Haydn-Denkmal auf der Mariahilfer Hauptstrasse enthüllt ward und gleichzeitig das Mozart-Denkmal durch Einsendung und Prämiirung der Entwürfe wenigstens seiner Verwirklichung näher gerückt erschien.

Im Jahre 1872 gab Richard Wagner im grossen Saale ein Concert, in welchem er nebst Beethoven's »Eroica« Stücke aus seinen eigenen späteren Opern dirigirte. Das Jahr 1873 brachte die Wiener Weltausstellung und zur Feier derselben ein grosses Festconcert. Am 11. Juni 1874 spielte Franz Liszt, den die Wiener vor dreissig Jahren zuletzt gehört hatten, zum Besten der Franz Josef-Stiftung und erregte mit dem Vortrage der »Wanderer-Phantasie« von Schubert und seiner zwölften ungarischen Rhapsodie unbeschreiblichen Jubel. Noch einmal war es den Wienern vergönnt, Liszt zu hören: im Jahre 1877, wo er, der seine Virtuosenlaufbahn längst endgiltig geschlossen, zum Vortheile des Beethoven-Denkmales ein Concert gab, in welchem er Beethoven's Es-dur-Concert und die Phantasie Op. 80 vortrug. Es war dies das letzte öffentliche Auftreten des Virtuosen Liszt. Als Dirigent seiner grösseren Werke: »Graner Messe«, »Dante-Symphonie«, »Die Ideale«, »Die Glocken des Strassburger Münsters«, »Christus«, »Die heilige Elisabeth« u. A. ist der gefeierte Mann wiederholt in seinen letzten Jahren im

grossen Musikvereinssale erschienen. Von besonderen Festlichkeiten sei noch das zweihundertjährige Jubiläum der Geburt Bach's und Händel's angeführt, das 1886 würdig gefeiert worden ist.

Johann Herbeck, der noch die erste Saison im neuen Musikvereinssaale eröffnet hatte, wurde im selben Jahre 1870 zum Hofoperndirector ernannt und dadurch gezwungen, die Leitung der Gesellschaftsconcerte aufzugeben. Nachdem Hellmesberger einen Winter hindurch provisorisch ausgeholfen hatte, wurde Anton Rubinstein mit dem erledigten Posten betraut. Er hat ihn nur ein Jahr lang (1871—1872) bekleidet und als Dirigent nicht entfernt das geleistet, was die Verehrer des ausgezeichneten Claviervirtuosen sich versprochen hatten. Drei Jahre lang dirigirte hierauf Brahms die Gesellschaftsconcerte (1872—1874), trat aber dann freiwillig zurück, um Herbeck (der inzwischen als Hofoperndirector pensionirt worden war) den Platz zu räumen. Herbeck sollte aber nicht lange dieser Thätigkeit sich erfreuen; schon im Herbst 1878 raffte der Tod den um das Wiener Musikleben hochverdienten, erst 47jährigen Mann binweg. Seine Nachfolger waren je eine Saison lang Hellmesberger, dann Kremser, endlich Gericke, welcher mit Eifer und Erfolg die Gesellschaftsconcerte von 1881 bis 1885 leitete. Ihm folgte Hofkapellmeister Hans Richter, dessen Commandostab nunmehr über die Philharmonischen und Gesellschaftsconcerte herrschte und bis zur Stunde herrscht. Richter darf sich ausserdem rühmen, durch seine alljährlich wiederkehrende Dirigententhätigkeit in London den guten Ruf österreichischer Musiker weit über die Grenzen des Vaterlandes verbreitet und befestigt zu haben.

An grossen Tonwerken sind in den Gesellschaftsconcerten seit 1870 unter Anderem zum erstenmale aufgeführt worden von Brahms: Deutsches Requiem (vollständig 1871), Schicksalslied, Triumphlied, Rhapsodie, Gesang der Parzen; von Rubinstein: »Der Thurm zu Babel«, »Das verlorene Paradies«; von Bruch: »Odysseus«; von Liszt: Graner Messe, Vocalmesse in C, Dante-Symphonie; von Berlioz: Requiem und »Faust's Verdammung«.

Von älteren Meistern: Palestrina's »Stabat mater«, Bach's »Magnificat«, mehrere Kirchencantaten, die grosse H-moll-Messe; Händel's »Israel in Egypten«, Krönungshymne, Trauerhymne, »Salomon« etc.

Das Jahr 1884 brachte die neu aufgefundene Trauercantate »auf den Tod Kaiser Joseph's« von Beethoven. Bemerkenswerth ist in den achtziger Jahren die Aufführung von Dvorak's erster

und zweiter Symphonie, seiner »Legenden« und »Slavischen Tänze«, womit diesem neuen glänzenden Talente, das sich bereits ausserhalb Oesterreich (besonders in England) einen gefeierten Namen gemacht, ein bleibender Platz in den Wiener Concertprogrammen erobert war.

2. Die philharmonischen Concerte.

Die »philharmonischen Concerte« Otto Nicolai's (zwölf an der Zahl im Zeitraume von 6 Jahren 1842—1847) waren eine glänzende aber vorübergehende Erscheinung gewesen; die schönste Anregung zu besseren Zuständen, aber kein bleibender fester Grundbau derselben. Nach mehrjähriger Pause nahm Capellmeister Karl Eckert die philharmonischen Concerte wieder auf; doch fanden sie nicht im Abonnement und weder in bestimmter Zahl noch in regelmässigen Intervallen statt. Eckert brachte solcher Concerte zwei in der Saison 1854—1855, eines 1855—1856, drei 1856—1857, immer im grossen Redoutensaale. Hierauf wurden sie durch zwei volle Jahre ausgesetzt. Erst im Jänner 1860 gab Eckert wieder fünf philharmonische Concerte, und zwar im Hofoperntheater. Sie hatten künstlerischen Erfolg, aber keinen finanziellen. Eckert, inzwischen zum Director des Hofoperntheaters ernannt, legte diesen Posten bald nieder und verliess Wien. Zum Glücke trat in der Person Otto Dessoff's eine jugendliche, strebsame Kraft an seine Stelle und nahm den Faden der philharmonischen Concerte am 4. November 1860 wieder auf. Sie fanden fortan (bis zur Eröffnung des neuen Musikvereinssaales 1870) regelmässig im Hofoperntheater Mittags an Sonntagen und gegen Abonnement statt. Dessoff erhöhte ihre Zahl auf acht in der Saison und leitete sie mit so entschiedenem Glück, dass die philharmonischen Concerte sich nunmehr grossen Andranges erfreuten und eine nicht wieder unterbrochene, ständige und glänzende Institution unseres Musiklebens wurden. Die »Philharmonie« ist Künstler-Association im allerstrengsten Sinne. Nicht blos besteht sie ausschliesslich aus Fachmusikern, und zwar den besten der Residenz, sondern aus einem untrennbar zusammenhängenden, stets einheitlich zusammenwirkenden Körper von solchen: dem Hofopern-Orchester. Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn blieben natürlich auch jetzt das eigentliche Grund- und Stammcapital; ausserdem wurden unter Dessoff Schumann'sche Orchesterstücke mehr als bisher gepflegt und eine Reihe interessanter Novitäten von Gade, Volkmann, Goldmark, Brahms, Liszt, Lachner, Esser, Herbeck, Hiller, Rheinberger, Bargiel, Raff u. A. vor-

geführt. Dessoff leitete die Concerte bis zum Frühjahre 1875, wo er einem Rufe als Hofcapellmeister nach Carlsruhe folgte.

Mit der Eröffnung des neuen Musikvereinsgebäudes 1870 übersiedelten auch die philharmonischen Concerte dorthin.

Nach Dessoff's Abgang übernahm Hans Richter, k. k. erster Hofopern-Capellmeister, seit 1878 k. k. Hofcapellmeister, die Leitung der philharmonischen Concerte und hat sie mit Unterbrechung einer einzigen Saison (1882—1883), in welcher Director Jahn ihn vertrat, bis heute ruhmvoll fortgeführt. Die Richtung des Zeitgeschmackes und eigene Vorliebe haben ihn zu grösserer Bevorzugung der sogenannten Zukunftsmusik, der Compositionen von Liszt, Wagner und Berlioz, hingedrängt. An vollendet ausgefeilter Aufführung haben die philharmonischen Concerte unter Hans Richter ihre sämmtlichen Vorgänger überflügelt. Am 12. April 1885 feierten die Philharmoniker mit ihrem 251. Concerte das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des ununterbrochenen Bestandes ihrer im Jahre 1842 gegründeten Concerte. Es war ein Ehrentag dieses unübertrefflichen Orchesters und seines Dirigenten Hans Richter.

3. Kammermusik.

Neben den Orchesterconcerten der »Musikfreunde« und der »Philharmoniker« hat die classische Instrumentalmusik in Wien ihre regelmässigste und liebevollste Pflege stets in den Quartettproductionen gefunden. Der bereits alternde Jansa sah schon im Jahre 1849 eine rivalisirende jüngere Quartettgesellschaft unter der Führung des jungen Josef Hellmesberger an seiner Seite. Nach Jansa's letzter Production (13. Jänner 1850) wirkte Hellmesberger's Quartett allein in Wien. In ununterbrochener Folge alljährlich an Vervollkommnung und Beliebtheit zunehmend, boten Hellmesberger's Quartett-Soiréen den Kunstfreunden ein würdiges, bald unentbehrlich gewordenes Asyl musikalischer Andacht. Das Local war durch zwanzig Jahre der alte Musikverein unter den Tuchlauben; die Stunde anfangs die recht unbequeme um 5 Uhr Nachmittags. Die früheren Quartettgenossen Jansa's: Heissler, Durst, Schlesinger wurden nun die Partner Hellmesberger's. Letzterer allein ist von diesem Verein noch am Leben und in rüstiger Thätigkeit. Mit ungeschmälertem Erfolge spielt er die Primstimme in seinen Quartetten, im Vereine mit seinen beiden Söhnen Joseph und Ferdinand und dem Bratschisten Maxintsak. Das Local ist der neue kleine Musikvereinssaal geworden, die Stunde halb acht Uhr Abends. Hellmes-

berger war nicht blos als feiner, empfindungsvoller, technisch hochentwickelter Geiger seinem Vorgänger Jansa weit überlegen, er lüftete auch sofort den engen Kreis des Jansa'schen Repertoires, indem er schon 1849 Schubert's so gut wie verschollenes herrliches D-moll-Quartett brachte, dann allmälig Beethoven's letzte Quartette folgen liess, endlich auch (allerdings spät und zögernd) mit Schumann's drei Quartetten herausrückte (1852, 1856, 1858).

Die erste systematische Einbürgerung des späteren Beethoven im Wiener Concertleben geschah im Fache der Kammermusik und ist vollständig Hellmesberger's Verdienst. Aus Schubert's unerschöpflichem Nachlass hat er eine Reihe der kostbarsten Werke zuerst aufgeführt, welche dann alle von Wien aus in die weite Welt wanderten.

In den ersten Jahren finden wir lebende Componisten fast gar nicht vertreten. Erst im Jahre 1853 kam ein Quartett von Robert Volkmann zur Aufführung, in den folgenden Jahren Kammermusiken von Raff, Rubinstein und den Wiener Componisten Esser, Herbeck, Hager, Bagge, Nottebohm, Käsmeyer, Goldmark, Brüll, Preyer u. A.

Am 16. November 1862 spielte Johannes Brahms bei Hellmesberger sein G-moll-Quartett, Op. 25. Es war das erste öffentliche Auftreten dieses Meisters in Wien, somit ein bedeutungsvolles Datum für die Entwickelung unserer Musikzustände. Schon die bleibende Ansässigkeit eines Tondichters von so strengem, ernsten Geist und frischer Schaffenskraft übt eine veredelnde und anfeuernde Wirkung auf das Musiktreiben einer Stadt. Seit der ruhmvollen Zeit Haydn's, Mozart's, Beethoven's und Schubert's eréignete es sich zum erstenmale wieder, dass ein anerkannter Grossmeister der Tonkunst Wien zum dauernden Aufenthalte erwählt hat. Brahms kam, ein kaum Dreissigjähriger, nach Wien, wo man ihn nur dem Namen nach kannte. Bald erfuhr er die anheimelnde, ja magnetische Anziehungskraft, welche Wien von jeher auf die Musiker geübt hat. Er fühlte sich durch die herzlich warme Anerkennung, die er sofort fand, an Wien gefesselt, das er nun über ein Vierteljahrhundert bewohnt. Die meisten und bedeutendsten seiner Werke sind hier entstanden und hier zur ersten Aufführung gelangt, so seine vier Symphonien, seine Orchester-Variationen, Op. 56, seine beiden Ouverturen; von grossen Chorwerken: das deutsche Requiem, die Rhapsodie, das Schicksalslied, das Parzenlied; von Kammermusiken: seine ersten (Billroth gewidmeten) Streichquartette, die

beiden Violin-Sonaten, die späteren Clavier-Trios, das Quintett, das zweite Sextett u. A.; zahlreicher kleinerer Chöre und Lieder gar nicht zu gedenken. Aber nicht blos als Componist, auch als Pianist edelsten Styles und als Dirigent hat Brahms in Wien vielfach gewirkt. Sein erstes eigenes Concert gab er am 29. November 1862, im folgenden Jahre concertirte er gemeinschaftlich mit Joachim, jederzeit seine Kunst nur in den Dienst der besten, meist wenig bekannten Tondichtungen (Bach, Beethoven, Schumann, Schubert) stellend. Als Dirigent leitete er nach Stegmayer's Tod (1863—1864) die »Singakademie«; dann durch drei Jahre die Gesellschaftsconcerte und den Singverein (1872—1875), überall eine ernste, strenge Richtung verfolgend.

Hellmesberger's Quartett blieb zwar das alleinig regelmässige und ununterbrochene, aber nicht das einzige, das in Wien öffentliche Productionen gab. Im Jahre 1853 gaben die Brüder Müller, unmittelbar darauf Henri Vieuxtemps Quartettsoiréen, im Jahre 1862 und 1868 Ferdinand Laub, im Jahre 1867 Joachim, endlich 1868 zum ersten Male das »Florentiner Quartett« mit Jean Becker an der Spitze, das auch bei später wiederholten Besuchen die gleich warme Aufnahme fand. Aus jüngster Zeit ist das vortreffliche Kölner-Quartett mit Robert Heckmann an der Spitze als besonders erfolgreich hervorzuheben. Auch einheimische Quartettvereine bildeten sich zeitweilig neben dem Hellmesberger'schen, ohne das letztere in der Gunst des Publicums zu erreichen; so das Quartett von Grün, von Rosé, von Winkler, von Kretschmann. Neben ihnen behaupteten die von dem trefflichen Pianisten und Clavierprofessor am Conservatorium, Anton Door, durch mehrere Jahre fortgesetzten Trio-Soiréen eine ausgezeichnete Stelle.

4. Gesangvereine.

Der »Wiener Männergesangverein« war zu einer Zeit entstanden, wo die Gründung von Vereinen noch grossen polizeilichen Schwierigkeiten begegnete und insbesondere ein »Männergesangverein« nach Muster der in Deutschland blühenden als höchst bedenklich angesehen wurde. Dass trotzdem der von Dr. August Schmidt gegründete Männergesangverein in vormärzlichen Zeiten sich constituirte und die öffentliche Meinung so stark für ihn eintrat, dass sie die behördliche Bewilligung des Vereines gleichsam erzwang, deutete schon auf das Näherrücken freiheitlicher Zustände. Der Mann, welcher diesen Verein auf eine höhere künstlerische

Stufe hob, war derselbe, dem der Singverein und die Gesellschaftsconcerte ihren Aufschwung verdanken: Johann Herbeck. Er leitete den Verein vom Jahre 1856 bis zu seiner Ernennung zum Hofkapellmeister (1866). Es war mehr eine Form- und Etikettesache, dass der neue Hofcapellmeister seine Stelle beim Männergesangvereine sofort abgab, und zwar an Rudolf Weinwurm; Herbeck blieb trotzdem unter dem Titel eines »Ehren-Chormeisters« die eigentliche Seele des Vereines. Sein künstlerisches Verdienst war ein doppeltes: für's Erste die hohe Ausbildung des Vortrages, dem er Kraft und Feuer sowohl, als die zartesten Schattirungen mit unfehlbarer Sicherheit einzuprägen wusste. Sodann die bedeutende Erweiterung und Bereicherung des Repertoires. Schubert's »Gesang der Geister über dem Wasser«, Fragmente aus der Oper »Fierabras« und andere, zum ersten Male aufgeführte Schubert'sche Chöre mit Orchester bewiesen bald (1857, 1858), wie erfolgreich Herbeck bemüht war, den Verein aus dem Einerlei der gewöhnlichen Liedertafelkost zu künstlerischer Höhe zu erheben. Allerdings können hierin die redlichsten Bestrebungen nur vereinzelt bleiben. Dem Männerchor sind von Natur enge Grenzen gesetzt und seine Literatur an grösseren Werken so arm, dass das Unbedeutende, im besten Falle Muntere und Wohlklingende, stets die Oberhand behält. Die frühere übermässige Schwärmerei für den vierstimmigen Männergesang als Genre ist in den letzten Decennien ohne Frage gesunken. Das gesellige Element bleibt vorwaltend in vielen Vereinen; als selbständiger Factor im öffentlichen Musikleben einer Grossstadt vermag der Männergesang keine bedeutende Rolle mehr zu spielen.

Ein besonderes Verdienst hat der Wiener Männergesangverein sich durch das von ihm angeregte Franz Schubert-Monument erworben. Dasselbe wurde im Grün des Stadtparkes errichtet und im Jahre 1870 enthüllt. Bis zum Jahre 1870 besass Wien kein einziges Monument irgend eines Tondichters. Sowohl um das Zustandekommen des Schubert-Monumentes, als das zehn Jahre später (1. Mai 1880) enthüllten Beethoven-Denkmals hat sich Nicolaus Dumba (von 1865 an durch mehrere Jahre Vorstand des Männergesangvereines) ganz besonders verdient gemacht. Im October 1868 feierte dieser Verein sein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfest, wobei ihm von der Stadt Wien als höchste Auszeichnung die grosse goldene Salvator-Medaille verliehen wurde. Den Verein leitete von 1870 bis 1880 Ed. Kremser gemeinschaftlich mit R. Weinwurm; seit 1880 dirigirt ihn Kremser allein.

Der »Wiener Männergesangverein« hat in wenigen Jahren eine grosse Zahl ähnlicher Verbindungen hervorgerufen: den »Sängerbund«, den Gesangverein der Techniker, der Kaufleute, der Schullehrer, der Turner u. s. w. Die gesellige Tendenz überwiegt in allen diesen Vereinen deren künstlerische Bedeutung. Am meisten künstlerische Tendenz unter ihnen behauptet der aus dem Lehrerstand sich recrutirende »Schubertbund« und der von Universitätsstudenten gebildete »Akademische Gesangverein«. Letzterer (aus etwa 200 Sängern bestehend) hat auch grosse Chorwerke mit Orchesterbegleitung zur Aufführung gebracht, wie: Mendelssohn's Chöre zu »Oedipus« und »Antigone«, Brahms' Cantate »Rinaldo« u. A. Hauptsächlich durch diesen Verein ist eines der liebenswürdigsten einheimischen Talente, der Componist Engelsberg (Hofrath Eduard Schön) in zahlreichen Chören zur Geltung und bald zu grosser Beliebtheit in ganz Deutschland gelangt.

Was dem Wiener Musikleben noch immer empfindlich abging, war ein grösserer Verein mit gemischtem Chorgesang, nach Muster der 1792 in Berlin von Fasch gegründeten, von Zelter fortgesetzten »Singakademie«. Mit diesem Mangel hing in Wien die sehr dürftige und mittelmässige Vertretung der Oratorienmusik zusammen. Die »Tonkünstler-Societät« im Burgtheater, welches Theaterchoristen und Singknaben verwendete, hing fest an den beiden Haydn'schen Cantaten; Händel schlummerte in langer Vergessenheit; Palestrina und die ganze italienische Musica sacra, Seb. Bach und die ganze protestantisch-deutsche Kirchenmusik waren für Wien noch immer unbekanntes Land. Das allmälige Absterben des souveränen Virtuosenthums und das immer kräftigere Aufblühen echten Musiksinnes musste endlich auch zur Befriedigung dieses Bedürfnisses führen. Zwei Unternehmungen bildeten sich 1858 fast gleichzeitig zu diesem Zwecke: der von der Gesellschaft der Musikfreunde gegründete und von Herbeck dirigirte »Singverein«; daneben die von Stegmayer geleitete »Singakademie«. In Ziel und Gestaltung waren beide Vereine zu Anfang fast identisch; das Publicum konnte durch diese Rivalität nur gewinnen. Allerdings konnte die Singakademie sich nicht auf gleicher Höhe mit dem Singverein erhalten, welcher durch seinen Zusammenhang mit der Gesellschaft der Musikfreunde gesicherter in seinen materiellen Verhältnissen war, für grosse Aufführungen ein vollständiges Orchester benützen konnte und schliesslich in Herbeck einen unvergleichlichen Dirigenten besass. Eine der empfindlichsten Lücken unseres musikalischen

Haushaltes war nun zweifach ausgefüllt. Der Wiener Männergesangverein besass nun endlich seine wichtigere Ergänzung in einem grossen Chorverein von Männern und Frauen, deren künstlerischer Eifer nun langverborgene Schätze alter Musik zu heben begann. Von den Thätigkeiten eines solchen ist die wichtigere nicht sowohl das Concertiren. als seine innere Mission: die regelmässige Vereinigung zu ernstem Studium classischer Tonwerke. Hier war einmal die Dilettantenschaft — diese einst allmächtige, später fast ganz beseitigte Kraft — in entsprechendster Sphäre wohlthätig verwendet.

Die Mitwirkung von Frauen und Mädchen aus den besten Ständen in solchen Vereinen ist von grosser Bedeutung für die allgemeine musikalische Bildung einer Stadt. Die Singakademie, welche gleich dem Singverein ihre Concerte anfangs im grossen Redoutensaale gab, brachte an grösseren Werken zur Aufführung: F. Hiller's Oratorium »Saul« (1858), Händel's »Timotheus« und »Israel in Egypten« (1860), »Der Rose Pilgerfahrt« von Schumann (erste Aufführung in Wien 1860), Mendelssohn's »Paulus« (1861), Bach's »Matthäuspassion« (erste Aufführung in Wien 1862), Bach's Cantate »Ich hatte viel Bekümmerniss« und dessen »Weihnachts-Oratorium« (1863) unter Brahms u. A.

Der Singverein, (dessen wichtigste Aufführungen in dem Abschnitte von den Gesellschaftsconcerten aufgezählt sind) feierte 1868 in festlicher Weise den Jahrestag seines zehnjährigen Bestehens. Dirigenten des Singvereines waren stets die jedesmaligen Dirigenten der Gesellschaftsconcerte. Die Singakademie litt unter einem sehr häufigen Wechsel der Dirigenten. Der bedeutendste derselben, Joh. Brahms, leitete die Singakademie nur eine Saison lang (1863 bis 1864). Ihm folgten nach einander: Dessoff, Weinwurm, Heuberger, Schmidt-Dolph und Weinzierl.

5. Virtuosen.

Ein hervorstechender Charakterzug unseres nachmärzlichen Musiklebens war das Abnehmen des eigentlichen Virtuosenthums. Mehrere Wahrnehmungen drängen sich hierbei auf. Erstens, dass der geringere Anklang der Virtuosenconcerte in directem Verhältniss stand zu den an Zahl und Werth jährlich steigenden Orchesterconcerten, welche nunmehr in regelmässiger Folge von stabilen Künstlergesellschaften veranstaltet wurden. Die kräftigere, edlere Nahrung, die man dem Publicum in den philharmonischen und den

Gesellschaftsconcerten bot, ward demselben bald zum Bedürfniss, hingegen die blossen Bravour-Kunststücke immer mehr zum entbehrlichen Zeitvertreib. Die ansehnliche Zahl von Virtuosenconcerten, welchen wir heute noch begegnen, darf uns nicht täuschen. Die Unterschiede zwischen Einst und Jetzt sind unverkennbar. Dem grossen Angebot entspricht heute keineswegs eine gleich grosse Nachfrage. Vielleicht die Hälfte alle concertirenden Virtuosen sind weit entfernt, einen materiellen Ertrag zu hoffen, wie ehedem; sie wünschen nur sich bekannt zu machen, um hier entweder Schüler zu bekommen oder mit einigen günstigen Kritiken über ihren »Erfolg in Wien« die Provinzen zu bereisen. Das eigentliche Publicum verhält sich gegen derlei Concerte ganz passiv. Aber selbst gegen berühmte Virtuosen konnte man bald ein geändertes Verhalten wahrnehmen. Virtuosen, die früher, blos ausgestattet mit ihrer Bravour und ihren eigenen Compositionen, das Publicum entzückt hatten, feierten dann in den fünfziger und sechziger Jahren nur noch sehr bescheidene Triumphe (Willmers, Leopold von Meyer, Servais u. A.). Noch kälter wurden natürlich Virtuosen von unberühmtem Namen empfangen. Manche davon machten ihre Sache vortrefflich, aber diese »Sache« selbst hatte ihre ehemals glänzende Rolle ausgespielt. Die Virtuosen konnten sich nicht länger verhehlen, dass das Publicum der Bravourkünste satt geworden und jetzt ein Bedürfniss nach guter Musik empfinde. Es kam die Zeit, wo die Virtuosen (die Pianisten zunächst) anfingen, ihre Programme mit classischen Stücken zu zieren. Um die Mitte der dreissiger Jahre (besonders nach den Concerten Clara Schumann's) mochte sich schon kein Pianist mit einem Programm hervorwagen, auf dem nicht Seb. Bach und Beethoven figurirten.

Werfen wir einen Blick auf die vorzüglichsten Virtuosen, die vom Jahre 1849 bis 1869 Wien besucht haben, so finden wir zu Anfang dieser Periode den Pianisten Julius Schulhoff, dessen reizendes, gesangvolles Spiel die Hörer entzückte. Grossen Erfolg hatten auch Henri Vieuxtemps und die elegische Teresa Milanollo, welche im Jahre 1853 sechzehn Concerte gab. Durch mehrere Jahre blieb die eigentliche Herrschaft im Concertsaal dem schönen Geschlecht: 1853 Teresa Milanollo, 1854 Jenny Lind-Goldschmied, 1855 Wilhelmine Clauss (später verehelichte Szarvady), 1856 Clara Schumann, 1858 die geigenden Schwestern Ferni. Im Jahre 1855 erschien Anton Rubinstein, 1860 Hans v. Bülow, deren Erfolg bis zum heutigen Tage sich nicht vermindert,

sondern gesteigert hat. Diese Beiden bilden mit dem, seither leider verstorbenen Karl Tausig das oberste Triumvirat der modernen Claviervirtuosität. Tausig machte (1861) zugleich mittelst einiger Orchesterconcerte Propaganda für seinen Meister Liszt. Anfangs der sechziger Jahre bildeten die Concerte von Joachim und Brahms den Sammelpunkt der gebildeten Musikwelt in Wien. Von hervorragenden Geigern erschienen Ferdinand Laub und Jean Becker; von glänzenden Pianistinnen: Sophie Menter, Mary Krebs, etwas später Anette Essipoff.

Als Gesangskünstler glänzten im Concertsaal: Julius Stockhausen, Anna Bochkolz-Falconi, das liebenswürdige Ehepaar Marchesi; endlich Helene Magnus, die poetische Interpretin des deutschen Liedes. Als momentan blendende Coloratursängerin erschien Carlotta Patti, die Schwester der Adelina. Wie diese Sängerin selbst, war die ganze Form ihrer von Ullmann erdachten und arrangirten »Patti-Concerte« etwas Neues und Fremdartiges. Es sind Wanderconcerte einer ganzen Association von Virtuosen. Ausser Carlotta Patti waren der Geiger Vieuxtemps, der Cellist Piatti, der Pianist Jaell und der Sänger Roger von der Gesellschaft — also lauter berühmte Künstler. Von einheimischen Pianisten thaten sich in classischer Richtung insbesondere Julius Epstein und Anton Door hervor; später als ausgezeichnete Virtuosen Ignaz Brüll, Joseffy, Alfred Grünfeld u. A.

In dem letzten Jahrzehent machte Wien die Bekanntschaft mit zwei der vorzüglichsten Violinvirtuosen: Sarasate und Ondriček, die sich ungewöhnlichen Erfolges erfreuten. Neben ihnen gefiel ausnehmend die anmuthige junge Geigerin Theresa Tua. Von einheimischen Virtuosen glänzten die Geiger A. Rosé und Josef Hellmesberger Sohn; die Cellisten Popper und Hummer. Durch Liedervorträge entzückten vor Allem Gustav Walter und Hermine Spiess.

Epilog.

Werfen wir einen zusammenfassenden Rückblick auf die letzten 40 Jahre, so gewahren wir einen ganz ausserordentlichen Fortschritt, ja beinahe eine völlige Umgestaltung und Neuschöpfung aller musikalischen Anstalten in Wien. Es gilt dies nicht allein von den öffentlichen Productionen im Concert- und Opernfach, sondern auch von dem musikalischen Unterricht. Durch bedeutende Jahressubventionen vom a. h. Hof, vom Lande und von der Gemeinde Wien ist die »Gesellschaft der Musikfreunde« in den Stand gesetzt, ihr Conservatorium

in einem Umfang und mit einem Erfolg zu führen, von dem sie sich früher nicht träumen liess. Es wird im Wiener Conservatorium von circa 40 Lehrern Unterricht im Gesang, Clavierspiel und in allen Orchesterinstrumenten ertheilt, ausserdem ist eine förmliche Schauspiel- und Opernschule damit verbunden. Die Zahl der Schüler schwankt zwischen 800 und 900 jährlich. Die Virtuosität auf den einzelnen Instrumenten und die Tüchtigkeit der Orchester hat ausserordentliche Fortschritte gemacht; man kann das Orchester des Hofoperntheaters und der Philharmonischen Concerte in Wien das beste überhaupt existirende nennen. Ausser dem Conservatorium, dieser eigentlichen Hochschule der ausübenden Musik, bestehen in Wien eine grosse Zahl von Privatmusikschulen, namentlich für Gesang und Clavierspiel. Ihre Zahl beträgt gegen ein halbes Hundert.

Ausserordentlich vermehrt haben sich auch die Gesangvereine, insbesondere die Männergesang-Vereine, deren Wien jetzt an 50 zählt.

Die Zahl der Musikalienhandlungen hat sich auf 24 gesteigert; die Zahl der Clavierfabrikanten auf 42.

Wichtig für die gründliche Ausbildung der Musiklehrer und eine früher nicht gebotene Garantie des Publicums bei der Wahl der Lehrer ist die unter dem Unterrichtsminister Hasner erfolgte Einführung von eigenen Musikprüfungs-Commissionen. Diesen unter staatlicher Aufsicht stehenden Prüfungen aus der Musikgeschichte, der Harmonielehre, dem Gesang, Clavier- und Violinspiel müssen sich alle diejenigen unterziehen, die Privat-Musikschulen gründen, oder als Musiklehrer an staatlichen Instituten angestellt sein wollen. Die Zahl der sich meldenden Prüfungs-Candidaten und Candidatinnen ist eine sehr grosse. Eine weitere Fürsorge der Regierung bestand in der Errichtung einer Lehrkanzel für Geschichte und Aesthetik der Musik an der Wiener Universität, 1864.

Als die vornehmste Stätte ausgezeichneter Kirchenmusik ragt die Hofburgcapelle hervor.

In einem Punkte kann allerdings das nachmärzliche Wien nicht mit dem musikalischen Wien vor 60 und vor 100 Jahren concurriren: in der Zahl der bedeutenden Tondichter. Die Zeit, wo ein Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert hier ihre Meisterwerke schrieben, ist vorüber. Das Erscheinen grosser schöpferischer Genies ist ein Geschenk des Himmels, das sich durch keine Anstrengungen erzwingen, durch keine Sorgfalt ersetzen lässt. Immerhin hat unsere musikalische Epigonenzeit auch in Oesterreich im Verlauf der letzten 40 Jahre tüchtige Tonsetzer und namhafte Talente

hervorgebracht, welche in Wien und grösstentheils über Wien hinaus sich einen geachteten oder gefeierten Namen erwarben. Es seien von älteren Componisten, die aus der vormärzlichen Zeit in die neuere Epoche herrüberragen, genannt Josef Dessauer, Joh. Vesque v. Püttlingen (Hoven), Heinrich Proch, B. Randhartinger, G. Preyer, Franz Doppler. Aus neuerer Zeit: Carl Goldmark, Ignaz Brüll, Robert Fuchs, Anton Bruckner, Hugo Reinhold, Anton Rückauf, Richard Heuberger, Julius Zellner, Richard v. Perger, Carl Nawratil, E. Kremser, Grädener, Stocker, Bachrich u. A. Nicht seiner Geburt nach, aber durch mehr als zwanzigjährige Ansässigkeit und Wirksamkeit in Wien ist auch Joh. Brahms, der anerkannt grösste Componist unter den lebenden, als einer der Unseren anzusehen und von stetigem veredelnden und anregenden Einfluss auf das Wiener Musikleben höherer Ordnung. Unter seinem Vorsitz hat sich 1885 in Wien ein eigener »Tonkünstler-Verein« constituirt, welcher theils künstlerische, theils humanitäre Zwecke verfolgt.

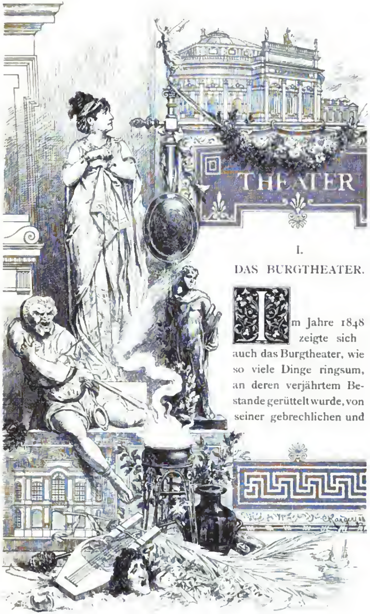


V.

THEATER

VON

LUDWIG SPEIDEL.



I.

DAS BURGTHEATER.

Im Jahre 1848 zeigte sich auch das Burgtheater, wie so viele Dinge ringsum, an deren verjährtem Bestande gerüttelt wurde, von seiner gebrechlichen und

sterblichen Seite. Ein voller Strahl der Oeffentlichkeit war zum erstenmal auf das berühmte Institut gefallen, und es fand sich plötzlich dem rückhaltlosen Urtheil der Zeitungen, preisgegeben. Im Publicum, unter den Schauspielern und bis hinauf zu den höchsten Behörden hatte sich das lebhafte Gefühl verbreitet, dass die bisherigen Zustände unhaltbar geworden seien und daher etwas Entscheidendes so rasch als möglich zu geschehen habe. Graf Moriz Dietrichstein, der als Oberstkämmerer die oberste Leitung des Burgtheaters innehatte, war von dieser allgemeinen Stimmung gleichfalls berührt, obwohl es schwer war, ihn darüber zu belehren, wo die Hauptschäden sassen und durch welche Mittel sie zu heilen seien. Der Director des Burgtheaters, Franz v. Holbein, ging in dieser Richtung gar so weit, sich selbst aufzugeben, indem er einen neuen artistischen Director, der mit frischen Kräften zugriffe, als ein dringendes Bedürfniss bezeichnete. Holbein war alt und den Forderungen der Zeit gegenüber veraltet. Er selbst gesteht in einem Buche, das er über deutsches Bühnenwesen geschrieben, mit verzweifelter Unbefangenheit ein, dass er dem neuen Geiste, der so ungeberdig die Flügel regte, nicht gewachsen sei. Weit mehr als früher durch die Strenge der Censur, habe er nun durch die Aufhebung der Censur gelitten. Striche, die er aus Schicklichkeitsgefühl, aus religiösen Rücksichten, aus Furcht vor Aufregung oder im Hinblick auf den kaiserlichen Raum angebracht, seien nicht nur seiner Aengstlichkeit zugeschrieben, sondern auch als von höherem Orte befohlen hingestellt worden. Um diesen Argwohn zu widerlegen, habe er sich nicht selten gezwungen gesehen, »Stellen als Gegenbeweis stehen zu lassen, welche die zartesten Rücksichten verletzten«, was ihn abermals den ungerechtesten Verkennungen preisgegeben habe. Es ist klar, ein Mann, der so handelte und so dachte, der weder den Muth hatte, den neuen Geist gewähren zu lassen, noch die Kraft, ihn zu zügeln, war nicht der Theaterregent für aufgeregte Zeitläufe.

Franz v. Holbein war freilich aus fernen Zeiten hergekommen. Er wurde im Jahre 1779 bei Wien geboren, als der Sprössling eines Geschlechtes von höheren Beamten und Officieren, das sich in dem schmeichelhaften Gefühl sonnte, von der berühmten Malerfamilie der Holbein abzustammen. Er machte den gewöhnlichen Bildungsgang durch, der auf die Hochschule führt, und bekleidete schliesslich eine kleine Beamtenstelle, die aber der vielfach angeregte junge Mann, dem zum Sitzen und Schreiben die nöthige Geduld fehlte, bald wieder verliess, um unter wälschem Namen als Sänger und Guitarrespieler

in die weite Welt zu ziehen. Holbein war eine zerstreute Dilettantennatur, die zu Allem Anlage und in Nichts Meisterschaft besass. Er war dichterisch aufgelegt, er befasste sich mit Musik, er hatte schauspielerische Neigungen, er bewährte in Herstellung von sinnreichen Maschinen eine nicht gewöhnliche technische Geschicklichkeit. In ihm allein war gleichsam ein ganzes Theater versammelt: Er war der Dichter, der Componist, der Schauspieler, der Sänger, der Maschinist, der Dramaturg, der Souffleur und, nicht zu vergessen, der Cassier. Denn in Einer Kunst hatte er es doch zur Meisterschaft gebracht, nämlich in der Kunst, sein Leben bei aller Abenteuerlichkeit der inneren und äusseren Bewegung so zweckmässig zu führen, dass es ohne ökonomischen Rest aufging. Diese Fähigkeit, zu sparen und einzutheilen, wusste er auch der Bühne zuzuwenden, so dass ihm, wo er immer ein Theater geleitet und verwaltet, der Ruf eines vorzüglichen Sparmeisters nachfolgte. So in Bamberg, Würzburg und Prag, so nach vollen sechzehn Jahren in Hannover, wo er sich zugleich in der Kunst schlauer Fügsamkeit übte. So war ihm doch der ehemalige Beamte des Lottogefälles auf die Bretter nachgegangen und zeigte in Holbein's Geschicklichkeit, Ziffern zu gruppiren, seine lebendige Gegenwart. Dagegen blieb er als Darsteller, Dichter und Dramaturg zurück, obgleich seine Jugend und besten Mannesjahre in eine Zeit gefallen waren, die hervorragende dramatische Dichtungen, grosse darstellende Künstler und geistig belebte, schöpferisch wirkende Bühnenleitungen entstehen und blühen sah. Unter seinen Augen erschienen Schiller's reifste Bühnenwerke; vor ihm wuchs ein dramatisches Genie wie Heinrich v. Kleist empor; es war ihm vergönnt, den Hamburger Schröder an der Arbeit zu sehen, und in Berlin hat er noch unter Döbbelin und Iffland gespielt. Diese reichen Anregungen haben nicht vermocht, seiner Seele einen höheren Schwung mitzutheilen. Was er für die Bühne geschrieben und was er auf der Bühne geleistet, entsprach nur mittleren Anforderungen und ist heute gänzlich verschollen. Noch in der Zeit seiner männlichen Kraft war und blieb durch sechzehn Jahre das Ideal seines Strebens die »solide und vortheilhafte Stellung als königlicher Hoftheater-Director« in Hannover. Von Hannover, wo er am Theater das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt und noch Ueberschüsse erzielt hatte — einen Ueberschuss von 10.000 Thalern liess er, wie er sich äussert, dort zurück — wurde Holbein als Director des Burgtheaters nach Wien berufen.

Im Wiener Burgtheater war ein Sparmeister sowohl in geistigen als materiellen Dingen dringend vonnöthen. Denn Deinhardstein, Holbein's Vorgänger im Amte, der als leidenschaftlicher Liebhaber kleinen Federwilds das Burgtheater vom Vogelherd aus zu leiten pflegte, war mit Geist und Geld des ihm anvertrauten Instituts auf das Leichtsinnigste umgesprungen. Die Nachwehen seiner Leitung waren nicht mehr zu vertuschen. Der Retter in der Noth sollte Franz v. Holbein sein. Er trat sein neues Amt im Jahre 1841 an. »In einer Hinsicht,« schreibt Bauernfeld in seinen Erinnerungen, »war die Wahl dieses schlauen Theater-Ulysses keine gar zu üble. Holbein war die Ordnung selber und brachte den Geschäftsgang sowie die ökonomische Verwaltung bald wieder in das alte Geleise. Nur leider, dass er seinen Ordnungsfanatismus auch auf die Kunst übertrug.« Und nun beschreibt Bauernfeld die bureaukratische Gesinnung Holbein's, sein schriftliches Wesen und Unwesen. Er habe eine Unzahl von schriftlichen Schemen und Schematismen eingeführt, von alten und neuen Repertoir-Ausweisen, von Tagesberichten der Regisseure. Alles und Jedes sei schriftlich und actenmässig behandelt worden. Holbein habe im Schweisse seines Angesichts vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend gearbeitet, »als ehrlicher Oberbeamter des Theatergefälles«. Es spricht ein classischer Zeuge, wenn Bauernfeld, sein Urtheil zusammenfassend, sagt: »Das Institut gerieth künstlerisch in Verfall, was sich sowohl im Repertoire, bei der Wahl der Stücke und ihrer Besetzung, wie bei den häufig schleppenden Vorstellungen kundgab.« Freilich betrachtete sich Holbein vor allen Dingen als Ordnungsmacher in Burgtheatersachen, und er fühlte sich seiner Anstalt gegenüber so wenig als schöpferischer und bahnbrechender Dramaturg, dass er in seinem ersten Promemoria mit grösserer Verkennung der Lage als Bescheidenheit erklärte, »dass das Burgtheater Dank seiner trefflichen Führungen in früherer Zeit in künstlerischer Beziehung die Normalbühne für ganz Deutschland geworden sei und noch immer als solche gelte, und dass ihm (dem jetzigen Director) höchstens die Ehre der ferneren Erhaltung, nicht aber der Verbesserung dieser ruhmwürdigen Schöpfung zutheil werden könne.« So war es für einen neuen Director nicht erlaubt, die Dinge zu betrachten. Keine Frage, das Burgtheater besass bedeutende Schauspieler, aber es entbehrte des Sauerteiges junger Kräfte und vor allem der Führung eines Mannes, dessen Namen und Ruf schon Achtung einflössten. Holbein war nicht dieser Mann, er hatte nicht einmal die starke Gesinnung, es sein zu wollen. Er arbeitete unterirdisch als ökono-

mische Kraft und liess sich den Zügel der artistischen Führung entwinden. Graf Moriz Dietrichstein, der als Oberstkämmerer zugleich der oberste Hoftheaterdirector war, gewann dem in seinen bureaukratischen Netzen befangenen und höchst rücksichtsvollen Director bald allen Einfluss ab. Da aber Dietrichstein sein Wohlwollen noch mehr den hervorragenden Schauspielern als dem Burgtheater zuwendete, so konnte es nicht fehlen, dass die Schauspieler es über ihn davontrugen. In der That verfügten die sechs Regisseure des Burgtheaters für sich, ihre Familien und Freunde über das ganze Institut, und da doch Einsprachen von höherer Seite und unerquickliche Reibungen zwischen Direction und Personal nicht ausbleiben konnten, so ergab sich eine Unsicherheit der ganzen Bühnenführung, die endlich die Ueberzeugung reifen musste, dass es dem Burgtheater an einer kraftvollen, einheitlichen Leitung fehle. Im Jahre 1848, welches die ganze Rathlosigkeit des Burgtheaters vollends aufdeckte, gewann diese Ueberzeugung auch öffentlichen Ausdruck. Mochte Holbein in seinem Repertoire auch dem Zeitgeiste nachlaufen, es half nichts mehr, denn die Aufführungen des Burgtheaters entsprachen nicht jenem Ideal, das man aus früheren Zeiten im Gedächtniss festgehalten hatte. Als artistischer Leiter war Holbein todt, und es blieb ihm nur das Verdienst, die finanziellen Verhältnisse des Burgtheaters geordnet und die Autoren-Tantième eingeführt zu haben. Die Tantièmen-Ordnung vom Jahre 1844, die, von unwesentlichen Aenderungen abgesehen, noch heute gilt und in welcher sich der finanzielle Sinn des Mannes zum erstenmal mit einem geistigen Interesse inniger berührt, ist das eigenste Werk Franz v. Holbein's.

Uebrigens stand der Nachfolger Holbein's schon vor der Thüre. Heinrich Laube war von Luise Neumann nach Wien eingeladen worden, um seine »Karlsschüler« für das Burgtheater in Scene zu setzen. Laube kam, zeigte sich und gefiel. Er brachte Leben und Feuer in die Darstellung seines Stückes, in dessen Besetzung, wie Luise Neumann scherzend bemerkte, der jüngste Karlsschüler ein Mann von fünfzig Jahren war. Am 24. April 1848, einem Ostermontag — an diesem Tage nannte sich das Burgtheater zum erstenmale wieder seit Kaiser Joseph »Hof- und Nationaltheater« — wurden die Karlsschüler in Gegenwart des kaiserlichen Hofes zur Aufführung gebracht. Es ist ein denkwürdiger Abend für das Burgtheater. Das Stück verdankt seine Beliebtheit namentlich der volksthümlichen Gestalt Schiller's, die in jugendlich hilfloser Lage mitten in der Handlung steht, geschützt gegen die brutalen Launen unbeschränkter Macht

von guten Frauen, gerettet durch die Freundschaft des braven Musikus Streicher. Bange machen gilt in diesem Schauspiel: es wird dem Publicum das schaudernde Gefühl eingeflösst, als könnte ein hoher Genius von der Hand eines Tyrannen unterdrückt oder gar vernichtet werden. Im Jahre 1848 war man solchem Gefühle zugänglicher als je. Das Publicum des Burgtheaters liess sich in diese Stimmung hineinreissen, und jedes Wort, das sich auf den Tag auslegen liess, wurde mit Begeisterung aufgenommen. Daneben machte sich ein Zug von Loyalität geltend, der sich allerdings in derselben ungeberdigen Weise Luft machte. Die mehr als schlichten Worte: »Ein weiser Regent ist milde«, fanden donnernden Beifall, und Kaiser Ferdinand erhob sich von seinem Sitze und verneigte sich bei dieser Huldigung. Nach einem Actschluss wollte das Publicum durchaus Herrn Fichtner, den Darsteller Schiller's, sehen. Es liess nicht nach zu rufen und zu pochen. Nun war aber im Burgtheater die gute alte Sitte — und sie lebt noch heute — dass kein Schauspieler einem Hervorrufe folgen durfte. Die Verlegenheit war gross hinter dem Vorhange, wo die Schauspieler in Abwesenheit der leitenden Autorität lebhaft hin- und widerstritten, ob Fichtner erscheinen sollte oder nicht. In dieser Verwirrung fasste Laube den Entschluss, vor die Rampe zu treten und für Herrn Fichtner zu danken. Gedacht, gethan. Der kleine Mann mit dem Baschkirengesichte, mit unsicherem Schritte und eckigen Bewegungen ging hinaus vor das, über die unerwartete, seltsame Erscheinung verdutzte Publicum; da aber Unbeholfenheit nicht minder für sich einnimmt als weltmännische Gewandtheit und einem muthigen Worte nicht leicht zu widerstehen ist, so verwandelte sich das Stillschweigen, das den kurz angebundenen Redner empfangen hatte, bald in lauten Beifall. Die ungestüme Forderung der Zuschauer war beschwichtigt, die gute Sitte des Hauses gerettet.

Diese kleine muthige That erhöhte den Eindruck männlicher Tüchtigkeit, den man von Laube gleich bei seinem ersten Auftreten empfangen. Graf Dietrichstein, der in Laube den Mann der Zukunft für das Burgtheater erblickte und bereits vorläufige Unterhandlungen wegen Uebernahme der Directionsstelle mit ihm gepflogen hatte, fand sich nun in seiner Meinung und seinen Absichten bestärkt. Laube hat von diesen Anfängen seines Verhältnisses zum Burgtheater in seinen Aufzeichnungen nur ein höchst ungenaues Bild entworfen, das namentlich dadurch eine schiefe Ansicht gewährt, dass er die Dinge nur an sich herankommen lässt, während er ihnen

doch auch mit Absicht entgegengeht. Er wollte Director des Burgtheaters werden, und er ist es geworden. In einem Briefe an den Grafen Dietrichstein, geschrieben in Wien am 25. April 1848, entwirft Laube sein Programm für das Burgtheater. In der Einleitung des Schreibens sagt er wörtlich: »Eure Excellenz haben in Ihrer unerschütterlichen Liebe für das hochwichtige Institut des k. k. Hofburgtheaters meinem Antrage auf eine organische Reform desselben unter meiner Betheiligung wohlwollendes Gehör geschenkt, haben mich zu einer kurzen Skizze des einleitenden Planes aufgefordert und haben mir Ihre gütige und motivirte Verwendung an allerhöchster Stelle verheissen.« Nun zeichnet Laube sein Ideal des Burgtheaters mit den folgenden Worten: »Das kaiserliche Hofburgtheater soll das erste Theater im deutschen Vaterlande sein und dadurch die Kunst selbst sowie das politische Ansehen Oesterreichs stützen und fördern. Wo Deutschland sein reifstes Nationaltheater findet, da sucht es auch seinen innersten festesten Halt. In manchen anderen Punkten der Kunst und Wissenschaft wird solche Suprematie sofort schwer zu erreichen sein, theils weil die politischen Formen in den letzten Jahrzehnten Oesterreich vielfach abgesondert haben von Deutschland, theils weil Oesterreich als Mittelpunkt verschiedener Nationen eine rein deutsche Aufgabe wirklich nicht in allen Richtungen einhalten kann. Mit dem Burgtheater dagegen kann diese Suprematie sofort bethätigt werden. Traditionen und Grundlagen sind in schöner Kraft vorhanden, und es ist nichts Geringes, in einer Kunst vorausgehen zu können, welche am volksthümlichsten und eindrucksvollsten ist, welche der Geist der Zeit und Nationen am deutlichsten spiegelt und leitet, und welche ihn edel und gut spiegeln und leiten kann, sobald fester Wille, Erfahrung, Besonnenheit und ein klares Princip an der Spitze stehen.« Nach diesen allgemeinen Sätzen, in welchen die Aufgabe der Bühne vielfach überspannt wird, geht Laube in die praktischen Einzelheiten ein, in welchen er viel heimischer ist als im Theoretisiren. Drei Dinge findet er nöthig: einmal eine grössere Freiheit in der Auswahl der aufzuführenden Stücke, eine in berufener Hand ungefährliche Freiheit, da ja dem Unbefugten gegenüber der künstlerische Massstab viel strenger und sicherer sei als irgend ein polizeilicher; dann eine Ergänzung des darstellenden Personals, damit classische Werke classisch dargestellt werden könnten; drittens wäre es nöthig, die ökonomische Leitung von der artistischen abzusondern und den vollen artistischen Theil der Leitung in die Hände eines artistischen Directors zu legen, welcher für die ganze höhere Frage

des Institutes verantwortlich und in dem Betriebe alles dessen, was Stücke, Austheilung, Einstudirung, Inscenesetzung betrifft, wie Laube es ausdrückt, »mächtig gemacht würde«. Schliesslich empfiehlt sich Laube mit ebenso viel Stolz als Bescheidenheit zum Director des Burgtheaters und macht in umsichtiger und billiger Weise die materiellen Bedingungen namhaft, unter denen er das Amt übernehmen würde. In Folge und auf Grund dieses Schreibens erstattete Graf Dietrichstein einen Vortrag an den Kaiser, in welchem er die Ueberzeugung aussprach, dass Laube der geeignete Mann sei, »um durch seinen imponirenden und zugleich versöhnenden Einfluss Kraft, Ordnung und Ruhe in die Schauspieler-Gesellschaft zu bringen.« Der Satz: »das Burgtheater habe gegenwärtig eine bedeutendere Rolle zu spielen als ehemals«, klingt wie ein Widerhall aus Laube's Programm. Dietrichstein fügt hinzu, er selbst vermöge nicht mehr, sich dem Institute mit der früheren Aufopferung hinzugeben, da seine vorgerückten Jahre, anderweitige Geschäfte und »zahllose Schmähungen in dieser bewegten Zeit« ihm die zur energischen obersten Leitung des Theaters nöthigen Kräfte lähmten. »Andererseits« aber könne von Holbein eine dauernde, consequente Bühnenführung nicht erwartet werden, und er beantrage daher die Ernennung Dr. Laube's zum artistischen Director des Burgtheaters, »wornach« Regierungsrath v. Holbein ausdrücklich auf die ökonomische Leitung zu beschränken wäre. An dem Schlussantrage Dietrichstein's, dass der für Laube ausgeworfene Gehalt als eine ausserordentliche Ausgabe vom Finanzministerium zu übernehmen sei, scheiterte der ganze Plan. Das Burgtheater fiel nun vorderhand in die alten Zustände zurück.

Mittlerweile war Laube als Vertreter eines nordböhmischen Wahlkreises in das Frankfurter Parlament eingetreten. Als Redner machte sich Laube nicht bemerklich, er stimmte im grossdeutschen Sinne und schrieb ein dickes und zahmes Buch über das deutsche Parlament. Das Burgtheater wollte Laube gänzlich vergessen haben und erst durch einen Brief aus Wien von der Hand des Grafen Grünne wieder daran erinnert worden sein. Bei dem Regierungsantritte des Kaisers Franz Joseph war nämlich die zeitweilige Vertretung des ersten Obersthofmeisters, sowie des Oberstkämmerers und mithin auch des obersten Hoftheater-Directors in die Hände des kaiserlichen Generaladjutanten Karl Grafen Grünne gelegt worden. Mit dem Briefe des Grafen Grünne hat es nun allerdings seine Richtigkeit, nur dass Graf Grünne zuvor einen weitläufigen Brief von Laube erhalten hatte. Laube brauchte sich dieses Briefes nicht zu schämen. Er enthält

nichts als die Erinnerung an seine mit dem Burgtheater früher angeknüpften Beziehungen, und im vornehmsten Ton stellt sich der Briefschreiber, falls der Gedanke einer Reform des Burgtheaters noch bestehe, dem Grafen zur Verfügung. Grünne antwortete in einem höchst verbindlichen, den Werth Laube's entschieden anerkennenden Schreiben. Er sei überzeugt, sagt Graf Grünne, dass das Burgtheater, wenn es seinen Ruhm behaupten wolle, mancher Reformen bedürfe, auch stehe es für ihn ausser Zweifel, dass Laube bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Anstalt, seiner gründlichen Bühnenkenntniss und seinen ihm sonst nachgerühmten persönlichen Eigenschaften allerdings der Mann sei, dem das Amt eines Burgtheater-Directors mit Beruhigung anvertraut werden könne. Seien erst einige Hemmnisse beseitigt, dann werde er nicht säumen, die Angelegenheit zum Abschluss zu bringen und ihn davon schriftlich oder, wenn es sein könne, mündlich zu verständigen. Eine wiederholte Anwesenheit Laube's in Wien brachte die Dinge in Fluss. Diesmal war Laube auf Einladung seiner Wiener Freunde herbeigekommen, um seinen »Struensee« am Burgtheater in Scene zu setzen. Die Sache gerieth zu allgemeiner Zufriedenheit, und das Stück trug einen grossen Beifall davon, sowohl nach oben als nach unten. Die Burgtheater-Angelegenheit wurde nun sehr gründlich behandelt. Schon am 24. Februar 1849 war eine Commission eingesetzt worden, die über Reformen im Burgtheater berathen und Anträge stellen sollte. Diese Commission, die unter dem Vorsitze des Unterstaatssecretärs Dr. Pipitz und unter Zuziehung zweier Ministerialräthe, des Archivdirectors Grillparzer, des Regierungsrathes v. Holbein und des oberstkämmereramtlichen Kanzleidirectors, Hofsecretär von Raymond, sich berieth, brachte es zu keinem greifbaren Ergebniss. Die Anträge einer zweiten Commission, die, mit Ausnahme Grillparzer's, aus den gleichen Mitgliedern bestand, nur dass ihr der inzwischen zum Oberstkämmerer und obersten Hoftheater-Director ernannte Graf Karl Lanckoronski präsidirte, wurden der kaiserlichen Schlussfassung vorgelegt, die am 9. December 1849 erfolgte. Hauptgegenstand der Commissionsverhandlungen war die Ernennung eines Dramaturgen, die als ein unabwendbares Bedürfniss bezeichnet wurde. Verschiedene Persönlichkeiten wurden namhaft gemacht, die aber sämmtlich nicht verfügbar oder nicht verwendbar waren. Gegen Grillparzer spreche sein Wunsch nach Ruhe, gegen Bauernfeld, Gutzkow, Prechtler manches andere, wohl auch politische Bedenken; Baron Münch und Baron Zedlitz hätten erklärt, nur eine höhere Stelle annehmen zu wollen. Als

der Ungefährlichste unter den Gefährlichen erschien ihnen offenbar Heinrich Laube. Für Dr. Laube, sagten sie, spreche seine unzweifelhafte Befähigung, sowie die mit ihm bereits gepflogene Unterhandlung; es empfehle sich also, ihn zum Dramaturgen zu ernennen und zwar zunächst auf zwei bis drei Jahre. Da aber Laube den missverständlichen Titel eines Dramaturgen ablehnte — denn er wollte Director sein und dirigiren und auch die Zeitdauer seiner Anstellung zu kurz bemessen fand, wurde der Commissionsantrag in diesen beiden Punkten abgeändert, und Dr. Heinrich Laube wurde zufolge allerhöchster Entschliessung vom 26. December 1849 provisorisch auf die Dauer von fünf Jahren zum artistischen Director des Hofburgtheaters ernannt. Holbein behielt die ökonomische Leitung des Institutes.

So war Heinrich Laube Director des Burgtheaters. Und bald sollte sich zeigen, dass ein anderer, frischerer, anspruchsvollerer Geist in die alten Räume des Hauses am Michaelerplatz eingezogen sei. Holbein macht zwar geltend, dass Laube, von der besseren materiellen Lage des Burgtheaters und von den geklärteren Zeitverhältnissen in ungewöhnlichem Masse begünstigt, seine Stelle übernommen habe, wo es denn kein Wunder sei, wenn Einer etwas leiste. Holbein mag in seiner Weise wohl Recht haben, allein er übersah und musste von seinem Standpunkt aus übersehen, dass bei Laube die tiefsten Antriebe des Schaffens und die Bedingungen des Erfolges in seiner eigensten Natur lagen. Laube war kein Mann, der ruhig liegen bleiben und zusehen konnte, wie die Dinge sich entwickelten. Im Gegentheile, es lebte ein Geist des Befehlens, des Zugreifens, des Handelns in ihm, er war dazu gemacht, den Dingen sein persönliches Gepräge aufzudrücken. Thätigkeit war die Seele seines Wesens, und lieber hat er Ungeschicktes oder Zweifelhaftes unternommen, als gar nichts gethan. Was ihm im ersten Anlauf seines Temperaments misslang, dessen Möglichkeit hat er doch nicht fallen lassen, sondern für etwa später eintretende günstigere Verhältnisse klug erwogen. Er verstand es ganz gut, sich zu fügen, wusste aber die Zeit abzuwarten und eine ihm abgeschlagene Sache so geschickt zurechtzulegen, dass man sie später von ihm, wo nicht zu erbitten, so doch zu fordern schien. So hat er während seiner Leitung manches missliebige Stück, an dessen Aufführung ihm gelegen war, durchgesetzt. Von seinem Vorgänger im Amte, von Franz v. Holbein, war keine Ader in ihm, weder die bureaukratische, die selbst in Bagatellsache endloses Papier verschreibt, noch die diplomatische,

welche, gelegentlich der Sache ausweichend, nur auf die Erhaltung der eigenen werthen Persönlichkeit Bedacht nimmt. Den älteren Schauspielern des Burgtheaters, der sogenannten alten Schule gegenüber, hat sich die charakteristische Verschiedenheit der beiden Männer besonders deutlich ausgesprochen. Holbein hatte die sechs Regisseure, die im Burgtheater eine Art Familientheater besassen, in einer Weise geschont, dass er sie in der Wahl und der Besetzung der Stücke fast nach Willkür schalten und walten liess. Laube, der im Burgtheater nach dem Sinne seiner Anstellung die Reform repräsentirte, trat zu den älteren Schauspielern in ein ganz anderes Verhältniss. Sie kamen ihm fremd entgegen, mit ihren Ansprüchen und halben Gerechtsamen aus früherer Zeit; er theilte sie mit der Entschiedenheit, die in seiner Natur lag, auseinander, um Raum zu schaffen für eine neue Schöpfung. Er war gekommen, um zu gründen, zu entwickeln, für die Zukunft zu pflanzen; die Alten traten ihm in den Weg, und mit jenem unschönen, aber berechtigten Egoismus, mit jener nothwendigen Ungerechtigkeit, die thatkräftigen Naturen eigen zu sein pflegt, drängte er die alten Schauspieler zurück. Er wollte sie nicht verdrängen, sondern sie nur an ihren richtigen Ort stellen. Er ist hierin manchmal zu weit gegangen und hat begründete menschliche Rücksichten verletzt. Laube war noch ein Mann in kräftigen Jahren, der noch nicht genugsam erfahren hatte, wie oft gerade die feinsten künstlerischen Eigenschaften sich erst mit dem reiferen Alter entwickeln, so dass in Rollen, die nicht geradezu eine grüne Jugend fordern, ein älterer Mann nicht selten den Jüngling in den Sand wirft. Laube hat das an Fichtner ja selbst erleben müssen. Dem barschen Laube kamen die Anderen barsch entgegen, und so wurde der Streit zwischen den Alten und den Jungen vergiftet.

Der schroffste, eigen- und muthwilligste Widersacher Laube's unter den älteren Schauspielern war Ludwig Löwe. Laube konnte den Mann nicht gewähren lassen, ohne seine eigene Stellung und die Interessen des Burgtheaters tief zu schädigen. Er musste ein Beispiel aufstellen und zeigen, dass er der Herr sei. Erstaunlich ist die Energie, mit welcher Laube seine ihm vorgesetzte Behörde bestimmte, in seinem Sinne gegen Löwe vorzugehen, und anerkennenswerth der Muth, womit Laube die etwaigen Folgen dieses Schrittes gegen den hervorragenden, in allen Wiener Kreisen beliebten und verehrten Schauspieler auf seine Schultern nahm. Ein vom 30. Juni 1850 datirter, vom Grafen Lanckoronski unterzeichneter Erlass der obersten Hoftheater-Direction an den k. k. Hofschauspieler und

Regisseur Herren Ludwig Löwe, ein Erlass, der nach allen seinen stylistischen Merkmalen nur von Laube geschrieben sein kann, lässt uns Einsicht nehmen in das Werk der Demüthigung, das Laube dem widerspenstigen Schauspieler bereitet hat. In dürren Worten wird dem berühmten Schauspieler, der an solche rücksichtslose Sprache nicht gewöhnt war, Pflichtversäumniss in jedem Sinne vorgeworfen. Weder als Regisseur noch als darstellender Künstler habe er geleistet, was ihm zu leisten obliege, ja durch sein mit Absicht zur Schau getragenes feindseliges Gebahren habe er nur zu oft an den Tag gelegt, dass ihm der Gesammtgeist und das Gedeihen des Institutes etwas sehr Gleichgiltiges sei. Die oberste Hoftheater-Direction sehe sich daher verpflichtet, ihn von der ferneren Verwaltung des Regieamtes zu entheben: sie werde ihm zwar zunächst den Regiegehalt noch belassen, knüpfe aber diese Vergünstigung strenge an Bedingungen, die seine ganze übrige Stellung und Haltung als Mitglied des Theaters betreffen. »Das anlangend,« so fährt der Erlass in seiner scharfen Tonart fort, »verhehlt sie Ihnen nicht, dass eine völlige Aenderung bevorsteht, so bald die nächste Zukunft nicht Ihren guten Willen darthut, den nothwendigen Uebergang in andere Fächer zum Vortheile des Institutes zu ermöglichen und zu erleichtern. Dieser gute Wille besteht nicht blos in Abgabe einiger jüngerer Rollen, sondern es muss von Ihnen, indem Sie aus Ihrem bisherigen Fache scheiden, selbstthätig Alles gefördert werden, was einen neuen Wirkungskreis für Sie bilden kann. Die neue Stellung muss also von Ihnen und für Sie mit Hilfe der Direction erst geschaffen werden, und dies ist kaum erreichbar, wenn Sie, wie bisher oft geschehen, der Worte Ihrer Rollen nicht genügend Herr, wenn Sie zum eigentlichen gründlichen Probiren unlustig und wenn Sie ferner bei jeder neuen Rolle, die vielleicht nicht glänzend ist, Schwierigkeiten erheben . . .« Löwe fühlte sich durch diesen Erlass innerlich vernichtet. Er rang nach Luft, nach Worten. Es liegen von seiner Hand zwei Entwürfe zu einem Antwortschreiben an den Grafen Lanckoronski vor, die sich zu reumüthigen, zerknirschten Bittschriften gestalteten. Er sucht sein Vergehen aus seiner künstlerischen Natur zu erklären. »Gefühl und Phantasie,« ruft er aus, »sind meine vorherrschenden Elemente! Ohne meine Fehler hätte ich auch nicht das Gute, was von den Besten und Edelsten anerkannt wurde.« Dann wieder die andere Wendung: wenn er sich durch den Trübsinn, der aus seinen häuslichen Verhältnissen entspringe, zu unbedachten Schritten habe hinreissen lassen, so sei dies ein Vergehen, das mehr

Mitleid als Strafe verdiene. Und doch war Löwe nicht so sehr geknickt, um sich nicht aufzurichten und den Ort zu bezeichnen, von wannen der bittere Pfeil geflogen kam. »Nur ein feindseliger Dämon,« so ruft er aus, »konnte Alles so zusammensuchen, aufgreifen und herbeiziehen, steigern und entstellen, was Grund und Ursache geben soll zu einem Schlage, welcher mich sehr hart und, in dieser Weise geführt, gewiss unverdient trifft.« Im Uebrigen erklärt sich Löwe zu Allem bereit, was von ihm verlangt wird, nur die Demüthigung, dass er das Regieamt verliere, möge man ihm gnädigst ersparen. Nach der hierortigen weichen Praxis blieb es denn auch beim Alten, aber Laube hatte durch sein scharfes Vorgehen die nöthige Achtung und Furcht um sich verbreitet.

Einen solchen Schritt zu thun, hätte Holbein, der nun neben Laube als ökonomischer Leiter des Burgtheaters sass, nie den Muth gehabt. Freilich hatte Laube mit weiter reichenden Befugnissen sein Amt angetreten; er war unabhängig in der Wahl und Besetzung der Stücke und besass das Recht, Engagements auf ein Jahr abzuschliessen. Alle Massnahmen in Bezug auf die ökonomische Verwaltung des Institutes, unter anderen auch die Anweisungen an die Casse, waren Sache des dem artistischen Leiter nebengeordneten und gleich ihm dem Oberstkämmerer untergeordneten ökonomischen Directors. Natürlich war diese Nebenordnung die Quelle manigfacher Misshelligkeiten. Geld und Geist liegen miteinander in ewigem Widerstreite. Holbein hielt die Schnüre seines Säckels eigensinnig fest und dem Andern brannte die Stirne von weitaussehenden Plänen und Entwürfen. Sie wohnten nebeneinander wie Wasser und Feuer. Es wird erzählt, dass Holbein und Laube, so lange sie in dem damaligen Hoftheater-Bureau auf der Augustinerbastei nebeneinander amtirten, sich fortwährend befehdeten, und wie Laube sich in seinem Ingrimm nicht anders zu helfen wusste, als dass er einmal des Nachts die Verbindungsthüre zwischen seinem und Holbein's Zimmer vermauern liess. Das ist sinnbildlich das letzte Wort und Urtheil zwischen Holbein und Laube: Ihre Naturen schlossen einander aus.

Zu seinem Chef, dem Grafen Lanckoronski, stand Laube fortwährend in freundlichen Beziehungen; der Graf erwies sich ihm als ein echter Cavalier, auf dessen Wort er sich verlassen konnte. Obgleich zwischen den Gesinnungen beider Männer eine tiefe Kluft bestand, so setzte Laube, wenn auch manchmal auf Umwegen und mit Zeitverlust, alles Berechtigte in seinen Bestrebungen durch, weil Lanckoronski in Laube den Fachmann achtete und sich schliesslich

doch von ihm überzeugen liess. In diesem kühlen aber loyalen Verhältnisse waltete der Geist fort, in welchem Laube nach Wien berufen worden war. Durchaus sachliche Gründe sprachen für seine Berufung, und diese sachlichen Gründe, die sich in der Zuversicht zusammenfassten, dass Laube der Mann sei, dem gesunkenen Burgtheater wieder aufzuhelfen, schlug man so hoch an, dass man darüber die persönliche Vergangenheit Laube's zu vergessen bereit war. Aus einer ganz anderen geistigen Gegend war Laube ursprünglich hergekommen. Hinter dem Laube des Burgtheaters stand ein anderer Laube, der Laube des Sturmes und Dranges, der Laube des jungen Deutschland. Seine ersten Schriften waren von der Juli-Revolution hervorgerufen, jenem schreckenden und weckenden Ereigniss, welches die Geister schied und auch in Deutschland Farbe bekennen hiess. Unabhängig von einander, doch wie auf geheime Verabredung begrüssten meist jugendliche Schriftsteller mit Begeisterung die Juli-Revolution, ihnen Allen voran und allen an Geist und Darstellungstalent überlegen, Ludwig Börne und Heinrich Heine. Hand in Hand mit der Begeisterung für die Revolution ging die Kritik der deutschen Zustände; Staat und Kirche, Gesellschaft und Sitte mussten sich die schärfste Beleuchtung, die gründlichste und nicht selten kecksten und gröbsten Angriffe gefallen lassen. Es waren Schriftsteller, wie sie Deutschland selten und in so bedrohlicher Masse nie gesehen hatte. Sie wollten die Welt nicht blos schildern, sondern sie bewegen; sie wollten nicht blos künstlerisch darstellen, sondern auf die Gesinnung wirken. So sehr sie auch durch Begabung von einander abweichen mochten, ein reformatorischer, ein revolutionärer Zug war ihnen Allen gemeinsam. Laube war einer der rührigsten, kecksten und fruchtbarsten Autoren der jungen Schriftsteller-Generation; er war nie darum verlegen, etwas zu sagen, das Wort stob ihm von der Feder. Frisch, flott, burschikos und noch durch die Stilnachahmung hindurch an einer gewissen Derbheit und Tüchtigkeit erkennbar, so schreibt der junge Laube. Und er schreibt über Alles: über Politik und Religion, über Sittlichkeit und Mode, über Geschichte und Philosophie, und stets mit leidenschaftlichem Reformdrange. Und wie er über Alles schreibt, so schreibt er auch in allen Formen: Pamphlet, Charakteristik, Journal-Artikel, Novelle, Roman, Reisebild, es fehlt keine dieser Gattungen in dem Werke des jugendlichen Schriftstellers. Keckheit ist der Hauptcharakter dieser Schriftstellerei, die sich kein Blatt vor den Mund nimmt und in renommistischer Uebertreibung weder vor Tod noch Teufel sich zu fürchten

scheint. Das Stoffgebiet, welches Laube anbaut, ist die ganze Gegenwart, der er seine revolutionären Verjüngungkünste aufreden will und die, wenn sie nicht willig folgt, gezwungen werden muss. In seiner Reformtrunkenheit ruft er einmal aus: »Was nicht von selbst sterben will, muss todtgeschlagen werden.« Naturalistisch ist Laube's Anschauungsweise, naturalistisch sind seine literarischen Mittel. Er ist Naturalist als Aesthetiker, als Dichter, als Politiker, als Sittenbesserer. Er ist nie auf die Quellen geistiger Dinge zurückgegangen, hat nie intimere Fühlung gehabt mit den philosophischen Strömungen der Zeit. Die Hegel'sche Philosophie, die in den damaligen Tageskämpfen eine so hervorragende Rolle spielte und deren fieberhafte Dialektik, vom Nichts ausgehend, auch so oft beim Nichts ankam, ist für Laube nie etwas anderes gewesen als ein Schlagwort. So weit sich ihm die Gegenwart als ein interessanter literarischer und revolutionär zu behandelnder Stoff aufdrängte, so weit reichte auch sein Denken. Nicht classisch, nicht romantisch — modern lautete das Schiboleth, woran die wild gewordenen Denker und Dichter einander erkannten. Dabei spielte unklar ein Gedanke von hellenischer Lebensherrlichkeit mit hinein, und die Emancipation des Fleisches, der freie Cultus der Schönheit war eine Doctrin, die namentlich von Laube, indem er an Heine und Heinse anknüpfte, in der tollsten und frechsten Weise ausgesponnen wurde. Ohne Zweifel war Laube ergriffen von den Strömungen der Zeit und insoferne aufrichtig in seinen Aeusserungen; aber er that mehr, als er seiner innersten Natur gemäss thun musste. Er war nicht nur ein Rufer im Streit, sondern ein Schreier im Streit. Neben der Sache wollte er sich selbst geltend machen, und so musste Aufsehen erregt, mit der Peitsche geknallt werden. Laube's Entwicklungsgang legt Zeugniss ab für diese Thatsache. Wie aus mannigfachen Verkleidungen, von denen er ein Stück nach dem andern abwarf, trat er endlich in seiner eigenen Gestalt hervor: eine gut bürgerliche Natur, vorzugsweise praktisch gestimmt, mit poetischen Anwandlungen und nicht ohne starkes Temperament. Diese Wandlung aus dem Revolutionären ins Bürgerliche zu beschleunigen, trug gewiss seine Verheiratung bei, die ihn zuerst mit dem bändigenden Zauber des Besitzes vertraut machte und ihm eine Frau bescherte, die durchaus verständig, gescheit und mit dem feinsten Tacte begabt war.

Erst im Theater, zunächst als Autor, dann als Bühnenleiter, hat sich Laube selbst und ganz gefunden, und seine dauerndste Thätigkeit in diesen Fächern gehört dem Burgtheater an. Das ist der

Laube, den Wien kennt. Der dramatische Dichter hat es uns eigentlich nie recht angethan, obgleich »Monaldeschi« und »Struensee«, Abenteurerstücke, denen keckes Leben und geschickte Technik nicht abzusprechen sind, in guter Besetzung stets gefallen haben und auch der in den ersten Acten kräftig aufsteigende »Essex«, der nur leider versagt, wo er des eigentlichen Dichters bedürfte, immer gute Aufnahme gefunden. Es ist nicht deutsches quellendes Leben in diesen Schauspielen, sie sind in Geistesrichtung und Mache französischer Abkunft. Der bedeutendere Mann in Laube ist der Dramaturg, und was ihn zu dem hervorragenden Bühnenmanne macht, ist neben der Kenntniss der Sache die Leidenschaft für sie. Man musste ihn walten sehen in seinem Amt, um einen Begriff von seiner Liebe zur Sache zu erhalten. Das interne Theater, das Theater, welches das Publicum nicht sieht, war sein Element, seine Lebenslust. Der Dichter, der Schriftsteller waren nur Mittel zum Zweck, er nützte sie nur für das Theater. Er war, wenn man so sagen darf, der theoretische Schauspieler und wäre, wenn ihn die Natur glücklicher gebildet und mit einer schöneren Stimme begabt hätte, gewiss ein bedeutender Darsteller geworden. Fehlte Jemand auf der Probe, so trat er für ihn ein und sprach seine Rolle so vortrefflich, dass Alles davon entzückt war. In den Proben, die er alle leitete, von der Leseprobe bis zur Hauptprobe, war Laube unermüdlich. Er legte den Schauspielern die Rolle zurecht durch Streichen, Aendern, Umarbeiten; er nannte dies mit einem Schneiderausdruck »zu Faden schlagen«. Dann kam die feinere Arbeit, und es musste Alles heraus, was in der Rolle lag. Und wenn nun ein Stück von Probe zu Probe gewachsen war und immer klarer und fertiger heraustrat und Laube in der letzten Probe das Buch zuklappte, da blieb noch Alles auf der Bühne, bis er aufstand, seinen Hut aufsetzte und in seiner knappen Weise sagte: »Es wird gehen! Guten Morgen!« Und wenn er dies sagte, so konnte man in den meisten Fällen des Erfolges sicher sein, nämlich des Erfolges der Darstellung, denn der Erfolg eines Stückes liegt ausserhalb aller Berechnung. Wie er in seinem Theater, in seinen Schauspielern lebte und webte, das konnte man so recht am Abend einer ersten Aufführung beobachten. Laube sass gespannt in seiner Loge. Er hatte noch mehr Lampenfieber als die Schauspieler unten, er zagte und zitterte für jeden Einzelnen, er spielte jede Rolle in der Loge mit, er war im Theater der Vorlacher und Vorweiner, und wenn der erhoffte Beifall ein wenig auf sich warten liess oder gar ausblieb, so schlug er ungestüm und so lange in die

Hände, bis das Publicum mit einstimmte. War ein günstiger Erfolg vorhanden, dann stürzte er freudestrahlend auf die Bühne, trocknete den Schweiss, manchmal auch den Angstschweiss von der Stirne, die Schauspieler versammelten sich um ihn wie um einen Feldherrn, um die Parole zu empfangen, die kurz und bündig lautete: »Gut ist's gegangen!« Die Zwischenactmusik begann, und er war schon wieder in seiner Loge, die er nur verliess, um lobend oder tadelnd in die Aufführung des Stückes einzugreifen. Nichts war so gering, dass er es nicht seiner Aufmerksamkeit würdigte. Er ging ins Theater, wenn ein untergeordneter Schauspieler zum erstenmal eine Bedientenrolle gab. Um Laube's grösste Eigenschaft als Bühnenleiter hervorzuheben: er war ein unermüdlicher Pfleger des Wortes. Auf Natürlichkeit des Sprechens war sein Augenmerk gerichtet, zugleich auf verständnissvolles Sprechen. Er hob gleichsam das Wort auf und zeigte, was darunter lag.

Als Laube sein Amt antrat, verfügte das Burgtheater über eine Reihe bedeutender Kräfte, die nun sämmtlich der Geschichte angehören. Einer von den Flügelmännern war Heinrich Anschütz. Das Burgtheater verehrte in ihm seinen besten Sprecher und seinen grössten tragischen Darsteller. Als Student hatte Anschütz noch das Weimar Schiller's und Goethe's kennen gelernt, und ihm ward das Glück zu Theil, den Schauspieler Iffland noch in der Vollkraft seines Könnens spielen zu sehen. An die Traditionen unserer nationalen Dichtung und Schauspielkunst knüpfte Anschütz an, ohne sich gegen die Richtungen einer späteren Zeit engherzig zu verschliessen. Seine Kunst ruhte auf dem festen Boden einer gewissenhaft ausgebildeten Technik. Seine Stimme, ein wohlklingendes, volles, jedes Grades von Stärke fähiges Organ, war ausgebildet wie die Stimme eines Sängers; er traf jeden Ton, den er wollte, beispielsweise jenen in die Kopfstimme hinaufschlagenden Ton der Rührung, der nie seine Wirkung versagte, mit unfehlbarer Sicherheit. Was grosser Stil der Declamation sei, konnte man durch ihn erfahren, wenn er etwa den alten Chorführer in der »Braut von Messina« oder den Meister in Schiller's »Glocke« sprach; die Sprache war dann wie ein losgelassenes Element, aber doch gebändigt von der geistigen Kraft des Sprechers. Dann wieder war er als Nathan ein Redner, der über die Neben- und Zwischensätze hinweg mit so ruhiger Hand wie kein Zweiter den zusammenhängenden Faden des Sinnes schlug; es wohnte eine geordnete Klarheit in seinen Worten wie in seinem Geiste. Nicht minder war er ein Meister in der charakteristischen wie der leiden-

schaftlichen Rede, und eines seiner höchsten Meisterstücke in dieser Gattung waren jene Invectiven, die er als Musikus Miller dem Präsidenten an den Kopf wirft. Ueberhaupt sein Musikus Miller — wie schlicht und stark, wie spröd, innig und ergreifend! »Ich laufe zum Herzog,« ruft der arme Musikus aus. »Der Leibschneider — das hat mir Gott eingeblasen — der Leibschneider lernte die Flöte bei mir. Es kann mir nicht fehlen beim Herzog.« Die heilige Einfalt dieser Aeusserung, dieser letzten Zufluchtsgedanken eines gehetzten Wildes brachte Anschütz so kindlich gläubig, mit einer so unschuldigen Zuversicht, dass man zugleich lächeln und gerührt sein musste. Neben den starken, oft derben und groben Ausbrüchen einer bürgerlichen Seele kamen bei Anschütz die zartesten und verschämtesten Gemüthsströme zum Vorschein; er war rührend in seiner hilflosen Liebe zu der Tochter, er war erschütternd in seiner Einsamkeit, in der grauenhaften Zerstörung des häuslichen Lebens. Ueber das Elend und selbst über den Plunder einer von dem Gesetze ungeschützten, der Willkür der Grossen preisgegebenen bürgerlichen Existenz warf Anschütz den Schimmer seiner genialen Begabung. Es war immer ein Festtag für das bürgerliche Gefühl, wenn Anschütz seinen Musikus Miller gab. Auf gleicher Höhe mit dem Miller standen sein Erbförster und sein Tischler Anton — Rollen, in denen er eine reiche künstlerische Erfindung entfaltete. Sein Lear gab einen vollständigen Inbegriff seiner Kräfte; zum Uebrigen trat hier noch die Grösse des Stils. Der Lear von Anschütz ist in Wien sprichwörtlich geworden: mit ihm bezeichnete man das Höchste einer schauspielerischen Leistung. Neben Anschütz stand in eigenthümlicher Grösse Ludwig Löwe, der einst als hinreissender Liebhaber und jugendlicher Held die Welt entzückt hatte. Frau Rettich pflegte von Löwe zu sagen, dass er allein unter allen Schauspielern einem Weibe auf der Bühne glaubwürdige Liebeserklärungen habe machen können. Ein Zug von Ritterlichkeit, der die Männer bezwang und die Frauen bezauberte, war ihm auch in späteren Jahren treu geblieben. Vornehme Männer darzustellen, vornehm in Sitte und Gesinnung, war Niemand befähigter als er. Noch in hohem Alter hat er durch seine adelige Darstellung des Bankban in Grillparzer's »Ein treuer Diener seines Herrn« dieses unsympathische Stück möglich gemacht. Obgleich er beständig heiser war, brachte er doch das Wunder zu Stande, Rollen, die durchaus ein grosses Organ zu verlangen schienen, mit vollem Erfolge zu spielen. Sein Götz, in den er — ein heiserer Löwe — seine ganze Energie und überschäumende

Leidenschaft hineinlegte, rief stets den Jubel des Publicums hervor. Wie es das Glück bedeutender Künstler ist, verehrte man in ihm was er war und was er gewesen war. Ludwig Löwe war eine der grossen Figuren des Burgtheaters. Unter den Frauen vertrat Julie Rettich das reifere tragische Fach. Als Laube Director wurde, lag ihre beste Zeit schon hinter ihr, jene Zeit, da sie in Halm's dramatischen Dichtungen gemeinsam mit Löwe geglänzt hatte. Bei ihrem Uebergang in das ältere Fach hatte sich die Künstlerin, der doch ein starker Verstand nicht abzusprechen war, durch das Beispiel zweier mächtiger Bühnenerscheinungen, der Rachel und der Ristori, an sich selbst irre machen lassen. Sie fühlte nun das Bedürfniss, ihr Spiel, welches ein edler, wenn auch etwas seichter Idealismus kennzeichnete, nach der sinnlichen Seite hin zu erweitern. Der Versuch misslang und musste misslingen. Eine geistreiche, nur wenig sinnliche Natur, war Frau Rettich gewöhnt, vom Geiste aus zu arbeiten; als sie nun an die volle Sinnlichkeit appellirte, wollten ihr die Muskeln, die Nerven, das Blut nicht recht gehorchen. Ein Riss ging durch ihre Natur, und sie konnte nichts erreichen, als das Gleichgewicht ihrer Kräfte zu zerstören. Doch konnte sie gelegentlich noch bedeutend wirken, z. B. als Margarethe von Parma in »Egmont«, als Gräfin Terzky in »Wallenstein«, und nach der Rachel hat Frau Rettich noch die Thusnelda im »Fechter von Ravenna«, nach der Ristori noch die Marfa in Schiller's »Demetrius« geschaffen, zwei Gestalten, die in ihrer rednerischen Fülle und in ihrem reinen Adel doch auf einer eigenthümlichen Höhe standen. Frau Rettich war ein wichtiges geistiges und sittliches Element für das Burgtheater und für die Wiener Gesellschaft. Man hat oft ihre ewige Jugend bewundert, die aber nur auf dem Geheimniss beruhte, die ganze Persönlichkeit vom Gemüth aus zu verjüngen. Ihr diese unverwüstliche Jugend zu bewahren, trug viel jener treue Freundeskreis bei, der sich, seit der Dichter der »Griseldis« ihr näher getreten, um sie, als seinen Mittelpunkt, sich bewegte. Frau Rettich, mit ihrer reichen, von der mannigfaltigsten Bildung befruchteten Natur, hatte viel und vielerlei zu geben. Alles Schöne und Holde, was ein Weib zierte, hatte sie in sich ausgebildet: es ging eine erziehende Kraft von ihr aus, die unbewusst veredelte. Zwei Talente, die man nur bei Frauen findet, besass sie in vorzüglicher Weise: sie war eine Meisterin im Pflegen und im Dulden. Das fühlte man, nach Berichten von Zeitgenossen, zuweilen auch ihrer Kunst an. Sie strömte ihr Herzblut aus, wenn sie als Griseldis in

tiefe Abgründe weiblichen Leidens blicken liess und die grellen Dissonanzen dieses Lebens in eine erhabene Resignation auflöste; sie war Parthenia, bevor sie die Parthenia spielte, denn gerade das Erziehen durch Liebe war recht ihr Element. Es strömte eine belebende Kraft von ihr aus; durch ihr künstlerisches Pflichtgefühl war sie ein guter Genius des Burgtheaters, durch die Würde ihrer Persönlichkeit hat sie, gleichwie Anschütz, für die Stellung des Schauspielers in der bürgerlichen Gesellschaft Namhaftes geleistet.

Unter den Jüngeren war Bogumil Dawison eine hervorragende charakteristische und tragische Kraft. Viele werden sich erinnern, wie sein Richard III. packte und erschütterte, wie sein Hamlet den Zuschauer innerlichst bewegte, wie sein Mephistopheles, der ganz in Lauge getaucht schien, zu denken gab. Sein Mephisto war der Gottseibeiuns in Lebensgrösse. Diese Schärfe und feine Witterung, dieser tiefe Ingrimm, der manchmal in dämonische Flammen aufschlug, bei allem Cynismus jener höllenjunkerliche Anstand — es war eine Gestalt, die vom genialsten Leben überschäumte. Dawison's Begabung schien eine grosse Zukunft in sich zu tragen. Die starren Ueberlieferungen der Mittelmässigkeit schienen von einer bedeutenden Kraft kühn durchbrochen, es war, als ob Dawison die verschüttete Quelle der dramatischen Dichtung wieder aufgeschlagen habe, die nun ihren lange zurückgehaltenen Sprudel auf einmal mit verdoppelter Kraft ergossen. Selbst seine scharf ausgesprochene persönliche Erscheinung, welche die Linie des Ebenmasses fast in jedem Punkte schnitt, selbst die vom reinen Wohllaut weit abliegende Färbung seiner Stimme übte eine wohlthuende Wirkung, weil sie den Erfolg der künstlerischen Darstellung nicht von sogenannten schönen Mitteln, sondern durchaus von einem grossen geistigen Vermögen abhängig machte. Höchst erquicklich war die Freiheit, mit welcher Dawison die Sprache behandelte; in seinem Munde wurde das in der Declamation erstarrte Wort wieder flüssig und erhielt die Fähigheit zurück, sich jeder Regung des Gemüthes, jeder Wendung des Verstandes lebendig anzuschmiegen. Wie unschätzbar diese bahnbrechende Kraft für das Burgtheater! Leider war Dawison eine unbotmässige Natur, die nichts über sich duldete, und als in ihm und seinem Director zwei Temperamente aneinander geriethen, die sich nicht vertragen konnten, verliess Dawison Wien zu seinem eigenen Schaden und zum Schaden des Burgtheaters. Bald war er einem Zigeunerleben verfallen, das ihm nicht gestattete, zwei Mal an derselben Stelle über Nacht zu bleiben. Sein ganzer Mensch zeigte sich

von einer Unruhe ergriffen, die aus Ehrgeiz und einem fieberhaften Verlangen nach Besitz entsprang. Das ruhige Ausgestalten einer Rolle ward ihm fremd und fremder, er arbeitete auf Wirkung hin und gewöhnte sich ein durchaus witziges, nach Pointen haschendes Spiel an. Im fehlte die Zucht einer grossen Bühne, welche die Kraft des Einzelnen heilsam beschränkt, indem sie ein Talent am anderen seine natürliche Grenze finden lässt. Beständig von Kräften untergeordneten Ranges umgeben, hatte sich Dawison daran gewöhnt, stets im Mittelpunkt zu stehen und was um ihn vorging, nur als Nebensache zu betrachten. Die Dichtung diente zuletzt nur dem Zwecke, ihm einen Hintergrund für seine Persönlichkeit zu leihen. Demgemäss konnte er eine Rolle in lauter kleine Stücke zerreissen, demgemäss zerhackte er den Bau der Rede in einzelne Worte und zerschlug einen Charakter in winzige Splitter. Indem er zu viel motivirte, entging ihm der Sinn des Ganzen. In Rollen, wo das Aneinanderreihen pikanter Züge am Platze ist, wie im Narciss, im Königslieutenant, im Bonjour, ist Dawison am längsten wirksam geblieben. Wien hat ihn noch in seinem Verfalle gesehen und geehrt. Dawison war das glänzende Vorbild jener dramatischen Abenteurer, die sich bei der schauspielerischen Entdeckung Amerikas Ruhm und Reichthum ergattert haben. Viel ist in ihm verdorben. Er konnte sich einem Ganzen nicht fügen, und so ist er an der Ueberspannung und am Missbrauch seiner Kräfte einsam zu Grunde gegangen.

Man betritt den Grenzrain von Tragödie und Lustspiel, wenn man sich der erquicklichen Gestalt La Roche's nähert. Das grosse Ereigniss in La Roche's Leben war seine Bekanntschaft mit Goethe. Seit Goethe's grosses Auge auf ihm geruht, ist von der Stirne des Künstlers eine gewisse ideale Lichtspur nicht mehr verschwunden. Als die beiden Männer in Weimar zusammentrafen, muss ihnen das Gefühl, dass ihre Naturen einander verwandt seien, nicht fremd geblieben sein. Worin sie einander ähnlich waren, ist zunächst jener conservative Zug, der vor Allem darauf ausgeht, die eigene Persönlichkeit der Welt gegenüber zu erhalten, jene Lebenskunst, die den Genuss verlängert, indem sie ihn beschränkt, jene Weisheit, die sich an der Leidenschaft wärmt, ohne sich von ihr verzehren zu lassen — kurz, der Egoismus des begabten Individuums, das aber, indem es nur sich selbst zu geniessen scheint, auch den Genuss seiner Mitwelt, sei es darstellend, sei es dichtend, erhöht. Behagen — ein Lieblingswort und ein Lieblingszustand Goethe's — an diesem Worte

müssen diese beiden übrigens so rastlos thätige Menschen einander erkannt haben. Solche Menschen sind Meister in der Kunst, den Faden des Lebens in unabsehbare Länge zu spinnen, und La Roche, der sein Vorbild darin noch übertroffen, ist für Wien Jahrzehnte lang der »alte La Roche« gewesen. Noch aus der fernen Weimarer Zeit hat La Roche seinen Mephisto mitgebracht. Der Dichter selbst hatte die Rolle mit ihm durchgegangen, sich gegen ihn über die Bedeutung dieser Gestalt ausgesprochen. »In der Rolle des Mephistopheles wie ich sie gebe,« hat La Roche sich geäussert, »ist jede Geberde, jeder Schritt, jede Grimasse, jede Betonung von Goethe; an der ganzen Rolle ist nicht so viel mein Eigenthum, als Platz hat unter dem Nagel.« Man kann das allenfalls glauben, denn La Roche's Mephisto war ein höchst massvoller, behaglicher Teufel, wie er etwa der Altersauffassung Goethe's entsprechen mochte. Indessen war La Roche noch weniger auf die grosse Tragödie angelegt als Goethe, der von ihr sagte, dass sie ihn zerstören würde. La Roche, der sonst die Wahrheit selbst war und dessen Kunst ganz auf den Grundsätzen ruhte, welche die grossen Begründer der deutschen Schauspielkunst zur Geltung gebracht hatten, wurde im Trauerspiel geschraubt und sprach mit einem falschen tragischen Bass. Seine grösste Kraft lag stets da, wo es ihm gestattet war, eine Gestalt mit gemüthlichem, komischem oder derbem Beigeschmack in das behaglichste Detail auszumalen. Der Kreis, in welchem ein also geartetes Talent Befriedigung findet, ist weit gezogen und schliesst die Möglichkeit eines reichen und mannigfaltigen Gestaltens in sich. Und in der That, welche Fülle von Gestaltungskraft hat La Roche innerhalb dieser Grenzen entfaltet! Von seinem Kent in »König Lear« bis zu dem älteren Klingsberg, vom Just in »Minna von Barnhelm« bis zu dem Klosterbruder in »Nathan«, von seinem Shylock bis zum Malvolio — welche unabsehbare Reihe von meister- und musterhaften Gestalten hat er nicht vor das Auge des Publicums gezaubert! Er war unerschöpflich an charakteristischen und feinen Zügen, und jeder Zug bekam wieder Junge. Solche einzelne Züge sind ihm oft von Anderen abgestohlen worden, aber was man nicht stehlen kann, ist die Seele, und La Roche hat seine Figuren stets von innen heraus gebildet, und ein starkes Grundgefühl hielt ihre Glieder zusammen. Bei aller Beweglichkeit lag in seinem Schaffen ein breites künstlerisches Behagen, das alle Unruhe ausschloss, und dieser behagliche Zug, der auch sein Leben beherrschte, konnte dieses geborne Berliner Kind mit gänzlich norddeutscher Bildung zu einem

nie genug gesehenen Liebling des Wiener Publicums machen. Neben vielen unvergleichlichen Figuren, die bis auf das letzte Haar und den letzten Knopf fertig dastanden, hat er bis in das höchste Alter hinauf neue Gestalten geschaffen, die von Geist und Leben sprühten. Als er sich auf das Fach edler und bürgerlicher Väter zurückgezogen hatte, musste man seine fortquellende Frische bewundern. Er hatte vierzig Jahre in Wien gespielt und war fast achtzig Jahre alt, als er in Schaufert's »Erbfolgekrieg« jenen Bankier Lenz schuf, der zu seinen frischesten und geschlossensten Rollen gehörte. In dieser Thatsache spricht sich eine fast unerhörte Lebenskraft aus. La Roche war eine starke Natur, und diese Stärke wurde durch seinen weisen Sinn, der kein Uebermass duldete, wesentlich gesteigert. Stark und weise sein, darin liegt das Geheimniss dauernder Erfolge. Auch in diesen Stücken ist La Roche ein natürlicher Verwandter Goethe's gewesen, der nun nicht mehr von ihm zu trennen ist. Einige Strahlen von der Sonne, deren herrlichen Niedergang er in Weimar schauen durfte, verklärten die Züge des Lebenden und vergolden nun die Erinnerung an einen der besten Schauspieler des Burgtheaters.

Karl Fichtner gehört zu demselben Geschlechte der unscheinbaren Grössen, wie La Roche. Fichtner ist allem geräuschvollen Wesen in der Kunst wie im Leben ausgewichen, eine ehrliche Natur, die mit ehrlichen Mitteln wirkte. Er war ein Künstler, der nichts Unpassendes unternahm, dagegen jede Rolle, die im Bereiche seiner Kräfte lag, mit dem Zauber seiner Persönlichkeit tränkte. Die Rollen, in denen er sich auszeichnete, liegen ihrem Charakter nach weit genug auseinander. Fichtner trug den Hermelin und den Frack mit gleicher Schicklichkeit, das gewichtige Herrscherwort kam ihm so natürlich von den Lippen, wie die leichte, scherzende Rede des modernen Weltmannes. Für grosse tragische Aufgaben war er nicht gemacht, da lag die Grenze seines Talentes; aber wo das Tragische als Episode auftrat, war er dafür wie geschaffen. Valentin, Gretchens Bruder, war in seiner schlichten Darstellung eine erschütternde Gestalt; sein Clarens trug so viel Anmuth in die Tragödie hinein, und nie hat man den übermüthigen Mercutio lebensvoller darstellen sehen, als von ihm. Sein Rudolf von Habsburg in »Ottokar's Glück und Ende« nimmt unter seinen Leistungen eine hervorragende Stelle ein; wie er da die Taubenunschuld mit der Schlangenklugheit zu vermälen wusste, war ein Meisterstück ersten Ranges. Seine vornehme, bezaubernde Dreistigkeit als Prinz in »Emilia Galotti« machte das halb bewusste, halb unbewusste Schwanken Emiliens

erst begreiflich; sein hinreissendes Wesen rechtfertigte den Dolchstoss des alten Galotti. Das sind nur Proben, denn wer wollte die Rollen alle aufzählen, denen Fichtner seine Seele eingehaucht, ja die oft nur lebten, weil er sie in die Hand nahm? Im leichten Schauspiel war er souveräner Meister, Beides: als Spieler und als Sprecher. Es war bis in die Ausgelassenheit hinein so viel Anmuth und Sitte in ihm, dass man von ihm lernen konnte, was sich auf der Bühne ziemt. Der Grund der Wirkung lag hier wie dort in derselben Eigenthümlichkeit des Mannes, die als offenbares Geheimniss sein Spiel durchwaltete. Wie soll man diese Grundkraft nennen? Künstler, deren hervorragende Eigenschaften kräftige Schlagschatten werfen und die uns in ihren Mängeln Massstäbe für ihre sonstige Grösse an die Hand geben, sind in ihrer Bedeutung leicht erklärt; aber eine so harmonische Natur, wie Fichtner, deren Wirkung ganz auf dem glücklichen Gleichgewichte geistiger und gemüthlicher Kräfte beruht, entzieht sich eigensinnig der Zergliederung. Er lässt sich immer nur als Ganzes fassen, und durch Aufzählen einzelner Eigenschaften wird man dem Wesen Fichtner's nicht näher kommen. Es gibt indessen Ein Wort, das Allen auf der Zunge schwebte, die unter dem künstlerischen Einflusse Fichtner's standen, und dieses Wort heisst: liebenswürdig. Liebenswürdigkeit war in der That die Seele Fichtner's, sie war jene lebendige Mitte, in welcher sich seine übrigen Eigenschaften trafen und von welcher sie Farbe und Duft empfingen. Liebenswürdigkeit war über seine Gestalt gegossen, sie blickte aus seinen vollen Augen, sie sass auf seinen Lippen und sprach aus jeder Bewegung seiner Hand. Sein blosses Auftreten pflegte einen Sonnenschein mit sich zu bringen. Fragt man nun, ob diese Liebenswürdigkeit Natur oder Kunst gewesen, so muss man antworten, dass sich Liebenswürdigkeit, als Herzensgüte, die sich mit Anmuth ausspricht, allerdings nicht anbilden lasse, dass sie aber bei Fichtner zur höchsten Fertigkeit ausgebildet war. Fichtner ist keineswegs als Künstler vom Himmel gefallen, er hat vielmehr eine sehr gründliche Schule durchgemacht. Er begann seine Bühnenlaufbahn damit, dass er ausgelacht wurde, und zwar so empfindlich, dass der verletzte Jüngling auf dem Sprung stand, unter die Soldaten zu gehen. Das Unbeholfene, das Linkische, das man an dem Anfänger belacht hatte, hat er als Kunst in sein späteres Leben hinübergerettet und damit die heitersten Wirkungen erzielt. Seine vornehmste Schule war das Burgtheater, an welcher er wieder Schule gemacht hat. Fichtner ist in jedem Sinne eine Zierde des

Burgtheaters gewesen, und wie er keinen Neid kannte, so hat er auch keinen erfahren. Ihm ward ein Glück zu Theil, welches in das Reich der Fabel zu gehören scheint, das Glück, bedeutend zu sein, ohne Feinde zu haben.

Luise Neumann, eine werthvolle Kraft, namentlich für leichteres Schauspiel, bewegte sich so sehr in der geschilderten Richtung, dass man sie künstlerisch wohl eine Schwester Fichtner's nennen konnte. Von allen Unscheinbaren war sie die Unscheinbarste. Ein Persönchen, das eng beisammen war, ein Stimmchen mit ausgesprochenem Nasenton, eine Art Schönheit, die nur in der Bewegung lebte. Sie spielte von innen heraus, und sie brauchte ihre schöne Natur nur gewähren zu lassen, um das Schickliche zu treffen. So war sie die Anmuth, die Liebenswürdigkeit, die Sitte selbst, ohne eine Spur von Pedanterie. Es war kein Geräusch um sie her. Man hörte ein sanftes Anschwellen und Abklingen der Gedanken und Empfindungen, ein lebendiges Gespräch, in welchem sich der Sinn der Worte ohne eine starke Betonung, ohne ein Hinweisen mit dem Finger wie von selbst ergab. Und bei diesem weichen Fluss der Rede und des Spiels konnte man doch merken, dass dahinter eine geistige Energie stand, die Alles zusammenhielt und beherrschte. Luise Neumann war ein schönes Naturell und eine durchgebildete Künstlerin. Ihr Talent ist den Lustspielen Bauernfeld's, zumal seinen »Bedeutenden Mädchen«, wie er die Geschöpfe seiner Laune gerne nennt, vielfach zu Gute gekommen; der Dichter konnte ihr Alles zumuthen, was zwischen Gefühl und Witz, zwischen Empfindung und Schalkhaftigkeit liegt. Als Beatrice in »Viel Lärm um Nichts« nahm sie einen höheren Flug und erregte mit ihrem Nasenstimmchen die anmuthigsten Gewitterstürme; in »Minna von Barnhelm« hat sie nach einander die Minna und Franziska und beide gleich gut gespielt. Neben Frl. Neumann wirkte Frau Auguste Koberwein, eine der beiden schönen Anschütz-Töchter, mit den blendendsten Mitteln. Ihre Emilia Galotti machte die Leidenschaft des Prinzen begreiflich, und ihr Georg in »Götz von Berlichingen« rief stets eine berauschende Wirkung hervor.

Luise Neumann's Mutter, Amalie Haizinger, zählt zu den glücklichen Frauen, die ein langes, thätiges Leben sich selbst und Anderen zur Freude hingebracht haben. Man kennt ihre Jugendschönheit aus guten Bildnissen: die schlanke und doch volle Gestalt, das frische, lieblich schwellende Gesicht, der blühende Mund, die sprechenden blauen Augen. Und nun besass sie das Ge-

heimniss, sich ewig zu verjüngen, indem sie sich in die Zeit schickte und von jedem Lebensalter die ihm eigene Blüthe brach. So ist sie nie alt geworden, sondern jung gewesen als Mädchen, als Frau, als Matrone, als Greisin, und die üppige Spitzenhaube ist der Achtzigerin so jugendlich gestanden, wie der Achtzehnjährigen die Rose im Haar. Die Natur hatte sie wie einen Liebling ausgesteuert. Sie war im Mai geboren und hatte die gute, starke, dauerhafte Art einer Maikatze. Ihre Heimat war Karlsruhe, wo Schwäbisches und Pfälzisches einander begegnen und umbilden; bei Frau Haizinger ist der trübe Bodensatz des schwäbischen Stammcharakters durch die leichte pfälzische Blutwelle hinweggespült worden. Heiterkeit war ein Grundzug ihres Gemüths. Ihre Rede, von einer weichen, warmen, doch auch der Schärfe fähigen Stimme getragen, gewann an Reiz durch den herzhaften Anklang an die schwäbische Mundart, die Frau Haizinger zu gemüthlicher und schalkhafter Wirkung zu benützen verstand. Eine solche weibliche Vollnatur auf der Bühne zu sehen, war ein Genuss, den die Wiederholung nicht abstumpfte. Diese Fülle des angeschlagenen Tones und dieses reiche Nachquellen der Kraft erregte stets Bewunderung. Da stand es und da bewegte es sich vor uns, dieses Eigenwillige, dieses Souveräne und Siegreiche einer wahren Natur. Sie hatte früher naive und sentimentale Rollen gegeben, auch ins Tragische hatte sie herübergespielt und kleine Opernpartien gesungen. Ein musikalisches Element, auch wo sie nur sprach, ist ihr immer verblieben, und die Naive und Sentimentale hat sie mit herüber genommen in das Fach der komischen Alten, das sie im Burgtheater von Anfang an vertrat. Ihrer Naivetät glaubte man auf's Wort, und ihre Empfindung trug den Stempel der Wahrheit. Sie konnte lachen und weinen, ihr Schluchzen in komischen Situationen machte ihr Niemand nach; aber vollends hinreissend war sie, wo sie Lachen und Weinen in Einem Sack hatte. Sie besass, was so wenig Frauen besitzen: Laune, die sich bis zum Humor steigerte; sie konnte mitten in der Komik ergreifend wirken und bis zu Thränen und selbst über die Thränen hinweg rühren. Wenn sie sich einmal selbst einen Feiertag machte und auf Kosten der Rolle nur den Uebermuth ihrer Natur walten und glänzen lassen wollte, auch da war sie, und wenn man sich nachträglich auch ärgerte, ihres Erfolges stets sicher; glücklicherweise wandelte sie eine solche Virtuosenlaune, die uns zu Narren ihres Talentes machte, nur selten an. Ihr Fach füllte sie voll und glänzend aus. Sie war, immer innerhalb des Rahmens der Komik, die vornehme Dame, die bürgerliche

Frau, die Haushälterin, die Bäuerin, die Kupplerin — Alles, was man wollte. Bei der niedrigsten Rolle, etwa der Martha in »Faust«, schlug der Adel ihrer Begabung kräftig durch und hob das Gemeine in den Aether der Kunst empor. Amalie Haizinger war ganz sie selbst auf der Bühne, aber eben das war ihre grosse Kunst, dass sie es wagen konnte, sich selbst auf der Bühne zu geben. Wie Frau Haizinger, so hat dies auch Fritz Beckmann gethan, ein Komiker, dem Wien unendlich viel Vergnügen verdankt. Er steckte voll Spass und Witz. Beckmann war eine veredelte Hanswurstnatur, die stets Lust bezeigte, in den Stegreif zu steigen.

Ueberschlägt man die Summe dieser künstlerischen Kräfte und sucht sich ein Bild ihrer Wirksamkeit zu entwerfen, so ist unschwer zu vermuthen, dass ihr Hauptgewicht auf das Schauspiel und Lustspiel fallen werde. Für die Tragödie ist Wien nie ein fruchtbarer Boden gewesen, sie hat stets nur in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten aufgeleuchtet. Für die minder schweren Gattungen dagegen, namentlich für das Lustspiel, hat das Burgtheater einen eigenthümlichen Stil der Darstellung geschaffen. Wenn man zur Zeit, da die alte Schule noch blühte, aus Deutschland hereinkam und im Burgtheater der Aufführung eines Conversationsstückes zum ersten Male beiwohnte, da ging Einem eine ganz neue, wundersame Welt auf. Brachte man sonst das lästige Gefühl nicht von sich los, dass man es mit blossen Komödianten, mit mehr oder minder gewandten Aufsagern ihrer Rollen zu thun habe, so kam Einem im Burgtheater der Eindruck des vollsten Lebens entgegen. Die Schaubude war verschwunden, man befand sich mitten in der besten Gesellschaft, deren gefällig entgegenkommende Manieren eine gewisse ablehnende Vornehmheit nicht ausschlossen. Ein sachter, abgedämpfter Ton war vorherrschend, so dass in diesem gleichvertheilten Elemente jedes treffende Wort, jede geistreiche Wendung doppelt wirkte. Dazu kam ein vollendetes, von frostiger Correctheit weit entferntes Ensemble und ein Tempo, dessen bequeme Raschheit ein den Gesammteindruck zerreissendes Verweilen auf Einzelheiten nicht gestattete. Es war ein Vergnügen, zu sehen, wie Schauspieler und Publicum einander auf den Wink verstanden und was gutes Sprechen und gutes Hören sei, konnte man nirgends besser lernen. Zuschauer und Schauspieler standen im innigsten geistigen und gemüthlichen Wechselverkehr, man kann sagen, sie haben einander geschaffen.

Als Heinrich Laube die Leitung des Burgtheaters ergriff, hat er diesen Schatz von Kräften und Traditionen übernommen. Er

musste das Ueberkommene schonen, und im Ganzen hat er es auch geschont, allein er war berufen worden, die erschütterte Autorität der Direction herzustellen, Ordnung zu machen, für die Zukunft zu sorgen. Das hat er denn auch gethan in seiner unverdrossenen, derben, durchschlagenden Art, die aus Liebe zur Sache und einem starken Glauben an sich selbst entsprang. Die absterbenden Zweige des Repertoirs wurden beseitigt, zurückgeschobene oder unordentlich besetzte Werke durch scharfes Studium und zweckentsprechende Neubesetzung wieder belebt, junger Geist und junges Blut dem alternden Organismus zugeführt. Laube brachte neue Stücke und neue Menschen, nicht ohne die alten zu verjüngen. Die ersten Jahre seiner Direction zeigen auf Grund unausgesetzter, tüchtiger Arbeit einen rasch und glänzend aufsteigenden Gang. Wahre Theaterfeste, die das beste Können des Burgtheaters hervorlockten, waren die Aufführungen von »Julius Cäsar«, von »Richard III.«, von Otto Ludwig's Trauerspielen »Die Makkabäer« und »Der Erbförster«; Schiller, Goethe erschienen in ganzer und glänzender Gestalt, Heinrich von Kleist folgte nach. Von Gutzkow bis Gottschall gingen die modernen Dramatiker an uns vorüber; dazwischen erschien, obwohl selten, Friedrich Hebbel, der Dichter ethischer Probleme, Grillparzer wurde wieder heraufbeschworen und Bauernfeld in seinem alten und neuen Stücken gegeben. Werthvolle Bereicherung des Repertoirs brachte Gustav Freytag, Mosenthal liess es an einem Stücke nie fehlen, und Weilen arbeitete sich aus seinen romantischen Anfängen zu breiterer historischer Gestaltung heraus. Während Benedix seine munteren Lustspiele lieferte, Frau Birch-Pfeiffer reichlich und brav für die Bretter arbeitete, kam auch das leichte Talent Eduard Mautner's der Bühne zu Gute. Friedrich Halm erlebte noch einen dramatischen Nachfrühling, Putlitz mit seinen historischen und häuslichen Stücken wurde eifrig gepflegt, von Brachvogel blieb wenigstens der modern überpfefferte »Narciss« auf dem Repertoire. Mit den alten Spaniern wurden mehr oder minder glückliche Versuche gemacht, die modernen Franzosen aber entschieden bevorzugt. Mit den Franzosen ist Laube wohl etwas zu weit gegangen, allein indem er Werth auf sie legte für das Theater und doppelten Werth für das Burgtheater, folgte er doch einer richtigen Empfindung. Ihm galt das französische Schauspiel für das Schauspiel der Gegenwart, welches wichtige Fragen der jetzigen Menschen kühn aufstelle und geistvoll und unumwunden beantworte. Dies könne ein lebendiges Theater nicht entbehren. Das ist im Allgemeinen gewiss richtig,

nur muss man das Schauspiel der Gegenwart nicht verwechseln mit dem Schauspiel der Woche, des Tages, der Stunde. Solche Dinge muss man unterscheiden, selbst bei Talenten wie Dumas und Sardou, ja sogar bei einem Künstler wie Augier. Wo die modernen Franzosen aber gut sind, da sind sie besser als die modernen Deutschen, die ja doch heimlich zu den Franzosen naschen gehen. Vollends das Burgtheater kann die Stücke der Franzosen nicht entbehren, da seine Schauspieler einige ihrer besten Eigenschaften der Aneignung französischen Geistes verdanken. Laube hatte die Ueberlieferung des Burgtheaters für sich, wenn er auf das französische Stück ein besonderes Gewicht legte.

Mit seiner Arbeit am Repertoire verbanden sich Laube's Bemühungen um neue schauspielerische Kräfte. Dieses Geschäft betrieb er mit einem ungeduldigen, stürmischen Sinn, wobei Weizen und Spreu wild durcheinanderwirbelten. Oft trieb er einen Schauspieler auf der einen Seite in das Theater nur hinein, um ihn in leidenschaftlicher Enttäuschung auf der anderen Seite wieder hinauszujagen. Doch sah er nicht selten scharf und klar, und wenn er einmal erkannt hatte, dass in einem Schauspieler ein entwickelungsfähiger Kern stecke, dann ging er mit ihm durch Dick und Dünn, auch gegen das Publicum. Das Burgtheater verdankt einige seiner besten Künstler diesem beherzten Trutzverfahren.

Wenn man Laube in seiner Thätigkeit das Burgtheater entlang begleitet, so geht man wie durch eine lange Gallerie bedeutender Schauspieler-Bildnisse, die so verschieden an Gestalt als Talent sind. Gleich in seine erste Zeit fällt Marie Seebach, ein Talent, das neben keinem anderen klein erscheint. Sie war das tragische Mädchen, als Gretchen, Clärchen, Marie Beaumarchais damals unvergleichlich. Sie liess ihr Fach nicht wie sie es fand, sie brachte ihm neue Gaben, sie brachte ihm Geist und Erfindung zu. Sie war in der Empfindung so stark, wie in der Begründung der Empfindung; leider artete ihre Motivirungskunst mit der Zeit in die Sucht des Uebermotivirens aus. Der Geist gewann bei ihr nach und nach die Oberhand und zehrte das Talent auf. Ein fieberhafter Drang nach Aufregung, Aufsehen, Beifall liess sie jedes feste künstlerische Verhältniss als drückend erscheinen, und so hat sie in einem unruhigen Wanderleben den Boden unter den Füssen verloren. Eine Reihe Sentimentaler und Naiver wurde an uns vorüber geführt, seelenvoll, sittig, wie Marie Bossler und Auguste Baudius, oder schalkhaft, ausgelassen und doch jeder feineren Empfindung

fähig wie Friederike Gossmann, deren Grille sprichwörtlich geblieben ist. In jugendlicher Schönheit ist Frau Gabillon in das tragische Fach eingetreten. Geist und Bildung haben sie charakteristischen Salonrollen zugeführt, im Fache scharfer Damen ist sie ohne Nebenbuhlerin; mit ihr ist Ludwig Gabillon voll Gewandtheit durch die Tragödie gegangen, hat charakteristische Aufgaben im Lust- und Schauspiel meisterhaft gespielt und ist in mannhaften und prahlerischen Rollen ein hervorragender Künstler. Der Charakterkomiker war Karl Meixner, an Schärfe der Auffassung unerreicht und doch wieder mit einem tiefen Gemüthston überraschend, der gemüthliche Komiker ist Herr Schöne. Ernst Hartmann, ein Miterbe der Fichtner'schen Kunst, bildete sich zum feinen Liebhaber aus, spielt komische Originale mit einer alles Gemeine veredelnden Kraft, verbreitet als Koch Leon eine ansteckende Heiterkeit um sich und gibt die Rolle des Prinzen Heinz mit liebenswürdig ritterlichem Sinn. Als tragischer Liebhaber und jugendlicher Held hat Joseph Wagner lange Zeit geglänzt, ein mit den schönsten Mitteln ausgestatteter Künstler voll Adel und Leidenschaft. An seine Stelle ist Fritz Krastel getreten, eine stets jugendliche, schwungvolle Natur. Joseph Lewinsky ist der grösste Redner des Burgtheaters; im Charakterfach, das er durch alle Farben spielt, ist Franz Moor seine höchste und bewundernswürdigste Leistung. Drei andere Schauspieler, die zwar später eingetreten, verdankt das Burgtheater gleichfalls dem Finderglücke Laube's: Luise Schönfeld, Katharina Schratt und Emerich Robert. In ernsten und heiteren Mutterrollen ist Frau Schönfeld die begabte Nachfolgerin der Haizinger, vielfach an ihre Landsmännin erinnernd, aber nicht ohne selbständige Wärme und Feinheit. Frau Schratt, früher eine beliebte Naive, hat sich nicht ohne Glück in Salonrollen hineingefunden. Herr Robert, der sich anfänglich in das Ensemble des Burgtheaters nicht recht fügen wollte, spielte sich, indem er auch sonst energisch an sich arbeitete, durch komische Chargen von seiner prätiösen Manier frei und schob sich in der Tragödie wie mit Einem Ruck in die erste Reihe. Sein Coriolan und sein Oedipus sind zwei aus dem gediegensten Metall der Tragödie gegossene Gestalten, scharf und blank, ohne Risse und Sprünge. Das Institut hat an Herrn Robert einen bedeutenden und zukunftsvollen Künstler gewonnen. Zwei Schauspieler werden von dem Burgtheater selbst als seine ursprünglichsten Talente verehrt: Helene Hartmann und Bernhard Baumeister. Frau Hartmann hat eine ruhmvolle Laufbahn als Naive hinter sich, allein sie

wird immer die Naive, die Unbefangene bleiben, welche die ihr noch winkenden Aufgaben mit genialem Instinct ergreift und löst. Auch Herr Baumeister ist ein Naturbursch geblieben, jedenfalls eine Natur, die den schöpferischen Kräften verwandt ist. Er besitzt eine so starke, unmittelbar zwingende Begabung, dass es ihm allein gestattet ist, ganze Mittelglieder der schauspielerischen Technik zu überspringen, ohne seine Wirkung zu verfehlen. Man glaubt ihm auf das Wort, auf den Wink. So mächtig erschütternde tragische Laute, wie sie Baumeister's Erbförster oder Richter von Zalamea entfesselt, sind im Burgtheater nicht mehr gefallen, seit Anschütz verstummt ist. Neben der tragischen Empfindung besitzt Baumeister einen sprudelnden Humor. Ein solches Bild runden Behagens, wie sein Falstaff, ist auf der Bühne wohl selten gesehen worden.

Wieder sind es zwei Schauspieler des Burgtheaters, die ein eigenthümliches Paar bilden: Charlotte Wolter und Adolf Sonnenthal. Manchen gelten sie für das Höchste, was das Burgtheater hervorgebracht, und in einem gewissen Sinne und nach zwei verschiedenen Seiten hin, die sich schliesslich doch wieder begegnen, auch mit Recht. Unter Laube sind sie noch nicht das gewesen, was sie heute sind; allein er hat sie gepflanzt, gehegt, erzogen, und so mögen sie auch für ihn blühen. Aus unscheinbaren Anfängen hat sich Sonnenthal zu seiner gegenwärtigen Höhe, zum anerkannten Range des ersten deutschen Schauspielers emporgearbeitet. Das Schicksal hatte den Knaben nicht weich gebettet. Er kam aus engen Verhältnissen her und hat ein Handwerk erlernt. Dass er den Weg durch das Handwerk genommen, hat dem Schauspieler keineswegs geschadet, im Gegentheil: wessen Hand in den Sinn und Eigensinn eines gegebenen festen Stoffes einzudringen gewohnt ist, der wird auch geistiges Material mit Klugheit, Ehrlichkeit und Treue zu bemeistern gewillt sein. Der goldene Boden des Handwerks — golden in dieser ethisch-technischen Bedeutung — ist dem Schauspieler Sonnenthal nie untreu geworden. Er hat Alles gelernt, was der Schauspieler können soll, und er kann es gut, ja als Meister. Er verdankt fast Alles, was er besitzt, dem Burgtheater und hat es dem Burgtheater mit Wucher zurückerstattet. Sonnenthal ist die lebendige Verkörperung der Traditionen des Burgtheaters. Einfach und wahr in Wort, Wink und Bewegung, das ist seine Kunst und das ist ihr Zauber. Wenn sein Talent auch vielfach unter fremden Einflüssen gereift ist, wie denn Franzosen und Italiener nachhaltig auf ihn eingewirkt haben, so hat er doch seine beste

Kraft aus dem Burgtheater gesogen. Er wurzelt und gipfelt im Burgtheater. Wie ihm seine Begabung immer nur die Aufforderung zur Arbeit war, so hat er sich in seiner Gründlichkeit nur langsam entwickelt. Nun steht er seit Jahren auf der Höhe seiner Kunst, im Vollbesitze seiner Mittel; seine reife Männlichkeit, der Adel und die Energie seines Wesens gestatten ihm nach den mannigfaltigsten Aufgaben zu greifen, die Blüthen und die Früchte zu pflücken. Unvergleichlich fein, liebenswürdig, ergreifend als Liebhaber, vom Salon aus bis in den tragischen Bereich hinein, fesselnd und erschütternd in bürgerlichen Charakterrollen, hat er in seiner letzten Zeit einen Wallenstein hingestellt, wie er unter Laube nicht gesehen worden ist. Sonnenthal's Kunst — und das ist das letzte und schönste Wort, das man sagen kann — ruht auf dem festen Gelenke edler Menschlichkeit. Er hat sich in dem gefährlichen Spiele schauspielerischer Selbstentäusserung einen einfachen Sinn und ein warmes Herz zu wahren gewusst. In einem sprudelt der lebendige Quell menschlicher Güte; er ist auch im Leben ein Künstler, ein nicht nur kluger, sondern ein weiser Mann. So war es auch immer dieser bedeutende Künstler und Mensch, an dessen Rath und Hilfe man sich wendete, wenn die jeweilige Herrenlosigkeit des Burgtheaters ernstliche Krisen befürchten liess.

Charlotte Wolter ist zwar ein stolzer Besitz des Burgtheaters, allein sie ist nicht so gründlich aus ihm hervorgegangen wie Sonnenthal und deckt sich mit ihm nicht so vollständig wie er. Die Wolter war es, die mit mehr Glück den Versuch erneuerte, an dem Julie Rettich gescheitert war. Sie litt nicht an einem Ueberfluss an Geist, an einem Ungehorsam der Nerven und des Blutes, wie Frau Rettich. Sie war selbst eine Natur und stand mit der Natur auf gutem Fusse, sie war Realistin der Auffassung nach, leider auch Naturalistin in den Kunstmitteln. Sie hatte wenig gelernt, aber sie konnte, was man nicht lernen kann. Sie konnte nicht sprechen, aber donnern; sie konnte nicht deuten, aber drohen; sie konnte nicht gehen, aber schreiten. Alles was den Anderen leicht wurde, ward ihr schwer, und woran die Anderen verzweifelten, ging ihr wie von selbst von der Hand. Sie fiel wie ein Element in das Burgtheater, von dem man noch nicht wissen konnte, ob es Verheerungen oder Segnungen mit sich führe. Bald indessen enthüllte sich ihr Kern. Was zuerst den Künstler macht, ist die starke Persönlichkeit. Die Persönlichkeit, die Besitz ergreift, wo sie hintritt, konnte man ihr nicht streitig machen, sie gab sich schon in der physischen Wärme ihrer Dar-

stellung kund. Doch was nützt dem Schauspieler die starke Persönlichkeit ohne die entsprechenden sinnlichen Mittel? Die Stimme ist das vornehmste Organ des Schauspielers. Charlotte Wolter's Stimme ist ein schöner Mezzosopran, der in die Altlage reicht und ein schneidiges Kopfregister besitzt; sie leiht sich allen Graden der Kraft, vom Flüstertone bis zum »Wolterschrei«. Ihr mittlerer Sprechton hat eine wohlige Tiefe. Für die körperliche Beredsamkeit der Wolter hat die Natur mütterlich gesorgt. Sie hat ihr einen Wuchs gegeben, der nicht so klein ist, dass die Bewegung zum Zierlichen zusammenschrumpfen, noch so gross, dass sie ins Ungeschlachte ausarten kann, sie zeichnet sich, je nachdem es vonnöthen, durch Weichheit oder durch Energie aus. Im Kopf nun, als der Blüthe des Leibes, fasst sich die sinnliche Ausdrucksfähigkeit der Künstlerin auf's Wärmste zusammen: ein Gesicht im Profil so edel geschnitten wie eine antike Camée, Augen — wahre Lichtschmetterlinge — voll Leben und Feuer. Mit solchen sinnlichen Mitteln muss sich wohl etwas ausrichten lassen, zumal wenn sie vom feinsten Geschmack in der Costumirung und von dem ungewöhnlichen plastischen Talent der Künstlerin unterstützt werden. Dann, als Gährungsstoff in diese sinnliche Fülle geworfen, das mächtige Talent der Wolter! Wie der Salamander nach der Sage im Feuer, so lebt sie in der Leidenschaft. Das Trauerspiel ist ihre Heimat, der Kampf auf Leben und Tod ihr eigentliches Element: da besitzt sie wahrhaft aufreizende und hinreissende Geberden — Worte, die wie Blitze einschlagen und wie Donner rollen und grollen, furchtbare, markerschütternde Töne. Das moderne französische Schauspiel, in welchem das gefallene Weib bühnenfähig geworden ist, beherrscht Frau Wolter souverän. Sie ist es, die durch ihre verführerische Darstellung noch mitten in der sittlichen Fäulniss an uneigennützige Liebe glauben lehrt. Dass eine solche Naturkraft auch Schattenseiten hat, versteht sich von selbst, Frau Wolter scheidet sich vom Burgtheater durch die ungleiche Ausbildung der Rede, durch eine theilweise Vernachlässigung des Wortes. Da ist es nun das Burgtheater, das ihre eigenwilligen Flüge niederhält, ihr grösster Segen. Ohne die Zucht dieser Bühne hätte ihr schönes Talent verwildern können. Jüngst in Goethe's »Iphigenie« hat sie noch den letzten Schritt zurückgelegt, der sie vom Burgtheater trennte. Ihre Iphigenie war auch als Redenwerk eine bedeutende Leistung. Mit der Darstellung dieser Rolle hat Frau Wolter gleichsam ihre Vermählung mit dem Burgtheater gefeiert. In einer Wirksamkeit von beinahe zwei Jahrzehnten hatte Laube

eine solche Fülle verschiedenartiger Talente, in welcher die nach und nach absterbenden grossen Künstler wieder aufzublühen schienen, um sich versammelt. Ohne Gewaltsamkeit und starke Missgriffe ist indessen dieses an sich löbliche Werk nicht zu Stande gekommen. Persönliche Verdienste sind zuweilen nicht geschont worden, persönliche Eitelkeiten mussten verletzt werden. Wie die Schauspieler nach oben und unten Wurzel schlagen, so erwuchs dem Director von beiden Seiten manches Unerfreuliche. Zudem waren die ersten begeisterten Anläufe der Laube'schen Direction, die auch in den ernsten dramatischen Gattungen das Höchste erstrebten, längst erlahmt, und Laube kehrte immer einseitiger seine »moderne« Richtung hervor. Die Klage über den Verfall des idealen Schauspiels am Burgtheater ward immer allgemeiner, Engagements unpassender Schauspieler, unwürdige Besetzungen von Stücken erregten vielfach Aergerniss, eine Opposition gegen Laube's Bestrebungen bildete sich immer entschiedener aus. Zwar mit seiner Behörde stand Laube auf gutem oder doch leidlichem Fusse, höchstens dass unter dem Fürsten Vincenz Auersperg, der 1863—67 die oberste Theaterleitung führte, die Befugnisse des Directors einige unwesentliche Einschränkungen erfuhren. Ein vollständiger Umschwung in den Verhältnissen Laube's trat jedoch durch den Tod Auersperg's ein: die Theaterangelegenheiten, auf welche der neue Oberstkämmerer Graf Crenneville Verzicht geleistet hatte, wurden dem kurz vorher ernannten ersten Obersthofmeister Prinzen Hohenlohe-Schillingsfürst übertragen, welcher indess mit Rücksicht auf den grossen Umfang der obersthofmeisteramtlichen Geschäfte sich veranlasst fand, für die Oberleitung der Hoftheater die Einsetzung einer eigenen Behörde, der Generalintendanz, in Antrag zu bringen, zu deren Chef Freiherr von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm) ernannt wurde. Der Generalintendant erhielt die Weisung, in Bezug auf die artistische Leitung beider Hoftheater im Einvernehmen mit den Directionen vorzugehen. Die Berathungen mit Laube ergaben aber gerade in den Kernpunkten: Bildung des Repertoirs, Besetzung der Stücke und Engagement der Schauspieler eine wesentliche Verschiedenheit der Meinungen. Laube nahm für den Director die Befugniss in Anspruch, in jenen Richtungen ausschliesslich und endgiltig verfügen zu dürfen, ohne dass der Generalintendant zu einer Einsprache berechtigt wäre; Münch hingegen hielt eine so passive Rolle weder mit der Würde seiner Stellung und seines literarischen Namens, noch mit der übernommenen Verantwortlichkeit für vereinbar. Beide Männer beharrten auf ihrer

Ansicht, und Laube erbat seine Entlassung. So hat die Direction Laube's ein schroffes, aber nicht unerwartetes Ende genommen. Es war das grosse Leid seines Lebens, aus einem Theater scheiden zu müssen, an das er seine schönsten Jahre und seine besten Kräfte gerückt hatte. Was ihm misslungen, wird von dem Guten, das er geleistet, überwogen. Von allen Leitern des Burgtheaters hat er diesem Institute die tiefsten Spuren eingedrückt.

Mit dem Schlagwort »ideale Richtung« trat Baron Münch ins Amt und gesellte sich, auf den Rath Dingelstedt's, den Oberregisseur des Mannheimer Theaters, August Wolff, als artistischen Director bei. Director Wolff, eine wohlwollende, treffliche Natur voll des besten Strebens, hat sich in Wien keine Stellung gründen können. Ein Mann ohne literarische Grundlage, der früher ein mittelmässiger Schauspieler gewesen und in der Folge an der Leitung einer kleineren Bühne theilgenommen, konnte sich weder bei dem Intendanten noch bei den Schauspielern das nöthige Ansehen verschaffen. Man sagte wohl scherzweise: ein Mann, der eine so schlechte Perrücke trage, könne unmöglich ein guter Director des Burgtheaters sein. Wolff war ein gefügiger Diener seines Herrn, der leider selbst nicht recht wusste, was er wollte, denn mit dem blossen Wappenspruch »Ideale Richtung« liess sich weder Versäumtes nachholen, noch Neues ins Leben rufen. Nach drei Jahren, die zu den ödesten des Burgtheaters gehören, gestand Baron Münch seine Rath- und Hilflosigkeit ein, indem er die Entlassung Wolff's befürwortete und die Berufung Franz Dingelstedt's veranlasste. Als Münch späterhin, verstimmt und von sich selbst enttäuscht, aus dem Burgtheater verschwand, hat ihn Niemand bedauert, Niemand vermisst. In seinem Unternehmen lag von Anbeginn kein Segen, weil ihm die Wahrhaftigkeit fehlte: Frauen hatten ihre Hände mit im Spiele gehabt, und unter dem Aushängeschild »ideale Richtung« war es auf eine Standeserhöhung abgesehen. Indem Baron Münch seinen Zweck nicht erreichte, ist ihm nur sein Recht geworden. Auf Münch folgte Graf Wrbna als Generalintendant; 1875 ist die Generalintendanz aufgelöst und die Hoftheater sind unter die unmittelbare oberste Leitung des Ersten Obersthofmeisters gestellt worden. Allein schon nach fünf Jahren wurde in dem ehemaligen Reichs-Finanzminister Josef Freiherrn von Hofmann wieder ein Generalintendant ernannt. Dingelstedt hat von Münch bis Hofmann gedient; er ist Director des Burgtheaters gewesen von 1871 bis zu seinem Tode 1881.

Mit Franz Dingelstedt trat an die Spitze des Burgtheaters wieder ein literarischer Mann und eine ganz eigenthümlich aus-

geprägte Persönlichkeit. Als junger Mensch, des verhassten Schulhaltens überdrüssig, war er dem wilden Schwarm jener Freiheitsdichter nachgefolgt, denen Laube und seine Gesinnungsgenossen Bahn gebrochen hatten. Er unterschied sich indessen bald genug von ihnen. Talent und Geist theilte Dingelstedt mit vielen seiner Zeitgenossen, und im poetischen Schaffen hat er es nie zu einem Meisterwerke, höchstens hin und wieder zu einem kleinen Meisterstücke gebracht; aber wie er seine Gaben auf das Leben anwendete, wie er sie nützte, um persönlich empor und zu Stellung und äusserem Glanze zu gelangen, das war die ihm eigene, ihn auszeichnende Kunst. Ohne innere Wandlungen konnte es dabei nicht abgehen, obgleich Dingelstedt behauptete, dass Charakter seine starke Seite sei und dass die Nachwelt von ihm sagen werde: Er war ein Mann! Nun ist es gewiss nicht schwer, eine Scheidungslinie zu ziehen zwischen Dingelstedt, dem »kosmopolitischen Nachtwächter«, und Dingelstedt, dem Stuttgarter »Tyrannenvorleser«, zwischen dem Freiheitsdichter, der die Schreibfeder nöthigenfalls mit dem Schwert zu vertauschen drohte, und dem Münchener Theaterintendanten, der seinem Herrn auf dem Gang nach der Loge mit stolzem Selbstgefühl den Leuchter vortrug. Doch hat Dingelstedt wenigstens Eines für sich beizubringen, und das ist, dass er sich nicht wesentlich verändert, seit er in Herrendienste getreten. Ja, er kann noch weiter gehen und behaupten, dass er, trotz seiner Hofstellungen in Stuttgart und München, in Weimar und Wien seine Vergangenheit nie verleugnet habe, dass er in seinem Gesinnungswechsel gewissermassen sich selbst treu geblieben sei. Dingelstedt war ein treuer Diener jedes Herrn, mit dem stillschweigenden Vorbehalte kleiner innerer Treulosigkeiten, die doch wieder mit seinen ursprünglich ausgesprochenen Gesinnungen zusammenhingen. Nun ist es ein wunderliches Schauspiel, wie er nach beiden Seiten hin lebt, bald die Hand nach rechts, bald nach links reicht, immer ein Anderer und immer derselbe ist. Die Widersprüche, in die er sich verwickelt sieht, gleicht er mit leichtfertiger Grazie in sich aus oder lässt sie unbekümmert neben einander gewähren. Er legt ein Veilchen auf Börne's Grab und wirft mit faulen Aepfeln nach dem Rumpfparlament; er dichtet und trachtet in die Kreise des Adels hinein, und reisst in seinen »Ammenmärchen« eine tief sociale Wunde auf; er geht in Habsburg'sche Dienste, nicht ohne knapp vorher den glücklichen Hohenzollern zu preisen, der da habe »den siebenjährigen Krieg in sieben Tagen und dreissig Fürsten auf's Haupt geschlagen«. Und wie nach Aussen, so nach Innen. Obwohl

er, als ein freidenkender Sohn des Volkes, von dem modernen Gleichheitsgefühle völlig durchsäuert war, lebte doch ein proletarischer Trieb nach falscher Vornehmheit in ihm, der ihm Titel, Orden und zuletzt den Adel als wünschenswertheste Ziele erscheinen liess. Bei allem lebendigen Gefühl für die Nichtigkeit seiner gesellschaftlichen Bestrebungen gab es doch Augenblicke für ihn, wo er sich stolz auf seinen Baron zurückzog, freilich um so rasch als möglich sich selbst wieder preiszugeben und den Flitterglanz um sein Haupt ironisch zu zerstören. Dann spielte er wieder den alten Schulmeister, den bürgerlichen Doctor der Philosophie, den deutschen Dichter, der er doch vor Allem sei. In solcher Stimmung war keine irdische Grösse vor ihm sicher; er goss seinen Spott auf naheliegende Excellenzen, obgleich es der grosse Gram seiner letzten Lebensperiode war, dass er nie als Excellenz angesprochen wurde. Dann sprach er auch wohl von der Zeit, da er in die von Herwegh angeschlagene Tonart der politischen Dichtung eingestimmt hatte, indem er seine kosmopolitischen Nachtwächterlieder schrieb. Diese frischen, kecken Reime, in denen sich sofort Dingelstedt's Formtalent ankündigte, waren weniger ein politisches Glaubensbekenntniss als ein Lebenszeugniss, ein schmetterndes Signal, welches melden sollte, dass man auch vorhanden sei. Als solches hat das poetische Pamphlet seine Wirkung gethan, dem Dichter einen Namen gemacht und ihn aus der Schule ins Leben geworfen. Journalistisch beschäftigt, hat Dingelstedt hierauf Paris und London gesehen, an seinem Schliff gearbeitet und sich in höhere Gesellschaftssphären theils hineingeträumt, theils hineinverloren. Wie heftig sein Drang nach höherer Geselligkeit war, wie unwiderstehlich ihn das Salonleben fesselte, hat er in Gedichten und Novellen genugsam ausgesprochen. Die Welt des Scheins, für die er so regen Sinn besass, kam ihm von der Bühne herab verlockend entgegen; als er in Stuttgart eine Stellung gewann, die ihn mit den Brettern in Berührung brachte, und hierauf die von ihm viel besungene Jenny Lutzer heimführte, war er mit dem Theater in jedem Sinn verheiratet. Forthin ist er vom Theater nicht mehr losgekommen: vierzig Jahre hindurch, nacheinander in Stuttgart und München, in Weimar und Wien, hat er deutsche Bühnen berathen und geleitet. Dingelstedt's literarisches Schaffen gehört indess dem Theater nur zu einem geringen Theile an; den breitesten Raum in seinem schriftstellerischen Gepäck nimmt die Erzählung, die Novelle ein. In seiner Manier zeigt sich Dingelstedt getheilt zwischen der Erzählungsweise Goethe's, die dem Gegenstand in seiner Entwickelung blos zuzusehen

scheint. und der Darstellungsart Jean Paul's, die den Personen und Dingen beständig nachhilft. Allein weder hier noch dort bringt es Dingelstedt zu künstlerischer Wirkung, einfach weil ihm der bedeutende Gehalt, der grosse und freie Blick für das Leben fehlt. Er dringt weniger in die Herzen und Nieren, als in die Spitzen und Falteln, kennt die Einrichtungsstücke eines Haushaltes besser als die Stimmungen des menschlichen Gemüthes. Seine Novellen haben keine psychologische Perspective, keine Vertiefung im geistigen Raume. Dingelstedt versteht die Kunst nicht, die Handlung auf eine gewisse Höhe zu führen, wo die leitenden Gedanken näher aneinander gerathen, wo der Satz auf seinen Gegensatz trifft. Die Katastrophe führt Dingelstedt niemals aus, er resumirt sie blos. Schon in Dingelstedt's Erzählungen, die nicht selten zum Almanachstil herabsinken oder sich mit bedauerlichem Behagen im Theaterklatsch ergehen, zeigt sich etwas wie Mangel an dramatischer Begabung. Dieser Mangel wird zur Gewissheit, wenn man das einzige grössere Theaterstück, das er geschrieben, betrachtet. Das historische Trauerspiel: »Das Haus des Barneveldt«, weist in seinen langen fünf Acten keinen Zug auf, von dem man sagen könnte, er stamme von einem dramatischen Dichter. Lauter Decoration und lang gesponnenes Gerede, sonst nichts. Dass das tragische Geschick des Vaters in den Söhnen tragisch nachklinge und nachwirke, davon ist keine Spur vorhanden. Wir sehen durchaus nur eine Verwirrung und Verliederlichung tragischer Motive mit einem Schlusse, der es allen Ernstes unternimmt, unser Mitleid und unsere Furcht für einen Dummkopf und für einen Lumpen — denn das sind die beiden Söhne — in Anspruch zu nehmen. Das eigentliche dramatische Fach Dingelstedt's war das Festspiel, worin er hübsches geleistet hat. Doch liegt Dingelstedt's poetischer Werth in seinen kleineren Gedichten. Das Lied im Sinne Goethe's und des Volkes ist ihm zwar versagt, dazu fehlt ihm die musikalische Stimmung, dazu arbeitet er mit einem viel zu grossen Aufwande von Mitteln; aber er hat sein eigenes Gebiet: das der Verwerthung des unmittelbarsten Lebens mit modernster Empfindung, worin er keinen Nebenbuhler zu scheuen braucht. Eine Dichtung in diesem Geist ist der Cyklus: »Ein Roman«. Auch bringt er in der erzählenden Gattung in Versen glänzend herein, was er in Prosa gesündigt. Die poetische Erzählung: »Der Dreizehnte«, wieder aus der frischesten Gegenwart gegriffen, darf man zu den Perlen deutscher Dichtung zählen.

Dingelstedt's Ehrgeiz hatte sich längst von Weimar aus dem Burgtheater zugewendet, und nun traf es sich seltsam, dass er, end-

lich nach Wien berufen, zuerst die Leitung des Operntheaters übernahm. Er gewöhnte sich indess in das schöne Haus und die eigene geräumige Amtswohnung so behaglich ein, dass er hier gerne hätte bleiben und sterben mögen. Nun berief ihn aber das Burgtheater. Wehmüthig nahm er Abschied von der Oper, am wehmüthigsten aber vom Ballet, das ihm, wie er selbst äusserte, ans Herz gewachsen war. Mit einer gewissen Balletgesinnung ging er hinüber ins Burgtheater, das er nun in seiner Weise leitete. Das Personal war ihm gleichgiltig, er sah und wollte im Burgtheater vor Allem sich selbst. In der Wahl neuer Kräfte liess er zumeist das Glück walten. Unter ihm spielte Conrad Hallenstein Helden und Heldenväter in der tüchtigsten Weise, lieh Sprechrollen seine mächtige Stimme und stattete Philisternaturen und sonderbare Käuze im leichteren Schauspiel mit glücklicher Laune aus. Mitterwurzer gab Episodenrollen scharf und geistreich, doch fehlte ihm die künstlerische Haltung, um ein ganzes Stück tragen zu können. In Soubrettenrollen erwies sich Frau Mitterwurzer als pikant und beweglich, für die Darstellung von Damen fehlte ihr der äussere und innere Geschmack. Josephine Wessely, als tragisches Mädchen schon ihres geringen Organs wegen unzureichend, entwickelte sich erst später und zwar im Schauspiele zu einer gewissen Bedeutung; wie es so häufig geschieht, entband dauerndes Siechthum ihre geistigen Kräfte, und Denise, ihre beste Rolle, war das Schwanenlied der noch jugendlichen Schauspielerin. Wie durch Zufall und ohne rechte Folge streckte Stella Hohenfels die Spitze ihres Talentes hervor, das sich später, nach vielen verlorenen Jahren, im naiven Fache so glänzend entfaltete. Von Seite des Directors fehlte es den Schauspielern durchaus an liebevoll eingehender Führung und Schulung, weil Dingelstedt der brillanten Regisseur-Mache mehr zutraute, als der lebendigen Kraft des Schauspielers. Was er auf seinen früheren dramaturgischen Stationen versucht, das brachte er auch im Burgtheater wieder vor. Er wollte, obgleich innerlich französisch gesinnt, von den modernen Franzosen nichts wissen, ohne zu bedenken, dass das moderne französische Stück ein Ruhm und ein Bedürfniss des Burgtheaters sei. Der grosse Trumpf, den er ausspielte, waren Shakespeare's Historien. Sie waren in der That ein Ereigniss; sie weckten neue Kräfte, verjüngten die alten und wurden, geschmackvoll und glänzend ausgestattet, mit Beifall aufgenommen. Auch Goethe's »Götz« war eine von den brillanten Regisseur-Schöpfungen Dingelstedt's. Im selben Sinne brachte er eine erweiterte Aufführung des ersten »Faust«,

verballhornte er »Antonius und Kleopatra«, illustrirte er Shakespeare's »Sturm«. Ein entschiedenes Verdienst erwarb er sich durch die Wiedererweckung von Grillparzer's Lustspiel »Weh dem, der lügt«, das nun in seiner Originalität erst verstanden und genossen wurde. Wo Dingelstedt sich interessirte, da war er ein bedeutender Regisseur. Nur als grosser Herr wollte er wirken, das tägliche Geschäft, das er nach der bureaukratischen Seite mit ironischem Pedantismus betrieb, war ihm widerwärtig, und wo sich ihm keine lockende scenische Aufgabe stellte, war er nicht recht zu haben. Er pflegte den Schauspielern gegenüber das gesprochene Wort zu vernachlässigen; sie konnten aussprechen, betonen, einen Satz behandeln, wie sie wollten; aber einen Tisch zu rücken, einen Schrank zu stellen, dazu war er stets aufgelegt. Er war ein Decorateur vom Scheitel bis ins Knopfloch. Das Bild war ihm theatralisch das Höchste. Es war natürlich, dass er durch sein geschlossenes Wissen und Können den Schauspielern mit ihrer zusammengerafften Bildung imponirte. Sie kannten seine Fehler, aber es unterfing sich doch keiner, nicht Respect vor ihm zu haben. Dann gewann die Theaterleute seine Manier, sich selbst in Scene zu setzen. Es lag in seiner Art, das Ungewöhnliche mit einem gewissen Aufsehen, ja selbst das Rechte mit Eclat zu thun. Für ihn existirte eine Sache nur insofern, als sie ein Glanzlicht auf ihn warf.

Während Dingelstedt's letzter Krankheit und darüber hinaus war das Burgtheater sich selbst anheimgestellt. Freiherr v. Hofmann, der Generalintendant, liess ihm so ziemlich freien Lauf, und wenn es dem obersten Leiter einfiel, dem Burgtheater etwas Seltsames zuzumuthen — denn er wollte manchmal reformatorische Gedanken haben — so prallte es an dem gesunden Sinne des Institutes spurlos ab. Während die Zahl von Leuten, die sich zur Direction des Burgtheaters herandrängten, noch im Wachsen begriffen war, ward dem Zwischenreich plötzlich ein Ende gemacht, indem ein hervorragender Schriftsteller, der sich mit keinem Worte gemeldet hatte, zum Burgtheaterdirector ernannt wurde. Es war Adolf Wilbrandt. Wilbrandt war kein Fremder in Wien, kein Unbekannter im Burgtheater. Die Mitglieder des Burgtheaters kannten und schätzten ihn; sie hatten seine Stücke gespielt und im persönlichen Verkehr mit ihm die Integrität seines Charakters kennen gelernt. Lustspiele von ihm, in erster Reihe »Die Maler«, die ein anziehendes Thema mit Anmuth und Frische durchführen, hatten dem Publicum gefallen; Trauerspiele von ihm, die der sinnlichen

Richtung der modernen Bühne weitgehende Zugeständnisse machen, hatten wirksame Rollen geschaffen und in verschiedenem Sinne Aufsehen erregt; Schauspiele von ihm, die wunderliche Probleme seltsam durchführen, hatten wenigstens interessirt. In der literarischen Welt war er durch sein schönes Buch über Heinrich v. Kleist bekannt, als Novellist, der mit Muth und Feinheit in die moderne Gefühls- und Gedankenwelt eindringt, hatte er im Publicum einen breiten Boden. Als Wilbrandt in den Dienst der Bühne trat, hat er die stillen Kreise dichterischen Schaffens nur widerstrebend und mit dem Wunsche verlassen, eine dem poetischen Streben verwandte Aufgabe zu lösen. Er trat nicht ein, um zu bleiben, und nach kaum sechs Jahren hat er das Burgtheater wieder verlassen. Das hängt mit Wilbrandt's innerster Gesinnung zusammen. Als zuerst die Frage an ihn herantrat, ob er Director des Burgtheaters werden wolle, da mochte sich dem Manne, der in der Freiheit aufgewachsen war, diese Frage sofort in die andere verwandeln, ob er es versuchen könne, Director des Burgtheaters auf seine Weise zu werden, d. h. seiner Natur und seinem Ideale gemäss, mit den Hilfsmitteln der Menschenfreundlichkeit, des ruhigen Gleichmasses und des guten Vorbildes. Zu guterletzt mochte er sich sagen: »Nur bei diesem Burgtheater, das du kennst, das du liebst, das so reich an mithelfenden Elementen ist, kannst du, kann ich es versuchen — auf die Gefahr hin, dass es auch hier misslingt, dass überhaupt kein Theater ohne jene derberen Mittel, durch die ich weder wirken kann noch mag, zu leiten ist. Nun, und falls es misslänge, so werde ich mich nicht schämen, einen Versuch gemacht zu haben, der des Versuches werth war.« So dachte Wilbrandt, und so ward er Director. Die grösste Gefahr dieses Versuches lag darin, dass er fort und fort Gefahr lief, verkannt und missdeutet zu werden, dass die Schauspieler sowohl als das Publicum stets geneigt waren, für Schwäche anzusehen, was in jedem wichtigen Momente geräuschlose aber grundsätzliche Festigkeit in möglichst menschlicher Form war. Wilbrandt nannte diese sich versteckende Festigkeit in seinem Abschiedsschreiben an das Burgtheater nicht ganz glücklich, mindestens paradox einen standhaften Eigensinn, mit dem man einem immer sichtbaren Ideale folgt; denn Eigensinn ist nach unserem Sprachgebrauche ein Beharren und Bestehen auf dem Nebensächlichen, während bei Wilbrandt das Festhalten an verachteten oder wenigstens gefährdeten Idealen nur äusserlich als Eigensinn erscheinen kann, da es doch im Wesen eine hochgestimmte, charaktervolle Richtung des Geistes und

Willens ist, die aus künstlerischer Begeisterung und aus einem wahrhaft rührenden Glauben an die Güte der menschlichen Natur entspringt. Wilbrandt ist aus gelehrten pädagogischen Kreisen hervorgegangen, und seine pädagogischen Grundsätze sind ohne Zweifel ererbt. Seinem allgemeinen Erziehungsideal gemäss, das freilich nur auf gutartige Organismen anwendbar ist, geht seine Ansicht dahin, dass jede wichtigere Handlung des Erziehenden oder Gebietenden mit einer geistigen Einwirkung, die in die Zukunft zielt, mit einer Förderung der Einsicht und des Ehrgefühls verbunden sein sollte. In diesem Sinne hat Wilbrandt dem Grössten wie dem Kleinsten gegenüber, bis auf den Theaterarbeiter herab, gehandelt; manchmal mag er im Stillen über sich selbst gelächelt haben, ohne sich beirren zu lassen; gewiss aber ist er von den Anderen oft verlacht und hundertfach in jeder Weise angegriffen worden, ohne sich selbst untreu zu werden. Eine so reine, edle Gesinnung ist den Alltagsseelen unbegreiflich. Wilbrandt konnte sich wohl mit einigem Selbstgefühle sagen: mein Versuch ist mir nicht missglückt. Das Burgtheater hat an sich bewährt, dass es ein gutgeordneter Organismus ist. Nie waren die Arbeitskraft und der Arbeitswille, der Ehrgeiz und das Gemeingefühl grösser, als während Wilbrandt's Amtsführung. Wilbrandt konnte vom Burgtheater mit der Genugthuung scheiden, dass alle besseren Elemente dieses Hauses ihm herzlich ergeben waren, dass sie ihn hätten halten mögen, dass sie das Ehrende fühlten, das in seiner Methode lag, und dass er seinem Nachfolger einen wohldisciplinirten, zugleich aber höher gestimmten Körper hinterliess.

Wilbrandt hat das Repertoire des Burgtheaters um werthvolle Stücke bereichert. Indem er das deutsche Theater unter anderem auch als einen Hort der Weltliteratur betrachtete, hat er die noch lebensfähigen Werke der grossen poetischen Ahnen unserer führenden Bühne einzuverleiben gesucht und dadurch auf die weitesten Theaterkreise anregend und auffrischend gewirkt. »Elektra«, »Der Cyklop«, »Oedipus«, »Tartuffe«, »Der Richter von Zalamea« müssen in diesem Zusammenhange genannt werden. In Goethe's »Faust« (beide Theile) suchte er unsere grösste nationale Dichtung als eine Art Bühnenfestspiel zu weihevollem Genuss auf die Bretter zu bringen, durch neue Bearbeitung oder erhöhte schauspielerische Leistung kamen »Wallenstein«, »Coriolanus«, »Nathan der Weise«, »Viel Lärm um Nichts«, »Was ihr wollt«, »Der Traum ein Leben«, »Die Ahnfrau« zu neuer Wirkung. Das moderne französische Schauspiel, von dem

Vorgänger Wilbrandt's so absichtlich zurückgesetzt und dem Burgtheater doch so unentbehrlich, gewann wieder Boden und glänzende Erfolge. In der modernen deutschen Production war nicht viel Gutes oder Versprechendes zu finden; hier musste Wilbrandt meist schon zufrieden sein, wenn diese oder jene Aufgabe einen talentvollen Schauspieler zu fördern, auf eine neue Bahn zu bringen oder die sorgfältige Vermehrung der Proben — vermehrt namentlich um die orientirenden Vorproben — zu bewähren vermochte. Denn auch unsere Schauspielkunst in jedem Sinne zu heben, lag dem Director stets am Herzen. Sonnenthal als Wallenstein, die Wolter als Elektra, Natalie (Turgenjew), Volumnia, Baumeister als Richter von Zalamea und Erbförster, die Hartmann als beginnende komische Alte im »Griechischen Feuer« sind in Aller Gedächtniss; Stella Hohenfels, die Naive, und Thimig, der Naturbursche und Komiker, sind in diesem Jahre durch rastlose Förderung zu ersten Künstlern erwachsen, und Emerich Robert ist durch »Coriolanus« und »König Oedipus« auf eine Höhe gestellt worden, auf der er sich vor den Besten nicht zu beugen braucht. Das jüngste tragische Talent des Burgtheaters, Agathe Barsescu, hat unter Wilbrandt ihre vielversprechenden ersten Versuche gemacht. Es handelt sich aber beim Theater nicht nur um die Koryphäen, sondern um die gleichmässige Ausbildung des ganzen Körpers. Auch diese weniger dankbare, stille Arbeit hat Wilbrandt redlich gethan. Das Ensemble mit allen seinen zweiten und dritten Kräften war ein geschultes, ein besser zusammengestelltes als jetzt, bis zur Comparserie herab, die auch die schwierigsten Aufgaben hingebend und ehrenvoll gelöst hat. Die Schauspieler, das Publicum und die Kritik sind von Wilbrandt gefördert worden. Er hat die Kunst des Schauspielers durch angemessene Aufgaben und durch eigene poetische Nachhilfe gesteigert. Man darf behaupten, dass unter Wilbrandt jeder Schauspieler des Burgtheaters wenigstens einmal seinen Festtag gehabt hat, wo ihm die Lösung einer Aufgabe zugemuthet wurde, die, scheinbar über seinem Vermögen stehend, sein bestes Können, seine letzte Kraft unwiderstehlich hervorlockte. Wilbrandt hat die Genussfähigkeit des Publicums erweitert, vertieft, verfeinert. Er hat auch die Kritik gehoben, indem er sie nöthigte, sich mit würdigen Gegenständen zu befassen. Wenn nun Wilbrandt freiwillig aus dem Burgtheater schied, so that er, was er nicht lassen konnte. Er wusste vom ersten Tage an, dass er nicht im Stande sein würde, fort und fort zu bleiben. Dem Burgtheater, mochte er sich denken, steht es nicht übel an, von Zeit zu Zeit nach soge-

nannten Berufsdirectoren, die auf dem Schlachtfelde leben und sterben, auch einen Mann zu haben, der von rein geistigen und humanen Interessen ausgeht, seine Kräfte liebevoll hingibt und dann, wieder ausscheidend, doch eine gewisse geistige Spur, eine nicht unedle Wirkung zurücklässt.

In die spätere Zeit Wilbrandt's fällt das Ableben des Baron Hofmann und die Ernennung des Gouverneurs der Boden-Creditanstalt, Josef Freiherrn von Bezecny, zum Generalintendanten der beiden Hoftheater. Baron Bezecny, der selbst eine künstlerische Natur ist und zu allem Guten bereit und behilflich ist, hat, als er den Director Wilbrandt zu seinem Leidwesen ziehen lassen musste, ernstliche Versuche gemacht, für das Burgtheater einen neuen Director zu finden. Von Bewerbern um die Stelle hat es freilich wieder gewimmelt, aber da der Generalintendant den Director nach seinem Sinn und nach dem Herzen des Burgtheaters noch nicht hat ausfindig machen können, ist Sonnenthal, der bewährte Vertrauensmann des Burgtheaters, zum provisorischen Director ernannt worden. Das Burgtheater ist gegenwärtig ohne festen Director, es wartet, bis der rechte Mann erscheint. In dem Zeitraume, der uns beschäftigt, hat das Burgtheater nacheinander drei hervorragende Directoren gehabt. Sie haben alle drei einseitig gearbeitet, aber doch wieder alle drei, jeder nach dem Ausmass seiner Kraft, zum Besten des Institutes. Laube hat auf das Ohr gewirkt, Dingelstedt auf das Auge, Wilbrandt auf den inneren Sinn. Laube hat das Wort gepflegt, Dingelstedt das Bild, Wilbrandt den sittlichen Kern im Künstler. Das jüngere Schauspielergeschlecht hat die alte Schule des Burgtheaters in freier Weise fortgesetzt; es hat aus eigenem Antriebe, unter dem Einflusse italienischer und französischer Darsteller, einen Schritt vorwärts gemacht, die anschaulichen Mittel des Schauspielers erweitert, das Redespiel zum Schauspiel gesteigert. Das Wort aber, dieses innerste Heiligthum des Burgtheaters, haben sie doch stehen lassen.

* * *

Wir haben der obigen Skizze nachzutragen, dass am 2. November 1888, nachdem das Burgtheater in das neue übergesiedelt war, Dr. August Förster, zuletzt Gesellschafter des Deutschen Theaters in Berlin, zum artistischen Director des Burgtheater ernannt worden ist.

II.

DAS STADTTHEATER.

Es war in der Zeit des sogenannten volkswirthschaftlichen Aufschwunges, als einige unternehmungslustige Köpfe verlockt durch die Leichtigkeit, Geld zu beschaffen und ausserdem durch einen gewissen Widerspruchsgeist gegen das Burgtheater getrieben, den fragwürdigen Gedanken fassten, für Wien ein Stadttheater zu gründen, womit sie auf einen Plan zurückkamen, der dem Minister Bruck schon in den fünfziger Jahren freilich nur flüchtig durch den Sinn gegangen. Nichts war natürlicher, als dass sie sich mit ihrer Angelegenheit an Heinrich Laube, den ehemaligen Director des Burgtheaters, wendeten, der inzwischen auch das Leipziger Stadttheater nicht ohne materiellen Erfolg geleitet hatte und nun wieder völlig frei war. Laube, dem das Lockende wie das Bedenkliche des Unternehmens gleich stark einleuchtete, war den Gründern nicht sofort zu Willen, er liess sich vielmehr, halb widerstrebend, halb lüstern, in die Sache allgemach hineinziehen, bis das rasche und volle Herbeiströmen der Gründerbeiträge — binnen wenig Wochen war nahezu eine halbe Million gezeichnet — seinen Entschluss vollends bestimmte.

Laube ward artistischer Director des Wiener Stadttheaters. Dass ein »zweites erstes Theater«, wie er das Ding nannte, in Wien eine künstlerische Möglichkeit und dass er es herzustellen im Stande sei, galt ihm von allem Anfang an für ausgemacht; das Bedenken, ob ein solches Theater ein wirkliches Bedürfniss, oder, geschäftlich ausgedrückt, ob es finanziell zu halten sei, schien ihm durch die Bereitwilligkeit der Gründer beseitigt, obgleich er sich auch dann noch des beunruhigenden Gedankens nicht ganz zu erwehren vermochte, dass die Gründer des Stadttheaters zwar gründen konnten, dass sie aber keineswegs verpflichtet seien, es zu erhalten. Wie Laube seine Aufgabe fasste, darüber hat er sich selbst ausgesprochen. Wenn man ihn fragte, was er mit dem neuen Theater nun eigentlich wolle, so antwortete er kurz und bündig: »Was? Ein gutes Schauspiel.« Das ist allerdings viel gesagt in wenig Worten. Ein gutes Schauspiel! Man nehme zwar an, dass Wien im Burgtheater ein gutes Schauspiel besitze, allein das Burgtheater sei nicht blos nach seiner Meinung wegen Mangels einer kundigen Führung im Niedergange begriffen, ein aufstrebendes neues Schauspielinstitut werde

auch das Burgtheater anspornen, seine guten Traditionen wieder frisch zu beleben, und solcher Wetteifer werde dem deutschen Schauspiel überhaupt zugute kommen. Ein Körnchen Wahrheit liegt ja wohl in dieser Ansicht, obwohl man nachträglich lächeln musste, wenn man sah, wie die aus dem Stadttheater ins Burgtheater herübertretenden Schauspieler fast alle — künstlerisch gemessen — um einen halben Kopf kleiner waren als die Darsteller des Burgtheaters. Dass nun ein Stadttheater in einem freier gestellten Repertoir einen grossen Vortheil vor einem Hoftheater, das doch an selbstverständliche Rücksichten gebunden sei, voraushabe, das ist eine Ansicht, die sich schon eher hören lässt, obwohl im Burgtheater die Censur so freisinnig gehandhabt wird, dass es aus Censurrücksichten auf kein wirkliches Kunstwerk zu verzichten braucht. Dann werde das Stadttheater den grösseren und schöneren Raum und was sich künstlerisch an das verschiedene Grössenverhältniss knüpfe, vor dem Burgtheater voraushaben. Wie schwer indess ein grösserer Raum zu füllen sei und in jedem Sinne zu füllen: mit Geist und mit Zuschauern, das hat das Wiener Stadttheater bald genug an Leib und Seele erfahren müssen. Wenn nun die Gründe, die man für die Errichtung eines Stadttheaters anführte, auf ziemlich schwachen Füssen standen, wie sah es mit den künstlerischen Mitteln aus, mit welchen Laube seine Aufgabe zu lösen gedachte? Die Mittel sind einfach, fast zu einfach. Laube sagt, er stimme in die allgemeine Klage, dass es keine Schauspielertalente mehr gebe, ganz und gar nicht ein; man müsse sie nur suchen, um sie zu finden, und wenn man sie habe, brauche man sie nur zu erziehen. »Ein gutes Theater soll auch darin eine Bildungsanstalt sein, dass es seine Kräfte principiell selbst entwickelt.« Auch im Burgtheater habe er eine neue Generation von Schauspielern herangebildet. Das ist wahr, aber sie wären unter seiner Leitung nicht das geworden, was sie geworden sind, wenn sie nicht zugleich das lebendige Beispiel grosser Schauspieler vor sich gehabt hätten. Kein Sonnenthal ohne Fichtner, kein Baumeister ohne Anschütz, keine Hartmann ohne die Haizinger. Nach Laube's Meinung ist das Haupterforderniss für rasche Entwickelung eines Talentes das Vorhandensein eines kundigen Vortragsmeisters. Der Vortragsmeister soll ihnen die Kunst reinen, sinnvollen Sprechens beibringen. Den Vortragsmeister nach seinem Herzen hatte Laube in Alexander Strakosch gefunden, dem er die Hälfte der am Stadttheater errungenen Erfolge neidlos zuerkennt. Nun ist Strakosch ein Mann, dem das angelebte und anerzogene Gefühl für die deutsche

Sprache gänzlich mangelt, der spricht und ausspricht wie ein Fremder, welcher das Deutsche erst in späteren Jahren erlernt hat. Er hat keinen Laut in seiner Kehle, der unmittelbar zum deutschen Gemüth spricht. Dabei war sein geistiger Gesichtskreis ein höchst beschränkter. Und doch machte Laube das Heil des Wiener Stadttheaters von diesem Manne und die Zukunft der deutschen Bühne von der Vortragsmeisterei abhängig. In Wahrheit aber ist der Vortragsmeister eine Erfindung der Noth, hervorgerufen durch den besonderen Fall, dass ein Theater ganz von vorne anfangen und doch rasch greifbare Ergebnisse liefern musste. Man hatte nicht Zeit, die Talente reifen zu lassen, und so wurde ihnen in jeder neuen Rolle eine Art Reife angetäuscht. So kam es vor, dass Schauspieler und namentlich Schauspielerinnen, die mit guten Darstellungsmitteln gesegnet waren, unter der Drillung des Vortragsmeisters hervorragende Rollen spielten, von deren innerem Sinn und Zusammenhang sie kaum eine Ahnung hatten. Die Darstellerin der Hero, also eine »erste Kraft« des Stadttheaters, gestand einmal ganz unschuldig, dass sie keinen einzigen Satz ihrer Rolle verstehe, dass sie überhaupt nicht wisse, was sie spiele. Sie gab nur den eingelernten Redeton wieder, gleichsam den Sprachgesang des Sinnes. Das sind die Wunder der Vortragsmeisterei. Wenn man freilich mit unfertigen Schauspielern jede Woche ein neues Stück zu liefern hat — denn sonst leidet die Casse — so verfällt man nothwendig auf solche Auskünfte einer mechanischen Abrichtung.

Was nun Laube seinen Arbeitsplan für das Stadttheater nennt, das fasst er in folgenden Worten zusammen: »In erster Linie neue Productionen, und unter ihnen bevorzugt diejenigen, welche sich mit Menschen und Ideen unseres Zeitgeistes beschäftigen. Ein verständlich Spiegelbild für alle Diejenigen, welche sich ihres Lebens bewusst werden wollen, ein solches Spiegelbild soll in erster Linie das Schauspiel sein. In zweiter Linie die classischen Stücke und die werthvolleren älteren Stücke der jungen Generation. Darum in zweiter Linie, weil sie längere Vorstudien, längere Arbeit für den Vortragsmeister brauchen, und weil mancher Wechsel im Personal erst gelingen musste, um sie genügend zu besetzen. Dazwischen auch leichtere Waare, welche den Anspruch auf Erheiterung behaglich erfüllt. Denn das Repertoire eines täglich spielenden Theaters muss auch die Maxime eines Gesellschaftsgebers befolgen, welches die Gäste seines Hauses unterhalten will. Der gefährlichste Feind für eine Gesellschaft wie für ein Theater ist Eintönigkeit. Sie ist die

Mutter der Langeweile.« Diesem Programm ist Laube in der ersten Zeit des Stadttheaters ziemlich treu geblieben, später aber ist er immer mehr dem »Zeitgeist« nachgelaufen und hat »das Stück der Gegenwart«, d. h. das moderne französische Stück, zugleich dem Geschmack seines Publicums und dem eigenen inneren Bedürfniss nachgebend, im Uebermasse gepflegt und darin das Aeusserste gewagt. Eigentlich in dieser Sphäre lebte und webte der Director des Stadttheaters. Sinn und Verständniss für die höchsten Blüthen der Dichtkunst, für Tragik und Humor, waren ihm knapp zugemessen, wie ja seine eigenen Stücke im Tragischen seicht, an Humor arm sind, und die Praxis des Stadttheaters hat seine eigentlichen Ansichten über dramatische Dichtkunst immer verrätherischer hervorgelockt. Noch in seiner Geschichte des Burgtheaters rühmt er sich, auf dieser Bühne den ursprünglichen Schluss des »König Lear« (nämlich mit dem Tode des Königs) wiederhergestellt zu haben. Spöttisch ruft er in Bezug auf die Schröder'sche Bearbeitung dieses Trauerspieles aus: »Der alte Herr (König Lear) musste es möglich machen, nach solchen Erfahrungen und Erschütterungen weiter zu existiren.« Sechs Jahre später, in der Geschichte des Wiener Stadttheaters, fragt Laube mit philisterhafter Erbaulichkeit: »Ist der gebrochene alte Mann (König Lear) nicht gestraft genug, und ist wirklich sein Tod noch eine nothwendige Genugthuung?« Um den Widerspruch beider Anschauungen zu heben, sagt Laube: »Ich stand früher auch näher zur theoretischen Anschauung des Schlusses, also zur schliesslichen Tödtung. Lange Beobachtung des Eindruckes im Theater aber hat mich mehr und mehr von ihr entfernt. Und am Ende haben doch Theaterstücke nach der Theaterwirkung zu fragen.« Das ist eine Theorie, die zum tiefsten Handwerkerstandpunkte herabführt, und sie ist doppelt unziemlich für einen Theaterdirector, der doch auch das Publicum dirigiren, leiten und zu Höherem emporführen sollte. »Die bei uns eingeführte Theorie der Tragik,« meint Laube, »haben die Romantiker erfunden, um damit das bürgerliche Schauspiel mit seiner nüchternen Wahrheit herunterzusetzen. Man hielt sich die Augen zu, um nicht zu bemerken, dass dies bürgerliche Schauspiel eigentlich doch die nationale Form des Schauspiels in Deutschland wäre. Es ist noch heute so trotz aller gepredigter Theorie: das einfache Schauspiel mit einfachen, wahrhaften Motiven, welches unter rührenden Scenen zu einem glücklichen Ausgang führt, ist und bleibt die populärste Form in unserem Theater.« Laube mag recht haben, wenn er dies zahme Schauspiel unter den gegenwärtigen Theaterverhältnissen die

populärste Form nennt; es aber die nationale Form zu nennen, ist eine Herabsetzung und Schmähung des nationalen Geistes. Unsere Stürmer und Dränger, unsere Classiker sind der schärfste Widerspruch gegen solche beschränkte Auffassung des Lebens und der Kunst. Die ganze Schiller'sche Dichtung ist ein Protest gegen dieses enge Wesen. Und blickt man weiter zurück, so stehen nicht umsonst grosse tragische Gestalten wie Kriemhild und Hagen an der Spitze unserer Volksdichtung. Tragische Gesinnung, Kampf auf Leben und Tod ist die Seele des deutschen Volkes. In diesem Volke spricht sich ein Heldenthum des Gemüthes und Geistes aus von der Götterdämmerung an über so viele weltgeschichtliche Schlachtfelder herab bis auf die reinigenden Zerstörungsarbeiten seiner Philosophie, seiner historischen Forschung und seiner Evangelienkritik. Eine solche grosse Gesinnung sollte auch dem Leiter einer Bühne nicht fremd sein, zumal wenn er sich mit seinen Bestrebungen an den Kern einer deutschen Bürgerschaft wendet.

Laube widmete indessen seine starke Arbeitskraft dem Unternehmen des Stadttheaters. Während am Hause noch gebaut wurde, hantirte er mit seinem Vortragsmeister in einem gemietheten Saale einer Wiener Vorstadt. Schauspieler wurden ausgehoben, Recruten gedrillt, Proben abgehalten. Die hervortretenden Kräfte des Personals wurden geprüft und eingereiht. Da war Herr Lobe, ehemals Director des Breslauer Stadttheaters. Aus dem komischen Fach, das er früher mit Auszeichnung versehen, strebte er mit starrem Eigensinn, der jeden Zusammenhang mit der heiteren Vergangenheit abbrach, in das Charakterfach hinein. Er war ein tüchtiger, zuverlässiger Schauspieler, der stets gründlich vorbereitet, im Vollbesitze des Textes seiner Rolle auf die Probe kam. Er hat immer Löbliches, manchmal Gutes geleistet, ohne je die Autorität und den Erfolg eines ersten Talentes zu erlangen. Gleichfalls Charakterspieler, aber durch körperliche und geistige Beweglichkeit bald nach verschiedenen Fächern ausgreifend, war Herr Friedmann, der langjährige Begleiter Dawison's, dem er manche Art und Unart abgesehen. Er war ein strebsamer, aber ewig suchender, grübelnder, nach neuen Wirkungen haschender Schauspieler, der es weder sich noch Anderen je recht machen konnte. Jung und ehrgeizig, hat er das Behagen ruhiger künstlerischer Gestaltung nie kennen gelernt. Blendende äussere Mittel, die sofort Auge und Ohr gefangen nahmen, brachte Heinrich Robert mit, der tragische Liebhaber und Held. An den besten Erfolgen des Stadttheaters hat er in erster Linie theilgehabt. Die edelsten Eigenschaften

einer vornehmen Natur liegen theilweise noch versteckt unter gespreizten und gefallsüchtigen Manieren; erst später, nachdem er durch das Läuterungsfeuer des Burgtheaters gegangen, hat er sich selbst gefunden und ist ein erster Schauspieler geworden. Als Anstandsliebhaber gewann Herr Glitz durch seinen hübschen Ton bald die Gunst des Publicums; störend an ihm blieb stets seine kleine Gestalt. Herr Reusche, der Komiker, war flach und schwach, dagegen die eigentlich lustige Person des Stadttheaters Herr Tewele, der aus einem Vorstadttheater herübergekommen war und allerdings ziemlich freie Manieren und einen unverkennbaren orientalischen Ton mit herübergebracht hatte. In vornehmeren Rollen fehlte ihm durchaus die persönliche Haltung. Neben den Damen war Frau Luise Schönfeld schon als anerkannte Künstlerin in das Stadttheater gekommen. Die tragische Liebhaberin Frl. Frank und später Frl. Wewerka verdankten ihre Bildung dem Vortragsmeister. Frl. Weisse, gleichfalls tragisch beschäftigt, war selbständiger, weil verständiger. Die Naive, Frl. Schratt, sprach an durch ein im besten Sinn bubenhaftes Temperament. Das sind die bedeutendsten Namen des Personals.

Am 15. November 1872 wurde das Wiener Stadttheater eröffnet. Man gab Schiller's »Demetrius« mit Laube's Schluss. Der Eindruck war kein entschiedener, und Laube suchte lange sein Publicum durch ein durchgreifendes Stück zu fassen. In Paul Lindau's Lustspiel »Maria und Magdalena«, einem schwach componirten, aber keck herumtastenden, witzigen und noch mehr witzelnden Ding, fand er endlich das Stück, welches in der ersehnten Weise durchgriff. Ihm gesellte sich Wilbrandt's »Graf Hammerstein«, der die beliebte Gattung des deutschen Ritterstückes in einem etwas höheren Sinne wieder aufnahm, indem er den alten Widerstreit zwischen Kirche und Staat in einem abenteuerlichen Liebeshandel zu Fleisch und Blut werden liess. Lindner's Trauerspiel »Die Bluthochzeit«, das mit Hand und Fuss auf Wirkung losarbeitet, war das dritte Sensationsstück. Dazwischen wurden Werke von Shakespeare, Schiller und Lessing gegeben, deren Aufführung im Stadttheater nur geringes Interesse bietet, da sie an einem minderen Schauspielermaterial und vor einem anspruchsloseren Publicum blos wiederholten, was Laube im Burgtheater geleistet hatte. Wieder hatte Laube die Theaterproben, deren Seele er war, zum dramatischen Mittelpunkte der Bühne gemacht. Die Dinge liessen sich äusserlich nach Wunsch an, als nach einer achtmonatlichen Arbeit der Börsenkrach erfolgte und auch auf das Stadttheater

seinen lähmenden Einfluss geltend machte. Man muss sich erinnern, dass das Wiener Stadttheater auf den »volkswirthschaftlichen Aufschwung«, auf die Erschaffung des Reichthums aus nichts gegründet war; als nun so viele Vermögen spurlos verschwanden und andere vom Untergange bedroht waren, wer sollte Interesse für das Theater, wer Geld dafür haben? Laube wendete doppelte Arbeit an, entwickelte eine doppelte Hast, um durch raschen Wechsel des Repertoirs und packende Vorstellungen Zuschauer ins Theater zu ziehen. Vergebliche Mühe! Als sich unverkennbare Zeichen des Niederganges einstellten und der Director vom Verwaltungsrathe eingeladen wurde, das Institut billiger und populärer zu führen, legte Laube, der nur mit einer »ersten« Bühne zu thun haben wollte, die Leitung des Stadttheaters nieder. Das waren auf den Tag zwei Jahre, nachdem er die Direction angetreten. Wieder nach einem Jahre, als die inzwischen eingesetzte Direction des Schauspielers Lobe missglückt war, liess sich Laube noch einmal überreden, die Leitung des Stadttheaters zu übernehmen. Nun ein letzter Versuch, die Zuschauer zum Eintritt zu zwingen. Die höchsten Trümpfe wurden ausgespielt: Demimonde, Cameliendame, die Fremde, die Danischeffs. Alles vergebens! Laube zog sich zum zweitenmal und für immer zurück. Das Stadttheater ist dann an den Schauspieler Bukovics verpachtet worden, der es in höchst bescheidener Weise fortführte, bis es durch einen grossen Brand zerstört wurde.

III.

DIE VORSTADTTHEATER.

Volksbühnen, wie es ihrer leicht beweglichen Natur entspricht, sind der wechselnden Einwirkung des Tages am meisten zugänglich und so ist es kein Wunder, dass die Wiener Vorstadttheater von den Erschütterungen des Jahres 1848 lebhaft ergriffen und so bald nicht wieder losgelassen wurden. Wer das Theater besuchte, wollte wiederfinden, was damals die ganze Welt beschäftigte; der Widerhall der Strasse und der Versammlungen, ihre Rufe und Schlagworte, die Hoffnungen und Befürchtungen des aufgeregten Volkes — alle diese Dinge sollten der Bühne nicht fremd bleiben. Und wie das Leben auf die Bühne wirkte, so wirkte die Bühne wieder zurück auf das Leben. Aus dem harmlosen Lustspiel »Das bemooste Haupt« von Roderich Benedix hatten die Strassenpolitiker ihr Lieblingslied

gelernt und dasselbe Lustspiel hatte sie die Kunst, Katzenmusiken zu veranstalten gelehrt. Ein eigentliches politisches Schauspiel hat die Wiener Märzbewegung nicht hervorgerufen. Man begnügte sich damit, wenn ein Stück mit politischen Schlagworten, Ausfällen auf Corruption, Reaction, Jesuitismus um sich warf und Couplets enthielt, deren Refrain die junge Freiheit verherrlichte. Merkwürdiger Weise waren die Vorstadtbühnen nicht blos im ersten Sturm und Drang, sondern noch auf Jahre hinaus, wo doch Strassen, Felder und Wälder ruhten, stärker als die Sicherheitsbehörde. Polizeiberichte, die bis in das Jahr 1854 reichen, beklagen die Unbotmässigkeit der Vorstadtbühnen, die nicht zu bewegen seien, von politischen Anspielungen Abstand zu nehmen; in den verworrenen Conflicten zwischen den Befugnissen der Militär- und Polizeibehörde war weder der Säbel noch der Stock mächtig genug, den fröhlichen Uebermuth der Theaterdirectoren niederzuschlagen. Nur Carl, der schmiegsame Director des Carltheaters, zeigte sich gefügig. Was half es aber, wenn Nestroy in seiner »Freiheit in Krähwinkel« die ganze Wiener Bewegung auf's unbarmherzigste durchhechelte, da er doch, um das Lächerliche und Hassenswerthe auch auf der anderen Seite zu zeigen, den Fürsten Metternich und einen Vertreter des Liguorianer-Ordens dem gröbsten Gelächter preisgab? Man darf sich freilich nicht auf den Polizeistandpunkt stellen, wenn man die Bestrebungen des Wiener Volkstheaters jener Zeit gerecht beurtheilen will. Das Jahr 1848 hatte ja auch für das Theater eine lästige Schranke niedergeworfen und ihm die Freiheit gewahrt, von Gegenständen zu reden, die seine Zuschauer vor allen Dingen interessirten. Und wenn man von einigen Ausschreitungen, die in der allgemeinen Gährung der Geister ihre Entschuldigung finden, absieht, so kann man nicht anders sagen, als dass die Wiener Vorstadtbühnen von ihrer Freiheit, bisher verpönte Dinge zu sagen, einen höchst mässigen, ja einen geradezu loyalen Gebrauch gemacht haben. Eine Lieblingsposse der Wiener war: »Gervinus, der Narr vom Untersberg«, oder: »Ein patriotischer Wunsch« von Alois Berla. Sie hat im Theater an der Wien 125 Wiederholungen erlebt. Was ist nun der Inhalt dieses beliebten Volksstückes? Im Untersberg bei Salzburg lebt und schnarcht der Hofnarr Gervinus mit Friedrich Rothbart, seinem Gebieter. Er langweilt sich in der unterirdischen Behausung und möchte wieder einmal in die Welt zurück, um nachzuschauen, wie sie sich befinde. Der Rothbart ertheilt dem Narren Urlaub, indem er sein Ausbleiben an eine Bedingung knüpft. Hier schiebt sich der auch in älteren

Wiener Zauberstücken vielfach benützte Wunschmotiv dazwischen. Der Rothbart gibt dem Narren eine Blume auf den Weg mit und dazu die Weisung: Wer diese Blume sein eigen nenne, dem werde sofort jeder Wunsch erfüllt; doch wahres Glück bringe er nur Jenem, aus dessen Herz ein edler Wunsch für das Vaterland entspringe. Die Blume geräth nun in die Hand eines gemüthlichen Oesterreichers, der sich mit ihr verschiedenes Unglück an den Hals wünscht. Als Naturforscher, als Lump erscheint ihm Gervinus in der Rolle des Versuchers; als Professor endlich legt er ihm den Wunsch nach dem Wohlergehen des Vaterlandes als den reinsten und edelsten nahe. Der gute Mann fängt Feuer. Seine letzten Worte sind: »Gott schenke meinem schönen grossen Vaterlande den Frieden wieder und erleuchte die Menschen, dass sie mit vereinten Kräften darauf hinwirken, dass Hass und Zwietracht schwinden und die Liebe Volk und Fürsten innig verbinden möge. Dann werden wir wahrhaft glücklich und zufrieden sein. So, und jetzt ruft's Alle Vivat!« Alle: »Vivat!« ... So unschuldig ist dieses von mancher scharfen Bemerkung durchsetzte Stück. Es gleicht jenem aus bunten Motiven zusammengeklitterten Musikstück, welches mit der Tell-Ouverture beginnt und mit dem Kaiserliede schliesst.

Höher als Alois Berla, der übrigens mit seinem trefflichen Charaktergemälde »Ein alter Deutschmeister« den Anstoss zu den später beliebten Soldatenstücken gegeben, hat Karl Elmar das Wiener Volksstück geführt. Zwar ein eigentlich politisches Stück, in welchem politische Leidenschaft die Handlung bestimmt, hat er gleichfalls nicht geschaffen, dafür aber tapfer um sich greifende sociale Volksstücke, die als Voraussetzung ihres Lebenselementes die politische Freiheit in Anspruch nehmen. Unter diesen Schauspielen steht »Das Mädchen von der Spule« in der vordersten Reihe. Ein Fabriksmädchen, das einen reichen Erben heiratet, nachdem sie ihn vorher erzogen und von den Eitelkeiten dieser Welt abwendig gemacht, ist das Thema dieser gemüthvollen, innerlichst ansprechenden dramatischen Arbeit, die aber neben der schönsten sittlichen Gebundenheit durchaus den entschieden freisinnigen Mann zeigt. Seine Gewandtheit im Einstreuen, von Liedern und Couplets, die hier eine Situation warm beleuchten, dort eine andere bis in ferne Beziehungen heiter oder satyrisch illustriren, bewährt sich auch hier. Wie reizend ist das Spulenlied: »Wie's Radel sich schwingt und wie's Spulerl sich dreht,« welches aus der Situation gleichsam rhythmisch herauswächst. Neben dieses Schauspiel stellt sich ebenbürtig das Volks-

stück: »Unter der Erde«. Trefflich sind ein derber Bergmann und ein heuchlerischer Stadtherr einander gegenübergestellt, daneben ein reicher junger Bummler, der durch die Arbeit endlich gezähmt und glücklich gemacht wird. Das alte, fast abgedroschene Thema, dass nicht Reichthum, sondern die Bethätigung der eigenen Kraft, die Arbeit, glücklich macht, wird uns von Elmar wieder so heimlich und wie eine Neuigkeit nahe gebracht. Das Lied: »Der Mensch soll nicht stolz sein auf Glück und auf Geld,« nimmt in seiner schlichten Wahrheit unser ganzes Gemüth gefangen. Höheren Flug versucht Elmar in seinem romantisch-komischen Gemälde »Goldteufel«. Ein Mann, der in seiner früheren Armuth allen Unbilden der Welt ausgesetzt war, wird reich und wendet nun seinen Reichthum dazu an, Andere unglücklich zu machen, indem er ihnen mit freigebiger Hand Gold spendet. Er findet aber in der Witwe eines von ihm scheinbar zu Grunde gerichteten Mannes ein Wesen, das dem abwesenden Gatten treu bleibt und den Versuchungen des Reichthums standhaft widersteht. Das führt ihn von seinen Verirrungen zurück und lässt ihn fremdes und eigenes Glück wieder begründen. Das Stück spielt in Amerika, an der Küste von Texas, wird aber, wie in Raimund's »Barometermacher auf der Zauberinsel«, durch einen munteren Wiener und eine tüchtige Wienerin heiter belebt. Drei Episodenfiguren sind schon trefflich charakterisirt durch ihre blossen Namen: Scheinele, Trauerspieldichter aus Stuttgart, Zapliczek, Posaunist aus Pardubitz, und Ne, Doctor der Philosophie aus Berlin. Das Ganze ist von poetischen Blicken und Blitzen durchschossen. Ueberhaupt ist Elmar der eigentliche Dichter unter den älteren Wiener Volksautoren, dazu die beste und liebenswürdigste Persönlichkeit. Elmar war eine ehrliche Seele, ein wahrer Freund des Volkes, ein gesinnungsvoller Mann, der fest hielt an den Idealen seiner Jugend. Er hat sich auch als Dichter bis in das späteste Alter immer wieder verjüngt. Als er starb, hat ihm kein Geringerer als Ludwig Anzengruber, in einem Gedicht, das aus dem Herzen kam, den Kranz der Meisterschaft auf die Schläfe gedrückt.

Schon mit Elmar und wieder nach ihm haben gute Kräfte an dem Wiener Volksstück gearbeitet. Vor Allen Friedrich Kaiser. Seine »Frau Wirthin«, sein »Viehhändler aus Oberösterreich«, sein »Mönch und Soldat« nehmen sich stattlich aus in der langen Reihe von Volksstücken, die sich durch die letzten vierzig Jahre ziehen. In jedem dieser Schauspiele steht eine kernhafte Gestalt in der Mitte, die eine freie oder sich frei machende Atmosphäre umgibt. Anton

Langer beherrscht das Wiener Volksleben in seiner ganzen Breite, allerdings von einem vielfach begrenzten localen Gesichtspunkt und mit seiner absichtlichen Loyalität, die nicht Jedermanns Sache ist. Gleichfalls in Wien daheim, wie in seiner Tasche, ist der fruchtbare O. F. Berg, unbestreitbar der witzigste aller volksthümlichen Bühnenautoren, obwohl in seinen Witzen nicht wählerisch. Sämmtliche Namen der Wiener Volksdichter aufzuzählen, ist nicht thunlich. Es wären noch Flamm, Wimmer und unter den neueren Radler zu nennen. Die dramatische Volksdichtung Wiens holt ihre Mitarbeiter aus allen Kreisen der Bevölkerung. Aus Geschäftskreisen haben sich gestellt: der Fabrikant Kothlechner unter dem angenommenen Namen Krone, der Rauchfangkehrer Giunio als Juin, der Kaffeesieder Nikola als Kola. Zuletzt hat das Wiener Vorstadttheater fast mehr Dichter als Zuschauer gehabt.

Eine stattliche Schaar von Schauspielern ist den Dichtern beigesprungen, um ihre Werke darzustellen. Obenan steht Johann Nestroy, der ihnen, wie er sie körperlich überragte, auch geistig und künstlerisch überlegen war. Seine dramatische Production liegt hinter der Zeit, die wir behandeln, zurück, doch ist der Autor und der Darsteller in ihm nicht zu trennen. Als er von der Bühne zurücktrat, hat er eine grosse Lücke gelassen. Es ist allgemein gesagt worden, dass durch Nestroy's Rücktritt wieder ein Stück altes Wien, und eines der letzten und bedeutendsten, abhanden gekommen sei. So will denn auch Nestroy, obgleich er mit seiner Pritsche und Geissel noch in die neuesten Tage herüberlangte, aus dem Geiste des alten Wien heraus aufgefasst und begriffen sein. Dass Wien in früherer Zeit der Hauptsitz, gleichsam die Residenz der Gemüthlichkeit gewesen, ist eine alte Sage, und es gibt noch halbverschollene Leute, denen das Herz aufgeht und der Mund von sehnsüchtigen Lobeserhebungen überfliesst, so oft sie der untergegangenen Herrlichkeit der Kaiserstadt gedenken. Dem alten Wien sein redlich Theil Gemüth bestreiten wollen und ein gewisses herzliches Wohlwollen, wäre geradezu abgeschmackt; aber unter der schmeichelhaften Etikette »Gemüthlichkeit« liefen viele Dinge um, die mit Gemüth — einem der tiefsten Begriffe des deutschen Genius — wenig zu schaffen hatten. Die Schiefheit politischer Verhältnisse und die Verkrüppelung der gesellschaftlichen Zustände trieben die Leute in die Bahn der falschen Gemüthlichkeit. Gemüthlich sein hiess damals: sich den Ernst des Lebens vom Leibe halten, gut essen und trinken, im

Fasching brav tanzen und den Rest der Zeit im Theater todtschlagen. Tanzboden und Bühne bildeten die Arena des öffentlichen Lebens. Die Arbeit wurde vielfach nur insofern geschätzt, als sie die Mittel zu sinnlichen Zerstreuungen herbeischaffte. Man war nachsichtig gegen Andere, weil man selbst der Nachsicht bedurfte. Wer den Tag über keinen Menschen umgebracht und Abends bei Sperl, von Walzerklängen umrauscht, hinter einer Flasche Gumpoldskirchner sass und sein Backhuhn verzehrte, der fühlte sich als Einen, der seine Schuldigkeit gethan hat. Der Gesichtskreis wurde durch den Wienerwald beschränkt, man sah nicht höher, als der Stefansthurm reichte. Unter solchen Verhältnissen trat Nestroy auf den Schauplatz: eine im tiefsten Kern gutmüthige Natur, als echtes Wiener Kind kein Kostverächter, aber mit scharfem Blick für das Leben begabt. Er erspähte die Schwächen der Einzelnen, er durchschaute die Nichtigkeit der gesellschaftlichen Zustände. Ein Mann, keines starken sittlichen Zornes fähig, aber scharfsichtig und mit Witz, satyrischer Laune und Sarkasmus reichlich ausgestattet, trat er auf den Brettern dem Wiener Leben keck entgegen. Er gab die falsche Gemüthlichkeit dem Gelächter preis, er trieb die falschen Biedermänner zu Paaren, er legte die Fäulniss der Ehe und des Familienlebens bloss, er geisselte die Heuchelei in ihren verschiedensten Erscheinungen, er zog gegen die realistische Plattheit und gegen den schlechten Idealismus der Oper und des Schauspiels mit den schärfsten Waffen der Parodie zu Felde. Man hat ihn vielfach den Wiener Aristophanes genannt. Die Bezeichnung ist nicht unrichtig, und man kann von beiden Worten bald das eine, bald das andere betonen. Er hatte eine Ader, die an den griechischen Komödiendichter stark erinnerte. Wer ihn einmal in »Judith und Holofernes« gesehen, der mochte sich etwa vorstellen, wie es den Athenern zu Muthe war, als Aristophanes in seinen »Fröschen« den Euripides und seine Dichtungsweise durchhechelte. Aber man kann sich nicht verhehlen, dass Nestroy in den Zuständen, die er persiflirte, selbst zu sehr befangen war, und zum anderen ist es kein Geheimniss, dass Wien kein Athen ist. Wann hätte in Wien ein Komödiendichter die Ellbogen so frei gehabt, um den Lederhändler Kleon in der bekannten classischen Weise durchzuwalken? Wo aber die echte Komödie, die Komödie im grossen Stil, gedeihen soll, da muss vor allen Dingen die Bahn frei sein. Man nimmt ihr die Lebensluft, wenn man ihrem Bereiche das politische Leben entzieht und ihr das sociale nur zum kleinsten Theile preisgibt. Man zwingt sie auf diese Weise theils

platt, theils unsittlich zu werden. Das Salz des Witzes wird dumm, und die Zote — anerkannt ein unschätzbares Mittel zur Erreichung komischer Zwecke, ein Mittel, welches namentlich Aristophanes unvergleichlich handhabte — die Zote wird zum Selbstzweck. Wir haben beides am Carltheater erlebt. Was dort ursprünglich satyrisch gemeint war, das wurde von den Habitués dieses Theaters — Demi monde und basse-finance — schliesslich als der Inhalt des eigenen Lebens mit Selbstbehagen genossen. Nestroy war ein Aristophanes, soweit seine Begabung, seine Bildung und die Zeitverhältnisse es ihm zu sein erlaubten. Viele werden ihm zeitlebens für die heiteren Genüsse, die sie ihm verdankten, verbunden bleiben, denn das Leben mit seinem Jammer und seiner Langeweile würde manchmal kaum zu ertragen sein, wäre uns nicht die Gabe des Humors bescheert, der uns, mit Jean Paul zu reden, den Kopf nach unten in den Himmel trägt. . . »Der Johann geht, und nimmer kehrt er wieder« — das war Nestroy's Schwanengesang. Mit einer Parodie auf Schiller wurde das alte Carltheater geschlossen, mit einer Parodie auf Schiller, mit dem Schauspiel »Elisabeth Charlotte« von Paul Heyse, wurde das neue Carltheater eröffnet.

Als Nestroy die Direction des Carltheaters, die er nach Carl's Ableben übernommen hatte, niederlegte, folgte ihm Gustav Brauer, ein wohlgesinnter Mann, dem aber nichts gelingen wollte. Ihm folgte der Maler Lehmann mit nicht besserem Glücke; hierauf kam Treumann, dem inzwischen das von ihm erbaute Quaitheater niedergebrannt war, mit gutem äusseren Gelingen; sein Geschick und Glück übernahmen dann nacheinander Ascher und Jauner. Mit den Directoren Tewele und so weiter trat das Carltheater in einen unerquicklichen Zustand des Schwankens zwischen Sein und Nichtsein. Ebenso ging das Theater an der Wien und das Josefstädter Theater von der einen Hand in die andere über, und nichts war beständig als eine fieberhafte Jagd nach dem Erfolge. Die darstellenden Kräfte, die Dichter selbst wurden gleichfalls von dieser Unruhe ergriffen und gingen von einem Lager in das andere über. Die beiden massgebenden Vorstadtbühnen, das Carltheater und das Wiedener Theater, pflegten vorzugsweise die französische, später die Wiener Operette, nur das Josefstädter hielt noch in seiner Entartung an dem Volksschauspiele fest, indem es wenigstens Ritter- und Räuberstücke zur Aufführung brachte und von Zeit zu Zeit in eine bessere Richtung einlenkte. Es ist erstaunlich, welche Masse von Geist und Talent die Wiener Vorstadttheater verbrauchen. Durch die letzten 40 Jahre

zieht sich eine so lange Reihe trefflicher Darsteller, dass man in Verlegenheit ist, auch nur die besten zu nennen. Vorbildlich für die Wiener Vorstadtspieler sind Nestroy und Scholz: der scharfe Komiker und der gemüthliche Komiker, einander gegenüberstehend wie Geist und Natur. Vollbürtige Nachfolger hat Keiner von Beiden gehabt, weder einen so ganz aus Einem Stück wie Scholz, noch einen so ganz Geist und Beweglichkeit wie Nestroy. Was Nestroy betrifft, so kommt ihm merkwürdiger Weise nicht ein Schauspieler, sondern eine Schauspielerin am nächsten: Josefine Gallmeyer. Bei einer Darstellungskraft, welche die Wirklichkeit im Kerne erfasste und mit sprudelnder Erfindung das Leben in allen seinen Farben spielen liess, besass sie, indem sie in die Gegenstände eindrang und sie von innen heraus sprengte, eine wahrhaft vernichtende parodistische Gabe. An der Wiener Vorstadtbühne hat sie ihres Gleichen nicht gehabt. Marie Geistinger, so sehr sie ihrer Nebenbuhlerin an Erscheinung und Stimme überlegen war und eine eigene Anmuth im Bedenklichen und in den verschiedensten Aufgaben eine bewunderungswürdige Gewandtheit entwickelte, konnte sich an ursprünglicher Begabung und hinreissendem Naturell mit der Gallmeyer doch nicht messen. Matras und Girardi erinnern in der gemüthlichen Anlage an Scholz, haben aber in ihrem Spiele doch schärfere Elemente, die in Charakterrollen zu wirksamer Geltung gelangen. Sie können mehr als Scholz, aber was Scholz konnte, können sie nicht so gut und stark wie er. Ein anderer Komiker, Schweighofer, gemahnt in seiner Spielgewandtheit und Mundfertigkeit mehr an Carl Treumann, den Virtuosen in Verkleidungsrollen, den munteren Copisten und Parodisten. Knaak ist ein geschmackvoller witziger Equilibrist, von der Natur mit einem komischen Stockschnupfen begabt, Blasel ein heiterer Darsteller von Thaddädel-Rollen, Tewele ein lustiger Plauderer und Improvisator. Greift man weiter zurück, so findet man neben dem volksthümlichen Charakterspieler Carl Rott den vortrefflichen Darsteller komischer Biedermänner, Eduard Weiss. Beide in Raimund'schen Rollen vorzüglich; Johann Grün erinnerte durch seine drastische Komik in bornirten Bedienten und Pantoffelhelden an Scholz; Josef Röhring, das dünne Männchen mit seinem böhmischen Accent, besass seine Stärke in der Darstellung von Schulgehilfen, dummpfiffigen Bauernburschen und ausgelassenen Schusterbuben. Frl. Schiller und Frl. Rudini, als Soubretten einst beliebt in ihren guten Tagen, verblassen vor den glänzenderen Erscheinungen, die in ihrem Fache die neuere Zeit gebracht. Dagegen

hat sich Frau Herzog als komische Alte eine ewige Frische zu erhalten gewusst. Es würde ein wichtiger Name fehlen, wenn Albin Swoboda ungenannt bliebe. Sänger und Schauspieler, gerecht in allen Sätteln, ist er eine Stütze für Offenbach gewesen und hat die eigenthümlichsten Gestalten Anzengruber's, den Wurzelsepp und den Steinklopferhans, congenial gespielt. Wie Marie Geistinger, ist er eine Zierde des eigentlichen Volksstückes und der Operette gewesen.

In diesen letzten vierzig Jahren ist auch die Wiener Operette geboren oder, vielleicht besser gesagt, wiedergefunden worden. Dieselbe knüpfte allerdings an Offenbach an, aber die Elemente dafür waren lange vor dem Erscheinen des Deutsch-Franzosen vorhanden. Die Musik bildete von jeher in den Theatern der Vorstadt einen wichtigen und breiten Bestandtheil einer jeden Vorstellung, sie war der belebende Athem für das ausgelassene wie für das rührende Volksstück, für die Posse wie für das dramatische Zaubermärchen. Suppé schrieb seine ersten Theatermusiken schon in den vierziger Jahren. Nun aber kam Offenbach, zuerst mit seinen Einactern, die in ihrer feinen, reizenden Haltung an die Pastellbilder des vorigen Jahrhunderts erinnerten, dann mit den grösseren und gröberen Burlesken, welche wie »Die schöne Helena« — diese niederträchtige Verhöhnung alles menschlich Edlen — »Die Herzogin von Gerolstein« und so viele andere weltbekannt und weltberüchtigt geworden sind. Offenbach liess keine anderen Götter neben sich aufkommen. Die Wiener Theatermusik verstummte zwar nicht, aber sie musste sich unter fremder Flagge bergen. Die sogenannten »Offenbachiaden« waren nämlich in der Gestalt, wie sie aus Paris kamen, mit ihren fadenscheinigen Chören, ihrem dünnen Orchester, für Wien nicht geniessbar. Sie mussten ausnahmslos voller instrumentirt, öfters auch mit allerhand, von den hiesigen Theater-Capellmeistern besorgten Einlagen ausgepolstert, überhaupt mit einem runderen musikalischen Körper versehen werden. Offenbach selbst gestand, dass er als Musiker blos in Wien sein Genüge finde. Man weiss, wie nach und nach seine Erfindungsgabe versiegte, wie es namentlich seinen Librettisten (Meilhac und Halévy) unmöglich wurde, sich immer auf der Schneide zwischen Witz und Blödsinn im Gleichgewichte zu halten. Und bald war es an der Wiener Operette, die Flügel zu rühren. Johann Strauss machte einen Versuch mit »Indigo«, Suppé und Millöcker folgten. Es geschah das Merkwürdige, dass man sich die Pariser Einfuhrwaare nach und nach abgewöhnte, um nach dem Einheimischen zu greifen. Der Walzer

verdrängte den Cancan. Auch der Walzer trieb es freilich ziemlich bunt. Die blödsinnigen Könige, geistesschwachen Minister, einfältige Generäle, wie sie durch die Pariser Operette gaukelten, sie hatten fast alle einen satyrischen Zug im Gesichte. Für Meilhac und Halévy war der Blödsinn eine Waffe des Witzes, während in der Wiener Operette schliesslich nur der Blödsinn um des Blödsinns willen gepflegt wurde. Die von Offenbach ausgehende Richtung musste sich eben gründlich austoben. Heute lenkt die Wiener Operette in neue Bahnen ein oder vielmehr in die alten Bahnen zurück. Sie ist sichtlich bestrebt, das Erbe der Spieloper oder der Komischen Oper anzutreten. Diese lebt ja in unseren weiträumigen Opernhäusern nur ein Scheinleben, der schwere Rahmen erdrückt das Bild, die Sänger sind blos noch Sänger, das gesprochene Wort bleibt ihnen im Halse stecken, die leicht und gefällig sich ablösende Geberde ist ihnen ungeläufig geworden. Eine Art Spieloper gibt es nur noch im Theater der Vorstadt. Das Geschrei gegen die Wiener Operette ist daher ebenso unklug als ungerecht. Man will sie namentlich zum Wiener Volksstücke in einen feindseligen Gegensatz bringen, als ob nicht gerade die Musik aus dem tiefsten Brunnen der Volksthümlichkeit schöpfte. Die Operette stammt geradewegs vom Walzer ab, ist der zum dramatischen Ausdruck gesteigerte Tanz. »Auch der ursprüngliche Volkstanz drückt bereits eine Action aus, meistens die gegenseitige Liebeswerbung eines Paares. Diese einfache, den sinnlichsten Beziehungen angehörige Handlung in ihrer reichsten Entwickelung gedacht, ist nichts anderes als die dramatische Action.« Das hat kein Anderer als Richard Wagner geschrieben, den man ja heutzutage in dramatischen Dingen so gerne anruft, und die Worte finden ihre natürliche Anwendung auf die Operette, die als echtes Wiener Blut, etwas leicht, aber rasch beweglich und in beständig froher Wallung befindlich, sich die Welt erobert hat. Man führt sie nicht nur in Deutschland auf, sondern auch in England, Russland, Italien und Spanien. Sie hat den Weg über das Meer gefunden und in New-York und Chicago gehören Wiener Walzer zu den unentbehrlichen Freuden des Tages. Der Verleger Spina hat einmal achtzig Kisten auf Einmal nach New-York gesendet, die nichts enthielten, als Exemplare des Strauss'schen Walzers »An der schönen blauen Donau«. In Paris, der literarisch und künstlerisch unzugänglichsten Stadt, sind Strauss, Suppé und Millöcker aufgeführt worden. Und was für die Operette am schwierigsten war, sie hat sich auch schon manches spröde deutsche Hoftheater erschlossen, so die Hoftheater

von Braunschweig, Stuttgart, Weimar, Hannover, Cassel. Allenthalben tritt sie nach und nach in Rang und Recht der Spieloper ein. Möglich, dass sie in ihren Bestrebungen zu weit geht, zu sehr der Oper statt dem Singspiele sich nähert. Suppé, der ja von der grossen italienischen Oper herkommt und mit ihr blutsverwandt ist — sein Oheim war Donizetti — dürfte dies »Zuviel« namentlich verschuldet haben. Allein die Sache ist begreiflich. Unseren Operettencomponisten steht meistens ein sehr leistungsfähiges Personal zur Verfügung. Solisten und Chöre können sich hören lassen; das Orchester ist ungemein tüchtig und den heikelsten Aufgaben gewachsen. Da liegt denn die Versuchung nahe, die verfügbaren Kräfte auch gehörig zu nützen, sie glänzen zu lassen. Aber das richtige Mass dürfte über kurz oder lang gefunden werden. Wenn Lortzing einen Nachfolger finden soll, so kann er ihm nur aus der Wiener Operette erstehen.

Mitten in diesem bunten Faschingstreiben der Operette wurde dem Wiener Volkstheater ganz unvermuthet ein wirklicher Dichter beschert. Eines Abends wurde im Wiedener Theater das Volksstück »Der Pfarrer von Kirchfeld« aufgeführt. Niemand wusste von dem Verfasser, noch woher er kam. Mit einem Schlage hatte er einen Namen und wurde als das vornehmste Talent und als der Zukunftsmann der Wiener Volksbühne gefeiert. Es war Ludwig Anzengruber. Ein geborener Wiener, der unter widrigen Verhältnissen aufgewachsen war, verdankte er, was er an Bildung besass, meistentheils sich selbst; vom Theater angezogen, doch unsicher, ob er zum Dichter oder Schauspieler berufen sei, führte er unter ländlichen Schauspielertruppen ein an Beschämungen und Entbehrungen reiches Wanderleben; zuletzt ist er in einer Polizeistube als Schreiber gesessen. Seine Begabung, die sofort bei ihrem öffentlichen Erscheinen anerkannt und belohnt wurde, hat ihn aus diesen unwürdigen Fesseln befreit. Nicht ausser Zusammenhang mit der Wiener Volksbühne ist Anzengruber aufgetreten. Will man seine nächsten Verwandten bezeichnen, so wird man Friedrich Kaiser und Carl Elmar nennen müssen. Mit Kaiser theilt er die kräftige Charakteristik, mit Elmar den poetischen Zug, mit Beiden aber, nur in gesteigertem Masse, den freien Wahrheitsmuth. Wer ihn verstehen und würdigen will, muss ihn aus den geistigen Zuständen Wiens heraus beurtheilen, denn aus der Wiener Gesinnung heraus sind seine Stücke geschrieben. Der Wiener, der als solcher zählt, ist leidlich fromm, aber vom gemeinen Manne an bis zum höchstgestellten Beamten hinauf, sei es

bewusst oder unbewusst, vom Geiste des Josephinismus völlig durchsäuert. Der Wiener ist kein Feind, aber ein vorsichtiger Freund der Kirche. Bei seiner sinnlichen und sinnigen Freude am Leben wünscht er den Geistlichen gleichfalls ihren Antheil an den besten Lebensgütern — ein Wunsch, der sich bei zarteren Gemüthern als Mitgefühl ausspricht, bei ernsteren und stärkeren aber sich bis zum Reformdrang steigert. Das Ideal des Wieners ist der bürgerliche Geistliche. Diese Anschauungen und Gesinnungen finden in dem »Pfarrer von Kirchfeld« einen starken Widerhall und treten uns nicht nur als flüchtige Worte, sondern in eindringlichen Gestalten verkörpert, lebendig entgegen. Jedermann kennt die Handlung und die hervortretenden Figuren des Stückes. Ein aufgeklärter Pfarrer, ein im menschlichen Sinne guter Hirte seiner Heerde, der eine an ihn herantretende Versuchung irdischer Liebe mannhaft überwindet, wird von seinen als selbstsüchtig und heuchlerisch geschilderten Feinden aus seinem Wirkungskreise verdrängt und der geistlichen Behörde zur Verantwortung überwiesen. Der Liebesconflict wird durch den gesunden Sinn der Pfarrersmagd Anna Birkmeier, in welcher die runde, frische Lieblichkeit der österreichischen Frauennatur versinnlicht ist, aufs anmuthigste, tapferste und reinste gelöst. Hier tritt auch die berühmte Figur des Wurzelsepp auf, ein schneidiger Kerl voll Mutterwitz, den ein widerliches Geschick zum Menschenhasser erzogen, der aber, da sein Hass doch nur eine verkehrte Liebe ist, durch das milde Entgegenkommen des Pfarrers der Welt wiedergewonnen wird. Im Pfarrer von der Einöd wird uns eine unter den mühseligsten Verhältnissen doch achtbare, fast verschollene Existenz, die uns wie ein geistliches Petrefact anmuthet, liebenswürdig vorgeführt. Indessen bei allem Reichthume der Gestaltung ist uns diesem Stücke gegenüber doch nicht ganz wohl zu Muthe. Schmerzhafte Wunden werden aufgerissen, die wenigstens vorderhand nicht zu heilen sind, und das ungewisse Ende lässt einen bitteren Stachel im Gemüthe des Zuschauers zurück. Das sind die vielleicht erwünschten, aber doch unkünstlerischen Wirkungen der Tendenzdichtung: der gesinnungsvolle Mann opfert einen Theil des Dichters. Reiner in der tragischen Wirkung ist ein anderes Volksstück von Anzengruber, »Der Meineidbauer«, das vielleicht von allen seinen Dichtungen den stärksten dramatischen Zug hat. Die Selbstzerstörung eines Mannes, der auf einem Meineid und auf der Enterbung der Berechtigten sein Glück aufzubauen unternimmt, ist in grossen, ergreifenden Zügen geschildert und in kühnen scenischen Bildern,

die ohne Gefahr das Gebiet des Abenteuerlichen berühren, mit erschütternder, überzeugender Macht durchgeführt. Den harten Streit zwischen Vater und Sohn mildert der Dichter durch Empfindungen, die tiefer liegen als die empörende Erscheinung des Kampfes, und die streitbare, aber uneigennützige Haltung der vom Meineidbauer enterbten Vrony spannt einen versöhnenden Regenbogen über das von der wildesten Leidenschaft durchzogene Schauspiel. »Da sind neue Menschen und die Welt fängt erst an,« kann Vrony mit Recht zu dem von ihr geliebten Sohne des Meineidbauern sagen. Nie hat ein dramatischer Dichter ein schöneres Wort ausgesprochen, wenn es auch in seiner vermeintlichen Sicherheit den Keim neuer tragischer Verwickelungen in sich bergen mag.

Neben der Tragödie liegt in dem wendungsfähigen Geiste des Dichters gleich die Komödie, neben dem »Meineidbauer« die »Kreuzelschreiber«. Die »Kreuzelschreiber« gehören zu den höchsten und reinsten Gipfeln der dramatischen Dichtung unserer Zeit, es liegt der stille Sonnenschein der Poesie auf ihnen. Auch sie haben es mit Tendenz zu schaffen, allein der trotz eines tragischen Zwischenfalles das ganze Stück durchwaltende Humor hebt die Tendenz in eine hellere Sphäre hinauf. Die Bauern einer Ortschaft haben eine im kirchlichen Sinne freigeistige Adresse mit ihren Kreuzeln unterzeichnet. Ihre Weiber, vom Beichtvater bearbeitet, weigern sich ihnen. Sie verlangen von ihren Männern, dass sie zur Sühnung ihrer Sünde eine Bussfahrt nach Rom veranstalten sollen, worauf die Männer, auf den Rathschlag eines findigen Kopfes, scheinbar eingehen, indem sie die Mitglieder eines neugegründeten Jungfernbundes mitnehmen zu wollen vorgeben. Grosse Aufregung unter der Weiberschaft. In kühnen und komischen Situationen, und in den komischen doppelt kühn, spielt sich die Komödie des Lebens vor uns ab, eines Lebens, in welchem sich sinnliche und gemüthliche Bedürfnisse so seltsam kreuzen und einander bedingen. Männer und Weiber, beide geben nach, nur dass die Männer auf ihrer Kreuzelschreiberei beharren. Aber beide werden von dem Steinklopferhans, der die Intrigue der Bauern geleitet, ausgelacht, weil er in die Gebrechlichkeit beider Geschlechter von seinem hohen und heiteren Standpunkte aus klar hineinsieht. Denn der Steinklopferhans ist ein Philosoph, und er ist es geworden durch die schärfsten Leiden des Lebens. Als der einsame kranke Mann sich einmal zur Linderung seiner Schmerzen aus seiner Hütte ins Freie schleppte, und er die Sonne untergehen sah und die Sterne heraufkommen, da ist es über ihn gekommen,

wie Eines zum Anderen redet: »Es kann dir nichts geschehen! Du gehörst zu dem Allen, und das Alles gehört zu dir. Es kann dir nichts geschehen!« Und von dem Augenblicke an bildete sich eine heitere Lebensphilosophie in ihm aus, die nicht mehr zu erschüttern war. Der Steinklopferhans ist eine der gescheitesten, gemüthlichsten und zugleich heitersten Gestalten Anzengruber's. Ob sie auch glaubwürdig ist? Obgleich ihr Anzengruber sein eigenes Glaubensbekenntniss eingeflüstert, müssen wir doch Ja sagen. Der Steinklopferhans spricht von seiner Eingebung so überzeugend, dass er alle Zweifel zum Schweigen bringt. Der Pantheismus mit seiner ruhigen Ergebung und heiteren Beschaulichkeit ist eine Weltanschauung, die nicht blos im Geiste eines Spinoza auftaucht.

Anzengruber's Schauspiele sind vorderhand das letze Wort der Wiener Volksbühne. Sie wurden von der Geistinger, der Gallmeyer und von Albin Swoboda meisterhaft gegeben. Heute besitzt Wien keine Bühne mehr für Anzengruber. Vielleicht bringt sie ihm das Deutsche Volkstheater, dessen Eröffnung man mit ebenso grossen Hoffnungen als Befürchtungen entgegensieht.



VII.

DIE WIENER PRESSE.

von

H. M. RICHTER.



I.

Wenn wir unsere Annalen wie die Mexicaner in Vignetten schrieben, so müsste ein Journalist, an Händen und Füssen gefesselt, in der Kasematte einer Festung, als Illustration der vormärzlichen Geschichte

Oesterreichs dienen. Die Presse ist die kostbarste Errungenschaft des Jahres 1848; sie beginnt erst mit diesem Jahre, in welchem Kaiser Franz Joseph, unter dessen Regierung sie, die jüngste unter ihren grossstaatlichen Schwestern in Europa, ihre grossartige, kaum geahnte Entwickelung genommen, das Scepter ergriffen hat. Diese Entwickelung der Wiener Presse ist ein gar schönes Capitel der Culturgeschichte Oesterreichs und mit Stolz darf der Oesterreicher auf die Bedeutung der Wiener Presse hinweisen, die ein berechtigtes Ansehen in der Welt geniesst, in vielen Stücken die ausländische Presse überholt hat, vielfach für das Ausland das Muster abgibt, deren technische Einrichtungen von unseren Nachbarn nachgeahmt werden, wie man österreichische Journalisten nach dem Auslande beruft. — Früher war das umgekehrte Verhältniss herrschend. — Das Wachsthum, die Entwickelung der Wiener Presse stellen sich als so rapid dar, dass man Mühe hat, auch nur die Verhältnisse vor 20 Jahren mit den heutigen in Vergleich zu setzen. Auf den Schriftsteller-Congressen und Journalistentagen Deutschlands, auf den internationalen Vereinigungen (in Paris, Mailand) der jüngsten Zeit, wie schon gelegentlich der Weltausstellung von 1873, wo die Zeitungen aus ganz Europa und den fremden Erdtheilen vertreten waren, wurde das Lob der Wiener Presse in allen Sprachen gesungen und selbst von Autoren, die sich die Darstellung der Missbräuche, Auswüchse und Verderbniss in der Wiener Presse zur Aufgabe gemacht, findet man Aussprüche lobendster Anerkennung über die Gediegenheit der literarischen Arbeiten, die Lebendigkeit der Darstellung, die Promptheit der Berichterstattung, die sich nur noch in der englischen und amerikanischen Presse in gleicher Vollendung finde, wie über den riesenhaften Aufwand von Geist und Capital zur Befriedigung der Bedürfnisse der Leser.

Wie Wien selbst als Reichshauptstadt der Hauptsitz des politischen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens von Oesterreich ist, so ist auch seine Presse von grösster Bedeutung für ganz Oesterreich: sie ist auch, bei aller Decentralisation und Föderation, die neuestens in Oesterreich Platz gegriffen, der Brennpunkt der Darstellung des staatlichen Lebens, an ihrem Muster hat sich die Presse der Provinzen gebildet, ihre Organisation, Methode und Darstellungsform spiegelt sich auch in der magyarischen, italienischen und slavischen Presse wieder. Sie hat den ganzen grossen politischen Bildungsprocess von vier Decennien nicht blos durchgemacht, sie hat, als der grösste und werkthätigste Förderer der geistigen Production dieses Landes,

Oesterreich erst in Rapport gesetzt mit der gesammten Civilisation. Nicht blos spiegelt sich die ganze grosse, ja ungeheure Entwickelung und Veränderung, welche Oesterreich in den 40 Jahren der Regierung des Kaisers Franz Joseph durchgemacht, getreulich in der Wiener Presse dieser Zeit wieder — die Wiener Presse ist selbst ein sehr wesentliches Element dieser Entwickelung, das zu übersehen ganz unmöglich ist. — Der berühmte Göttinger Staatsrechtslehrer und Historiker des XVIII. Jahrhunderts, das Orakel der Aufklärungszeit, Schlözer, schrieb: »Zeitungen — mit einem Gefühl der Ehrfurcht schreibe ich dies Wort nieder — Zeitungen sind eines der grossen Culturmittel, durch die wir Europäer zu Europäern geworden sind. Stumpf ist der Mensch, der keine Zeitung liest.« Wenn dieser Satz für das XVIII. Jahrhundert und die Zeitungen jener Zeit seine Geltung hatte, wie soll man das Wirken der Presse in Wien bezeichnen in den letzten 40 Jahren? Für Wien und Oesterreich hat sich die Wiener Presse als ein Erziehungsmittel ersten Ranges erwiesen, als die Schule der Erwachsenen, welche die allgemeine und die berufliche Bildung des Volkes gar mächtig gehoben, die politische Bildung durch ihren unermüdlichen Commentar der Zeitereignisse mächtig gefördert, das Volk zur Ausübung seiner politischen Rechte völlig erzogen, seinen Gemeinsinn und seine Vaterlandsliebe genährt und zur Wahrung der eigenen Ehre und des eigenen Interesses unablässig aufgestachelt, es über die Verhältnisse der Nachbarn aufgeklärt, so zur stetigen Verbesserung der materiellen und intellectuellen Zustände unablässig gedrängt hat. In ihrer Polypennatur bemächtigt sich die Presse mit reissender Schnelligkeit aller politischen, wirthschaftlichen, commerciellen, agricolen, militärischen, judiciellen, wie aller geselligen, künstlerischen Probleme, behandelt sie, erweckt dafür Interesse, verbreitet dieses Interesse in die Volkskreise — das that und thut die Wiener Presse seit ihrem Bestande, seit 40 Jahren, und sie aus dem Wiener Leben hinwegdenken, aus unserem Leben und Empfinden herausnehmen wollen, ist eine Unmöglichkeit. Alle Tage fühlen wir ihre vorwärtstreibende Kraft, empfinden wir, dass sie uns das Gesammtdenken der Zeit vermittelt, dass sie die Wiener Bevölkerung unter sich und mit der ganzen Welt verbindet. Sie redet die Sprache der Wiener Bevölkerung, sie lenkt ihre Meinung, ist aber auch zum grossen Theile ihr Echo, sie ist im eigentlichen Sinne des Wortes in ihrem ganzen Inhalt, zu allermeist aber im Inserat ein mächtiges Verkehrsmittel. Ist es auch Mode geworden, geringschätzig von Tagesschriftstellerei zu reden, so wird der Denkende die Wohlthat einer hoch-

ausgebildeten charaktervollen Presse — von der »Revolverpresse« als dem unwürdigsten Missbrauch der Oeffentlichkeit sei hier gar nicht die Rede — keinen Augenblick bezweifeln. Die Wiener Presse spiegelt die Vorzüge und Schwächen der Wiener Gesellschaft getreulich wieder; ihr Gewicht hängt davon ab, ob sie Denkart und Stimmung des Volkes wiedergibt — Geldopfer der Verleger, Privater, Parteien oder Banken könnten ihr nur ein dürftiges Dasein fristen — und ihr Gewicht ist ein grosses. Ohne fortwährenden Antrieb und Beifall der Leser wäre die Presse in Wien nie zu jener technischen Vollkommenheit, ohne das vieltausendstimmige Echo aus den Reihen all' Jener, die in der Presse ihren Anwalt sehen, nie zu jenem Einflusse auf die Bevölkerung gelangt, den sie besitzt. Als ein Beispiel aus der jüngsten Zeit darf die Wiener Jubiläums-Ausstellung gelten. Die Presse hat die Veranstalter unterstützt, ermuntert und wieder hat es sich gezeigt, dass die Wiener Presse, stets bestrebt, Wien zu heben, auf seine Entwickelung belebend einzuwirken, bald anfeuernd, bald tadelnd, in der Förderung der gemeinnützigen Interessen Wiens sehr mächtig ist. Wie sollte die Vertretung der Stadt Wien nicht auch einmal ihrerseits in diesem dem Kaiser gewidmeten Buche von der Wiener Presse sprechen? Nicht etwa, um in die Werkstätte der Zeitungen einzuführen, sondern die grosse Veränderung zur Sprache zu bringen, welche während der Regierungszeit unseres gefeierten Monarchen auf dem Gebiete der Presse stattgefunden, in einigen rasch entworfenen Umrissen die Entwickelung dieses Culturfactors zu zeigen.

II.

Wenn die Regierungszeit des Kaisers Franz Joseph das Zeitalter der Entstehung der Grossindustrie, des grossen Eisenbahnnetzes, der Blüthe der Künste ist, so ist nicht zu vergessen, dass auch die freie Gemeinde, der Verfassungsstaat, die Neuschule dieser Zeit ihr Dasein verdanken. Und ebenso die Presse. Doch hat die Presse keine Voraussetzungen vorgefunden; sie hatte keinen historischen Zusammenhang mit der Vergangenheit; sie war im Beginne ihrer Thätigkeit wenig unterstützt vom Volke, das keine politische Bildung besass, in mangelhafter Weise unterrichtet, zum Theile in den niederen Schichten des Lesens unkundig, der Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten ganz ungewohnt gewesen. Die Gebildeten waren gewohnt, ihre Nahrung aus dem Auslande zu holen, die Buchhandlungen betrieben zu diesem Zwecke den Zeitungsschmuggel, die »Augs-

burger Allgemeine Zeitung« war das Blatt, das einzig und allein über die Grenze gelassen wurde, das Orakel der Zeit.

Mächtig hielt die Censur jegliche Meinungsäusserung nieder, die Presse galt als ein Uebel, der »Unterthan« sollte nicht lesen, die »Obrigkeit« sah es nicht gerne, man machte sich durch Lesen von ernsten Büchern »missliebig«. Nach der damaligen Auffassung des Staates war die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten ebenso überflüssig als schädlich. Hatte ja Metternich den deutschen Ministern unablässig dargelegt, wie Geist und Gemüth des Volkes vergiftet, die Jugend verführt, selbst das reife Alter bethört sei, um wie viel mehr achtete er darauf, dass in Oesterreich selbst Bücher und Zeitungen politischen Inhalts nicht das Tageslicht erblickten, die von Deutschland kommenden wurden auf dem »Revisions-Amte« mit Beschlag belegt. Die »Censur« war die chinesische Mauer, welche die Länder der deutschen Bundespräsidial-Macht von Deutschland absperrte. Geschichtswerke, wie Rotteck's Weltgeschichte oder dessen mit Welcker herausgegebenes Staats-Lexikon waren ebenso streng verboten, wie Heine's und Börne's Schriften und Herwegh's Gedichte. Brockhaus' Deutsche Allgemeine Zeitung war insbesondere strenge verpönt. Der unerträgliche Geistesdruck der Zeit von 1816 bis 1848 liess deshalb stets nur einen Wunsch zu Tage treten: Aufhebung der Censur. Im Jahre 1845 baten 29 Dichter, Schriftsteller, Gelehrte und Journalisten in einer Denkschrift, an die Behörden gerichtet, um Aenderung der Censur, die ja so sinnlos und vexatorisch vorging, nur Willkür walten liess. Sie wagten nicht Freiheit der Presse zu verlangen — sie baten nur um Wiederherstellung des Censurgesetzes von 1810, ferner um Bekanntgabe der Normen, um Zulassung von Recurs oder Vertheidigung, also um Aufhören der Willkür. Vergeblich. Ganz Oesterreich hatte nur 19 politische Zeitungen, davon waren 17 amtliche Landeszeitungen. Der König der Wiener vormärzlichen Presse war Ad. Bäuerle (geb. 1786), der echteste Repräsentant des vormärzlichen Wien, das er besungen: »'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien«, er selbst der »fidele Wiener«, dessen »Theaterzeitung« das gelesenste Blatt der Reichshauptstadt war, in welchem, wie Bäuerle der Redacteur vorzüglich für die Bühne thätig war — eine Zeit lang Secretär des Leopoldstädter Theaters, der Erfinder der lustigen Figur »Staberl«, welche die Runde durch ganz Deutschland gemacht, Verfasser einer Menge von Travestien und Parodien — das Theater den grössten Raum einnahm. Von 1820—1847 war dies Blatt mit seinen riesen-

langen Theaterberichten über die Wiener Aufführungen und die Theaterdarstellungen in der Provinz mit seinen Modeberichten, Illustrationen, Erzählungen, Plaudereien, Humoresken, Gedichten, Anekdoten, Lebensbildern, Theaterklatsch und einer Rubrik »Geschwind, was gibt es Neues« das verbreiteteste Blatt der Monarchie. In dieser letztgenannnten Rubrik wurden in vorsichtiger Umhüllung einige Local- und Personalnachrichten gebracht, zum Zeichen, dass das Blatt in Wien erscheint.

Bäuerle's mächtiger Rivale war M. G. Saphir (geb. am 8. Februar 1795 in Lovas Berény, gest. zu Baden am 5. September 1858), ursprünglich Hauptmitarbeiter an Bäuerle's Theaterzeitung, ferner Mitarbeiter an Gräffer's Conversationsblatt, Schmidl's Literarischen Anzeigen und am »Sammler«, nachdem er in Berlin und München literarischen Skandal getrieben und von dort ausgewiesen worden, wieder nach Wien zurückgekehrt. Hier gab er von 1837—1858 den »Humorist« heraus, eine Zeitschrift für »Scherz und Ernst, Kunst, Theater, Gesellschaft und Sitte«. Seichter Wortwitz, pamphletistische Angriffsmethode, Skandalsucht, Erpressung und Bestechlichkeit sind die bezeichnenden Merkmale dieser journalistischen Thätigkeit der »guten alten Zeit«. Saphir genoss ein Privilegium bei der Censur für seinen satyrischen und kritischen Uebermuth; zumal die Schauspieler waren völlig vogelfrei erklärt. Das Publicum ergötzte sich an diesem Scandal, die Vornehmen unterstützten ihn, besuchten die Vorlesungen dieses Terroristen. Das Jahr 1848 stürzte diesen Rhadamantus, die ernsten politischen Aufgaben liesen ihn als überlebt erscheinen. Rudolf Valdek hat das Verdienst (1856), diesen Götzen vollends vernichtet zu haben. Auch in Deutschland blühten von 1820 bis 1840 die Unterhaltungsblätter, auch das junge Deutschland betheiligte sich noch an solchen. Mahlmann, Mundt, Laube, Kühne, Gutzkow leiteten noch solche Blätter, aber so ausschliesslich war das Interesse für Wortspiele, Calembourgs, Räthsel, Impromptus, Bonmots und Gedichte nicht vorherrschend wie in Oesterreich.

Politische Zeitungen gab es bis zur Märzrevolution in Wien nur zwei, die »Oesterr. kaiserl. privil. Wiener Zeitung« seit 1780 und den »Oesterreichischen Beobachter«, das nichtamtliche, hochofficiöse Organ des Haus-, Hof- und Staatskanzlers Metternich, anfangs (1810) von Friedr. v. Schlegel, dann (von 1811) von Jos. Ant. Edler von Pilat redigirt, dessen Hauptmitarbeiter und Souffleur Friedr. v. Gentz gewesen, vornehmlich ausländische, aus den Gesandtschaften stammende Nachrichten bringend mit dem Scheine einer gewissen Un-

abhängigkeit und doch ganz und gar von der Staatskanzlei abhängig. Ankündigungen aufzunehmen war keinem Blatte erlaubt, die Inserate waren das Monopol der Wiener Zeitung. Im Jahre 1847 gab es in ganz Cisleithanien für eine Bevölkerung von 18 Millionen nur 79 periodische Druckschriften, darunter 19 politische Zeitungen, davon 18 amtlich. In Wien standen im Beginne des Jahres 1848 die »Theaterzeitung« im 41. Jahrgange, Seyfried's »Wanderer« im 35., Bachmann's »Wiener Zeitschrift« im 33., Ebersberg's »Zuschauer« im 25., J. B. Weiss' »Hans Jörgel« im 17., Vogl's »Morgenblatt« im 19., Saphir's »Humorist« im 12., Frankl's »Sonntagsblätter« im 7. Jahrgange. Jünger waren noch die »Gegenwart«, »Schwarzer Domino« (4. Jahrgang), »Damenzeitung« (Hermann Meynert); Gustav Heine's »Fremdenblatt«, anfangs unpolitisch, war 1847 neu hinzugekommen. Man sieht, es gab eine Fülle von Unterhaltungsblättern, deren einige sechsmal, andere fünfmal, viermal und dreimal in der Woche erschienen. Alle erschienen als Morgenblätter. Daneben gab es vor 1848 auch noch Fachzeitschriften für alle Kreise in Wien, voran die »Medicinischen Jahrbücher« (s. 1812), »Verhandlungen der Landwirthschaftsgesellschaft« (s. 1816), die vielberühmten »Jahrbücher der Literatur« (s. 1818), die »Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaften«, von dem noch in unseren Tagen von Haymerle viel citirten Civilisten Prof. Franz Wagner begründet, »Oesterr. Zeitschrift für Landwirthe und für Gärtner« (s. 1828), »Förster's Bauzeitung« (s. 1835), »Oesterreichische militärische Zeitschrift« (s. 1837), »Wildner's Jurist« (s. 1839), »Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereines« (s. 1839), »Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte«, ausserdem Musikzeitungen. — Man sieht, es erschienen im vormärzlichen Wien Zeitungen die Fülle; es wurde auch in Wien viel gelesen, noch mehr studirt; doch nur gelehrte und schöne Literatur wurde geduldet.

Aber die Wiener fühlten sich mundtodt, sie wollten auch über die staatlichen Dinge im Inlande und Auslande sprechen und hören und, immer drängt sich nur ein Wunsch auf die Lippen der unzufriedenen Bevölkerung, nach Aufhebung der Censur. Die Petition der Wiener Buchhändler an den Kaiser Ferdinand nimmt fromm die Form des Gebetes an (von Dirnböck verfasst). Am 2. Februar 1848 trat eine Censur-Oberdirection ins Leben, als Berufungs-Instanz ein k. k. oberstes Censur-Collegium unter dem Vorsitze des Polizei-Präsidenten Grafen Sedlnitzky. Die Reform bestand darin, dass dem Verfasser auf sein Ansuchen die Gründe, aus welchen das Imprimatur

verweigert wurde, bekannt gegeben werden sollen. Daneben ging eine schärfere Revision der Leipziger Bücherballen, strengeres Verbot der ausländischen Büeher, Zeitungen und Zeitsehriften, sorgfältigere Ueberwachung der heimischen Presse und der ins Ausland gezogenen österreichischen Literaten einher. Am 9. März 1848 übergaben Wiener Bürger den niederösterreichischen Ständen eine Bittschrift um Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressiv-Gesetzes. Immer vernehmlicher hörte man die Forderung der Pressfreiheit seit den Tagen der Pariser Februar-Revolution besprechen. Die Studentschaft berieth eine Petition um Pressfreiheit. Alle anderen Wünsche und Forderungen traten zurück vor der einen Forderung einer freien Presse. Mit ihrer Hilfe hoffte man alles Andere dann leicht zu erreichen. Am 13. März 1848 brach dic Bewegung aus; an diesem Tage hielt Fischhof seine Stegreifrede im Hofe des Landhauses, in wenigen Worten formulirte er die Wünsche der Bevölkerung und an die Spitze aller Forderungen stellte auch er die Pressfreiheit. So war es auch das erste Zugeständniss, das am 14. März 1848 von Kaiser Ferdinand dem Volke gemacht wurde: Aufhebung der Censur und Ankündigung eines Pressgesetzes.

III.

Wie das Meer hat auch die Geschichte der Völker ihre Ebbe und Fluth. Auf Zeiten, wo die Völker sich gleichsam mit schlafender Seele fristen, folgen Zeiten der plötzlichen Bewegung. Neue, schicksalsmächtige Ideen ringen sich empor und suchen Ausdruck. Eine solche Zeit war das Jahr 1848; eine solche Bewegung war die der Märztage jenes Jahres. Die Allerh. Entschliessung vom 14. und das Patent vom 15. März, welche die Aufhebung der Censur verfügten und ein Pressgesetz in Aussicht stellten, sind das Werde der Wiener Presse. Nicht weniger als 227 Journale tauchten in jenem bewegten Jahre in Wien auf. Eine Fluth von Blättern brach herein. Jeder wollte in sich den Beruf fühlen, Freiheit zu predigen, in Staatsangelegenheiten mitzureden; die Frühlingssonne dieses Auferstehungsjahres liess deshalb stets neue Blätter emporschiessen. Wildner-Maithstein liess ein »Panier des Fortschritts« flattern, dann kam die »Oesterr. deutsche Zeitung«, die sich bald in den »Radicalen« verwandelte, an welcher Becher und Jellinek arbeiteten, die »Constitution«, an welcher Häfner, Gritzner und Hauck thätig waren, in extremer Weise trat der »Freimüthige« auf, darin Mahler und

Isidor Heller das Wort führten, es folgte der »Geradaus« (Friedmann), die »Wiener Gassen-Zeitung« (Terzky), die »National-Zeitung«, der »Wiener Postillon« und die durch ihren ungebundenen, rücksichtslosen Witz und oft cynischen Ton bekannte »Wiener Katzenmusik, Charivari«, der »politische Courier« von den Studenten Buchheim und Falke redigirt. Bezeichnend für den Geist jener Tage, dass an der Stirne des letztgenannten Blattes das Wort »Studenten« mit fetter Schrift als besondere Empfehlung gedruckt war. Die unerfahrene Jugend führte das Wort, die Schriftsteller der älteren Generation hatten sich durch Gesinnungslosigkeit um jeglichen Einfluss gebracht, sie traten vor der Jugend zurück. Die alten Blätter hatten sich umgetauft oder verwandelt, die »Wiener Theaterzeitung« wurde ein »Oesterr. Courier«, der »Humorist« zum »Polit. Horizont«, der »Wanderer« zum »Demokrat«. So hatten die Bäuerle und Saphir, die Seyfried und Seeböck bereitwillig sich dem neuen Geist in die Arme geworfen. Der alte hochofficiöse »Beobachter« wurde zur »Allgem. Oesterr. Zeitung«, der jetzt eifrig die früher unerwähnte innere Politik behandelt, das seit 1836 bestandene »Wiener Journal« des österr. Lloyd nahm unter Bodenstedt und Löwenthal einen neuen Anlauf. Als hervorragende Schöpfungen, die das Sturmjahr überlebten, in Wien Schule machten, sind Zang's »Presse«, Kuranda's »Ostdeutsche Post« und Gustav Heine's »Fremdenblatt« (seit 1848 politisch) zu nennen. Das Zeitungsgewerbe blühte vornehmlich durch die freie Colportage, den Strassenverkauf. Viele der Journale fristeten ein kurzes Dasein, andere wechselten mit den Ereignissen die Farbe. Kaum hatte Bäuerle sich gefasst und sicher gewusst, so arbeitete er z. B. in der »Geissel«, einem satyrisch-reactionären Blatte, mit aller Wucht und Schärfe nicht blos gegen den Radicalismus, sondern auch gegen den massvollen Liberalismus. In Allem zeigte sich der Mangel an politischer Gesinnung und Erziehung eines aus Sclavenketten plötzlich befreiten Volkes, welches das kostbare Geschenk der freien Presse nicht zu benützen verstand. Die Tonart der grossen Mehrzahl der Blätter war eine scharfe, die der radicalen die schärfste, welcher wiederum »Hans Jörgl« an Derbheit auf der reactionären Seite nichts nachgab. Alle Stände, alle Interessen kamen jetzt zum Worte. Es erschien eine »Arbeiterzeitung«, »Arbeiter-Courier«, »Allgemeines Wiener Arbeiterblatt« u. a. Als der erste Freudenrausch über die Allen gewonnene Pressfreiheit vorüber war, zeigte sich ein für Oesterreich neues Schauspiel, das Parteileben und im Gefolge dessen die Parteipresse. Nur einen gemeinsamen Ton hielt die Wiener

Presse, ob sie liberal, radical, conservativ, clerical, socialistisch, regierungstreu oder oppositionell gefärbt war, das war der Centralismus im Gegensatz zu der neu entstandenen förderalistischen Provinzpresse. Neu war die katholisch-politische Richtung in der Presse, wie sie sich im »Sprecher für Staat und Kirche« in einer eigenthümlich kirchlich-socialistischen Weise in der »Wiener Kirchenzeitung«, im »Aufwärts«, dem Organ des neugegründeten katholischen Vereines, in der Beilage »Oesterreichischer Volksfreund« (später selbständig geworden) aussprach. Vorübergehend erschienen aber auch deutsch-nationale Blätter, welche den Gedanken des Aufgehens von Oesterreich in Deutschland vertraten, wie »Schwarz-Roth-Gold«, die »Deutsche Fahne« u. a.

Die unselige October-Revolution, welche durch den Ueberschwang der Gefühle, die Unklarheit der Führer, die Einmischung auswärtiger revolutionärer Elemente für Wien so verhängnissvoll wurde, die freiheitliche Bewegung aus dem Strombette ruhiger Entwickelung treten und die blinden, bethörten Massen zu unbesonnener That sich hinreissen liess, zur Freude der Reaction, der Anhänger der alten Zustände, machte der Wiener Presse ein Ende mit Schrecken. Die Hetzendorfer Proclamation des Fürsten Windischgrätz vom 23. October sagt: »Auf die Dauer des Belagerungszustandes sind alle Zeitungsblätter zu suspendiren, mit Ausnahme der Wiener Zeitung, die sich blos auf officielle Mittheilungen zu beschränken hat.« Mit eisernem Kehrbesen fegte Windischgrätz die Tenne rein, die Spreu und das Fruchtkorn zugleich hinweg. »Ostdeutsche Post«, »Fremdenblatt«, »Constitution« stellten ihr Erscheinen ein. Viele Journalisten suchten das Weite, gingen ins Ausland. Der Stadtcommandant Welden war nun auf lange Zeit der Regulator der öffentlichen Meinung und die Auditore des Kriegsgerichtes entschieden über Sein und Nichtsein der Zeitungen. Nach dem 26. October erschienen nur der »Oesterreichische Courier«, der »Wiener Zuschauer«, die »Presse« und die »Wiener Zeitung«, und vom 29. October stellten auch diese Organe ihr Erscheinen ein. Am 3. November erschien die »Wiener Zeitung«; sie enthielt eine zweite Proclamation, des Inhalts, dass die Presse nach den Bestimmungen des ersten Patents beschränkt bleibe, ihre etwaigen Publicationen von der Militärbehörde abhängig bleiben und des Stadtcommandanten Wille allein für die Presse massgebend sei. Am 7. November erschienen »Presse«, »Zuschauer«, »Lloyd« und »Geissel«, bald auch »Wanderer« und »Humorist«, die ihre alten vormärzlichen Namen wieder aufnahmen. Im Jahre 1849

zählte Wien doch wieder 70 Tages- und Wochenblätter, darunter 44 politischen Inhalts: die Mehrheit war conservativen Charakters.

Die Existenz der Presse war und blieb jedoch sehr precär. Das Jahr 1848 hatte mehrere provisorische Verordnungen sehr freisinnigen Charakters gebracht — aber sie hatten nicht Gesetzeskraft erhalten und die Behörden standen rathlos vor dem Terrorismus der Revolution. Der Belagerungszustand verkehrte die zügellos gewordene Pressfreiheit in ihr volles Gegentheil. Der Stadtcommandant Welden gab und nahm Licenzen, gab Ton und Haltung der Zeitung an. An den Jahrestagen der Freiheitsbewegung, am 13. und 14. März 1849, erschienen nacheinander zwei kaiserliche Patente, von welchen das erste gegen den Missbrauch der Presse gerichtet war, das zweite das Verfahren in Fällen der Uebertretung feststellte. Damals wurden die Cautionen eingeführt, die Vorlage der Pflichtexemplare, die Bedingung der österreichischen Staatsbürgerschaft für die Redacteure gefordert, und der Presse eine traurige Ausnahmsstellung, die im damaligen Strafgesetze nicht begründet war, gegeben, indem (§§ 22 bis 25) Delicte wie Aneiferung zum Ungehorsam, zu Feindseligkeiten wider Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, Classen und Stände der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnet wurden, wobei die dehnbaren Bestimmungen Gelegenheit zu gefährlichen Auslegungen und Unterstellungen und demzufolge zu steter Anklage und Anklagedrohung gaben. Die Bestrafung der eigentlichen Uebertretungen wurde nicht dem Gerichte, sondern den politischen Behörden anheimgestellt, nur ein Trost war vorläufig noch geblieben, indem die Schuldfrage dem Geschworenengerichte überlassen blieb. Die Bildung der Geschworenenlisten jedoch verzögerte sich, die Wohlthat wurde illusorisch. Nicht lange und auch die Schwurgerichte verschwanden aus dem österreichischen Strafprocess. Die Militärbehörde hielt sich nicht an das Gesetz, das Concessionssystem war ihr alleiniger Massstab. Das Mass der Freiheit war so gering, dass die gewandtesten Zeitungsschreiber, die massvollsten Politiker an der Fähigkeit und Möglichkeit, eine Zeitung zu schreiben, verzweifelten. »Presse«, »Ostdeutsche Post«, »Oesterreichische Zeitung«, die in den stürmischen Tagen von 1848 als »reactionär«, »schwarzgelb« galten, wurden jetzt, wo sie ihren Ton noch um Vieles herabgestimmt hatten, als umstürzlerisch bezeichnet und unablässig verfolgt. Die »Ostdeutsche Post«, welche der alte Carl Gerold verlegte, wurde suspendirt, weil sie sich »durch hämische Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung bemerkbar gemacht«, die »Allgemeine Oesterreichische Zeitung«,

die »Morgenpost« wurden wegen Artikel, die von der Militärbehörde als aufreizend angesehen wurden und auch wegen Correspondenzen unterdrückt und die so gemässigte »Presse« musste nach Brünn übersiedeln und ward wegen ihrer schlechten Tendenz für den Wiener Belagerungsrayon, bald auch für Böhmen und Galizien verboten. Nicht genug daran, es wurde nach ihren Abonnenten geforscht, dieselben wurden inquirirt und ihnen mit kriegsrechtlicher Behandlung gedroht. Die »Gutgesinnten« hiessen Jene, welche sich ausweisen konnten, kein liberales Blatt zu lesen, kein Locale zu besuchen, wo Blätter dieser Art gehalten wurden. In den reactionären Blättern, in den policistischen, denunciatorischen Streberkreisen ward das Vertreten constitutioneller Ideen und Formen stets als Umsturz geschildert, als die Sache »einer Meute jüdischer Scribenten«. »Wanderer«, »Lloyd« und »Fremdenblatt«, Journale von äusserst schwacher liberaler Färbung, einer sehr ruhigen Diction und vorsichtigsten Haltung wurden confiscirt, verwarnt, zeitweilig suspendirt, der durch und durch »schwarzgelbe«, dabei ebenso philisterhafte und das Säbelregiment vertheidigende »Hans Jörgl«, der ganz charakterlose »Humorist« mit seinem seichten Witz, der sich lediglich mit gesellschaftlichen, künstlerischen, zumal theatralischen Dingen beschäftigte, erlitt dasselbe Schicksal und die Redacteure dieser grundverschiedenen Blätter — trafen öfter zusammen im Hofe des Gefängnisses. Damals lebte noch die reactionäre »Geissel«, welche die Liberalen schonungslos angriff (auch hier hat Bäuerle als Gründer und Faiseur gewirkt wie beim »Volksboten« und »Wiener Telegraph«), sie meinte dadurch den Machthabern zu gefallen, sich selbst das Dasein zu sichern, jedoch auch sie wurde unterdrückt »wegen ihrer mit dem Ausnahmszustand unverträglichen Haltung« und doch bestand Pressfreiheit und das sie schützende Gesetz? Doch nur auf dem Papier. Der gesetzliche Zustand war durch den »Ausnahmszustand« ersetzt und dieser lastete schwer auf der Wiener Presse.

Die Verordnung vom 6. Juli 1851 brachte das System der Verwarnungen; die Presse wurde so dem Gesetze und ihrem ordentlichen Richter entzogen und dem Ermessen der Verwaltungsbehörden ganz anheimgegeben. War die zweimalige schriftliche Verwarnung fruchtlos — dann wurde die weitere Herausgabe auf drei Monate eingestellt. Nicht das richterliche Erkenntniss schnitt der Zeitung den Lebensfaden ab, nein, die Administrativbehörde, der Statthalter. Längere Suspension, vollständige Einstellung hing vom Minister des Innern ab. Der Postbehörde wurde in bestimmten Fällen die An-

nahme von Pränumerationen verboten; Pressprocesse kamen nicht vor, einzelne Fälle in der Provinz ausgenommen, wo Freispruch erfolgte, weshalb man dann lieber, zumal in Wien die administrative Entscheidung walten liess. — Der December 1851 brachte die Beseitigung der Verfassung vom 4. März 1849, die Aufhebung der Grundrechte und also auch der Pressfreiheit. Das provisorische Pressgesetz und das Institut der Geschworenen blieben zwar bis zum Juli 1852 bestehen, allein der Presse kamen sie nicht zugute, sie galten als nicht vorhanden. Die Pressverordnung vom 6. Juli mit dem Verwarnungssystem konnte eben schon als Einleitung zu jenen August- und December-Erlässen angesehen werden, mittelst welchen Oesterreich wieder zum Absolutismus zurückkehrte. Nun kamen auch die kirchlichen Streber hinzu, die den Staat aufrichten wollten, dafür aber kirchenpolitische Befugnisse vom Staate beanspruchten; von allen Kanzeln wurde gegen die liberale Presse gepredigt, die geistliche Beredsamkeit ereiferte sich gegen die »Fälscher der öffentlichen Meinung«, Priester, welche sich bei den Kirchenfürsten empfehlen wollten, konnten sich in Angriffen gegen die Wiener Presse nicht genug thun, die freilich den Bestrebungen der Clericalen, die Kirche zur Herrschaft im Staate zu bringen, ihr die staatlichen Befugnisse in Bezug auf Ehe und Schule zuzuwenden, energische Opposition machte. Es wandten sich die Bischöfe, Allen voran der Wiener Fürsterzbischof, der Unterhändler des Concordats, in den Hirtenschreiben gegen die »falschen Propheten« in der Wiener liberalen Presse; es mehrten sich katholische und conservative Blätter, welche sich im »Gegensatze zur unchristlichen, jüdischen und heidnischen Presse, den schamlosen Plänklern der Lumpokratie, die Erweckung und Kräftigung des religiösen Princips zum Ziele gesetzt hatten« (»Volkszeitung«). Die Zahl der politischen Journale Wiens schrumpft zusammen, das Interesse an öffentlichen Dingen nimmt zusehends ab, die vaterländischen Angelegenheiten können eben nur schwer öffentlich discutirt werden. In demselben Masse steigert sich der eingelebte Hang zu Vergnügungen, das Zeitalter der Zote bricht an, das Theater tritt wieder in den Vordergrund, in den Journalen die Form der Causerie, der Feuilletons; man freut sich einer Anspielung in dem Sonntags-Feuilleton von F. Uhl, man glossirt Kossak's Berliner Briefe durch Uebertragung auf Wiener Verhältnisse, politisch beginnt man durch die Blume zu reden und zu schreiben, man gefällt sich in der traurigsten Selbstironie, in der politischen Medisance oder ergibt sich, wie die grosse Mehrheit einer

stummen Opposition, einer politischen Passivität, die, wie jene Selbstironie den Patriotismus völlig vernichtete. Von 388 Journalen des Jahres 1848 sind in ganz Oesterreich nur 172, von 306 politischen Zeitungen Oesterreichs sind 1852 nur mehr 59 übrig. (Winckler's Statistik, S. 85.)

Das ist die Leidensepoche der Wiener Presse, die noch lange nicht abgeschlossen ist, sondern eigentlich bis 1862 dauert. In dieser ganzen Zeit kämpft die Wiener Presse, in ihrer Existenz selbst unausgesetzt bedroht, unter den härtesten Verwaltungsmassregeln, unter steter Gefahr der Verfolgungen und Anklagen der Präventivcensur und des Repressivsystems, sozusagen das Schwert über dem Haupte, mit dem grössten Muthe und vielem Aufwand an Geist, für die höchsten politischen Interessen des Volkes, zu einer Zeit, wo es keine Volksvertretung, kein Wahlrecht, keinen Kreis von Berechtigten, keine Wähler und keine Wählbaren, keinerlei Vereine und keinerlei Versammlungen gab, der einzige Ausdruck der öffentlichen Meinung, der einzige Anwalt des Volkes. Ihr zur Seite stand nicht eine Universität oder eine Akademie, welche die Geister geführt hätte, keine Literatur, die wie in früheren Jahrzehnten in Anastasius Grün, Karl Beck u. A. die Herzen zur Freiheit entflammt hätte, der österreichische Volkscharakter erzeugt keine energischen Steuerverweigerer und keinen Bürger, der wie der Norddeutsche »up sün Recht bestiet« — die Wiener Presse stand allein als Anwalt der Volksrechte. Unverdrossen übte sie ihr Lehramt, Tag für Tag, lehrte das Publicum politisch denken und zwischen den Zeilen lesen und diese Wiener Bevölkerung stand treu zu ihr.

IV.

Von 1852 bis 1862 dauerte das Repressivsystem, es ist die verfassungslose Zeit, in welcher der Wiener Presse eine grosse Rolle zufiel, für eine Verfassung zu kämpfen, gegen das herrschende System, die Schäden des Staates aufzudecken und dabei die Leser über die Vorgänge in der Aussenwelt zu unterrichten. Es ist die Epoche der grössten Bedeutung der Wiener Presse, trotz ihrer geringen technischen Ausbildung zu jener Zeit. Vortreffliche Talente traten jener Zeit in den Blättern auf, die meist ihr Rüstzeug von der damaligen hohen Schule der Journalistik, Paris, holten. Das neue Strafgesetz machte die Arbeit schwer; die Strafgewalt verfolgte nicht blos den strafbaren Ausdruck, sondern auch den Geist des Artikels. Der Hass- und Verachtungsparagraph (§ 65 des allgemeinen Strafgesetzes)

definirt die Begriffe der Störung der öffentlichen Ruhe, der Aufreizung zum Hass, zum Ungehorsam, zum Widerstand gegen das Gesetz und dieser Gesetzesparagraph fand nun eine sehr strenge, eifrige und nur allzu fühlbare Anwendung! Man suchte von behördlicher Seite die materielle Existenz der Wiener Presse so viel wie möglich zu erschweren; die Devise der Regierenden schien wie im Vormärz zu lauten: Die Presse ist ein Gift und begreiflicher Weise musste man den Gifthandel so viel als möglich behindern. Das Zeitungsschreiben war verpönt: den Staatsbeamten ging ein verschärftes Verbot zu, sich an der periodischen Presse irgendwie zu betheiligen; eine Verordnung (vom 22. November 1852) droht den Personen im Militärverbande mit Strafe der Entlassung oder Degradirung. Die Verordnung vom 27. October 1857 brachte die Wiedereinführung des seit 1848 verschwundenen Zeitungsstempels und zwar mit einem Kreuzer C.-M. für jede Nummer und gleichzeitig eine Erhöhung der Inseratensteuer (eingeführt durch das Gesetz vom 6. September 1856) von 10 Kreuzern auf 15 Kreuzer. Die Presse sollte materiell geschädigt, ihr Absatz, ihr Einkommen verringert werden. Das geistige Brod wurde vertheuert. Dennoch hielt das Volk von Wien die Zeitungen; ihr Leserkreis stieg und die Herausgeber thaten das Aeusserste, um durch den Massenabsatz sich aufrecht zu halten, vor Allem einen solchen durch eine erstaunliche Wohlfeilheit des Preises zu erzielen. Eine Zeitung, die sechs Mal in der Woche erschien, kostete den vierten Theil eines Journals vom Vormärz. Die Pränumerationsgebühr für ein Exemplar der amtlichen »Wiener Zeitung« betrug 20, die für den »Beobachter« 18½ Gulden C.-M. — vor 1848. Im Jahre 1854 kostete die »Morgenpost« nur vier Gulden, die »Presse« (Morgen- und Abendblatt) nur acht Gulden. Das erklärt auch die Steigerung der Leselust in der Wiener Bevölkerung und den Beifall, den Wiener Zeitungen ausserhalb Wiens gefunden haben. Die Zahl der von Wien aus mit Post versendeten Zeitungsnummern belief sich 1848 auf 1,189.934 Nummern und 1851 auf 10.262.814 Nummern, 1855 auf mehr als 15 Millionen Nummern. In solcher Progression steigerte sich seit 1848 die Antheilnahme der Leser, die Bedeutung der Wiener Presse.

Und dennoch wird man bei aufmerksamer Betrachtung die Wahrnehmung machen, dass die politische Tagespresse in dem Zeitraume von 1852 bis 1859 einen Rückschritt in der Zahl der Blätter aufweist, neue Unternehmungen nicht entstehen, die Reihen der Journale und Journalisten decimirt erscheinen, nur ein einziges Journal, die »Presse«, eine blühende materielle Existenz hatte, neben

ihr andere wenige Blätter, wie »Ostdeutsche Post«, »Morgenpost«, »Wanderer«, nur ein leidliches Dasein hatten. Hingegen hatte die Fachpresse einen grossen Aufschwung genommen, in Bezug auf Gehalt, Zahl und Verbreitung der Blätter. Der politische Stillstand kam den Studien sehr zu statten, die Geister flüchteten sich in die Studien der Wissenschaften und suchten darin Befriedigung. Die schöpferische, umwälzende Kraft der 1848er Bewegung hatte sich auf allen Gebieten des Geisteslebens geltend gemacht, die Reorganisation der hohen Schulen durch den Grafen Leo Thun nach dem Muster der preussischen, die zahlreichen Berufungen ausgezeichneter Lehrer aus Deutschland wirkten anregend, die einmal wieder aufgenommene Verbindung mit Deutschland blieb auf wissenschaftlichem, technischem und gewerblichem Gebiete bestehen. So vermehrten sich die land- und forstwirthschaftlichen, gewerblichen, technischen, commerciellen, die wissenschaftlichen Blätter ganz ausserordentlich und ihnen kommt der grosse Antheil an der Vermehrung der Journale in dem genannten Zeitraume zu. Ziffernmässig sinkt der Antheil der politischen Presse von 79% im Jahre 1848 auf 25% im Jahre 1858, hingegen im Zeitraume von 1852—1862 die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften fachlicher Natur in Oesterreich von 34 auf 67, der wissenschaftlichen (medicinischen, juristischen, theologischen) von 22 auf 37, der literarischen und pädagogischen von 13 auf 34, der militärischen, sportlichen, Kunst- und Mode-Journale von 9 auf 21 sich steigert. Die Zahl der politischen Blätter bleibt in Oesterreich in dem Zeitraum von 1852 bis 1859 eine stetige: 59. Erst das Kriegsjahr 1859 erhöht das allgemeine Interesse der Leser, die Unternehmungslust der Zeitungs-Herausgeber, die Kämpfe gegen das absterbende System des Absolutismus bringen neue Streiter auf den Plan, im folgenden Jahre ist die Zahl der politischen Journale in Cisleithanien auf 68 gestiegen, im folgenden auf 74, mit der Februar-Verfassung auf 98 und im Jahre 1862 auf 109, allerdings zeigt sich diese Vermehrung nicht in diesem Masse in Wien, sondern drückt die Entstehung einer Provinzpresse aus, zumal einer grossen Anzahl nationaler Journale, czechischer, polnischer, slovenischer, italienischer, croatischer etc.

V.

Die bedeutendste Schöpfung der ganzen oben geschilderten Epoche von 1848 bis 1861 ist die von August Zang gegründete »Presse«. Sie ist die Aeltermutter der heutigen grossen liberalen

Presse Wiens, die Schule der Journalistik Wiens. Die »Presse« stand eigentlich bis 1864 ohne Rivalen in Wien, sie hatte völlig das Monopol für den Ausdruck der öffentlichen Meinung. Am 3. Juli 1848 erschien die erste Nummer und diese bezeichnet einen völligen Umschwung in der Entwickelung der Wiener Presse. Neu war Alles an dieser Zeitung. Ihr Motto »Gleiches Recht für Alle« kündigte die Fahne an, unter welcher sie kämpfen wollte, neu war die Form der Darstellung, die Anordnung des Stoffes, die Berücksichtigung des wirthschaftlichen Lebens und Verkehrs, die technische Herstellung, der unglaublich billige Preis, der Vertrieb, das Inserat, die Reclame. — Die »Presse« wurde zuerst in der Druckerei von Ghelen, dann bei Klopf, dann bei Eurich, dann in den Traun'schen Häusern, dann bei Gerold gedruckt. Keine der Druckereien befriedigte Zang, bis er seine eigene Zeitungsdruckerei einrichten konnte.

August Zang war (am 2. August 1807 in Wien geboren, gestorben am 4. März 1888) der Sohn des Professors der Chirurgie am Josephinum, war ursprünglich Officier im Pioniercorps, dann in einem Jäger-Regiment, verliess den Militärdienst, um sich technisch weiter zu bilden, besuchte die Vorträge über Chemie und Technologie am Wiener Polytechnicum, ging dann nach Paris, wo er zehn Jahre weilte. Dort beschäftigte er sich mit der Construction neuer Oefen, errichtete bekanntlich eine Kunstbäckerei daselbst, welche Wiener Luxusgebäck erzeugte. Die Bekanntschaft mit Emil de Girardin, dem Herausgeber und Chefredacteur von »La Presse«, der mit seinem Journal eine grosse Umwälzung in der Pariser Journalistik hervorrief und mit seinem wohlfeilen, um den halben Preis der früheren Pariser Journale erhältlichen Blatte sämmtliche ältere Concurrenten niederschlug, legte Zang den Gedanken nahe, in seiner Vaterstadt ein ähnliches Unternehmen zu gründen. Die Nachricht von dem Ausbruch der Märzbewegung traf Zang in Paris und er säumte nicht, nach Wien zurückzukehren. Mit Flugblättern »Lebensfrage für die österreichische Monarchie« (S. 8), »Die materielle Zukunft der Monarchie« führte er sich ein. Ohne von dem idealen Aufschwung der Geister erfasst zu sein, ohne sich um die der Monarchie durch die Geschichte gewordenen Aufgaben, ihre Weltstellung in Deutschland und Italien zu vertheidigen, irgendwie zu kümmern, verwarf er die italienische Politik der Regierungen, die Opfer an Geld und Menschen, »um einer nach Einigung strebenden Nation die Erreichung ihres Zieles unmöglich zu machen,« die Hegemonie in Deutschland hielt er für eine »mittelalterliche Chimäre«,

seltsamer Weise liess er das nationale Princip Ungarn gegenüber nicht gelten. Sein unbarmherzig realistischer Sinn verlangte für Oesterreich ein gänzliches Zurückziehen aus allen Welthändeln, ein Aufgeben all' seiner vielhundertjährigen deutschen und italienischen Traditionen, die in dem so garnicht historisch denkenden und ganz rein auf die Bedürfnisse der Gegenwart gerichteten Kopfe keinen Platz fanden. Oesterreich sollte zunächst seine schlummernden materiellen Kräfte entbinden, sich wirthschaftlich zu einem modernen Staatswesen umgestalten und zunächst den Osten ausbeuten, sich auf den Orient stürzen, die Donau als Handelsstrasse beherrschen, die Donaufürstenthümer, das heutige Rumänien, erwerben — das war und blieb eigentlich Zang's persönliches Programm. Zu der Frage des Tages nahm er Stellung in dem Flugblatte »Constitution und die Charwoche«, worin er den Grundsatz vertrat: »Keine Constitution, aber einen constituirenden Reichstag.« Wer das oben citirte Programm Zang's betrachtet, wird begreifen, weshalb Zang, der überhaupt nur selten zur Feder griff und zeitlebens nicht eigentlichen Schriftstellerberuf in sich fühlte, in der »Presse« nicht eine Politik vertrat, die so ganz im Gegensatze zur praktischen Politik des Tages stand und erst in unseren Tagen, nach zwei unglücklichen Kriegen, nach der Errichtung des deutschen und des italienischen Einheitsstaates und dem orientalischen Kriege die Politik Oesterreichs geworden ist. Er überliess die Bearbeitung der Tagespolitik anfänglich dem Dr. Leopold Landsteiner, einem der Ahnherren der Wiener Journalistik, neben welchem Eduard von Lackenbacher, Commissär bei der Wiener Cameral-Bezirksverwaltung, Eduard von Bauernschmid, Hieronymus Lorm (H. Landesmann) besonders thätig waren. Zang hatte Landsteiner schon in Paris kennen gelernt, wo dieser als Correspondent für deutsche Zeitungen lebte, und hatte Gelegenheit, Landsteiner's ausserordentlich klare Auffassung, scharfes Denken und treffliches Darstellungsvermögen kennen zu lernen. Landsteiner beherrschte die französische Sprache so vollständig, war ein so trefflicher Kenner französischer Sitte, Geschichte und Literatur, hatte sich mit ökonomischen Schriften und Schriftstellern Frankreichs so vollständig vertraut gemacht, dass ihm allen Ernstes von der französischen Regierung der Antrag, eine Lehrkanzel der politischen Wissenschaften in Frankreich zu besteigen, gemacht wurde. Während dieser Unterhandlungen gewann ihn Zang für sein Unternehmen. Landsteiner's Leitartikel in der »Presse« war ein Ereigniss in der Wiener Presse des Revolutionsjahres. Die massvolle Auffassung und vor-

nehme Darstellung, das Bestreben, den Kernpunkt der Situation zu erfassen, sich selbst zur Klarheit durchzuringen, unterschieden das Blatt vortheilhaft von all' den anderen Blättern. Es regnete Angriffe der Blätter und Blättchen auf die »Presse« vom Tage ihres ersten Erscheinens (am 3. Juli 1848); der neue College erschien wie ein Riese unter ihnen. Die Verdächtigungen von Seite der Radicalen, welche das Blatt als »schwarz-gelb« verschrieen, erschütterten Zang nicht im Geringsten, dessen Blatt es rasch zu einer Auflage von 10.000, nicht lange darauf zu 15.000 Exemplaren gebracht hatte. Ein ganzer Bogen, dreispaltig in Folio, das Exemplar um einen Kreuzer Conventionsmünze! Die Abonnements-Zustellung ins Haus ward eingeführt und prompt durchgeführt. Alle Zeitungen waren geschlagen. War sein Erfolg gemacht, dann konnte Zang ohne Furcht vor Concurrenz die Abonnementspreise steigern und das hat er dann auch gethan. Mit grosser Tapferkeit hat Zang das grosse Journal der Wiener Bevölkerung erhalten unter vielen Stürmen, in den Tagen Welden's und Kempen's, wanderte mit dem Blatte nach Brünn aus, um sich über die schlimme Zeit des Ausnahmszustandes hinüberzuretten. Er leitete das Blatt bis in die kleinsten Einzelnheiten, auch die technische Herstellung, den Vertrieb, das Inserat, die Reclame, Alles überwachte er. Er war ein bahnbrechender Reformer auf allen Gebieten des Zeitungswesens, führte die ersten Schnellpressen für Zeitungsdruck und die erste Stereotypie ein, selbst Tags über im Redactions-Bureau und Nachts im Maschinenraume, in der Druckerei, ein Sparer an Arkeitskraft, der geringe Gehälter und Löhne zahlte und von Jedem ein volles Einsetzen der ganzen Kraft verlangte. Unvergessen ist sein Eifer für communale und locale Interessen, für die Neugestaltung Wiens, der Antrieb, den speciell die »Presse« unter Zang's Leitung für die Assanirung, Wien-Ueberwölbung, Stadterweiterung, Errichtung des Stadtparkes gegeben. — In Landsteiner, der die »Morgenpost« gründete, ein vorzüglich geleitetes Volksblatt, verlor Zang seinen bedeutendsten Mitarbeiter; er fand in Etienne und seit 1856 in Max Friedländer zwei der ausgezeichnetsten journalistischen Kräfte, denen er die politische Leitung des Blattes ganz und gar überliess, das sie zur höchsten Blüthe brachten. Bis zu ihrem Austritte war Zang ohne Concurrenz und er konnte, als er, des Kampfes gegen die von ihnen gegründete »Neue Freie Presse« müde geworden, 1867 die »Presse« an ein Consortium verkaufte, mit Genugthuung sagen, er sei nur durch seine eigenen Generale besiegt. Die »Presse« war die Quelle

seines Reichthums, den er durch seine Theilnahme an Finanzgeschäften, als Gewerke- und Grundbesitzer vermehrte.

Ein anderer Pathe der Wiener Presse, der so manchem Talente die Wege geebnet, wie er auch zeitweilig ein und das andere journalistische Unternehmen begründet oder geleitet hat, war Ernst von Schwarzer (geb. zu Fulnek 1808, gest. 1860), wie sein Freund Zang ursprünglich Soldat, ein Autodidakt, Kenner der classischen Sprachen, Sprachlehrer, Maler, der die Schweiz, Frankreich und England genau kannte, ein wechselvolles Geschick erlebte, nacheinander als Schildermaler, dann als Bierbrauer, Torfstecher in Ungarn, dann als Gutsverwalter, als Statistiker des Gewerbevereins in Prag sein Leben fristete, endlich Redacteur des »Lloyd« wurde. Als solcher machte er weite Reisen, wiederholte Ueberlandsfahrten und schilderte mit dem Auge des Malers in lebensvollen Schilderungen das Gesehene. Sein Ruf war als Schriftsteller wohl begründet, als er an Pilat's Stelle die Leitung des Organs der Staatskanzlei übernahm.

In den österreichischen Reichstag gewählt, wurde Schwarzer im Juli 1848 Mitglied des Cabinets Doblhoff-Wessenberg. An den Minister der öffentlichen Arbeiten, Schwarzer, erinnert der Beginn des Baues der Semmering-Bahn, die Freigebung des Telegraphen, der bisher nur zu Regierungszwecken benützt wurde, der Bau der Irrenanstalt in Wien. Am 19. September schied er aus dem Cabinet und übernahm die Redaction der »Allg. österr. Zeitung«, Arrest und Suspension war auch sein Los; er führte dann die Redaction des »Wanderer« bis in das Jahr 1854. In der »Donau« glaubte er ein Organ zu gründen, das nicht blos als politisches Blatt, sondern vornehmlich durch seine literarischen Beiträge Werth und Bedeutung haben, die »Augsburger Allg. Zeitung« den Oesterreichern ersetzen sollte. Fallmerayer und Hermann Lingg, mehrere Junghegelianer, der Geologe Cotta und Tschudi lieferten werthvolle Beiträge, Schwarzer selbst, eine lebende Encyklopädie, lenkte die Aufmerksamkeit auf das Ausstellungswesen, das jener Zeit im Prinzen Albert von England einen schöpferischen Anreger gefunden hatte. Allein die Ungunst der Verhältnisse setzte sich Schwarzer's Unternehmungen entgegen, ihm fehlten die materiellen Kräfte und der hochbegabte Schriftsteller, dessen Geschicklichkeit als Redacteur sich im Auffinden und in der Verwendung junger Talente bewährte, verfiel in Armuth. Er fand Arbeit als Statistiker am Kataster und beschloss zu früh ein Leben voll Arbeit und Enttäuschung.

Ganz anders geartet war Eduard Warrens, mit dessen Namen, so viele Wandlungen er durchgemacht, so vielen Zeitungsunternehmungen er auch gedient hat, die Erinnerung an den »Lloyd« innig verknüpft ist. Hat Zang ein Blatt gegründet, dessen Name heute noch besteht, eine Schule von Journalisten ins Leben gerufen, wie zum Theile auch Schwarzer, so ist an Warrens' Namen nur die Erinnerung an eine grosse schriftstellerische Begabung, die nur dem Einzelnen eignet und nicht vererbt werden kann, geknüpft. Er war kein Oesterreicher und stand den Dingen in Oesterreich zeitlebens kühl gegenüber. Geboren in Altona 1820 (gestorben am 5. Jänner 1872), Sohn eines Hamburger Assecuranzmaklers, kam er jung nach Amerika, war dort als Sachwalter und Redacteur des »Anzeigers des Westens« thätig. Als amerikanischer Consul kam er nach Triest und dort in Verbindung mit dem Lloyd, dessen Director Bruck, und mit dem Gouverneur Grafen Stadion. Dieser letztere berief ihn nach Wien und unter Stadion's Aegide wurde der »Lloyd«, dessen geistiger Leiter Warrens wurde, eine wichtige Zeitung. Wechselnd in seiner Gesinnung, trat er beschönigend für Louis Napoleon's Staatsstreich, wie für die Beseitigung der österreichischen Verfassung ein, er der »Amerikaner«, der mit demokratischen Theorien begonnen und nicht unwürdig eines Schülers Machiavell's, geistvoll dem Absolutismus präludirte. Unter Bruck's Patronat schrieb er eine Zeit lang für die »Oesterr. Zeitung«, verschwand aus der Reihe der Journalisten, um im Börsensaale als Speculant oder in Versammlungen als Vertreter von Actionären von sich reden zu machen, bis das Auftreten der »Neuen Freien Presse« Zang dazu brachte, der »Presse« in Warrens eine ausgezeichnete Feder zuzuführen. Zu Schmerling's »Botschafter« konnte er in kein dauerndes Verhältniss gelangen. Doch nicht lange und er redigirte unter Belcredi das stempelfreie »Tagblatt«, bis er schliesslich durch Gründung seiner »Wochenschrift« ein Organ fand, in welchem er vornehmlich seine finanzpolitischen, vielbeachteten Ansichten unbehindert vertreten konnte. Warrens vertritt in der Geschichte der Wiener Presse den Typus des Lanzknechts, der dem Kronensack nachläuft, für Sold dient, jeder Fahne zuschwört. Aber Scharfsinn, durchdringende Kritik, Gewandtheit und eine geradezu bestechende Dialektik sind die Kriterien dieser ganz merkwürdigen journalistischen Individualität, wie man ihn mit Recht einen Meister seines Handwerks nennen durfte. Wie oft vertheidigte er eine Sache gegen seine Ueberzeugung, aber mit einer Kunst der Dialektik, dass man von ihr sagen kann: »Auf die Prämisse

kommt es an.« Gibt man ihr die Voraussetzung zu, dann ist man der gewinnenden Logik seiner Argumentation gegenüber verloren.

VI.

Von grösserem Einflusse auf die Entwickelung der Wiener Journalistik, persönlich hochehrenwerth und vertrauenswürdig, gar nicht »amerikanisch«, sondern eher pathetisch-französisch nach seinen Vorbildern, im Uebrigen aus einer schöngeistigen Vergangenheit hervorgegangen, war Ignaz Kuranda zeitweise Gemeinderath und von 1861 bis zu seinem Tode (1884) Landtags- und Reichsraths-Abgeordneter. Er war geboren in Prag 1811, einer jener Zeit deutschen Stadt, wo, wie Heinrich von Kleist damals von dort schrieb, Alles zusammenfloss, was den Glauben an die Wiedergeburt des von Napoleon zertrümmerten Deutschland zu hegen wagte, wo preussische Officiere ein deutsches Freicorps zu bilden suchten, Stein und Scharnhorst ein deutsches Asyl fanden, die »Todtenköpfe« des vertriebenen Herzogs von Braunschweig sich sammelten, der junge Dahlmann an die deutschen Patrioten sich anschliessen konnte, der böhmische Adel sich ganz als deutscher Reichsadel fühlte — das gab ihm Richtung für sein ganzes Leben. Er kämpfte 40 Jahre für das Deutschthum in Oesterreich unter den verschiedenen wechselnden Formeln als Grossdeutscher in Frankfurt, als Grossösterreicher gegen die slavischen Föderalisten und nach Begründung des Dualismus für Erhaltung des Deutschthums in den ehemaligen Bundesländern und ganz insbesondere in Böhmen. Mit 23 Jahren zog er nach Wien und schloss sich an die schönen Geister jener Zeit an, Grillparzer, Halm, Zedlitz, Lenau, Anast. Grün, Castelli, Seidl und Stiffter, schrieb im »Telegraph« Recensionen über die Darstellungen im Burgtheater, Bilder aus dem Wiener Leben, griff ab und zu in die Leyer, fühlte sich jedoch zu politischem Leben hingezogen, wie es damals in Süddeutschland durch Lehrer wie Rotteck und Welcker, die schwäbischen Dichter und die Kammerverhandlungen rege war. In Stuttgart schrieb er für Cotta's »Morgenblatt« Novellen und Feuilletons und endlich erschien auch eine Tragödie: »Die letzte weisse Rose«, die auf allen deutschen Bühnen ehrenvoll aufgeführt wurde. Im Auftrage Cotta's ging er nach Paris und das Paris Louis Philippe's mit seinen akademischen Politikern und politischen Akademikern, Rednern, Philosophen und Geschichtschreibern zog ihn mächtig an, bildete ihn ganz zum Politiker um. In Brüssel hielt er Vorlesungen über deutsche Literatur und dort gründet er die

Zeitschrift »Grenzboten«, die er dann nach Leipzig verpflanzte. Durch diese Zeitschrift für Politik und Literatur, an welcher auch Laube, Kühne, Lewald mitarbeiteten, nahm er grossen Einfluss auf die Entwickelung der Dinge in Oesterreich; er machte die »Grenzboten« zum Mittelpunkte österreichischer Journalisten und Schriftsteller; das Hauptgewicht lag jedoch in den Correspondenzen aus den Hauptstädten und zumal aus Oesterreich. Dort wurden die Schäden der Metternich'schen Verwaltung blossgelegt, in ihren Blättern die Forderungen der Reformbewegung laut ausgesprochen. Wie Bayle und Le Clerc von den Niederlanden und Voltaire von der Schweizer Grenze Frankreich blockirten, so thaten es die »Grenzboten« von der sächsischen Grenze aus gegen Oesterreich. Privatbriefe politischer Freunde liefen unter Deck-Adressen in Leipzig ein, Messreisende brachten politische Berichte und Artikel, schmuggelten ganze Ladungen der grünen Hefte nach Oesterreich. Auf allerlei Umwegen langte das journalistische Material ein und wurde von Kuranda und seinem Genossen, dem hochbegabten, bescheidenen J. Kaufmann, journalistisch verarbeitet. Die altständischen Versammlungen (in Wien, Prag Graz), die ohne Oeffentlichkeit tagten, machten ihre schüchterne Opposition gegen die Robot und traten für Ablösung, Freiheit des Ackerbodens, Ausdehnung der Schulpflicht ein, die »Grenzboten« liehen ihnen ein mächtiges Echo. Schmerling und Doblhoff, Deym und Morzin, Fürst Lamberg und Graf Wurmbrand schrieben für die verpönten »Grenzboten«, deren ständiger Mitarbeiter Advocat Dr. Pinkas in Prag gewesen. Die Zeitschrift war in Oesterreich streng verboten, ihr Besitz und ihr Verbreiten war straffällig. Das Verbot erhöhte jedoch nur den Reiz der grünen Hefte, die des Spürtalents der Polizei spotteten und überall zu finden waren. Sie waren die Fabel des Tages, ihre tapferen Worte weckten den Sinn für vaterländische Interessen, sie waren die Seele der literarischen Emigration, sie bildeten eine öffentliche Meinung in der Heimat. Mit Jubel ward Kuranda in der Aula begrüsst, als er nach Ausbruch der Märzbewegung in Wien eintraf. Schon im Spätsommer von 1848 aus Frankfurt a. M., wohin er als Abgeordneter für Teplitz gegangen war, zurückgekehrt, gründete er in Wien das Journal »Ostdeutsche Post«, dessen erste Nummer am 1. October 1848 erschien. In der schlimmen Zeit, die unmittelbar folgte, arbeitete die »Ostdeutsche Post« als Organ der liberalen patriotischen öffentlichen Meinung, vorsichtig, ernst und gewissenhaft daran, die Interessen der Freiheit zu wahren. Das Blatt war im Format dem »Journal des Débats

nachgebildet und zeichnete sich durch Selbständigkeit des Urtheils aus, wie durch eine gewählte literarische Form. Im politischen Redactions-Bureau waren thätig Dr. Moriz Heissler, vorher und später wieder Professor des österreichischen Civilprocesses, Rudolf v. Eitelberger, Dr. Basch, Schweizer, Prof. v. Stubenrauch, den wissenschaftlichen Theil redigirte Oscar Peschel, nachmals Redacteur des »Ausland« und Prof. der Völkerkunde in Leipzig, die Kunstkritik besorgten Eduard v. Bauernfeld und Maler Aigner. Aus Brüssel sendete Baron Eötvös wichtige Artikel, Graf Joh. Mayláth schrieb Leitartikel über eine Verständigung mit Ungarn, dessen Staatsrecht nach der Revolution und dem Bürgerkriege als verwirkt galt: ein eifriger Mitarbeiter in der inneren Politik war Pillersdorff und sonst noch Pratobevera. Kuranda hat auch das Verdienst, tüchtige Journalisten ausgebildet zu haben, wie Rudolf Valdek, Emil Kuh, F. Uhl, Ranzoni, Zellner, Semlitsch, Michael Klapp, Teschenberg, Granitsch, Neuwirth, Prof. Ad. Wagner u. A., denen wir dann später in hervorragenden Stellungen in »Presse«, »Neue Freie Presse« begegnen. Den Höhepunkt ihrer Bedeutung hatte die »Ostdeutsche Post« in der Mitte der 50er Jahre, wegen ihrer Beziehungen zum Grafen Buol-Schauenstein, sie galt als leitendes Blatt während der orientalischen Krisen und wurde bezüglich der auswärtigen Politik im Auslande vielfach beachtet. In der inneren Politik führte sie ihre Klinge gegen die Concordatspolitik, gegen Absolutismus und Presszwang, Militarismus und Legitimitätspolitik. Das volkswirthschaftliche Element erschien in der »Ostdeutschen Post« sehr schwach vertreten. Kuranda selbst schrieb viel, kurz gedrängt, im ersten Satz das Thema ankündigend, in scharf pointirten Auseinandersetzungen, mit Vorliebe Inversions-Figuren, Enumeration, Ausrufe- und Fragesätze gebrauchend, Artikel, oft wie Monologe des Autors klingend, einen lebhaft bewegten rednerischen Stil. Wie wenig er in der vorparlamentarischen Zeit persönlich hervortrat, dennoch hat die unausgesetzte Verfolgung und Herausforderung der Sebastian Brunner'schen »Kirchenzeitung« Kuranda veranlasst, die Polemik aufzunehmen. Er erschien an der Seite seines alten Freundes Dr. J. N. Berger vor Gericht und in dem Processe, welcher beiden alten Paulskirchlern Gelegenheit gab, öffentlich ihre liberalen Grundsätze mit siegreicher Beredsamkeit zu vertreten, verlor die Concordatspartei ihre erste Schlacht. Die Verfassungsära gab Kuranda's Blatt auch reicheren Inhalt, die deutsche Frage zumal wurde in der »Ostdeutschen Post« ausführlich erörtert und er führte seinerseits, unterstützt von den

grossdeutschen Anhängern Oesterreichs in Deutschland, den Kampf gegen die Gothaer und den Nationalverein mit Eifer fort. Das Jahr 1866 und seine traurige Consequenz liess den Vorkämpfer für Oesterreichs Hegemonie in Deutschland ermatten. Neben »Presse« und nun auch »Neue Freie Presse« konnte sich die schwach dotirte »Ostdeutsche Post« kaum mehr behaupten; ihre Specialität als grossdeutsches Organ hatte ihre Berechtigung verloren, die Nothwendigkeit, in der Kriegszeit auch ein Abendblatt erscheinen zu lassen, machte den Entschluss des Herausgebers vollends reifen und als im Sommer 1866 der Belagerungszustand über Wien verhängt wurde, nahm die »Ostdeutsche Post« diesen Umstand zum Anlasse, dem Publikum das Ende ihres Erscheinens anzuzeigen.

VII.

Wir haben im Vorstehenden einige Persönlichkeiten charakterisirt, die auf die Entwickelung der Presse in Wien Einfluss genommen haben und wollen nun zeigen, wie in der folgenden Periode auch die äusseren Verhältnisse dazu mitgewirkt haben, der Presse einen mächtigen Aufschwung zu geben.

Eine reich bewegte Zeit gibt der Presse auch reicheren Inhalt, grössere Anziehungskraft. Der Krieg des Jahres 1859 brachte eine radicale Wendung der Dinge. Wurde das Interesse für Oesterreichs auswärtige Beziehungen sehr lebhaft, folgte man von dieser Stunde der annexionistischen Strömung und plebiscitarischen Agitation in Italien unverwandten Auges, erwachte der seit dem Olmützer Vertrage schlummernde Eifer der Gothaer und zeigte sich in Preussen eine »neue Aera«, so blieb auch die Nachwirkung im Innern nicht aus. Das absolutistische System erwies sich als unhaltbar, liberale und gleichzeitig auch nationale Regungen machten sich geltend; in Ungarn waren die Geister mächtig erregt. Der Process Richter zeigte den Segen des öffentlichen mündlichen Verfahrens, einer jener wenigen Errungenschaften des Jahres 1848, die vom Absolutismus verschont geblieben waren. Diesen Riesenprocess verfolgte das Lesepublicum mit wahrer Begier und die Rede Berger's, der sein Amt als Vertheidiger auch dazu benützte, um den Process als Tendenz-Process zu charakterisiren und das System als Angeklagten vorzuführen, gab der Wiener Presse einen Reiz auf lange Zeit hinaus. Die Persönlichkeit Berger's brachte aber auch andere 1848er Politiker und Volksvertreter in die Erinnerung. Bruck's tragischer Tod erregte die Geister, der Presse musste ein wenig Luft gegönnt werden, der ver-

haltene Ingrimm über das vielfache Unglück des Landes brauchte ein Ventil zu seiner Entleerung. Alexander Freiherr v. Hübner wurde Polizeiminister, ein Mann von grosser Weltkenntniss und Intelligenz, und er gewährte der öffentlichen Meinung einen freieren Ausdruck. Nur wenige Wochen waltete er jedoch seines Amtes und die Wiener Presse bedauerte lebhaft seinen Rücktritt.

Das Schillerfest desselben Jahres (1859) wurde wie in Deutschland, so in Oesterreich als ein Jubeltag gefeiert. Ein vieltausendköpfiges Publicum betheiligte sich an dem Fackelzuge, Heinrich Laube hielt die Festrede auf dem Josefstädter Glacis, ein Achtundvierziger, Franz Schuselka, Mann der Presse, hielt vor der Festvorstellung im Theater an der Wien einen Festprolog und der deutsche Reichsminister von 1848, der Mann der Paulskirche, der Präsident des Oberlandesgerichtes, Ritter von Schmerling, trat nach zehnjähriger Verborgenheit bei einem Bankett im Sophienbadsaale mit einem Toast vor die Oeffentlichkeit auf ein einiges Deutschland im Bunde mit einem einigen Oesterreich. Die Presse selbst hatte noch keinen Grund mitzujubeln, denn schien auch Goluchowski's Ministerprogramm vom 22. Aug. 1859 der Presse eine freiere Discussion gönnen zu wollen, so hat die Nachtragsbestimmung vom 25. November alle Illusionen zerstört. Eine Fluth von Verwarnungen brach herein. Es sollte jeder präventive Eingriff aufhören und dennoch wurde nicht die geringste gesetzliche Aenderung gemacht. Das System änderte sich nicht. Als der verstärkte Reichsrath, die Notabeln-Versammlung des Jahres 1860, sich in Wien versammelte, ward den Journalen Veröffentlichung und Besprechung der Berichte und Debatten untersagt. Das Elaborat des Finanzausschusses war es namentlich, auf welches sich die allgemeine Spannung richtete, und es sollte der Welt ein Geheimniss bleiben? Aber die Ungarn hatten dafür gesorgt, dass die Reden der Szescen, Apponyi, Maylath, Barkoczy, Szögyenyi bekannt wurden, da hat denn auch die Minorität (Lichtenfels, Maager, Hein, Ant. Auersperg) sich erlaubt, der Presse ihres Landes Mittheilungen zu machen. Der grosse Principienkampf zwischen Centralismus und Föderalismus hatte begonnen und ward in weite Volkskreise hinaus getragen; Graf Heinrich Clam liess seine Brochüre »Sustine et abstine« in die Welt gehen und verbreiten, eine Feudalpartei entstand und schuf nach dem Muster der Kreuzzeitung ein Organ »Vaterland«, neben welchem der deutschcentralistische Clericalismus sich im »Volksfreund« vernehmen liess. Ein deutsch geschriebenes Czechenblatt erschien, die ungarische Presse nahm den Kampf auf

gegen den centralistischen Gesammtstaat, der das ungarische Recht auf Selbständigkeit auf Grund der Verwirkungs-Theorie leugnete. Da war Stoff zu polemischer Discussion gegeben. Dazu gaben die durch Goluchowski's Diplom und Landesstatute geschaffenen Verhältnisse und die überall beginnenden nationalen Excesse einen überreichen Stoff. Parteiorgane traten ins Leben und die Wiener Presse, verstärkt durch eine Reihe von Journalen (»Fortschritt« von Isid. Heller, »Neueste Nachrichten« von O. B. Friedmann und »Donau-Zeitung«, halbamtliches Organ, zu welchem später als Hauptvertreter der grossdeutschen Politik der von Fröbel redigirte »Botschafter« hinzutrat), stand jetzt im vollen Feuer des Kampfes. Alte 1848er, wie Heller, Friedmann, Schuselka (»Reform«, dualistisch, später föderalistisch), traten auf: und zum Zeichen der Vertretung ungarischer Ansprüche in Wien übernahm der »Wanderer«, das älteste Wiener Blatt (eingegangen 1873), den Kampf gegen den Centralismus. Der Secretär der Ersten Oesterreichischen Sparcasse, Dr. Max Falk, führte dann in der Folge durch eine Reihe von Jahren in seinen Leitartikeln den Kampf für Ungarns Recht gleichzeitig im »Wanderer« und im »Pesti Naplo« in glänzender Weise. Die Wiener Presse hatte jetzt alle Farben und Schattirungen aufzuweisen; es gab centralistische, dualistische, föderalistische, regierungstreue und oppositionelle, officielle, officiöse, liberale, conservative, clericale Blätter. Partei ist eben ein Begriff, eine Voraussetzung öffentlichen Lebens. — Swift lässt seinen Helden Gulliver in ein Land kommen, das von einem wüthenden Parteikampfe darüber zerrissen war, ob man gesottene Eier am dicken oder am dünnen Ende anschlagen müsse, womit der grosse Satyriker und Parteimann nur sagen will, dass es keinen noch so geringen Gegenstand gibt, über welchen es nicht Parteien gäbe. — So stieg die gesammte Auflage der periodischen Blätter in Oesterreich in diesem Jahre von 291.095 auf 439.200 Exemplare, um 51%.

Der December 1860 brachte Schmerling's Ministerium. Sein Rundschreiben verhiess, dass er, wie die Behörden, ein offenes Ohr für die öffentliche Meinung haben werde, wie er denn bei anderer Gelegenheit erklärte, die »berechtigte öffentliche Meinung als Staatsmann in sich aufnehmen« zu wollen. Die unmittelbare Folgezeit brachte die Februar-Verfassung. Die erste Wahlbewegung für die Wiener Gemeindewahlen und bald darauf für die Landtagswahlen boten der Presse eine neue Aufgabe und der Presse fiel zu, über Wahl, Wahlrecht und Wählbarkeit, über die Wahlprogramme und

die Würdigkeit der Candidaten den Staatsbürgern Aufklärung zu bieten. Die letztere Aufgabe war keine undankbare, denn die Mühlfeld, Berger, Brestl, Kuranda, Pillersdorff, Schindler waren Candidaten, welche die Presse Wiens zu empfehlen allen Grund hatte. In den hoffnungsvollen Maitagen von 1861 sah Wien zum ersten Male einen Reichsrath versammelt, ein wichtiger Abschnitt im Lebensgange der Presse. Jetzt begann die parlamentarische Berichterstattung, die einen so grossen Raum in der Wiener Presse einnimmt, mit dem detaillirten Sitzungsberichte, einem raisonnirenden Artikel über die Verhandlungen, mit parlamentarischen Notizen, Clubberichten, Wiedergabe von Referaten. Presse und Parlament gehören zu einander wie die himmlischen Zwillinge. Der Presse wuchs durch die Parlamentsverhandlungen ein reicher Stoff für ihre Lesewelt zu; das Parlament ist sich bewusst, dass seine Verhandlungen, Berichte und Reden vor 300 Menschen verhallen würden ohne die Wiedergabe durch die Presse, die das im Parlamentssaal gesprochene Wort zum Gemeingut von Millionen macht, es durch das Reich, ins Ausland, über die Meere trägt, ihm mächtigen Wiederhall verschafft. Durch diese Wiedergabe, durch den mitunter sehr zutreffenden Commentar bekamen unsere Parlamentsdebatten Ruf und Ansehen in der Welt und — es ist die Heroenzeit unseres Parlaments — die Reden Mühlfeld's, Herbst's, Brinz', Hasner's, Brestl's, Giskra's, Schindler's, Taschek's, Rechbauer's, Kaiserfeld's, (später Berger's), Clam's, Greuter's und die des damals viel berühmten österreichischen Herrenhauses liessen nicht vermuthen, dass diese Redner einem Parlamente nicht zuvor angehört haben. Freilich war durch die Vorarbeit der Presse, welche die Leser stets mit den Kammerverhandlungen der westlichen Staaten, Preussens und Süddeutschlands bekannt gemacht hatte, der Geist des Volkes gestimmt, so dass wir dem Parlamentarismus gegenüber uns nicht wie die Nordländer dem tropischen Gewächse gegenüber zu fühlen brauchten. Immerhin fühlten sich die Oesterreicher jetzt erst anderen Völkern und Staaten ähnlich, in die Staatenfamilie Europas aufgenommen; sie lernten ihren Staatshaushalt genau kennen, eine edle patriotische Neugier forschte in den Parlamentsberichten, der Einblick in das Staatsleben machte den Staat erst jetzt zum Gegenstande des Studiums und das Hilfsmittel dazu bot die Presse. Vor Allem gab der grosse Verfassungskampf Ungarns unter der Führung Deák's, dem diesseits der Leitha der Angriff der slavischen Parteien wider die Hegemonie des Deutschthums zur Seite ging, der Presse unablässig einen unerschöpflichen Stoff der Bearbeitung.

Es gab jetzt Ministerverantwortlichkeit, freies Gemeindeleben, Immunität der Abgeordneten, alle Grundrechte der Frankfurter Paulskirche zum Schutze der Freiheit wurden recipirt, da musste denn endlich auch der Presse ihr Recht werden. Das Pressgesetz vom 17. December 1862 (am 9. März 1863 in Wirksamkeit getreten) brachte erst den Grundsatz der Pressfreiheit zur Geltung. Gesetz, nicht Willkür, sollte fürder walten, der Richter, nicht der Beamte, sollte der Presse ihr Recht sprechen; das Concessionssystem, die Verwarnungen verschwanden. Aber immer blieb die harte Stempelsteuer, die das Aufkommen einer kleinen Presse im Lande hinderte, die Caution, das Verbot der freien Colportage bestehen — und diese Hindernisse bestehen heute noch, hemmen noch immer die Entwickelung der Presse. — Alle Hinweise auf den Umstand, dass Ungarn keinen Zeitungsstempel kennt, dass das deutsche Nachbarreich einen solchen eben so wenig als die westlichen Staaten aufweisen, haben bisher die Aufhebung nicht zu erwirken vermocht. — Immerhin hätte sich die Wiener Presse der neuen Zeit freuen können, wenn nicht gleichzeitig die Strafgesetz-Novelle vom 17. December 1862 durch den Schutz aller parlamentarischen Körperschaften und Beamten gegen journalistische Kritik eine Menge Pressdelicte neu geschaffen hätte. Die Bestimmungen über Confiscation wurden jetzt fest normirt, die zeitweilige (§ 38) Suspension hing vom Ermessen der Regierung ab, sie wurde erst 1868 durch die Pressgesetz-Novelle vom 15. Oct. 1868 beseitigt. Die Einführung des objectiven Verfahrens, d. i. die Verfolgung des literarischen Productes an Stelle der Persönlichkeit, zeigte deutlich die Auffassung des Polizeistaates im Verfassungstaate, die Absicht, nicht vor Allem durch den Rechtsgang das richterliche Erkenntniss gegen den subjectiven Urheber einzuholen, sondern eben nur die Verbreitung einer Druckschrift zu hindern. In diesem Zusammenhange ist es erlaubt, gleich hier daran zu erinnern, dass erst durch die Pressgesetz-Novelle vom 15. October 1868 die Suspension der Zeitungen aufgehoben wurde und das Gesetz vom 9. März 1869, welches Pressdelicte den Schwurgerichten zuwies, sogar vor allgemeiner Einführung der Geschworenengerichte, der Presse einen wirksamen Schutz verlieh.

Es ist Pflicht, bei solcher Gelegenheit an das Verdienst des Wiener Abgeordneten Dr. Herbst zu erinnern, der auf den verschiedenen Etappen der Pressgesetzgebung als Berichterstatter im engeren Reichsrathe, als Abgeordneter und endlich zumeist als Justizminister im Bürgerministerium sich als warmer Freund und Schätzer

der Presse und ihrer grossen moralischen Bedeutung erwiesen hat. Die Wiener Presse, wiewohl Herbst's Wirksamkeit der gesammten österreichischen Presse zugute kam, hat dieses Verdienst auch anerkannt, als die »Concordia« 1863 diesen Abgeordneten durch den Mund ihres damaligen Präsidenten Schuselka, eines politischen Gegners des Abgeordneten, bei einem zu Ehren Herbst's veranstalteten Feste feierte, wie später 1876 gelegentlich des 25jährigen Jubiläums Etienne's, und wieder ein ander Mal 1880 bei Herbst's 60. Geburtstage und ein Jahr später bei Kuranda's 70. Geburtstage, Herbst von Seite der Wiener Presse in lebhaftester Weise gehuldigt wurde.

So viel auch der Presse nach den Reformen der ersten Verfassungsperiode noch zu wünschen übrig blieb, ein Umstand trat mit grosser Klarheit zutage: die österreichische Regierung hatte endlich die grosse Bedeutung der Presse erkannt; sie hatte den obsolet gewordenen Standpunkt der Unterschätzung der öffentlichen Meinung verlassen, zumal seitdem man in Wien gesehen, mit welcher Beflissenheit und welchem Erfolge die preussische Regierung sich der Organe der öffentlichen Meinung bediente, wie trefflich diese es verstand, die Geister nach ihrem Sinne zu lenken. Die deutsche Frage kam in Fluss, das Bundesreform-Project kam mit Schmerling wieder auf die Tagesordnung, die Zollvereinskrisis erregte die Geister in Süddeutschland, das erste deutsche Schützenfest, der Juristentag in Wien, Alles legte den Beweis dar, dass Oesterreich überall in ganz Süddeutschland, wie im katholischen Rheinlande sich noch immer der grössten Sympathien erfreue und der preussische Verfassungs-Conflict liess das durch die Verfassung verjüngte Oesterreich um so lebensfähiger und beliebter erscheinen. In Wien bereitete man ja bald darauf den Frankfurter Fürstencongress vor — da ist es denn wohl begreiflich, dass man von Wien aus auch, wenn auch verspätet und unzureichend, aus Regierungskreisen die deutschen Zeitungen, welche dem österreichischen Einflusse zugänglich waren, zu gewinnen suchte und eine Regierungspresse schuf. Erst seit 1860 hat die österreichische Regierung, dem preussischen Muster folgend, die Bedeutung eines Pressbureaus erkannt und ein solches gegründet und zwar ein doppeltes, ein solches, welches vom Ministerium des Auswärtigen ressortirte und bis 1865 unter der Leitung des Freiherrn Max v. Gagern stand und ein solches, welches vom Staatsministerium des Innern abhing. Daselbst empfingen Journalisten ihre Nachrichten, wurde ihnen die Richtung gegeben, »Information« und »Inspiration« ertheilt.

VIII.

In der Wiener Presse selbst bildet einen Markstein die Gründung der »Neuen Freien Presse« durch Max Friedländer, Michael Etienne und Adolph Werthner im Jahre 1864. Diese drei Männer leiteten seit Jahren die »Presse«, Friedländer die innere Politik und Volkswirthschaft, Etienne die auswärtige Politik und Werthner die Administration des grossen Zeitungsunternehmens. Sie hatten das Zang'sche Blatt zur grössten Blüthe gebracht, die »Presse« war das grösste, einflussreichste Journal, das unerschrocken für eine Repräsentativ-Verfassung kämpfte, später als leitendes Organ der Liberalen in hohem Ansehen stand. Im Mai 1864 lösten sie das Verhältniss zur »Presse« Zang's und begründeten die »Neue Freie Presse« (zuerst Kärnthnerring 12). Fast alle die geschulten und tüchtigen Kräfte der Redaction und Administration, die externen Mitarbeiter, Correspondenten und Feuilletonisten folgten ihnen und so gross war der Ruf und das Geschick ihrer Herausgeber, dass sie vor dem Erscheinen der ersten Nummer 4000 Abonnenten zählen konnten. Als die erste Nummer der »Neuen Freien Presse« am 1. September 1864 erschien, war ihr Erfolg entschieden. Sie hatte binnen drei Monaten 8000 Abonnenten. Rasch stieg die Auflage auf 10.000 und in unmittelbarer Folge schnell bis zu 35.000 Exemplaren. Durch die Secession erschien eigentlich die »Neue Freie Presse« als das alte Blatt, die »Presse« selbst, die durchaus neue Kräfte gewinnen musste, war in Wahrheit das neue Blatt. Friedländer und Etienne schrieben jener Zeit ihre gehaltvollsten Artikel, warben noch externe Kräfte für den Leitartikel, brachten im Feuilleton Romane von Auerbach, Spielhagen und Rodenberg, wodurch das Blatt in den Familien rasch Eingang fand, treffliche Aufsätze im Feuilleton, das Friedländer selbst redigirte, und auf der vierten Seite des Abendblattes allabendlich ein Fachblatt, von einem Fachmann redigirt (Hamm, Reitlinger, Lützow etc.), für Landwirthschaft, Unterrichtswesen, Verkehr und Industrie, Literatur, Kunst, Natur- und Völkerkunde. Diese Einrichtung hat wesentlich dazu beigetragen, der Zeitung ein grosses und berechtigtes Ansehen zu verschaffen. Weite Kreise, deren Interesse sonst nicht zu wecken gewesen wäre, wurden gewonnen, neue, bisher vielfach vernachlässigte Interessen sahen sich jetzt berücksichtigt und belohnten dankbar diese Berücksichtigung durch ihre Theilnahme als Abonnenten, Leser und Mitarbeiter. Dem Gerichtssaal wurde eine grössere Aufmerksamkeit geschenkt, das Nachrichtenwesen verbessert, dem Marktberichte

eine grössere Ausdehnung gegeben, die kleine Chronik geschmackvoll und übersichtlich geordnet. Den Berichten über Handelsverhältnisse in Paris, London, Frankfurt, Berlin ward ein breiter Raum gegönnt und Chronik über Handelsverhältnisse geführt und die Organisation des Textes des politischen Theiles auf den »Economist« übertragen. Schon wurden auch neben den officiellen Telegrammen auch einzelne Specialtelegramme dem Leser geboten. Vor Allem aber wurden die Honorare für die Mitarbeiter erhöht, was dann auch für die Stellung der Journalisten bei anderen Unternehmungen sehr förderlich war. Viele vortreffliche Einrichtungen sind durch die »Neue Freie Presse« in den Organismus der Wiener Presse aufgenommen worden. Das organisatorische Talent dieser Neuschöpfung war Dr. Max Friedländer.

Er war am 18. Juni 1829 zu Pless in Preussen geboren und entstammte einer Familie, in welcher grosse Talente nicht selten emporwuchsen. — Sein Vetter war Ferdinand Lasalle. — Schon 1848 finden wir ihn in Jena als Delegirten auf dem Eisenacher Studententage, über welchen er eine Broschüre verfasste, dann war er für die »Neue Oder-Zeitung« thätig, vernachlässigte dabei keineswegs sein juristisches Fachstudium, erwarb den Grad eines Doctors der Rechte und bereicherte die juristische Literatur durch ein vielbeachtetes Buch: Ueber den Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung (1856). In diesem Jahre kam er nach Wien und trat in die Redaction der »Presse«. Eine Correspondenz, aus Bielitz datirt, über österreichische Verhältnisse, hatte Etienne's Aufmerksamkeit gefesselt und er bewirkte Friedländer's Berufung. Zunächst erhielt er eine untergeordnete Stellung, aber nicht ganz zwei Jahre verflossen und er war der Leiter der inneren Politik des Zang'schen Blattes, der Redacteur des volkswirthschaftlichen Theiles, betitelt »Capitalist«. Fünfzehn Jahre arbeiteten Friedländer und Etienne zusammen, ein paar untrennbare Gesellen, die sich nach Temperament, Begabung, Bildung vortrefflich ergänzten, in brüderlichem Vereine bis 1864 an der »Presse«, von 1864 an der »Neuen Freien Presse« bis zu Friedländer's nur zu früh erfolgtem Tode (gest. 20. April 1872). Friedländer war der geborene Chefredacteur, denn seine geistige Bedeutung und geschäftliche Gewandtheit, sein Fleiss, seine Ausdauer, und sein Geschmack waren gleich gross. Und über all' diesen Vorzügen ist seine Ruhe nicht zu vergessen, die seinen Blick für Alles offen hielt. Neben seinem Leitartikel über innere Politik und ein volkswirthschaftliches Thema redigirte er das Inland, den Econo-

mist und das Feuilleton, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit deutschen Schriftstellern, um von ihnen Beiträge für sein Feuilleton zu erhalten, consultirte seine Freunde Gutzkow und Laube, den Einen schriftlich, den Letzteren mündlich, um nur immer neuen und reichen Stoff seinem Blatte zuzuführen. Ein Preusse von Geburt, war er der beste Oesterreicher, voll aufrichtigster Liebe zu dem Lande, aber zugleich ein Kenner der vielgestaltigen und verworrenen inneren Verhältnisse des ganzen Staatsapparats, wie kaum sonst ein Journalist. Was ihn so fruchtbar, schöpferisch, anregend machte, war, dass er mit einer seltenen Klarheit den Windungen der Politik und des Staatslebens, dem Dasein in seinen socialen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, sittlichen und kirchlichen Regungen folgte. Es war ferner von Wichtigkeit, dass er nicht wie Andere, selbst die Besten seines Berufes, wie Etienne, Kuranda u. A., aus der schönen Literatur in die Politik gelangte, sondern auch als Jurist. Oft ist der Wunsch geäussert worden, die Publicisten müssten mehr Juristen, die Juristen mehr Publicisten sein. Uns dünkt, dass so wenig es ein Zufall ist, dass Mommsen, Waitz und Sybel, die früher gute Juristen waren, ausgezeichnete Historiker geworden, es auch für den Geschichtschreiber der Zeit nicht gleichgiltig ist, wenn er ein Jurist gewesen. Friedländer unterscheidet sich auch im Punkte der Darstellung von vielen seiner zeitgenössischen Collegen und Nachfolger. Sein Stil verräth sich durch eine möglichst objective Darstellung, die sehr sachlich und eindrucksvoll ist, aber nicht durch lebhafte Phrasirung, Bilder, Vergleiche, Sprichwörter, Citate, Bonmots wirkt, sondern durch das Erfassen und Anatomiren des Gegenstandes, durch zwingende Logik in der Argumentation das Interesse weckt und festhält. Seine Darstellung ist nicht gross und bedeutend, auch nicht immer gewinnend, aber sie wirkt durch Geist und Gedankenreichthum, sie beschäftigt den Verstand und zieht sozusagen nur den Kreis der höher Gebildeten an. Als Belcredi den »Ausserordentlichen Reichsrath« berief, da waren brave, kernfeste, tüchtige und auch sonst scharfsichtige Politiker bereit, sich auf die »freie Bahn« zu begeben, die Wirkung der Sistirung der Verfassung abzuwarten. — Friedländer dagegen hatte sofort das Falsche der Argumentation durchschaut, warnte vor dem Verlassen des Rechtsbodens und warf die Losung »verfassungstreu« ins deutsche Lager. Unter dieser Fahne kämpften und siegten die Deutschen. — Wissen, Talent und Charakter — das ist der Urquell seiner grossen Bedeutung. Er war eine verlässliche Stütze des Bürgerministeriums und ein unerbittlicher

Gegner des Cabinets Hohenwart. Den Todeskeim im Herzen, führte er diesen Kampf siegreich zu Ende und starb nach erfochtenem Siege. Man wäre versucht von ihm zu sagen, was Hamlet von seinem Vater sagt: »Wir werden niemals seines Gleichen sehen.« —

An seiner Seite arbeitete Michael Etienne, der wie Friedländer der Wiener Presse viele tüchtige Schüler herangebildet und hinterlassen hat. Etienne war ein Wiener von Geburt (geboren am 21. September 1827, gestorben am 29. April 1879), ein Sohn des Professors der französischen Sprache Claude Etienne. Ein gütiges Geschick hatte ihm zwei Sprachen in die Wiege gelegt, die deutsche durch die Mutter (geb. Therese Hugelmann), die französische durch den Vater. Redend und schreibend lernte er sie beide beherrschen, noch in den Jünglingsjahren übersetzte er die Werke von Alexander Dumas, George Sand, Eugen Sue für das »Lesecabinet« der Firma Hartleben, veröffentlichte Gedichte in vormärzlichen Journalen, die ihn als glücklichen Beherrscher der Form und empfindende Seele kennzeichnen. Am 14. März 1848 begrüsste er die neue Zeit mit einem enthusiastischen Gedichte in Flugblattform, dem mehrere im »Wanderer« folgten. Mit einer Broschüre »Oesterreich und Europa; 2. von der Presse« von Miguel (Wien, J. P. Sollinger) debutirt er als politischer Schriftsteller. In Sigm. Engländer's »Reform« und im »Wanderer« schrieb er Artikel. In der Folgezeit war er in seiner literarischen Thätigkeit auf das Ausland angewiesen: in E. Keil's »Leuchtthurm« in Leipzig veröffentlichte er Denkwürdigkeiten über die October-Revolution. Deshalb verdächtigt, flüchtete Etienne über Leipzig und Berlin nach Paris. Dort fand er mit Unterstützung Engländer's eine Stelle bei der »Correspondance Havas«, schrieb eifrig Correspondenzen für deutsche Blätter und auch für den »Wanderer«. In diesem Lustrum, das Etienne in Paris verlebte, machte er die eingehendsten und sorgfältigsten Studien auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Geschichte und ergänzte seine ohnehin umfassende Bildung zu einem vielbewunderten Grade. Wegen seiner Verurtheilung des Staatsstreichs wurde er verwarnt und später nach Mazas geschleppt. In der Folge schrieb er für E. v. Schwarzer's »Donau« Correspondenzen in Leitartikelform, die in Wien gerechtes Aufsehen machten. Die Sehnsucht nach der Heimat steigerte sich bald so mächtig, dass er einem Antrage Schwarzer's folgend, nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Nach mehrmonatlicher Thätigkeit verliess er das Journal, das ihm keine angesehene Tribüne für sein Wort bieten konnte und folgte einer durch seinen Freund Bauernschmid

vermittelten Einladung, die Redaction der »Presse« zu übernehmen. Acht Jahre war er in dieser Stellung thätig und verhalf diesem Journal zu grossem Ansehen und politischem Einflusse. Im Leitartikel und in der Tagesgeschichte zeigt er den Meister. Seine mustergiltigen Expositionen der Weltlage, in welchen er kunstgerecht die Umstände darlegte und aus einander erklärte, seine Commentare der Nachrichten entbehrten niemals des Beifalls seines Leserkreises. Sein hervorragendes Formtalent stand im Dienste eines gesunden, sehr lebhaften Naturells, das niemals glänzender zum Ausdrucke kam, als wenn eine Freiheitsfrage zur Discussion gelangte, er fühlte dann mit den Franzosen, Amerikanern oder Belgiern und dann hatte der Aufsatz ganz und gar den Charakter seiner starken Subjectivität angenommen. Das System Napoleon's des Dritten hat er unentwegt bekämpft, im nordamerikanischen Kriege die Sache der Union und der Befreiung der Sclaven mit edler Wärme vertreten, das mexicanische Abenteuer verurtheilt, im deutsch-französischen Kriege ohne Wanken, allen Verdächtigungen und Schmähungen, ja den in der Wiener Bevölkerung von 1866 her vorhandenen antipreussischen Empfindungen zum Trotze, die Sache Deutschlands gegen Frankreich mit Energie vertreten und die Geschichte bestätigte sein Urtheil als ein gerechtes. Prächtig stand ihm die rücksichtslose Sprache des Zornes, eine stürmische, von edlem Eifer getragene Sprache, die er oft mit einer ruhigen, feierlichen Art abwechseln liess. So war Etienne, dem auch ein gutes Redactionstalent eignete, und der in den 28 Jahren seiner Thätigkeit tüchtige Schüler ausgebildet hat, ein würdiger vornehmer Repräsentant seines Standes.

Die genannten Herausgeber haben gelegentlich der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 in höchst dankenswerther Weise offene Auskunft über ihre Zeitung gegeben und der Welt damit ein Bild der Grossartigkeit des Betriebes der grossen Wiener Zeitung geliefert; sie haben aber auch auf dem Ausstellungsplatze im Prater einen Pavillon errichtet und in diesem eine Beilage der »Neuen Freien Presse«, die »Internationale Weltausstellungs-Zeitung« vor den Besuchern der Ausstellung in jenem Pavillon schreiben, setzen und drucken lassen; und durch Vorführung der Druckmaschinen, welche zehn bis zwölf Tausend Grossfoliobogen in einer Stunde druckten, die Wiener Presse vor der Welt glänzend vertreten. Da konnten die Gäste der Ausstellung aus allen Ländern, die Monarchen und Prinzen Europas darunter, dem Wunder zusehen, wie in der Zeit von drei Minuten je ein Theil der endlosen Papierrolle als

gedruckter, gezählter, gestempelter und gefalzter Zeitungsbogen herabfällt! Die internationale Jury konnte demnach nicht umhin, der »Neuen Freien Presse« die höchste Auszeichnung, das grosse Ehrendiplom zuzuerkennen. Die aus allen Theilen der Welt anwesenden Journalisten feierten die Fortschritte der Wiener Presse in allen Zungen. Die technischen Hilfsmittel der »Neuen Freien Presse« wurden von dieser Zeit an vorbildlich nicht blos für die Wiener Zeitungen, sondern auch für die deutschen Zeitungs-Unternehmungen.

IX.

Wie primitiv waren im Zeitraum von 1848 bis 1858 die technischen Hilfsmittel zur Herstellung von Zeitungen. Man war gezwungen, wenn man grössere Auflagen herstellen sollte, die Zeitungen zwei bis vier Mal zu setzen, was in der kurzen Zeit fast unmöglich war und so geschah es, dass die Zeitungen oft zwei bis drei Stunden verspätet erschienen. Im Jahre 1858 kam die Papier-Stereotypie aus England nach Wien und nun begann eine raschere Herstellung der Zeitungen, man fertigte Papiermatrizen an und vervielfältigte den Satz nach Belieben. Diese Stereotypie vervollkommnete sich mehr und mehr. Im Jahre 1869 führte die »Neue Freie Presse« bereits den Rotationsdruck ein, wobei mit runden Clichés gedruckt wurde, wodurch eine zehnfach grössere Leistungsfähigkeit erzielt werden konnte. Es mussten jedoch die einzelnen Bogen von sechs geübten Männern auf jeder Maschine einzeln eingelegt werden. Im Jahre 1872 wurde auch dieses Einlegen beseitigt, die Maschine auf endloses Papier eingerichtet und zuerst auf dem Continent wurde in Wien (die »Neue Freie Presse«) auf endlosem Papier gedruckt. Im Jahre 1873 kam die Verbesserung hinzu, dass die Zeitungen zugleich mit dem Drucken gefalzt wurden (System Reisser-Becker). Heute schneidet die Maschine und falzt eine Nummer von 16, 8 und 4 Seiten, befördert die gefalzten Exemplare aus dem Souterrain ins Parterre in die Expedition, wo die Exemplare auf die Tische der Expeditoren niederfallen. Nur so ist es möglich, dass Nachrichten, die in der Redaction nach zwei Uhr einlaufen, noch ins Abendblatt aufgenommen werden und dieses mit dem 3 Uhr-Zug der Bahn abgesendet werden kann. In der Nacht wird oft der Satz erst um 3 Uhr fertig, trotzdem ist bis 6 Uhr Früh die ganze Auflage gedruckt und bis halb 7 Uhr expedirt. In Folge dieser Fortschritte können heute vier Menschen so viel fertig bringen, als früher 100, die Arbeit geschieht exacter und wohlfeiler. Man hat berechnet, dass,

wenn man den Druck der »Neuen Freien Presse«, wie er heute geschieht, nach der alten Herstellungsweise hätte besorgen müssen, dazu 22 Maschinen und über 100 Menschen zu deren Bedienung nöthig wären. Bei solchen technischen Fortschritten ist es auch möglich geworden, in Confiscationsfällen eine zweite Auflage noch in früher Morgenstunde herzustellen, während vor Jahren in Fällen der Confiscation an jenem Tage keine zweite Auflage, oder wenn doch, dann erst am Abende erschien.

Diese Fortschritte verbreiteten sich in der gesammten Wiener Presse, wo heute die Würzburger und Augsburger Rotationsmaschinen eingeführt sind und sie zeigen uns, dass die Zeitungsindustrie unter den vielen vorgeschrittenen Gewerben einen ersten Platz einnimmt. Dieses Gewerbe erfordert aber solche Capitalskraft, dass ein einzelner Unternehmer, Verleger oder Buchhändler und Buchdrucker, wie in früherer Zeit, als Herausgeber einer grossen Zeitung kaum mehr zu denken ist.

Das Jahr 1873 bezeichnet einen Höhepunkt der Wiener Presse. Schon nach dem Kriege von 1866 begann eine allgemeine Sammlung der Kräfte, eine erhöhte Regsamkeit, ein ernstes Erfassen der staatlichen Aufgaben und eine wirthschaftliche regere Thätigkeit, sie steigerte sich in der Zeit von 1869 bis 1873. Die Zeitungen hatten in der verschiedenartigsten Weise ihren materiellen Nutzen von den industriellen und baulichen Unternehmungen, der Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, das auch ihrem Vertrieb sehr zu statten kam. Die Zahl der 1873 in Wien erschienenen periodischen Druckschriften betrug 355, sie beträgt jetzt 539. Unter den täglich erschienenen Journalen hatte die Zeit, von der wir sprechen, zwei wichtige Erscheinungen hinzutreten lassen. Wie 1864 durch Secession die »Neue Freie Presse« entstand, wie ein Jahr später ein Theil der Redacteure des »Fremdenblatt« das »Neue Fremdenblatt« gründeten, so übernahmen 1867 die Mitglieder der Redaction des alten wohl accreditirten, von Landsteiner begründeten und durch siebzehn Jahre musterhaft redigirten Journals »Morgenpost« unter Führung von M. Szeps, das nach Belcredi's Rücktritt herrenlos gewordene »Tagblatt«, liehen diesem Journal, dem sie den Namen »Neues Wiener Tagblatt« gaben, ihre bewährten Kräfte und schufen daraus ein blühendes Unternehmen, ein Journal von ganz eigenthümlichem Charakter und grosser Popularität. Eine zweite Schöpfung ist die »Deutsche Zeitung«, die dem Jahre 1871 entstammt und einen Wendepunkt in dem Parteileben bezeichnet. Der Krieg des Jahres

1870—1871 mit den Grossthaten des deutschen Volkes und der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums hat nicht blos im deutschen Reiche das Nationalgefühl mächtig und sichtbar gehoben, sondern auch seinen Rückschlag auf Oesterreich ausgeübt. In den deutschen Bevölkerungskreisen Oesterreichs empfand man das lebhafteste Mitgefühl für die kämpfenden Deutschen und gab demselben lebhaften Ausdruck, umsomehr als der auf slavischer Seite losbrechende Hass gegen Deutschland und die offene Sympathie für die Franzosen sich gegen die Deutsch-Oesterreicher provocatorisch kehrten. Ein im Jahre 1869 erschienenes, aus dem früheren Journal »Debatte« hervorgegangenes Journal im grossen Stile, »Tagespresse«, von einflussreicher und revanchelüsterner Seite unterstützt, betrieb die Jagd auf die »Preussenseuchler« mit grossem Eifer und regte durch seinen denunciatorischen Ton und seine leidenschaftliche Vertretung der französischen Sache zu heftigem Widerspruche auf. Ihm secundirte das »Oesterreichische Journal«, eine ephemere Schöpfung, aber von ganz origineller Art. Es war von Dr. Julius Frese und A. Trabert redigirt. Der Erstere, bekannt als trefflicher Uebersetzer von Lewes' Goethe-Biographie, Herausgeber der Berliner Kammer-Correspondenz und selbst Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, war in seiner Opposition gegen das Bismarck'sche Regiment in Preussen unmöglich, nach Frankfurt, dann nach Heidelberg, Stuttgart ausgewandert, schloss sich der schwäbischen Volkspartei an, gab dann die »Demokratische Correspondenz« heraus und ging dann nach Wien, um das Ministerium Hohenwart und seine Politik zu vertheidigen, zumeist aber hier den Hass gegen Preussen und die Revanche gegen dasselbe zu predigen. Ihn unterstützte A. Trabert, einst ein verdientes Mitglied der kurhessischen Kammer, demokratischer Gegner Preussens. Ihr Gönner aber war der Minister Schaeffle, einst Mitglied der württembergischen Volkspartei, hartnäckiger Gegner Preussens, ein überzeugter Anhänger der föderalistischen Staatsidee, die er auch auf Oesterreich, wohin er als Professor der Nationalökonomie der Wiener Universität gezogen war, als Handels-Minister, ein Theoretiker durch und durch, um jeden Preis angewendet wissen wollte. Der Umstand, dass die »Fundamentalpolitik« Hohenwart's, welche die Vernichtung des Deutschthums in allen gemischtsprachigen Ländern zur Tendenz hatte, von Deutschen gegen Deutsche vertheidigt, von Deutschen aus dem Reiche gegen Preussen-Deutschland ein wilder Hass genährt und die Oesterreicher von diesen Ausländern über die Pflichten und die Denk-

weise und Loyalität wie über den Vortheil Oesterreichs belehrt wurden — das erregte den Widerspruch aller Deutschen und unter dem Eindrucke dieses sehr erregten, von Hohenwart und seinen Pressagenten den Deutschen auferlegten nationalen Kampfes, wurde eine Zeitung mit deutsch-nationaler Tendenz gegründet, die freilich, als sie hervortrat, Hohenwart bereits gestürzt und das »Oesterreichische Journal« der Frese und Trabert fortgeweht fand. — Immerhin ist seit jenen Tagen die »deutsch-nationale« Färbung aus der Wiener Presse ebensowenig verschwunden, als aus dem Parlament, und jene Fraction in dem letzteren, die eine solche Farbe trägt, hat auch in der »Deutschen Zeitung« ihr Organ.

Eine andere Specialität der Wiener Presse bilden die Arbeiter-Zeitungen, im Gegensatze zur nationalen Presse, international und demokratisch. Schon das Jahr 1848 sah, wie an jener Stelle erwähnt, Zeitungen für die Interessen der Arbeiter in Wien entstehen — und vergehen. Zwei Jahrzehnte lang entbehrten die Arbeiter jeglicher journalistischer Vertretung. Der Umschwung der Verhältnisse durch die Revision der Februar-Verfassung im freiheitlichen Sinne (December-Verfassung von 1867) und die Ertheilung der Vereinsfreiheit durch die Staatsgrundgesetze riefen eine Arbeiterbewegung, Arbeitervereine und also auch Arbeiterzeitungen hervor. Die Buchdrucker, diese geistige Elite unter den Arbeitern, liessen zu allererst, als ein Organ des Fortbildungsvereins, den »Vorwärts« erscheinen, im folgenden Jahre (1868) entstanden »Der Pionnier. Zeitschrift für Arbeiter-Interessen«, »Selbsthilfe. Oesterreichische Arbeiterzeitung« und »Illustrirtes Arbeitermuseum«, eine Wochenschrift. Alle diese in Wien erschienenen Vertreter des vierten Standes vertraten das Programm der Selbsthilfe, im Sinne von Schulze-Delitzsch, verbreiteten des berühmten Anwalts der Arbeiter Lehren über Vorschusscassen und Versicherungs-Laden; sie verloren aber bald an Boden, als der Tischlergehilfe Hartung und sein Freund und Inspirator Heinrich Oberwinder nach Wien kamen und hier 1868 und 1869 im Arbeiter-Bildungsverein und auf Volksversammlungen die Lehren Lassalle's mit Feuereifer predigten, die Reform auf dem Wege der Selbsthilfe verwarfen, die Staatshilfe auf socialem und vor Allem die Einführung des allgemeinen Stimmrechts auf politischem Gebiete forderten. Die socialdemokratische Richtung Lassalle's kam in Wien zur ausschliesslichen Geltung unter den Arbeitern und alle Arbeiterorgane, welche seit 1870 erschienen, gehörten ihr an, so »Volkswille«, »Die freie Volksstimme«, »Socialpolitische Blätter«. Die Wiener Arbeiterblätter

hatten bei den geringen Mitteln, welche ihnen zur Verfügung standen, ausserdem noch eine ihre Verbreitung vollständig unterbindende Concurrenz an den in den Fabriksstädten (Neustadt, Brünn, Reichenberg) erschienenen Journalen gleicher Tendenz und nur zu bald trat auch hier allen internationalen Programmen und aller noch so lauten Verdammung der Nationalitätenpolitik zu Trotze, durch das Entstehen der slavischen und italienischen Arbeiterorgane, die sprachliche Differenziirung ein. — Von 30 im Jahre 1868 in Oesterreich aufgetauchten Blättern dieser Richtung mussten 20 wegen Mangels an Mitteln und Theilnahme wieder eingehen, im Jahre 1872 waren in ganz Cisleithanien nur mehr 10 übrig. Jener Zeit erschien der »Volkswille« zweimal die Woche, 1874 verwandelte er sich in die Wochenschrift »Die Zeit« und auch ihre Zeit war bald abgelaufen. Die Arbeiter wurden führerlos und um so leichter wurde im folgenden Jahrzehnt die Verführung durch Anarchisten, unter denen Kammerer, Stellmacher, Peukert die Oeffentlichkeit in der traurigsten Weise beschäftigt haben.

In diesem Zeitraume vermehrten sich auch die humoristisch-satyrischen Blätter, von den Wienern »Witzblätter« genannt. Ihr Ahnherr, ein eigentlich satyrisches und politisches Blatt, 1857 entstanden, von Karl Sitter begründet, von vielen tüchtigen Schriftstellern unterstützt, von Waldheim vortrefflich ausgestattet, mitunter von Zeichnern ersten Ranges (Maler Leopold Müller) illustrirt, »Figaro« hat lange Zeit allein gestanden; es gesellten sich Blätter anderer Art, wie: O. F. Berg's »Kikeriki« und von 1870 an trat eine ganze Reihe von Blättern im Genre vom »Journal amusant« hinzu, »Floh« (20. Jahrg.), »Bombe« (18. Jahrg.), »Humoristische Blätter« (16. Jahrg.).

X.

Der wirthschaftliche Umschwung und die Neugestaltung Oesterreichs in den sechziger Jahren hatte auch eine ausgedehnte Pflege der wirthschaftlichen Interessen in den Zeitungen zur Folge. Dies brachte denselben grosse materielle Vortheile und die Folge davon war, dass sich an die Tagespresse eine parasitäre Fachpresse ansetzte und jetzt »Volkswirthschaftliche Organe« erschienen, die, ohne dem Leser politische Nachrichten, leitende Artikel, Feuilletons, Kunstberichte und was sonst Alles den reichen und kostspieligen Inhalt der Journale ausmacht, zu bieten, lediglich von dem »volkswirthschaftlichen Aufschwung«, von Finanzunternehmungen und

Industrie, von Eisenbahnen, Banken und Versicherungsgesellschaften profitiren und bezahlt sein wollten. Sie förderten Ueberspeculation und Gründerschwindel, erregten die allgemeine Spielwuth und ihre sogenannten Redacteure, Menschen von allerlei Beruf, ohne journalistische Bildung und Vergangenheit, gaben »volkswirthschaftliche« Blätter heraus, mit einigen Notizen, die nur den Vorwand abgaben für Aufnahme von Inseraten und den Anspruch auf Gewinnstbetheiligungen. Im Jahre 1862 gab es in ganz Oesterreich nur 12 Journale für Volkswirthschaft, darunter die mit 1849 beginnende »Austria« und andere ernste Unternehmungen, 1866 war ihre Zahl erst 18, im Jahre 1869 stieg sie auf 42, 1871 auf 69, 1872 auf 91 und 1873 auf 92. Die Erpressungen dieser Sorte von Presse, die ihre Vehme mit einer Schamlosigkeit sondergleichen betrieb, ist durch die Verhandlungen der Gerichte, durch Darstellungen aller Art genügend als Scandal- und Revolverpresse gebrandmarkt und die Wiener Presse hat selbst dafür gesorgt, dass dieser Auswuchs an ihrem Leibe als solcher erkannt werde. (Man lese beispielsweise von der »Neuen Freien Presse« die Nummern von 3001 bis 3248.) Von jenen 92 pseudovolkswirthschaftlichen Blättern entfielen nicht weniger als 70 auf Wien. Bezeichnend, dass von einem grossen Theile dieser Blätter nach Eintritt des »Krach« die Höhe einer wirklichen Auflage gar nicht bestimmt werden konnte, während von anderen Blättern eine lächerlich geringe Auflage constatirt wurde. Seltsam contrastirt mit diesem Umstande der pomphafte Titel oder Subtitel, den sich diese sonderbaren literarischen Producte beilegten. Die wirthschaftliche Katastrophe des Jahres 1873 hat doch das eine Gute gehabt, dass jene Schmarotzerpflanze der Presse, welche den Ruf der Presse so arg geschädigt hat, sofort ausgerottet erschien. Der »grosse Krach« hat Alles vernichtet, was zur Afterpresse gehörte und mit elementarer Gewalt Alles zerstört, was nicht lebensfähig war und dem literarischen Bedürfnisse des Volkes nicht diente. Nicht weniger als 250 Zeitungen und Zeitschriften, d. i. nahezu 24% aller im Laufe dieses Jahres in Cisleithanien erschienenen (866) Blätter fielen den Wirkungen des Zusammenbruches vom 9. Mai zum Opfer, doch die Trümmer begruben nur das Lebensunfähige und Unwürdige.

Die Zeit des wirthschaftlichen Niederganges, welche der Katastrophe des Weltausstellungsjahres folgte, die Periode von 1874 bis 1879, ist auch, wie begreiflich, nicht ohne schwere Schädigung für das Wiener Zeitungswesen geblieben. Wenn Handel und Gewerbe

darniederliegen, Krisen in allen Erwerbszweigen eintreten, die grossen lucrativen Anzeigen der Bankinstitute verschwinden, Abonnement und Inserat geringere Erträgnisse aufweisen, dann ist auch die Zeitung, deren Herstellung so grosse Summen verlangt, im Argen. Das Jahr 1874 brachte denn doch eine Massregel, welche den Zeitungen einige Erleichterung brachte und ihre Bedeutung für das Verkehrsleben wesentlich erhöhte — die Aufhebung der Inseraten-Steuer.

Neben dem politischen Inhalt, den Nachrichten aus dem In- und Auslande, den Berichten über Kunst und Theater und dem ökonomischen Theile ist ein Theil eines jeden Blattes den Anzeigen gewidmet. Seitdem das Monopol der amtlichen Zeitung für Anzeigen gefallen war, boten die Zeitungen in Wien, wie das auch in anderen Städten überall der Fall gewesen, der Geschäftswelt ihren Raum zur Insertion. Nur schüchtern machte diese von der Anzeige in der Oeffentlichkeit Gebrauch, alte, eingewurzelte Vorurtheile mussten erst besiegt werden. Zunächst waren es Industrielle, welche den Vortheil des Inserirens erkannten. Diejenigen Inserenten, welche systematisch und beharrlich ihr Inserat wiederholten, haben reichen Nutzen davongetragen. Wer erinnert sich nicht an die ständigen Inserate, in welchen Goldberger's elektro-magnetische Ketten, die Revalenta arabica, Hoff's Malzextract, Rothberger's Kleider und Ditmar's Moderateur-Lampen, Hahn's Schuhwaaren, Kwizda's Fluid und Sothen's Lose und Promessen dem Publicum empfohlen wurden? Daneben fanden sich gut bezahlte Anzeigen der grossen Geldinstitute. Andere Anzeigen waren selten, jede Anzeige erschien selbständig; das kleine Inserat, welches in Deutschland die kleinsten Localblätter in vielen, vielen Spalten füllt, fehlte in Oesterreich. Es konnte sich auch nicht entwickeln, da, wie an früherer Stelle schon erwähnt, mit Patent vom 6. September 1850 für jedes einzelne Inserat eine Abgabe von 10 kr. C.-M. entrichtet werden musste; diese Gebühr wurde 1857 auf 15 kr. C.-M. und am 20. Juli 1858 auf 30 kr. ö. W. erhöht. Da solche Gebühr für jegliche Annonce galt, so ist es begreiflich, dass die Inserate sich nur spärlich fanden, dass der Hilfesuchende, der Stellensucher, der kleine Geschäftsmann, der Miether und Vermiether, der Verlust-Anzeiger von der Oeffentlichkeit keinen Gebrauch machen konnte. Der innerstädtische Verkehr war unterbunden, den Zeitungen eine Einnahmsquelle verstopft. Diese Inseratengebühr war aber dadurch noch mehr lästig, dass die Finanzverwaltung, ohne darauf zu achten, ob die Ankündi-

gungen solche zu privatem Zwecke und Vortheil oder zum Zwecke der Information der Lesewelt seien, Alles ohne Ausnahme besteuerte, so dass einzelne Mittheilungen, wie z. B. die Theaterzettel mit dem Personenverzeichniss, Auszüge aus dem Amtsblatt, Firmaprotokollirungen, Eisenbahn-Fahrordnungen u. a. der Gebührenbemessung unterzogen wurden. Die Zeitungen hatten auf diese Weise unausgesetzte Reibungen mit dem Fiscus und es ward als eine Wohlthat empfunden, als mit 1. Juli 1874 die Inseratensteuer aufgehoben wurde.

Seit dieser Zeit hat sich der Verkehr lebhafter gestaltet, die vielen Agenten, Zubringer, Vermittler und Bureaux fragwürdigen Charakters traten zurück vor dem directen Verkehr der Parteien durch die Zeitung. Die grossen wie die kleinen Blätter haben seither ihre »Kleinen Anzeigen«, die mit und ohne Adresse erscheinen. In den Ankündigungs-Bureaux wird unentgeltlich mündlich oder brieflich Auskunft ertheilt; Briefe werden übernommen und ausgefolgt (Chiffrebriefe gegen Inseratenschein). Von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends wird dem Publicum Auskunft gegeben, auf Wunsch werden Inserate verfasst. Der »Kleine Anzeiger« ist eigentlich vom »Neuen Wiener Tagblatt« zuerst practicirt worden, er hat sich selbst in diesem Blatte aus bescheidenen Anfängen zu einer ungewöhnlichen Bedeutung für den localen Geschäftsverkehr herausgebildet. Diese Art des Annoncirens hat überhaupt eine grosse Verbreitung angenommen, dem genannten Blatte hat der »Kleine Anzeiger« zu einer Singularität verholfen. Im Ankündigungstheile sind täglich viele hunderte kleiner Anzeigen enthalten, man zählt von 800—1500, ja an einzelnen Sonntagen bis 1800 Ankündigungen. In seinen Rubriken: »Allgemeiner Verkehr«, »Dienst und Arbeit«, »Offene Stellen«, »Stellengesuche«, »Häuser und Geschäfte«, »Wohnungs-Anzeigen«, »Vermischte Anzeigen« und »Correspondenz« spiegelt sich das Wiener Leben wieder. In dem Brief-Bureau des »Kleinen Anzeigers« in der Administration des genannten Blattes in der Schulerstrasse, dieser Zeitungsstrasse Wiens, wo ein Zeitungs-Administrations-, ein Zeitungs-Expeditions-Bureau neben dem andern zu finden ist, könnte man glauben, in einem Postamte zu sein. Hier laufen täglich 1200 bis 1500 Briefe ein und dem entsprechend ist der Parteienverkehr. In den ersten Vormittagsstunden ist das Auskunfts-Bureau von der andrängenden Menge völlig besetzt. Wen sein Weg um diese Zeit durch die Schulerstrasse führt, dem bietet sich ein sehenswerthes Schauspiel. Da drängen sich vor den Laden-

thüren des Expeditions-Bureaus, allwo jene Blätter aus dem »Kleinen Anzeiger«, in welchen »Offene Stellen« ausgeschrieben stehen, angeheftet sind, die Stellenlosen und Bedürftigen, notiren eifrig Adressen und richten danach tagsüber ihre Wege ein, um des andern Tages wieder vor der Ladenthüre den »Kleinen Anzeiger« zu studiren. Dieser »Kleine Anzeiger« enthielt im Jahre 1887 mitunter 9 oder 10, häufiger 12, zuweilen auch 15 eng gedruckte Seiten! Der innerstädtische Verkehr, insbesondere der Mobilienverkehr, hat durch das wohlfeile Annoncenwesen eine ganz ausserordentliche Steigerung erfahren, die geschäftlichen Beziehungen der städtischen zehn Bezirke mit den Vororten, die in früher Morgenstunde die Wiener Blätter erhalten, haben sich vervielfacht und zum Vortheile beider Theile hat das Ineinanderleben im Geschäftsverkehre sie jetzt fast als einen Körper erscheinen lassen.

Einmal bei den singulären Erscheinungen der Wiener Presse angelangt und von den Volksblättern sprechend, ist es angezeigt, an dieser Stelle von einer Zeitung zu sprechen, die einen Typus unter den täglich erscheinenden periodischen Druckschriften bildet. Es ist das »Illustrirte Wiener Extrablatt«, im Jahre 1872 gegründet von dem Volksschriftsteller O. F. Berg und F. J. Singer. Ein täglich erscheinendes illustrirtes Journal ist überhaupt eine Erscheinung, der wir in Oesterreich und in Deutschland zum ersten Male begegnen. Die ersten Herausgeber befriedigten die Sensationslust der Menge ohne alle Rücksicht auf guten Geschmack und bessere Sitte: die Helden der Illustration waren meist vielberufene Verbrecher. Im Uebrigen gab das Blatt schlecht und recht ein Localblatt ab. In der Folge hat das Unternehmen seinen Charakter geändert und damit einen kaum geahnten Aufschwung genommen, den es vornehmlich seinen Illustrationen verdankt, die es aus der localen und der Weltchronik nimmt. Es folgt allen Ereignissen im Staats- und Gesellschaftsleben mit seinen Zeichnungen auf dem Fusse nach, vergegenwärtigt uns Persönlichkeiten, Scenerien, denkwürdige Oertlichkeiten der alten Zeit, Monumentalbauten der Neuzeit. Es beschäftigt fünf Zeichner, die eine Fertigkeit mit der Feder besitzen, die man künstlerisch nennen muss, so dass man ihnen nur ein besseres Material und einen weniger vergänglichen Stoff als Zeitungspapier wünschen möchte. Ein eigenes chemigraphisches Atelier und ein der Vollkommenheit nahegebrachter Stereotypirapparat ermöglichen es, dem Tage mit dem Zeichenstifte prompt zu folgen. Das »Extrablatt« ist in der Regel in der Lage, Porträts von Persönlich-

keiten, die eben im Vordergrunde der Tagesgeschichte stehen oder mit Tod abgegangen sind, fast gleichzeitig mit der sie betreffenden Zeitungsmeldung zu veröffentlichen. Bei besonderen Anlässen, wie beim Ringtheaterbrande, beim Tode Kaiser Wilhelm's I., bei der Exhumirung und Wiederbestattung der sterblichen Reste Schubert's und Beethoven's, bei der Enthüllung des Maria Theresien-Denkmales, bei der Eröffnung des neuen Burgtheaters erschien das Blatt im Umfange der grössten illustrirten Wochenschriften mit 50 bis 70 Illustrationen nebst dazugehörigem Texte. Zu Weihnachten bietet die Ausgabe, abgesehen von der Illustration des Hauptblattes, ein Gratis-Bilderbuch für Kinder, das 80—100 Darstellungen enthält. Und Alles zum Preise von 4 Kreuzern! — Die Clichés des Extrablattes werden nicht blos von ausländischen illustrirten Zeitschriften aufgekauft; es ist bezeichnend für den bleibenden Werth dieser Illustrationen, dass sie nicht blos in der städtischen Bibliothek und von Freunden der Wiener Localgeschichte gesammelt werden, sondern dass auch der Wiener Alterthumsverein für seine Publicationen die betreffenden Clichés des »Extrablatt« erbeten und benützt hat. Unstreitig nur diesen Illustrationen verdankt das »Extrablatt« seinen Erfolg einer täglichen Auflage von 50.000 Exemplaren, die sich an Sonntagen auf 80.000 und darüber gesteigert hat. Wir haben also darin zugleich das verbreitetste Journal Wiens und wohl auch ganz Oesterreichs zu erblicken. Zur Bewältigung so grosser technischer Leistungen stehen dem »Illustrirten Wiener Extrablatt« vier grosse Rotationsmaschinen zur Verfügung, deren jede den Druck von 12.000 completen Exemplaren in einer Stunde liefert.

XI.

Das Jahr 1880 bezeichnet den Beginn einer völligen Umwälzung in dem Nachrichtendienste der Wiener Presse, dadurch, dass an Stelle des brieflichen, fast durchaus die telegraphische Berichterstattung getreten ist. Zum Theile hängt diese Veränderung mit dem Auftreten einer neuen Zeitung, der »Wiener Allgemeinen Zeitung« (charakteristisch durch ein dreimaliges Erscheinen im Tage) und mit persönlichen Veränderungen in der Leitung einzelner Journale zusammen (wie beispielsweise bei der »Neuen Freien Presse«), mit dem Auftreten jüngerer leitender Kräfte, welche die Correspondenz nach dem Muster englischer und amerikanischer Zeitungen einrichteten. Bis dahin beschränkte man sich auf den Abdruck brieflicher Correspondenz-Artikel; nunmehr wurde das

Hauptgeschäft der Correspondenten, alle wissenswerthen Ereignisse telegraphisch zu berichten. Die »Neue Freie Presse« z. B.*) unterhält ständige, d. h. ausschliesslich in ihrem Dienste stehende Correspondenten in allen europäischen Hauptstädten und selbstverständlich in allen Provinzialstädten von Bedeutung, welche das Blatt in den Stand setzen, über alle Vorfälle von Wichtigkeit gleichzeitig mit den an Ort und Stelle erscheinenden Blättern und nicht selten ausführlicher und genauer zu berichten. Der stärkste telegraphische Verkehr besteht mit Berlin, Paris und London, im Inlande mit Pest. Aus diesen Städten bringt das genannte Journal fortlaufende und erschöpfende telegraphische Berichte über die Kammerverhandlungen, welche ein bis in die Details vollständiges Bild, nicht etwa blos ein Resumé derselben geben. Depeschen, welche den Raum von drei bis vier Spalten einnehmen, sind neuerer Zeit nichts Seltenes. Die grosse berühmte Rede Bismarck's vom 6. Februar 1888 war in den Wiener Blättern, selbst in den Volksblättern in grosser Ausführlichkeit telegraphisch wiedergegeben; in der »Neuen Freien Presse« füllte der telegraphische Bericht von über 7000 Worten nicht weniger als 7½ Spalten und die Wiener Leser waren in der Lage, diese Rede am nächsten Morgen gleichzeitig mit den Berlinern, ja in ausführlicherer Wiedergabe, als in manchen im Raum beschränkteren Berliner Blättern, kennen zu lernen. Viele Deutsche in Ungarn lernen die Verhandlungen des ungarischen Reichstages aus den erschöpfenden telegraphischen Berichten des Wiener Blattes kennen; die Leser in den österreichischen Kronländern erfahren die heimischen Vorgänge oft schneller und ausführlicher aus den Wiener, als aus ihren Provinzblättern. Der telegraphische Dienst erstreckt sich übrigens über ganz Europa. Die Wiener Blätter unterhalten ständige Correspondenten auch in Rom, Petersburg, Kopenhagen, Stockholm, München, Hamburg, Breslau, Madrid, Brüssel, Belgrad, Sophia, Salonichi, nur mit dem Unterschiede, dass die Correspondenten nicht wie die in Paris und Berlin ausschliesslich nur einem Blatte dienen und täglich, sondern von Fall zu Fall und über wichtige Vorfälle berichten. Der officielle Telegraph, ehedem die fast ausschliessliche Quelle für Drahtnachrichten, ist dadurch in den meisten Fällen überholt und überhaupt in zweite Linie gerückt.

*) Wir wählen dieses Blatt als Typus und weil uns dessen Organisation vertraut ist. Der Leser wird leicht im Stande sein, von diesem Beispiele auf die gesammte Presse zu schliessen.

Die weltbewegende Erfindung der Telegraphie ist von der Presse erst spät dienstbar gemacht worden. Bis 1848 gibt es in einer Zeitung kein Telegramm, der Telegraph durfte nur Staatszwecken dienen. Es dauerte ja mehrere Tage, bis die Nachricht vom Ausbruche der Märzrevolution in andere Städte gelangte. Die telegraphischen Verbindungen datiren von 1850. Handel und Börse gaben den Antrieb zur allgemeinen Benützung. Ein Privattelegramm finden wir auch in den fünfziger Jahren in keinem politischen Blatte. Der Redacteur suchte durch Verkehr mit Privatpersonen Nachrichten und Depeschen mitgetheilt zu erhalten. Er machte zu dem Zwecke seinen Spaziergang oder einen Besuch im Daum'schen Kaffeehause auf dem Kohlmarkt, oder fand sich auf der Börse oder Abends im kaufmännischen Vereine in der Bräunerstrasse ein, um durch die Gefälligkeit der Grosshändler und Banquiers in den Besitz von telegraphischen Nachrichten zu gelangen. Im Uebrigen war Zeitung und Lesepublicum auf die Telegramme angewiesen, welche aus dem officiellen Correspondenzbureau kamen, das die österreichische Regierung in den fünfziger Jahren errichtet hat und welches den Wiener Zeitungen täglich eine kleine Blumenlese aus den bei ihr eingelaufenen Telegrammen mittheilte. So hatte die Regierung zugleich eine telegraphische Censur in der Hand. Anfangs 1863 unternahm es die Scharf'sche Correspondenz, die österreichischen Zeitungen mit Telegrammen zu versorgen und die Telegramme wurden zahlreicher. Auch dadurch, dass Wolff (Berlin), Reuter (London), Havas (Paris) diese drei Anstalten miteinander und mit dem Wiener Bureau in Verbindung traten und Telegramme tauschten, wurden auch die Wiener telegraphischen Nachrichten reichhaltiger. Zunächst hinderte die Kostspieligkeit der Telegramme lange Zeit die Verleger der Zeitungen, Specialtelegramme einzuführen. Ein Telegramm von 25 Worten auf 10 Meilen kostete 1 fl. Conventionsmünze = 105 kr., für 50 bis 100 Worte wurde das Dreifache bezahlt, mit zunehmender Entfernung steigerten sich die Kosten des Telegramms mit derselben Wortzahl bis zum achtfachen Betrage. So unterblieben Telegramme. Dagegen heute! Ein einziges Telegramm, die Bismarck'sche Rede vom 6. Februar 1888, kostete der »Neuen Freien Presse« 360 fl. Im Jahre 1887 kosteten dem genannten Journale die Telegramme eine Summe von 79.313 fl. Welche Ausdehnung die telegraphische Berichterstattung genommen, mag man aus folgenden Zahlen entnehmen: Im Jahre 1864 kosteten die Telegramme der »Neuen Freien Presse« in den vier Monaten September bis December fl. 416·28

und im Jahre 1873 die Summe von fl. 18.013·63 und damit vergleiche man die Summe von 1887 von fast fl. 80.000. Das Miethen von Drahtleitungen für Stunden und Halbtage ist heute nichts Seltenes mehr.

Diese telegraphische Berichterstattung hat denn auch die ganze redactionelle Arbeit verändert. Man hat nicht blos in der Stereotypie und im Maschinenraum, sondern auch in der Redaction die Nacht zum Tage gemacht, die ganze Nacht hindurch kommen die Telegraphenboten mit den stückweise aufgenommenen Depeschen, die ausländischen Correspondenten senden unablässig ihre Berichte. Man liest den Kammerbericht aus dem Palais Bourbon des Morgens in Wien wie in Paris. Der Leitartikel, der sich auf solche Nachrichten stützt, wird in der Nacht geschrieben und Alles, was bis 1 Uhr Morgens in Wien geschieht, in Versammlungen, Nachtsitzungen, auf Banketten, auf Brandplätzen u. s. w., findet noch seinen Weg in das Morgenblatt. Der Nachrichten-Dienst ist heutzutage derart eingerichtet, dass er auch von dem englischen und amerikanischen an Raschheit und Vollständigkeit kaum übertroffen wird. Der »Specialbericht« fehlt heute in keinem Blatte, die Wiener Reporter findet man bei Kaiser-Entrevuen und Manövern, wie bei volksthümlichen Sänger- und Turnerfesten, auf Parteitagen, bei Unfällen, wie bei fröhlichen Festen, allüberall, im In- und Auslande, unausgesetzt bemüht, das Bedürfniss der Leser zu befriedigen. Ihre Feinfühligkeit für Tagesfragen und jeweilige Stimmungen verlässt sie nicht, mit Selbstverleugnung drängen sie sich vor, befragen unermüdlich Hoch und Niedrig, fixiren mit Schnelligkeit Thatsachen und Worte und stürmen die Telegraphenbureaux, um zur bestimmten Stunde ihre Berichte dem elektrischen Draht zu übergeben.

Einen grossen Fortschritt konnte der Vertrieb der Zeitungen erst aufweisen mit dem Ausbau unseres Eisenbahnnetzes. Die Presse konnte sich am Anfang der hier zu behandelnden Periode nur der Nordbahn bedienen, in der Mitte der fünfziger Jahre erst kamen Südbahn und Staatsbahn hinzu, nach dem italienischen Kriege erst die Westbahn, die anderen Bahnlinien sind ja erst nach 1866 ausgebaut worden. Die Postzüge allein nahmen Zeitungen mit, erst die Einrichtung der Schnellzüge brachte es mit sich, dass Zeitungen rascher an ihr Ziel befördert wurden. Früher hat die k. k. Postanstalt die Abonnements auch für's Inland übernommen und wie noch derzeit für das Ausland gegen eine billige, für je 100 Stück zu entrichtende Versendungsgebühr franco versendet. Mit der Einführung der Zeitungsmarken (1. Jänner 1851) zu fl. 1 Conventions-

münze per 100 Stück ist eine bedeutende Erhöhung der Postgebühren eingetreten. Die Regierung hat aber unbewusst dem Zeitungsvertrieb dadurch einen bedeutenden Vorschub geleistet, denn die Zeitungsunternehmungen konnten von nun an die Bedienung ihrer auswärtigen Abonnenten selbständig in die Hand nehmen. Die grösseren Zeitungen richteten selbständige Postcartirungs-Bureaux und einen directen Postdienst mit den Postambulancen der allmälig hinzugewachsenen Eisenbahnen nach einem von dem Zeitungs-Administrator Alexander Zeiss eingeführten Cartirungssystem ein. Hierdurch ist es möglich geworden, in Verbindung mit den neu erfundenen Druckmaschinen, den Beginn des Druckes immer mehr hinauszuschieben, so dass heute 30—40.000 Exemplare in ein bis zwei Stunden nicht nur gedruckt, sondern auch adressirt und mit eigenen Wagen an die verschiedenen Wiener Bahnhöfe zu den Postambulancen rechtzeitig befördert werden. Man muss einer solchen Postexpedition in einem Expeditions-Bureau eines Wiener Journals beigewohnt haben, um eine Vorstellung von der rastlosen Emsigkeit, der beispiellosen Schnelligkeit zu bekommen, mit welcher da gearbeitet, wie jeder Handgriff berechnet, jede Secunde ausgenützt ist, damit kein Eisenbahnzug versäumt und der Leser zur gewohnten Stunde in den Besitz seiner Zeitung gesetzt werde.

In den fünfziger Jahren erhielt ein Abonnent in Prag seine Wiener Zeitung um 11 Uhr Vormittags am zweiten Tage, am Ende der sechziger Jahre um 9 Uhr Morgens des zweiten Tages — nur Redactionen wurden die Zeitungen, die um 10 Uhr Nachts einlangten, noch ausgefolgt — jetzt erhält der Prager Abonnent das Wiener Blatt Nachmittags zwischen 4 bis 5 Uhr, der Grazer und Brünner dasselbe um 1 Uhr Mittags desselben Tages — Dank den Schnellzügen. Die Kürzung der Entfernung auszunützen, konnte man nicht verfehlen und seit 1883 wurde auf allen Bahnhöfen der österreichisch-ungarischen Monarchie und in allen grösseren Orten Verschleisser aufgestellt, bei welchen man Wiener Blätter und einzelne Nummern kaufen kann. Durch diese Verschleisser, welche die einzelnen Züge auf dem Bahnhofe erwarten und sofort nach dem Eintreffen derselben mit der Vertheilung und dem Verschleiss der Zeitungen beginnen, während das Postamt hierzu oft zwei bis drei Stunden benöthigt, kann der Abonnent fast unmittelbar nach Einlangen des Zuges im Besitze des Blattes sein, eine weitere Zeitersparniss und Kürzung der Entfernung. Diese Einrichtung wurde, soweit es die hohen Portospesen zuliessen, auch auf das Ausland ausgedehnt.

Allerdings hat dadurch das zärtliche Verhältniss des »alten, treuen Abonnenten« zum Blatte aufgehört. Die Wiener Blätter kennen heute ihre Abnehmer eben so wenig, wie die englischen Journale die ihrigen.

Mit der Verbreitung der Zeitungen in Wien hat das Postamt nichts zu thun, dort kann man den Massstab für Verbreitung und Wirksamkeit der Presse in Wien nicht suchen, wohl aber für ihre Wirkung in die Ferne und da wird man gleichzeitig eine genaue Vorstellung von dem rapiden Wachsthume der Wiener Presse erhalten. Man beachte nachfolgende Tabelle:

Es wurden beim Wiener Postamte aufgegeben:

1848 . . .	3,578.579	Exemplare Zeitungen
1858 . . .	14,362.780	»
1868 . . .	20,543.662	»
1878 . . .	35,998.100	»
1887 . . .	50,950.787	»

Im Jahre 1861 zu Beginn der Verfassungsepoche betrug die Zahl sämmtlicher in ganz Oesterreich abgestempelter Zeitungen (50,422.558) nicht so viel als die der beim Wiener Postamte im Jahre 1887 aufgegebenen. Im Jahre 1870 betrug die Zahl der durch alle Postämter von ganz Oesterreich zusammen beförderten Exemplare etwas über 45 Millionen, also um fünf Millionen weniger als im Jahre 1887 das Wiener Postamt allein befördert! In solchen Proportionen vollzieht sich das Wachsthum der Wiener Presse.

Anfänglich boten die grossen Journale nur acht Seiten, später neun Seiten Text und drei Seiten Ankündigungen, jetzt zählen wir 22 Seiten Text, sechs Seiten Ankündigungen und zu Zeiten zwei bis drei Inseratbeilagen. Die Volksblätter enthalten an gewöhnlichen Sonntagen 35—36 Seiten. Welche Papiermasse für vier und fünf Kreuzer!

XII.

Die Herstellung solcher Zeitungen in so unglaublicher Schnelligkeit, von riesenhaftem Umfange setzt ein sehr ausgebildetes Druckereiwesen, ausgebildete, intelligente, fleissige Arbeiter voraus und solche sind ohne besonders gute Löhne nicht denkbar. Das Jahr 1848 brachte den ersten allgemeinen Tarif. Der Preis des Tausends Buchstaben war für die Zeitungssetzer mit 8 Kreuzern C.-M. festgestellt. Bei der Umwandlung des Münzfusses, 1858, stellte sich der Tausendpreis auf $15^3/_4$ Kreuzer. So viel wurde auch noch 1864 gezahlt. Die

Gehilfen suchten jedoch stetig durch Verhandlung mit den Principalen ihre Lage zu verbessern; im Jahre 1868 wurde der Tarif, im September desselben Jahres auf 19 Kreuzer erhöht. Weiteren Erhöhungen setzten die Zeitungsverleger Widerstand entgegen und so brach am 19. Februar 1870, in sehr bewegter Zeit, der Strike aus, der fünf Wochen währte und mit der Annahme des von den Principalen entworfenen Tarifs endete. Im Jahre 1872 wurde das System der n-Berechnung fallen gelassen, die Alphabet-Berechnung eingeführt. Für das Tausend Buchstaben wurde jetzt 23 Kreuzer bezahlt. Der Tarif erhöhte sich vor der Weltausstellung auf 27 Kreuzer, ging nach dem »Krach« auf 25 zurück, um sich als Tausendpreis wieder auf 27 zu erhöhen, als welcher er noch heute bei Zeitungen in allgemeiner Wirksamkeit steht. Ein Vergleich ergibt, dass im Anfang der Epoche der Verdienst eines Zeitungssetzers zwischen 7 und 9 Gulden schwankte, während jetzt der Verdienst im Durchschnitt 26 Gulden, bei Correctoren und Metteurs bis 40 Gulden beträgt.

Für die Unterstützung der Angehörigen des Druckereigewerbes war 1848 nur wenig gesorgt: es bestand nur der von Franz Schwarz 1842 gegründete »Verein zur Unterstützung erkrankter Buchdrucker und Schriftgiesser«. Der kranke Setzer bezog im Falle der Noth 2 fl. 20 kr. C.-M. Derzeit bestehen zwei Vereine, welchen 2400 Gehilfen als Mitglieder angehören. Diese erhalten Unterstützungen in Krankheits- und Invaliditätsfällen, mit ihrer Lade sind auch Witwen- und Waisencassen in Verbindung. Ausserdem besteht seit einem Jahre die Gremial-Krankencasse, welcher jeder Gehilfe und Hilfsarbeiter angehören muss. Sie bezahlt bei einem Mitgliederstande von 3400 Personen in der I. Classe einen wöchentlichen Beitrag von 7 Gulden, in der II. Classe von 4 Gulden 20 Kreuzer. Daneben haben die grossen Zeitungs-Officinen Hauscassen, welche noch eine grössere Unterstützung als die allgemeine leisten. Die Zeitungsunternehmungen haben in dem Zeitraume von 40 Jahren auch die Hygiene in den Arbeitsräumen sehr wohl beachtet. In vielen Druckereien — einstmals glichen sie Erdhöhlen, in welchen das Verweilen, wegen der von Bleidünsten geschwängerten heissen Luft, fast unerträglich und jedenfalls sehr gesundheitsschädlich war — ist reichlich Raum, Licht und Luft vorhanden. — Der Setzersaal der »Neuen Freien Presse« hat eine Höhe von 4 Metern. — Das elektrische Licht lässt die Arbeit, die sich oft bis 3 Uhr Morgens hinzieht, jetzt viel leichter erscheinen und die Arbeitskraft hat sich fast um 10% erhöht.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen volkswirthschaftlichen Gelehrten, nachzuweisen, wie viele Tausende und aber Tausende in Wien allein durch die Presse mittelbar und unmittelbar, ihren Lebensunterhalt finden. Man rechne nicht allein die 426 Zeitungs-Herausgeber, die für Tausende zu Nährvätern werden und nicht verdienen, als »Ausbeuter« auf den Pranger gestellt zu werden, man rechne hinzu die Journalisten, Verwaltungsbeamten, Expeditoren, Setzer, technische Arbeiter, sonstige Gehilfen, Diener, dann nicht blos die 600 concessionirten Zeitungsverschleisser, sondern die Colporteure, die selbst eine nach Hunderten zählende Menge von Läufern und Austrägern beiderlei Geschlechts aussenden, man rechne all' die vielen Hilfsgewerbe und auch die Arbeiter in den grossen Papierfabriken, die den Zeitungen das Rohmaterial liefern, hinzu und man wird staunen über die nach vielen Tausenden zählende Armee von Menschen, die Alle, Alle von den Zeitungen leben. Ein Volksblatt berechnet, dass rund 2000 Menschen in Wien ihren Lebensunterhalt von dieser Zeitung haben, ein anderes mit einer grossen Papierfabrik verbundenes gibt 400 Familien an, welche ihr Brod bei dem Unternehmen finden. Die »Neue Freie Presse« zählt blos an Redacteuren, Mitarbeitern und Correspondenten mehr als 600 Personen und zu diesen literarischen Arbeitern kommt nun das Heer der technischen Beamten und Arbeiter. Und zu diesen grossen materiellen Leistungen für die Mitbürger, rechne man einmal, was die Zeitungs-Industrie in Wien dem Staate leistet, die Steuerleistung! Man denke zuerst an den Stempel! (Ihn konnten alle Petitionen an den Reichsrath, die nach Hunderten zählen, darunter eine von Dr. Granitsch meisterhaft concipirte der »Concordia«, nicht beseitigen; der Antrag Dumba's auf die Reduction auf die Hälfte im Jahre 1873 hatte eine zustimmende Resolution, diese selbst aber keine Folge.) Alle Tage liefert das eine Journal 37.000 Kreuzer, ein anderes gar 50.000, ein anderes 70.000 ab und so im Verhältnisse alle Wiener Blätter. Im Budget-Ausschusse wird eine Million Gulden als das Erträgniss von Cisleithanien bezeichnet. Von dieser Million zahlen die Wiener Journale in einem Jahre zwischen fl. 800.000 und fl. 900.000 Stempelsteuer. Die »Neue Freie Presse« zahlte 1887 an Zeitungsstempel den Betrag von fl. 122.273. An Zeitungsmarken zahlte sie fl. 50.843·03, an Briefmarken für Kreuzbandversendung ins Ausland fl. 15.420. Die Telegramme kosteten bei fl. 80.000, während für sonstige Telegraphenkosten, Porto- und Redactions-Correspondenz fl. 7507 auflaufen, man nehme noch die Steuer von fl. 48.873 (incl.

der fl. 6000 für Angestellte) und das Gebühren-Aequivalent von fl. 694 für die Realität — und nenne uns in unserer schutzzöllnerischen und unausgesetzt an Staatshilfe appellirenden Zeit eine Industrie, welche solche Leistungen an den Staatsschatz aufweisen kann. Man vergesse nicht diese Summen, welche der Exemplification wegen von einem Journal genommen sind, zu multipliciren mit den Verhältnisszahlen der Steuern der anderen Wiener Blätter und es werden ganz ungeheure Summen zutage treten, die selbst im grossen Staatshaushalte sich bedeutsam geltend machen.

XIII.

Unsere Darstellung handelt nicht von Journalisten, sondern nur von Journalen, von der Presse im Allgemeinen, deshalb erwähnen wir nur der »Concordia« und ihres Pensions-Institutes, um daran die Thatsache zu knüpfen, dass die Wiener Presse, welche unausgesetzt für das Allgemeine wirkt, das öffentliche Interesse für alle Bedrängten anruft, selbst eine so grosse Last der Steuern trägt, der Oeffentlichkeit in keiner Weise ihre Bedrängten vorführt, niemals für die Nothleidenden ihres Standes das öffentliche Mitleid in Anspruch nimmt. Sie hat das Princip der Selbsthilfe durchgeführt in der »Concordia«, deren Name an die Schillerfeier des Jahres 1859 erinnert, zu welcher Zeit (concessionirt am 23. August 1859) der Verein von Journalisten und Schriftstellern ins Leben trat. Die vorbereitenden Arbeiten besorgte ein Comité (Bruno Bucher, Etienne, O. B. Friedmann, Hildebrand, Theod. Mannheimer, Schuselka und Wittelshöfer). Mit 75 Mitgliedern begann der Verein und mit einem Vermögen von fl. 3500. Im Jahre 1884 zählte er 300 Mitglieder und es gelang ihm in der Zwischenzeit, ein Pensions-Institut für Invalidität und Altersversorgung der Mitglieder, für Witwen und Waisen derselben zu gründen. Die »Concordia«, wiewohl sie nur geringe Hilfsquellen hat und im Uebrigen auf die Zinsen des Stammfonds und auf die Beiträge ihrer Mitglieder angewiesen ist, verausgabt jährlich fl. 9 bis 12.000 an Unterstützungen, Krankengeldern, Beerdigungskosten und Erziehungsbeiträgen, sie erleichtert jüngeren Mitgliedern durch Beisteuer den Beitritt zum Pensionsverein. Die »Concordia« allein hat bis zur Gegenwart fl. 181.173 verausgabt. Darin sind die Leistungen des Pensionsfonds nicht inbegriffen. Unter den Gönnern und Wohlthätern, welche der Verein »Concordia« aufweist, steht der Name des Kaisers Franz Joseph I. obenan. Der kaiserlichen Huld verdankt die »Concordia«, dass ihr ein Baugrund auf dem

Stadterweiterungsgebiete behufs Erbauung eines Zinshauses (Allerh. Entschliessung vom 5. März 1867) zum Preise von fl. 50 für die Quadratklafter, der Kaufschilling in zehn unverzinslichen Jahresraten zahlbar, überlassen wurde. Mit Ende des Jahres 1884 hatte der Vermögensstand des Pensionsvereins die Summe von einer Million Gulden erreicht. Die »Concordia« wurde Muster ähnlicher Vereine in Prag und Graz und auch des Vereines »Berliner Presse«.

Sprechen wir noch davon, wie die Presse jahraus jahrein nicht blos alle gemeinnützigen, sondern vor Allem die Zwecke der Wohlthätigkeit fördert, die Aufrufe aller Vereine dieser Art zur Kenntniss bringt, auf das Elend und die Armuth mit beweglichen Worten hinweist, zur Wohlthätigkeit auffordert, Sammlungen anregt und veranstaltet und die Verzeichnisse der Summen und die Namen der Wohlthäter in ihren Spalten veröffentlicht. Wollte man die Summen zählen, welche in den verflossenen 40 Jahren durch die Wiener Presse gesammelt wurden, es würde sich eine Millionenziffer darstellen. Heben wir nur aus der jüngsten Zeit, aus dem Jahre 1880, die Herausgabe des Festblattes »Vindobona« hervor, das mit seinen literarischen Beiträgen, Kunstblättern, kleinen Illustrationen und Autographen einen grossen Erfolg hatte. Die »Concordia« konnte dem Comité, für die durch Elementarunfälle in Niederösterreich, Mähren, Schlesien und Galizien Betroffenen die Summe von fl. 10.000, dem Bürgermeister von Wien die Summe von fl. 3000 zu verschiedenen humanen Zwecken, somit fl. 13.000 abliefern. Als im Jahre 1882 das Tiroler Pusterthal und das angrenzende Kärnten in Folge von Ueberschwemmungen so arg verwüstet waren, übersandte die »Concordia« den Restbetrag des Erträgnisses der »Vindobona« von fl. 457 sofort und dann als Resultat eines im Verein mit den Künstlern der Hoftheater und der Genossenschaft bildender Künstler veranstalteten Festes noch fl. 5000 an die Regierungsbehörden von Tirol und Kärnten. Für die Ueberschwemmten von Szegedin ging durch die »Neue Freie Presse« im Jahre 1879 der Betrag von ö. W. fl. 43.407 nebst 994 Mark und 700 Lire ein, im Verhältnisse brachten auch alle anderen Journale grosse Summen den Bedrängten zu. Im selben Jahre (1879) wurde vom »Neuen Wiener Tagblatt« (unter Leitung von M. Szeps) zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares eine Collecte zum Behufe der Auslösung der Pfänder der Aermsten veranstaltet und die Sammlung ergab die Summe von fl. 23.000. Laut Bericht des Hilfscomité's der Stadt Wien über die Spenden für die Hinterbliebenen der beim Ring-

theaterbrande (8. December 1881) Verunglückten sind bei den einzelnen Zeitungen folgende Beträge eingegangen:

Neue Freie Presse	fl.	197.362·41
(300 fl. Rente, 200 fl. Donau-Regulirungs-Lose, 100 Frcs.-Obligation, 1/5 1860er-Los)		
Neues Wiener Tagblatt . . .	»	14.709·—
Fremdenblatt	»	12.407·07
Wiener Allgemeine Zeitung. .	»	11.644·59
Illustrirtes Wiener Extrablatt .	»	11.373·73
Deutsche Zeitung	»	8.748·18
Wiener Zeitung	»	4.827·60
Presse	»	4.698·51
Vorstadt-Zeitung	»	1.906·59
Neuigkeits-Weltblatt	»	217·30
Hans Jörgl	»	102·—
Summe von .	fl.	267.995·98

Einem Redacteur der »Presse«, Johann Lichtenstadt, verdankt der Gedanke, arme Schulkinder während der rauhen Winterszeit zu beköstigen, seine Ausführung; 1887 wurden 2600 arme Schulkinder beköstigt.

XIV.

Je grösser Wien geworden, desto schwieriger gestaltet sich der Gedanken-Austausch und der geschäftliche Verkehr der Bürger dieser Riesenstadt. Die Zeitungen vermitteln ihn; Niemand bestreitet auch, dass sie die öffentliche Meinung Wiens vertreten; kein anderes Mittel gibt es, die letztere zu erforschen und wie Alles an Wien in diesen 40 Jahren gross geworden und ins Riesenhafte gewachsen, so ist es auch seine Presse, ja diese, wie man sieht, viel rascher und in viel grösseren Verhältnissen als vieles Andere. In Wien liest heutzutage Jedermann Zeitungen; es war bekanntlich nicht immer so und man muss sich dessen freuen, dass es jetzt so viel anders ist, als vor 40 Jahren. Dazu kommt noch, dass in Wien das halb orientalischen und halb italienischen Einflüssen entstammende Kaffeehausleben in hohem Grade blüht und im Café liest der Wiener nicht blos eine, sondern mehrere Wiener Blätter, denn dort liegen Zeitungen in Massen auf; an diese Lectüre knüpft sich das Gespräch mit Freunden, die anregende Discussion öffentlicher Angelegenheiten.

Auf ein Zeitungs-Exemplar im öffentlichen Locale kommen oft 100 Leser und so ist für Wiener Blätter nicht das Abonnement, nicht der Einzelverkauf der Beweis ihrer Verbreitung, ihres Einflusses und ihrer Popularität. In Rücksicht auf die Leser in öffentlichen Localen kann man getrost eine hundertfach grössere Verbreitung Wiener Blätter annehmen, als aus der Auflage ersichtlich ist. Was anderswo die Volksbibliotheken, Clubs, die Pfenniglesezimmer, Cabinets de lecture sind, ist in Wien das Kaffeehaus. Wer nun viel Zeitungen liest, der liest keine Bücher, er sei denn ein Gelehrter. So hört man sagen. Und es ist Thatsache, dass der Buchhandel klagt, es werden in Wien jetzt weniger Bücher gelesen, seitdem die Zeitungslectüre so sehr überhand genommen hat. Darauf ist zu erwidern, dass die geistige Production, die sonst Buchform angenommen, sich jetzt vielfach in die Form von Zeitungsartikeln kleidet, ohne deshalb weniger tief oder überhaupt geringer zu sein. Geist, Scharfsinn, Witz, Geschmack, Gewandtheit in der Darstellungsform, Lebendigkeit wird Niemand der Wiener Presse absprechen. Wohldurchdachte Aufsätze von Sachkenntniss sind in der Presse sehr häufig; Fachmänner sind es, die in einzelnen Fragen in der Wiener Presse das Wort ergreifen, eine willkommene Verstärkung für die täglich arbeitenden Kräfte, die mit der ganzen Macht ihres Talentes, mit der vollen Wärme des Herzens, noch dazu gedrängt von dem Zwange des Augenblickes, Tag für Tag ihr Lehramt üben und die Probleme der Gesetzgebung, Verwaltung, der Staatsfinanzen behandeln, oder sich über wichtige locale und communale Fragen erklärend verbreiten, stets bereit die Nationalinteressen zu wahren, die Bedürfnisse des Staates mit den Interessen des Volkes ins Gleichgewicht zu setzen, Volksrechte und Freiheit zu vertheidigen, die Vorgänge in der Aussenwelt zu erklären und das Verständniss für den Zusammenhang derselben zu wecken. Daran schliessen sich alle jene Schriftsteller, welche die Lehren der Wissenschaft und Kunst verbreiten, den Geschmack der Wiener zu läutern und veredeln suchen, aus dem Schatze ihres Wissens kleine Münze prägen und sie unter die Menge bringen. Ein Feuilleton, wie es die Wiener Blätter bringen, kann man nur als wahres Förderungsmittel von Bildung und Gesittung betrachten. Nach dem Urtheile aller Kenner findet sich hier das Beste zusammen, was die deutsche Prosa-Literatur der Gegenwart bietet. Und neben dieser eigenen Geistesproduction, in welcher so viele gediegene Aufsätze hervorleuchten, neben mancher leichten, lediglich der Unterhaltung dienenden Waare, werden in der Wiener Presse unzählige

Schriften über Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, ferner Denkwürdigkeiten ausgezogen, besprochen, empfohlen und verbreitet. Es ist nicht das geringste Verdienst der Presse, die Wissenschaften zu popularisiren.

Ueberblicken wir die Erscheinungen der Presse, so müssen wir zu der Ueberzeugung kommen, dass neben der Tagespresse alle Fächer, Berufszweige, Stände, Interessen, Innungen. Genossenschaften, Vereine nach Verständigung in journalistischer Form ringen, Organe speciellerer Standes-, Fach-, Berufs-Interessen hervorrufen. Daher die Legion in Wien erscheinender Fach-Organe. Und nun all' die Fachjournale, die Modejournale, Sportsblätter, die Blätter für Sammler und Züchter jeder Art u. s. w. Alles, Alles hat journalistische Vertretung, Alles hat die Form der Zeitung angenommen. Lassen wir zum Schlusse noch einmal die Ziffern sprechen. Nach dem statistischen Jahrbuche der Stadt Wien für 1886 (Wien 1888) war der Stand der periodischen Presse in Wien von 1882 bis 1886 folgender:

	1882	1883	1884	1885	1886
Politische Blätter	121	130	145	104	116
Volkswirthschaftliche Blätter	83	94	106	116	108
Landwirthschaftliche	24	24	27	21	24
Gewerblich-technische	56	66	70	60	68
Militär- und Marinewesen	7	9	10	10	11
Medicin. und naturwissenschaftl. Bl.	27	27	27	21	22
Rechtspflege und Verwaltung	10	10	11	9	9
Diöcesan-, Kirchen- und Erbauungsblätter	7	7	8	5	5
Pädagog., stenogr., Jugendzeitschr.	26	28	30	19	18
Geogr., tourist., histor., literar. Bl.	27	28	30	19	23
Theater, Kunst, Musik, Mode, Sport	35	34	34	22	21
Belletrist. und Witzblätter	47	53	60	35	39
Nichtpolitische Localblätter	19	25	28	14	13
Amtl. commerc. Anzeigen	62	72	73	53	57
Zusammen	553	609	661	491	539

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, wie geringen Schwankungen das Zeitungswesen unterworfen ist, wie jedes Journal sich consolidirt und einmal begründet, auch seinen Leserkreis festzuhalten weiss. Man vergleiche damit z. B. die Zahlen, welche den Stand der Pariser Presse illustriren. In Paris — mit doppelt so grosser Einwohnerzahl und einem ungemein regen politischen Leben — war

im Jahre 1888 die Zahl der Zeitschriften und Zeitungen 1643. In einem Jahre entstanden 493, von denen 243 im ersten Lebensjahre dahin welkten. Ist die Zahl der Blätter in Paris dreimal so gross als in Wien, so ist die Zahl der politischen Organe doch nicht so gross als in Wien (94 : 116), jedoch ist die Zahl unserer Tagesblätter eine ziemlich stetige. Die Führung eines solchen setzt bei den heutigen Ansprüchen der Wiener Leser einen ungeheuren Aufwand von geistigen und Capitals-Kräften voraus.

Die Institution der Presse in Wien zeigt, ohne dass sie alle Hemmnisse überwinden konnte, von denen die Geschichte der letzten 40 Jahre erzählt, ein rapides Wachsthum, einen mächtigen Unternehmungsgeist und eine Lebensfülle, welche die Bürgschaft einer grösseren Zukunft in sich birgt. Sie hat eine so hohe Stufe erreicht, trotzdem sie die jüngste unter ihren grossstaatlichen Schwestern ist, dass sie, hoch angesehen in Europa, den Ruf von der Culturentwickelung Oesterreichs im Zeitalter des Kaisers Franz Joseph erhöhen und vermehren hilft.



VIII.

GESELLSCHAFT.

VON

FRIEDRICH UHL.



Vierzig Jahre aus dem Leben der Reichshauptstadt Wien sind in diesen Büchern, wie ein Festzug, an uns vorübergezogen. Was an geistigem Gute geschaffen, was für das leibliche Wohl geleistet wurde, davon gaben diese Bände, selbst Werke

Wiens, Kenntniss. Sie zeigten, wie Wien innerhalb vierzig Jahren zur Weltstadt gewachsen ist. Jetzt aber haben wir Kunde von den Menschen, durch die es gross und schön wurde, zu geben, von jenen Männern und Frauen, die in Gesellschaft, im Vereine, Wiens Blüthezeit mit hervorzaubern halfen. — »Der grösste Theil menschlicher Thätigkeit wurde unter dem Schutze einer Gesellschaft gewagt. Immer sind es in der Hauptsache Gleichberechtigte, die sich so zusammenschliessen.« Die Gesellschaft ist uns die Gesammtheit der Thätigen; sie besteht aber wie die grosse Welle aus vielen kleineren. Kraftentfaltung und Bewegung sind allen eigen und einen sie. Die Gesellschaft sollte deshalb nicht in die oberen Tausende und in die untersten Hunderttausende zerlegt werden; vielmehr das Einende, Merkmal bei Beobachtung gesellschaftlichen Lebens sein. Einend ist aber nicht nur die Arbeit, einend ist, im besonderen Sinne, auch der Kunstgenuss, der Reigen und die Geselligkeit der gesangsfrohen, tanzbeflügelten Wiener zu schildern, ohne zu erwähnen, wie sie Hand in Hand zum Feste schreiten, hiesse dem Bilde den grünen Zweig, der es umschlingt, vorenthalten. Nur soll das Vergnügen der Arbeit folgen, wie man es in Wien auch in der That hält. Wien ist heiter, liegt es doch umkränzt von Weinbergen im Sonnenschein, ein Vorposten des Südens. Dass es aber auch ernst zu schaffen versteht, sieht alle Welt bewundernd an den Werken der letzten vierzig Jahre und diese Bände bringen es, wie ein Hauptbuch, schwarz auf weiss. Wiens Leumund ist nicht der beste und zumeist hat der immer flatternde Wiener Spott selbst dafür gesorgt, dass die Stadt an der Donau üble Nachrede gefunden. Wien war nie die Stadt der Phäaken, es drehte sich nicht »immer am Herde der Spiess«, ja seit vielen Jahren ist hier der Spiess gänzlich verschwunden, der Rost dazu, und hat dem »Sparherde«, einem Worte, das mit dem Gegenstande für Wien bezeichnend ist, Platz gemacht. Erst in der letzten Zeit ist aus England und Frankreich, wo am Spiesse ohne Unterbrechung sich fette Stücke drehten, der Eisenspitzstab der Küche wieder an die Donau gewandert. Auch der Herd hat seine Mode. Nun vielleicht wird es einmal Art in Wien, von sich selbst etwas zu halten und sich Gutes nachzusagen, zu rechter Zeit, am rechten Orte. Dann werden auch Fremde finden, dass in Wien mehr zu suchen ist als Wiener Tanz und Gesang bei jungem Wein und saftigem Fleisch. Ja, wir leben gut in Wien, und billig und recht angenehm, aber wir haben auch eine stattliche neue Stadt gebaut in vierzig Jahren und in ihr Wissenschaft, Kunst und Handwerk gepflegt. Da die Fremden sagen, Wien

sei die schönste, angenehmste Stadt der Welt, können wir zustimmend rufen: So ist es!

Wien vor vierzig Jahren mit dem Wien von heute verglichen, zeigt eine starke Umwälzung fast in Allem. Oesterreich und die Stadt in seiner Mitte bewegen sich eben sprungweise. Es ist etwas Vulkanisches in den Ausbrüchen seiner Thätigkeit, denen später tiefe Ruhe zu folgen pflegt. Zum Himmel empor, die Hände dann lässig gefaltet, nicht der ruhige Gang, welcher Schritt für Schritt vorwärts bringt, Stein auf Stein setzt, ist sein Wesen. Mischblut fliesst in der Bevölkerung dieses zusammengesetzten Staates, der jedem Zuwanderungsstrome offenen Stadt. Vom Vater die stürmende Kraft, von der Mutter das schmachtende Auge, oft auch umgekehrt, Uebermuth, dem die Niedergeschlagenheit folgt, sind die Treib- und Hemmkräfte dieser Sanguiniker. Ueberdies hat Wien nie ruhig bauen können; es musste wie jenes alte Volk, in der einen Hand die Kelle, in der anderen das Schwert, arbeiten. Wer einen Nachbar besitzt, muss für den Zaun sorgen und Oesterreich hat viele Nachbarn, stösst nach allen Weltgegenden an gute Freunde. Es gerieth mit ihnen in Streit, und auch wenn letztere miteinander kämpften, wurde es in ihre Händel hineingezogen. Das bringt Sieg aber auch Abspannung, Jubel aber auch Trauer, Muth aber auch Verzweiflung. Ein regelmässiges Leben in der Geschichte hat Oesterreich nicht geführt. Also Naturell und Schicksale haben die Oesterreicher zu dem gemacht, was sie sind und die Schule hat die Gegensätze nicht gemildert, das Gleichgewicht nicht hergestellt. Ja, an Schulung hat es uns gefehlt, in Allem und Jedem. Nicht an jener von Einzelnen, denn in Oesterreich leuchteten Sterne des Talentes und der Kraft, es gab gute Lehrer und Schüler, die Meister wurden. Für die Bevölkerung aber, die Millionen bester Herzen, die je ein Land besessen, fielen nur Brodkrumen ab. Deshalb standen wir allen grossen Ereignissen, die uns fast stets überraschten, ohne beherrschendes Wissen, ohne gesammelte Erfahrung gegenüber. Nirgendwo hat sich der zurückgestaute Strom der Freiheitsliebe so plötzlich, mit schönster Naturgewalt ergossen als in Oesterreich im Jahre 1848 und kaum irgendwo wurde der Rückschlag stärker empfunden. Nirgendwo schien der Volkswohlstand üppigere Blüthen zu treiben als in Oesterreich in den Jahren vor 1873 und nirgendwo folgten den fetten Zeiten so magere. Ja, Oesterreich hat für die Welt das Wort »Krach« erfunden, welchem sogar die Ehre zu Theil wurde, die französische Sprache zu bereichern.

Die Revolution von 1848 und der Zeitraum, welcher von dem Frühling 1873 mit schwerer Hand vernichtend geschlossen wurde, bilden auch die Wendepunkte in der Gesellschaft Wiens.

Das waren die grossen Ausbrüche, welche das ungeschulte, dilettantische Wien überraschten. Man hatte es ferngehalten von der Kenntniss, wie man Staat und Stadt regiere, und Wien hatte, ehe es das Gold, welches angeblich auf der Strasse lag, zusammenzuraffen begann, unbekümmert um die Lehre gelebt, welche unterrichtet, wie man Güter erwirbt und festhält. Wien und mit ihm Oesterreich sprangen kopfüber in die hohe See und konnten nicht schwimmen.

* * *

Wie sieht Wien heute aus, wie sah es vor 1848 aus? Die kleine alte Festung, eine Art von historischem Baudenkmale, deren Basteien zumeist von Spaziergängern, die sich an besserer Luft und dem Anblicke des Schneeberges erquickten, benützt wurden, die Kernstadt Wiens, die »innere« nannte man sie, von den Vorstädten durch ein breites Glacis getrennt, der Stephansthurm als Mittelpunkt dieser Stadtscheibe, all' das hat sich in eine aneinander geschlossene, schöne, weitausgedehnte, bequeme Grossstadt verwandelt. Wo die Bastei stand und das Glacis sich dehnte, prangt jetzt der Triumph Wiens, die Ringstrasse, fast jedes Haus ein Palast. Ausserhalb der Vorstädte, von Schönbrunn an, das von dem zierlichsten Baue Alt-Wiens, dem Gloriette beherrscht wird, bis gegen Norden, wo der Donaucanal sich in die Stadt schiebt, dann darüber hinweg in der Brigittenau, an der grossen Donau und südlich am Fusse des Wienerberges sind zahlreiche neue Städte entstanden, die sich bescheiden »Vororte« nennen, aber bestimmt sind, über kurz oder lang, hoffen wir lieber recht bald, Theile des einen und untheilbaren Wiens zu werden. Wiens Entwickelung steht nicht still, man baut heute nur auf wohlfeileren Plätzen, doch aber in schöner Art. Wiens neue Baukunst machte Schule auch ausserhalb seines Weichbildes. Die grosse Donau, ein Wildstrom, wurde in granitene Mauern gebannt und viele kunstreiche Spangen, eiserne Brücken, wölben sich über die Fluthen, den Verkehr vermittelnd, dem 1848 eine Holzbrücke genügte. Der Prater, im Jahre 1848 noch Wildpark, wo sich am ersten Mai Menschen, die trainirten Läufer der Herrschaften, an die nichts mehr als der Schild eines Kaufladens erinnert, um die Wette zu Tode liefen, ist ein schöner Volksgarten geworden und auf einer seiner Auen rennen Vollblutpferde um hohe Preise, der

kleinen Lotterie, die im Jahre 1848 allein Glücksrad war, das Wagen am Totalisateur an die Seite stellend. Der zweite grosse Park Wiens, der Augarten, ist hingegen unverändert geblieben. Er grünt und blüht und träumt, ein Dornröschen, fast vergessen von der Menschheit, für die ihn Kaiser Josef, »deren Schätzer«, gegründet. Er liegt eben abseits von der Strömung der Bevölkerung und liegt tief. Man muss dahin eine kleine Reise unternehmen und das Volk zieht das Gebirge, den nach Wien genannten Wald vor, zu dem sich die Stadt bereits vorgeschoben hat. Ehedem nahmen Vornehme den Sommeraufenthalt knapp vor Wien, in kleinen Garten-Palais, deren noch manche erhalten sind und sich heute in den jungen Gassenlinien wie alte Schöne ausnehmen, die man mit Vergnügen, manchmal nicht ohne Neugier ob ihrer einstigen Bestimmung betrachtet. Seit Jahrzehnten führt bereits die Eisenbahn die Reichen in das Wienthal, an das Weingelände zwischen Mödling und Vöslau, in die Alpen, das Seegebiet des Salzkammergutes, und Jene, die nicht reich sind — verlassen im Sommer ebenfalls die Stadt. Die Flucht vor der Sommerhitze ist in Wien allgemein, ist epidemisch geworden und in dieser Hinsicht zumeist kann man von Leichtlebigkeit der Wiener sprechen. Allerdings sagen sie: Wozu hat uns die Natur südlich angehaucht, uns aber vom Winter nur die volle Rauhheit, vom Sommer die tropische Hitze gegeben und Frühling wie Herbst fast völlig aus dem Kalender gestrichen? Wir theilen mit dem Südländer den Drang ins Freie, wir lieben es, aus dem Vollen zu athmen, den weiten Himmel zu sehen und im Schatten des Waldes zu schmausen an schönen Sonntagen. Wenn die Berge in die Stadt hereinschauen und doch nicht zu uns kommen, müssen wir hinaus zu ihnen. Nichts hält den Wiener im Sommer in Wien, nicht einmal das Theater würde ihn locken; wenn es lebendig da wäre. So hat man denn mit Recht schon seit langer Zeit den Versuch aufgegeben, mit etwas zweifelhaften Kunstgenüssen die klugen, luftfreudigen Stadtbrüder zu ködern. Sie kämen nicht, denn sie gehen lieber ein Schauspiel zu sehen, das immer neu bleibt, gesund erhält und kräftigt, die Natur. Die Sommerflucht ist dem Wiener geblieben, trotzdem fast Alles geschah, um die Stadt gesund und angenehm zu machen. Man hat sie der freien Luft geöffnet und krystallene Fluthen in Römerart auf Wasserbogen von der Alpenquelle in das Häusergebiet geleitet, damit sie auch den Becher des Studenten und der Näherin unter dem Dachboden füllen. Man setzte mitten in die Stadt einen zierlichen, künstlerisch von dem Maler Selleny erdachten Park, schmückte ihn

mit Schubert's, des Wiener hohen Liedersängers Denkmal und baute vorsorglich ein Haus am Gartenrande, von Rosen umgeben, damit der müde Wanderer sich auch erquicke. Es führt ob dieser Bestimmung den Namen Cursalon. Vielleicht auch deshalb, weil 1848 noch und später hier Ziegen im Freien gemolken wurden, um Lungenkranke zu heilen. Alles vergebens, das Land lockt den Wiener wie ein Verbotenes. Er lässt sich durch die Reize der Armida Neu-Wien nicht zurückhalten. Er liebt Wien über Alles, aber im Sommer kehrt er ihm den Rücken, als ob es ein jährlich neues Freien gelte in irgend einem niederösterreichischen Venusberge. Der Wiener sagt: Was nützt die schöne Umgebung, wenn sie nicht durchwandert wird? Hat er Unrecht? Die Sonntage auf grünem Rasen unter dem Laubzelte sind jetzt seine eigentlichen Volksfeste; da thut er was er will, ohne dass man für ihn zu sorgen, für ihn zu denken braucht. Da ist er Herr seiner selbst und besorgt seine Tafel und die Tafelmusik dazu. Er liebt es nicht gezwungen zu werden zum Vergnügen und auch nicht zum Wohlthun. Beides bestreitet er aus Eigenem. Darum ist dem Brigittenauer Volksfeste, dessen Boden man verbaute, kein anderes gefolgt und selbst der »Blumen-Corso« im Prater konnte nicht Ersatz bieten.

Fragen wir weiter: Was hat sich noch verändert in Wien seit 1848? Der Stephansdom wurde durch eine Gesellschaft mit neuen Giebeln und farbigen Fenstern geschmückt und der alte Thurm erhielt eine neue Spitze, den in die Lüfte weisenden Zeigefinger Wiens. Im Prater — wer kehrte nicht gerne dahin zurück? — führte früher die Hauptallee nur bis zur Mitte der Au, stehendes Wasser musste umfahren werden und dann konnte man in der Kastanienallee zweiten Theil einbiegen. »Eine Brücke über den Graben!« wurde in einer Zeitung gerufen. Der Wunsch ging in Erfüllung und nun fährt man schnurgerade, sehr schnell — wenn die Obrigkeit nichts dagegen hat, in neuester Zeit hat sie aber den Machtspruch gethan — eine Art Wettrennen der Wagen, zum Pferderennen. Der »Wurstelprater« — man darf sich der Liebe der Magd nicht schämen, sagt Horaz — deutet das Wort doch auf das älteste deutsche »Volkstheater« hin, ist aus dem Pfahlbau-Unterhaltungsorte ein Villenstädtchen im Schweizerstile geworden, in welchem man, auch eine neuere Errungenschaft, Böhmens Biere gerne trinkt, während die Verkäufer von Salami und Käse im Wechsel der Zeiten dieselben geblieben sind und an die Tage erinnern, da die italienische Colonie in Wien noch zahlreich war.

Wo ehedem Hirsche ästen, wölbt sich jetzt die Weltausstellungs-Rotunde, das Mausoleum des wirthschaftlichen Aufschwunges; die kleinen Schänken sehen mit Ehrfurcht zum Hügel empor, auf dem Sacher's Speisehaus und Garten thronen; die Enkel des alten Griechen Calafati betreiben noch immer das »Ringelspiel«, aber unweit davon sorgen, was allen Grossstädten jetzt gemein ist, Panoramen für Anschauungsunterricht in der Kunst, die Menschheit zu decimiren. Unberührt vom Einfluss der Zeit blieb fast nur der Wiener »Wurstl«; trotz Mosenthal's »Deborah« prügelt er noch immer den Juden, und mehr als je! Vorüber; schreiten wir vorwärts! Da glänzt auf dem Praterstern Admiral Tegetthoff's Standbild, gleichsam vom hohen Maste herab. Erzherzog Karl, Prinz Eugen, Maria Theresia prangen angesichts der Hofburg, Schiller, Schubert und Beethoven sinnen, mehr oder minder die Einsamkeit aufsuchend, im Grünen. Grillparzer wird bald in Erz träumerisch-wehmuthsvoll, wie sein Auge war, nach dem neuen Burgtheater blicken, Mozart ein Denkmal erhalten, wenn man den richtigen Platz dafür findet, und Radetzky, der Mann, welcher stets auf seinem Platze war, dann ebenfalls siegreich dastehen. Von Mozart gilt ja auch Grillparzer's, Radetzky zugerufenes Wort: »In deinem Lager ist Oesterreich!« Das alte Burgtheater, vor dem im Jahre 1848 die letzten Sänften schlummerten, welcher sich alte Hofdamen bedienten, ist geschlossen, das neue, herrlichst geschmückt mit Bildern in Stein und Farbe, mit schönstem Glanze eröffnet worden. Das Theater nächst dem Kärnthnerthore«, das alte Opernhaus, ist bald nach dem Sturze der Bastei gefallen und die neue romanisch-maurische grosse Hofoper hat durch die Fresken des Wieners Schwind, der in der guten alten Zeit fortziehen musste, um in München in Farbe zu dichten, ihr Adelsdiplom erhalten. Der italienischen Saison folgte der Wagner-Cyklus; der Oellampe, nach dem Gas-Interregnum und recht schwerer Geburt, die elektrische Beleuchtung. In den Volkstheatern der Vorstädte Leopoldstadt, Josefstadt und Wieden, wo noch 1848 auf den Gallerien laut Würste und Bier ausgerufen wurden, hat man zwar Buffets errichtet; allein Raimund, Nestroy und Scholz sind verschwunden und mehr oder minder alberne Operetten böser Menschen folgten poetischen oder satyrischen Theaterstücken guter Geister. Die Theater sind fast alle schöner geworden, grösser, die Darsteller nicht. Es wurden von Gesellschaften zwei neue Theater gebaut, Stadttheater und Ringtheater, beide brannten ab; jetzt baut abermals ein Verein von Wiener Bürgern ein neues Haus mit der Bezeichnung: »Deutsches

Volkstheater«. Möge der Inhalt der Form entsprechen. Erinnern wir uns ferner, um die Gewerbszustände von ehedem zu kennzeichnen, die Beschränkung, die Allem auferlegt war, dass im Jahre 1848 noch in den Weinstübchen der Delicatessenverkäufer den Gästen zum Reinigen der Hände schwarzes Fliesspapier gereicht wurde, da Tischtücher und Servietten daselbst nicht gestattet waren, und dass, viel später noch, wieder eine Zeitung jahrelang die Wirthe der Hôtels auffordern musste, Senf unentgeltlich auf den Speisetisch zu stellen! Selbst »Baptist Hauptmann«, das Ideal eines vornehmen Wiener Wirthes, halb Cavalier, halb Serviteur, leistete lange Widerstand in dem, ehedem so berühmten »goldenen Lamm«. Sein Vater, der auf einem Ulmer Schiffe nach Wien gekommen war, hatte noch der »Lampl-Wirth« geheissen und die grüne steife Sammtkappe auf dem Haupte getragen. Wie reich wird heute servirt in Wien, in den zahlreichen, prachtvollen Hôtels der Ringstrasse, aber das Essen von ehedem, die gute, deutsche Wiener Küche ist selten geworden. Man isst in Wien um so internationaler, je nationaler man wird. Italienische Suppe, Wiener gesottenes Rindfleisch, einzig in seiner Art, englisches Roastbeef, französisches Ragout, böhmische Mehlspeisen findet man auf jeder Speisekarte. Der Wiener ist eben von Geburt eklektisch. Man betrachte nur den Stolz Wiens, den grossen, von der Ringstrasse durchzogenen Ehrenplatz der Wiener Baukunst: das Rathhaus gothisch, das Reichsrathsgebäude griechische, die Universität italienische, das Burgtheater französische Renaissance. Trotzdem ist dieses Palast-Viereck die Pracht-Agraffe der neuerstandenen Hauptstadt Oesterreichs. Schliessen wir vorläufig den Vergleich. Der Genuss der Volksnahrung, des Bieres, hat zugenommen, der des befeuernden Weines abgenommen. Man fährt weniger zum Vergnügen als früher, dafür hat Wien ein Volksfuhrwerk, die Trambahn, gewonnen. Alles fährt: man kann sich Wien ohne Tramway nicht mehr vorstellen. Gleich ist sich nur geblieben der Wiener Fiaker mit seinen Vorzügen und Fehlern, dem Ueberhalten im Preise und dem Ueberschlagen beim Gesange, das fesche, witzige, liebenswürdige, freche Ungeheuer, über das man viel schimpft und dem man noch mehr zahlt, das man hasst in Wien und lieben lernt in Berlin.

* * *

Die Gesellschaft Wiens, wie sie der Beginn des Jahres 1848 vorfand, war das Ergebniss eines langen Zeitraumes. Sie schien seit einiger Zeit stehen geblieben zu sein, trotz der Beweglichkeit der

Lebekreise. Es durfte dies nicht in Erstaunen setzen. Die Gesellschaft zehrte von dem Vermächtniss des Wiener Congresses. Während des mehr als dreissigjährigen Friedens, einer Unendlichkeit um Grosses zu säen und Bedeutendes zu ernten, begnügte man sich, anstatt anzubauen, zurückzustauen, dem Volke jedweden Antheil zu versagen an der Bestimmung der Geschicke des Staates, ja der Angelegenheiten der Gemeinde. Es verstummte. Die Oberfläche des Gesellschaftslebens grünte und schillerte allerdings fort. Wien galt noch immer als Stadt des Vergnügens, der Lustbarkeit, welche nur vom schönen Ausruhen unterbrochen werde. Einige Männer regierten, die Anderen konnten sich ohne Sorge den Annehmlichkeiten des Lebens hingeben. Fürst Metternich dachte für sie und Graf Sedlnitzky, der Polizeiminister, wachte über sie. Es sei dies Weisheit, die beste der Welten, meinten die Machthaber. Wien möge ruhig seine Feste weiter feiern. Das Reich der »gefesselten Phantasie«, wie es Raimund geschildert, voll Gesang, Tanz und Blumenketten schien sein Traumleben fortzuführen. Aber es war dem nicht ganz so. Wer die Quellen unterirdisch rauschen hörte und das Nahen des Sturmes, war wachsam, in Bereitschaft. Und es gab solcher Männer und Jünglinge nicht wenige.

Wien war 1848 zwar nicht mehr der Sitz von Herrschern, in deren Reiche die Sonne nicht unterging, von Centralstellen, welche über die Angelegenheiten des deutschen Reiches, der Niederlande, Spaniens und Italiens entschieden und zu denen Alle pilgerten, die Recht suchten oder eine Stelle zu erlangen wünschten; jene Unzahl von Abgesandten und Vertretern, welche selbst der kleinste deutsche Hof unterhielt, war nicht mehr gegenwärtig, aber die alten Beziehungen hatten starke Spuren hinterlassen, Wien ihren Stempel scharf aufgedrückt. Die Stadt hatte viele fremde Elemente in sich aufgenommen, welche sich noch immer bemerkbar machten. Die Fremden waren nicht deutsch geworden, aber in gewissem Sinne wienerisch. Adel, Armee und Civilstaatsdienst wiesen zahlreiche fremde Namen auf: Deutsche aus dem Reiche, Württemberger und Badenser, Breisgauer, Hannoveraner, Schlesier, Franzosen und Engländer, Wallonen, Italiener und Spanier, theils Nachkommen von Geschlechtern, welche in früheren Jahrhunderten Besitz und Ehrenstellen von den Dienste lohnenden Kaisern erhalten hatten, theils erst kürzlich Eingewanderte. Oesterreich galt noch immer für das Land, in welchem man sein Glück machen könne als »Avantageur« obwohl die Zeit Prinz Eugen's und der Türkenkriege längst vorüber

war, und die Armee, ruhmreich und ausgezeichnet in ihren Führern bei jeglicher Gelegenheit, übte besonders Anziehungskraft auf junge Männer aus guten Häusern, die rasch vorwärts kommen wollten. Das Cavalierartige im Heere hatte einen starken Reiz für sie und die eigenartige Freiheit, die in manchen Dingen in ihm herrschte, nicht minder. Die Officiere trugen zu jener Zeit ausser dem Dienste bürgerliche Kleidung, und selbst die Uniformirung jedes Regiments, was Commodekappen und dergleichen anbelangt, war der Bestimmung des betreffenden Commandanten überlassen. Ein phantasiereicher Oberst, wie zum Beispiel Baron Haynau, ein Hesse, welcher sich später in Ungarn einen weithin bekannt gewordenen Namen gemacht, erfand eine Mütze, die sich hoch zuspitzte, und mit einer goldenen Quaste und sonstigen Goldschnur-Verzierungen auf dem hechtgrauen Tuche, der Farbe des Regiments Nugent, versehen war. Baron Haynau, der stets einen Band von Schiller's Werken bei sich trug, liess aus Italien den Director für die Musikcapelle des Regiments kommen und dem Bombardon des Orchesters die Form eines riesigen Krokodiles geben. Es war die Zeit tiefen Friedens, jene vor 1848.

Das »Fremde« bildete nicht das schwächste Element bei uns, man hat es stets bemerkt und bevorzugt. Das Beispiel von oben wurde nachgeahmt im Volke. Das Fremde galt zugleich für das Gute. Alle diese verschiedenartigen Gruppen fanden ihre Mittlersprache im Französischen, überrheinische Sitte und Mode herrschten. Selbst als man Krieg führte gegen Frankreich, blieb man ihm in allen Bedürfnissen der Mode unterworfen. Die Wiener Gesellschaft zu Beginn des Jahres 1848 war noch völlig der Fremdherrschaft der Sprache unterthan. Man mengte im Verkehre Deutsch und Französisch durcheinander und schrieb auch in dieser Art, wie der »Landsknecht« Fürst Friedrich Schwarzenberg, der letzte schwärmerische Ritter, welcher mit Geist seine Irrfahrten, die ihn auch im Stabe Cabrera's freiwillig an den Erhebungen der Basken theilnehmen liessen, schilderte.

Wiener, Fremde und Vertreter der nichtdeutschen Nationalitäten des Reiches in der Hauptstadt hatten sich zu einem Ganzen zusammengeschlossen. Bei Allem, was die einzelnen Kreise trennte, war ihnen doch Manches gemein: die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und an die Kaiserstadt. Sie Alle liebten Wien; es war ihnen eine freundliche Nähr- und Pflegemutter, man lebte billig, sehr billig, und unterhielt sich vortrefflich in der Stadt und deren Umgebung.

Als das eigentliche Wien galt damals nur die innere Stadt. In diesen von Festungsmauern eingeschlossenen Plätzen und Gässen war Alles wie auf einem Theater zusammengedrängt; hier wogte die Essenz von Wien, dahin eilte Jedermann, wenn es etwas zu sehen gab. Und es gab viel zu sehen in Wien, oft und glänzender Art. Vor Allem die Hoffeste, die Kirchenfeste, die Auffahrten, Bälle und Theater. Wien hatte viel Zeit und Geduld zu jener Zeit. Man stand stundenlang, ja halbe Tage lang, in Ordnung gehalten von Bewaffneten, die oft der Landessprache unkundig waren und nicht immer von Gewehrkolben den angenehmsten Gebrauch machten. Gutmüthig und liebenswürdig harrten die Wiener, sich nach dem Aufschrei ob erlittener Unbill durch Schlagworte und Spottreden entschädigend, aber nicht allzulaut. Den grössten Erfolg hatten, wenn sie aufritten, die ungarische und italienische Garde: jene, Tigerfelle über die Schulter geschlungen auf Schimmeln, diese, mit Silberhelmen, auf braunen Pferden, durchgehends adelige, junge, schöne Männer. In ihren Reihen befanden sich damals auch Klapka, Görgey und viele Andere; von den Italienern hat sich, so viel wir wissen, keiner einen Namen als Militär gemacht. Wiener Frauen erobert haben indessen damals Alle, Italiener und die Ungarn von der Nobelgarde.

Das Leben in dem Füllhorn »innere Stadt« konnte allerdings von dem Volke nur betrachtet werden, soweit es sich in den Strassen bewegte. Waren einmal die grossen Thore der Paläste geschlossen, musste, wer sich nicht damit begnügte zu kunstreichen Stuckdecken erleuchteter Säle emporzustarren, ruhig nach Hause gehen. Man raisonnirte allenfalls über die abschliessenden Ketten, welche, den Häusern des Hochadels entlang angebracht, recht unbequeme Sitzplätze abgäben, so dass Kühne sich zur Anschauung aufrafften: Derlei Ketten und Haltsteine seien eigentlich Hindernisse des Verkehrs auf dem ohnehin oft recht schmalen Plattenwege. Der Kampf gegen diese Ketten dauerte lange Zeit ohne Erfolg und ist heute noch nicht ausgekämpft. Man opfert manchmal bei uns eher grosse Rechte als kleine Vorrechte und der allezeit spöttelnde Wiener lässt es sich an guten Witzen genügen. Die einzelnen Kreise Wiens waren damals scharf von einander getrennt; die Gesellschaft aber wird durch das Zusammenschliessen gebildet, die Kaste durch das Ausschliessen. Der Hochadel, der niedere Adel, hohe Beamte und kleine Beamte, das alte erbgesessene Bürgerthum der inneren Stadt, eine Art Patriciat, die reichen jüdischen und nichtjüdischen Banquiers, die Hausherren, Fabrikanten und Kaufleute u. s. w., all das war ge-

theilt, wie die Kreise einer Scheibe, höchstens dass einzelne Ausnahmen auf der Linie standen und bald zu diesem, bald zu jenem Abschnitt gerechnet werden konnten. So gab es in Wien einen wohlhabenden Junggesellen untadelhafter Haltung, Herrn Hornicker, den Sohn eines Advocaten, der, ohne von Adel zu sein und irgend eine Thätigkeit auszuüben, der ausnahmsweisen Gunst theilhaftig wurde, in das adelige Casino aufgenommen zu werden, daselbst speisen und Whist spielen zu dürfen. Man wies stets auf diesen Einen hin, wenn man beweisen wollte, dass man nicht ausschliesslich sei im adeligen Casino; genau so wie in Madrid der reiche Banquier Herr Bauer, ein Oesterreicher von Geburt, genannt wird, wenn die Spanier Fremden gegenüber demonstriren wollen, dass die Emancipation der Juden in ihrem Lande thatsächlich bestehe. Die Spanier! Vielfach sind noch die Spuren, welche ihr Wesen in Wien hinterlassen hat. Das Ceremoniel bei Hofe ist spanischer Art, wir »küssen« noch immer die »Hände«, wir adeln Jeden, was doch in Wahrheit noch nicht der Fall ist, wie die Spanier den Kutscher auf dem Bocke »Hidalgo« ansprechen, und die langnasigen, den mächtigen Schweif nachschleppenden Riesenpferde, welche die Garden täglich zur Mittagsstunde nach der Hofburg fahren, danken Spanien ihren Ursprung. Ob die wienerische Gutmüthigkeit, Liebenswürdigkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit von ehedem — heute ist, besonders wenn man Tramway- und Omnibusstudien macht, wenig mehr davon wahrzunehmen, was man aber kaum auf Rechnung des echten Wiener Elementes setzen dürfte — von der spanischen Galanterie die Form erhielt, wird von den Geschichtschreibern, die sich nur mit Grossem abgeben, nicht zu erfahren sein.

Doch kehren wir in die innere Stadt zurück, zu den Palästen der Grossen. Der ganze Hochadel Oesterreichs, Ungarn eingeschlossen, residirte zur Winterszeit in Wien: Ungarn, Galizianer, Croaten, Siebenbürger, Böhmen und Mährer. Die Reichsten besassen hier Paläste, in denen sie wohnten und glänzende Feste gaben. Einige sammelten Kunstwerke von Werth und legten Bildergalerien an, wie die Fürsten Liechtenstein und Esterhazy, die Grafen Harrach, Czernin und Schönborn. Oft nannte ein Cavalier mehrere Prachthäuser, die zumeist in den stillen Strassen unweit der Burg, damals dem Westen der inneren Stadt, standen, sein Eigen und verlebte die schönen Wochen des Frühjahrs, ehe er sich nach seinen Gütern begab, in einem Gartenpalais der Vorstadt, des Praters oder eines rasch mittelst Wagen zu erreichenden Ortes, wie Hütteldorf, Währing.

Döbling, Hietzing. Der Adel war an Wien gefesselt durch den Hof, die Freuden der Residenz, der Centralstadt des ganzen Reiches, und manchmal auch durch seine Banquiers.

In Wien war Oesterreich. Es gab ungarische vornehme Herren, wie zum Beispiel den Grafen Palffy, der die herrlichsten Besitzungen im Waagthale besass, den Winter aber in Wien und den ganzen Sommer und Herbst in Baden bei Wien zubrachte. Er hat viel für Baden gethan, eine Musikcapelle erhalten und auf öffentlicher Promenade täglich spielen lassen. Damals war Baden ein Vorort Wiens, Dank dem Wiener Fiaker. In einer Stunde war es erreicht. Allerdings durfte man das »Geld nicht ansehen«, wie man in Wien sagt, heute noch.

Die glänzendsten, allgemein zugänglichen Feste bildeten die Praterfahrten am Ostermontag und ersten Mai: in ihnen drückte sich der Zug ins Freie der Wiener voll aus. Das Erwachen des Frühlings, das erste Grün wurde am zweiten Ostertage begrüsst, den ersten Blüthen im Beginne des Mai zugejubelt. Schneeglöckchen und Veilchen wurden aufgesucht nach dem Auferstehungstage und der Anbruch des Wonnemonates fand in der Regel die reichbelaubten, frischgrünen Kastanienbäume der Hauptallee des Praters mit weissrothen Blüthen besteckt. Es gab damals noch einen Frühling in Wien, die Jahreszeiten hielten streng auf Regelmässigkeit, ja man konnte, ein ehemaliges Hauptvergnügen der Wiener, am ersten Mai weisse Beinkleider tragen! Seit Jahren sind mit dem sicheren Verlass auf das gegebene Kalenderwort auch die Frühjahrsanzüge verschwunden. Wien hat ein Steppenklima bekommen, Kälte und Hitze wechseln rasch durch Wetterstürze, wir haben manchmal Frühlingstage im Winter und Wintertage im Frühling. Die zwei Haupt-Praterfahrten waren echte Volksfeste, Alles nahm daran Theil. Man liess sich sehen, sah, bewunderte, freute sich. Es erstickte nichts Gemachtes die Freude im Keime, es war hergebracht, es musste so sein, das galt als Glaubenssatz. Das Volk stellte sich zu Seiten der Hauptallee auf und harrte. Es kamen die grossen Herren und schönen Damen in hoch auf Federn schwebenden, geschlossenen, wappengeschmückten Carossen. Die prächtigen, reichgeschirrten Pferde wurden vom hohen Bocke aus, den der reiche Ueberthan lang herabfallend deckte, gelenkt. Der Kutscher trug auf der Puderperrücke ein kleines Hütchen, während auf dem Trittbrette rückwärts zwei Diener in der Galalivrée des Hauses standen, kerzengerade, fest auf den Beinen, sich an den Riemen haltend. Das Volk bewun-

derte, besprach und gab seinem Entzücken, wenn ein Prachtwagen herankam, lauten Ausdruck. Man kannte alle Vornehmen und deren Farben. Fast jährlich führte Jeder neue Wagen vor. Das Volk nahm beinahe an, dass es seinetwegen geschehe, eine Art Tribut für die Augen, trotzdem es wusste, dass es dieselben Wagen waren. in denen sich die Herrschaften am Osterfest-Vormittage zur Aufwartung bei Hofe hatten fahren lassen. Es war der Volksantheil an dem Hofkirchenfeste, gegeben des Nachmittags auf meilenweitem Plane des Praters, damit Alle daran theilnehmen konnten. Und wenn der Kaiser, der gute Kaiser Ferdinand, tief im Wagen sitzend und aus den liebevollen Augen, nach rechts und links das schwere Haupt zum Grusse bewegend, sein Volk ansah, die streng aufrecht sitzende, tiefernste, ihn überragende Kaiserin mit den traurigen savoyischen Zügen zur Seite, da war des Jubels kein Ende.

Am ersten Mai ging es nicht so feierlich, dafür fröhlicher zu. Da wurde nur der Frühling gefeiert, es war Alles offen, die Natur, die Wagen und die Heiterkeit. Musik erstickte, des Morgens schon, den Vogelsang im Prater, dann rannten die Läufer der Herrschaften um die Wette, zu Mittag zog man nach den Auen und in die Buschenschänken, später füllte sich die Hauptallee; der Hof speiste im Kaisergarten des Praters und man blickte, sich drängend, durch die Lücken des Zaunes oder lauschte der Tafelmusik. Später kam Equipage auf Equipage, Fiaker nach Fiaker, fast kein unschönes Gefährt; man hielt etwas auf sich, auf Wagen und Ross und besonders auf den Kutscher. Jeder junge Herr hatte seinen Lieblingsfiaker; am ersten Mai gewiss einen solchen, der die Pferde in der Hand halten, aber auch laufen lassen konnte, wenn es anging. Man kannte die Herren an dem Fiaker. Allmälig wurde der Prater voll, dann überfüllt, die Pferde konnten nur im Schritt vorwärtskommen und zeitweise auch das nicht. Es trat Stauung ein, die Wagen standen wie ein Eisstoss bis zum Stephansplatz.

Man harrte oft stundenlang in der Jägerzeile, ehe man in das grüne Paradies des Praters eindringen konnte. Man hatte Geduld, denn man wurde angeblickt, angestarrt, bewundert. Da trat plötzlich lebhafte Bewegung ein, Polizei zu Pferde schaffte die Bahn frei, der Hof kam aus dem Kaisergarten und fuhr unter Zurufen, mitten zwischen den Wagenreihen, gegrüsst und dankend, die Hauptallee auf und nieder. Allmälig wurde die Rückfahrt angetreten oder man ging den Gasthäusern und Schänken des Praters zu, um die Wirthe leben zu lassen und selbst gut zu leben. Das Schicksal der Prater-

wirthe lag den Wienern stets am Herzen; jetzt noch kann man, wenn ein Sonntagsmorgen heiter anbricht, die Worte hören: »Heute haben die Praterwirthe einen guten Tag,« oder bei schlechtem Wetter den Mitleidsruf: »die armen Praterwirthe!« Stuwer, der Prater-Feuerwerker, war hingegen der Gegenstand gemischter Empfindung. Es galt als ausgemacht, dass, so oft er ein Feuerwerk ankündigte, Regenwetter eintreten werde. Eigentlich hasste man ihn deshalb, regnete es aber wirklich, so brach doch die Gutmüthigkeit der Wiener durch und sie murmelten: »Der arme Stuwer!«

Die Praterfahrten im Frühlinge dauerten bis zu Pfingsten. Im Mai fuhr man vor dem Speisen, später nach dem Diner, das früher eingenommen wurde, um nach der Fahrt sich sofort in das »Kärnthnerthor-Theater«, wo in jedem Frühjahre »italienische Stagione« stattfand, zu begeben. Da blühte es in den Logen von hellen, blumengeschmückten Kleidern. als ob man den Garten mitgebracht hätte, und dazu trillerten, in Todesqualen, lebensfrohe, oft recht vollbeleibte Italienerinnen. Die Praterfahrten boten täglich das Bild unbekümmerten, sorglos heiteren, glänzenden Lebens. Reichthum zu geniessen, das hatte die Gesellschaft vereint und die naive Art, in der es geschah, liess den bösen Neid der Armen nicht aufkommen. Die Magnaten des Reiches, geboren und auferzogen in dem Elemente des Luxus, festwurzelnd mit ihrem Besitze in unermesslichem Grund und Boden, hatten keine Ahnung, dass jemals der Ernst des Lebens an sie herantreten könne. Ihnen gehörte, zwar nicht die Welt, aber doch ein oft recht beträchtlicher Theil des Landes, dessen Bewohner die Feldarbeit besorgen oder den Zehent der Früchte abgeben mussten. Man nannte die Unterthanen nicht wie in Russland »meine Seelen«, aber man nützte ihre Körper recht ausgiebig aus. Wussten Viele aus der Gesellschaft der Vornehmen und Reichen, auf welch mühsame Weise die Gulden gewonnen wurden, die zu Millionen zusammenflossen? Wussten sie doch manchmal kaum, wie sie dieselben verloren! So ungetrübt wie in Oesterreich vor dem Jahre 1848 wurde selten zu irgend einer Zeit und in irgend einem Lande das Leben voll und sorglos genossen. In allen Schichten der Besitzenden und Erwerbenden. Eine Art von Sonnenglanz strahlte von den Gesichtern, Heiterkeit war der Regent aller Jahre, man athmete Wonne und wenn der vergnügte Tag verflossen war, suchte man sein Lager auf und entschlief lächelnd in der Hoffnung auf die Freuden des folgenden. Auch übermüthig konnte man sein. Hatte man doch ganz besondere Lehrmeister. Die ungarischen Herren

waren Vorbilder der Wiener Fiaker. Sie brachten das Schnellfahren nach Wien; dic Steppentraber ihrer Gestüte, die »Jucker«, flogen durch die Strassen und im Prater, wie auf der Puszta von einer Csarda zur anderen. Ihre Viererzüge waren das Entzücken der Wiener. Und wer lenkte solchen Viererzug kühner und eleganter als Graf Sándor, der Vater der Fürstin Pauline Metternich. Wenn er hoch auf dem Bocke seines Phaëtons, den glänzenden Cylinderhut mit der schmalen Krempe auf dem kleinen Kopfe, Haar und Bart kurz gehalten, das Monocle fest eingekniffen und die gelenken Glieder des zierlich kleinen, doch muskulösen Körpers, engstens von den Kleidern umschlossen, die Viererpeitsche in schönen Arabesken durch die Luft gleiten lassend, herannahte, da rief Alles: »Der Sándor!« und hob sich und reckte die Hälse. Graf Sándor war eine der volksthümlichsten Erscheinungen Wiens. Selten hat sich ungarisch und wienerisch so sehr in einer Person vertragen als in ihm, ohne dass er sich je auf den Urwiener hinausgespielt hätte. Er war nicht herablassend, aber freundlich wenn er sprach, lebte ungenirt und belästigte Niemand, begehrte nichts und gab viel. Er verstand es im Wiener Dialekt zu sprechen, aber machte selten Gebrauch davon. Er ging oder fuhr vielmehr seiner Wege und man lief ihm nach. Er bereitete den Wienern ein Hauptvergnügen, wusste es und that es gerne, ohne dass es je den Anschein hatte, als wolle er sich hervorthun. Was er zum Gaudium für Andere unternahm, sah so unabsichtlich aus, als ob er es nur für sich allein wage. Seine kühnen Fahrten und Ritte sind bekannt. Graf Sándor war aber auch, ohne zu den arischen Turnern zu gehören, von grosser Körperkraft. Während der glänzendsten Praterfahrt an einem schönen Mai-Abende lenkte die Fürstin Marcelline Czartoriski einen kleinen offenen Wagen, vor den zwei starke Ponies gespannt waren. Graf Sándor trat an die Dame, die das Gefährte angehalten hatte, heran, grüsste, plauderte mit dem etwas grinsenden Lächeln im Gesichte, das mit dem Einglas verwachsen schien, und fasste eines der Hinterräder mit einer Hand. Fürstin Marcelline, die Mitglieder der »Gesellschaft« riefen einander nur beim Vornamen, wollte weiterfahren und sagte: »Adieu!« — »Adieu, Fürstin.« — »Lassen Sie doch das Rad los!« — »Wozu?« — »Sie könnten verletzt werden.« — »Wodurch?« — »Durch das Rad, wenn ich fahre.« — »Sie können aber nicht fahren, wenn ich es nicht gestatte.« — »Was bedeutet der Scherz?« — »Bitte, ich werde ein Rad, das, welches ich fasse, mit dieser einen Hand festhalten, hauen Sie in die Pferde ein wenn diese nicht

vom Flecke kommen so stark Sie wollen oder können und Sie werden sehen, dass Sie nicht vorwärts gelangen.« — »Ich wette.« Die schöne, interessante Dame, welche vor einigen Jahren in Paris gestorben ist, lächelte, mit einem Lächeln, das heute noch sonnig vor mir leuchtet und sagte, einigermassen befangen, da sich mittlerweile ein grosser Kreis gesammelt hatte: »Gut, ich halte die Wette. Sie gilt?« — »A discretion!« — »Eh bien, allons!« Und Fürstin Marcelline zog die Zügel an, rief den Pferden zu, sprang endlich auf und hieb mit gerötheten Wangen auf die Thiere los. Der Wagen kam nicht vorwärts. Hundert Hände klatschten Beifall. Graf Sándor grinste lächelnd: »Nun?« — »Sie haben gewonnen. Doch jetzt lassen Sie los!« — Graf Sándor zog die Hand aus den Speichen und ging ruhig weiter.

Die Art, wie sich Graf Sándor kleidete, war nicht allgemein, vielmehr ganz seiner Lebensweise angepasst. Es war die Bürgerkleidung eines Reiters; »gestiefelt und gespornt« schien er zur Welt gekommen zu sein und Rock und Beinkleider sassen ihm »wie angegossen«. Man konnte jeden Muskel sehen; glatt musste dieser auf dem Pferde liegen, das, leichtem Drucke zu pariren, eingelernt war. Am nächsten dem Wesen und der Neigung Sándor's kam Fürst Trauttmansdorff. Er hatte die englischen Cylinderhüte mit steifer, fingerschmaler Krempe nach Wien gebracht und sie in dieser Form bis an sein Lebensende getragen. Er machte damit Mode in Wien und heute noch müssen die Hutmacher derlei Hüte für Herren anfertigen, die selbst die Pferde zu leiten lieben, und für einige fesche Fiaker. Auch der Cylinder, den ab und zu ein junger Wiener der Vororte manchmal schief auf dem Kopfe trägt, während die Schläfen von glänzenden, hervorgedrehten, einfachen Schnecken gedeckt werden, hat noch diese Form. Man sieht, wie Moden durch Einzelne entstehen, sich verallgemeinern und lange vom Volke, das an einmal Angenommenem hängt, festgehalten werden. Volkstracht ist ja zurückgebliebene Modetracht. Der innerösterreichische Bauer, welcher heute noch in seinem mehr oder minder farbenschreienden »Spencer« stolzirt, ahnt nicht, dass ein Lord, der einst den Ton in London angab, es war, welcher das nur bis an die Hüften reichende »Leibchen« erfand, das er, barock genug, über dem Fracke trug. Und wie die Mode alle Schranken durchbricht und dort, wo sie nicht leicht eintreten kann, sich einschleicht, so hat der Wiener Typus der Bekleidung den Charakter der knappen Uniform der österreichischen Armee bestimmt; die kurzen Röckchen, anliegenden Beinkleider,

die Form der Kappen und die Art, sie schief, nach einem Ohre herabgedrückt, zu tragen. Auch die Weise, die aus Italien stammende Virginiercigarre, welche unsere Soldaten zur Volkscigarre gemacht haben, die fast Allen zugänglich ist und von Hoch und Nieder geraucht wird, im Munde zu halten, fest in den Zähnen, die rauchsendende Gluthspitze keck zum Himmel emporgekehrt, ist wienerisch. So ist denn Wiener Brauch, sich zu halten und zu tragen, durch das Wiener Regiment Deutschmeister den Truppen der Armee eingeimpft worden.

Fürst Trauttmansdorff war mehr dem Fahrsporte als dem Reitsporte zugethan. Auch als Jäger galt er viel und er hatte zuerst die Flugangel aus England nach Oesterreich gebracht und mit der glänzenden, künstlichen Mücke und Fliege manche farbenleuchtende, rothgesprenkelte Forelle aus den kühlen Fluthen der niederösterreichischen Bäche sachte, nach vorgeschriebener Ermüdung, mit dem Landungsnetze an das Ufer schaffen lassen. Fürst Trauttmansdorff dürfte wohl der Erste gewesen sein, der bei uns den Sport, sich demselben fast ausschliesslich hingebend, betrieb. Sein Hauptvergnügen war es aber, vier zumeist dunkle Pferde dahinfliegen zu lassen von seinem Schlosse zu Waltersdorf aus über die Haide oder in der Hauptallee des Praters. Alles, was heute in Wien reitet und fährt, an Sándor und Trauttmansdorff reicht es nicht heran.

Der Schwiegervater des Grafen Sándor, der Staatskanzler Fürst Metternich, trug sich allerdings etwas anders, wie er auch sonst mit dem ungarischen Cavaliere wenig Aehnlichkeit besass. Es konnte wohl nichts Entgegengesetzteres geben als den Nachkommen des rheinischen Geschlechtes, der lange Jahre hindurch die Zügel Oesterreichs fest angezogen hielt, und den ungarischen Edelmann, welcher die Kenntniss, ein Pferd abzurichten und zu führen zu einer Art von Kunst erhoben hatte. Fürst Metternich blieb der Art, wie man sich zur Zeit des Wiener Congresses kleidete, im Wesentlichen treu. Auch die Haltung, die durch Lawrence im Bilde wiedergegeben wurde, suchte er festzuhalten. Es war englische Mode der Zeit, in welcher Fürst Metternich triumphirte, welche er annahm. Aufrecht, in ziemlich engen Kleidern, glatt rasirt und den Kopf, zu welchem der sammtene Rockkragen rückwärts hinanreichte, von hohem, vielfach um den Hals gewundenem, feinem Battist-Tuche emporgehalten. Das Halstuch machte nachher allerdings der hohen Cravate und noch später dem blauen oder schwarzen, weissgetupften, doppelt umgeschlungenen Foulardtuche, immer nach englischem Vorbilde.

Platz; aber die Diplomaten und grossen Herren hielten, ohne zu weichen, fest an dem hochgeschlossenen, engen Rocke, der Haltung gab und Ansehen der Person. So sah man den Fürsten Paul Esterhazy, dessen Reichthumsentfaltung einst London verblüffte, Ausgaben, welche der Magnat lange Jahre, bis an sein seliges Ende empfand, durch die Gassen Wiens sich langsam, an den Häusern hin, bewegen. Er hatte schwaches Augenlicht. Die Augen waren noch immer himmelblau und hatten in dieser Farbe oft gesiegt; das eine aber erschien fast starr und vor das andere hielt der Fürst, wenn er deutlicher unterscheiden wollte, ein Lorgnon. Er war in Allem ein grosser Herr; man blieb stehen, wenn er herankam und sah ihm mit Theilnahme nach. Er hatte das edle Herz im Busen behalten und wenn Kinder, kleine Körbe vor sich, Blumen als Bittende reichend, an den Fürsten herankamen, so griff er mit fast unmerklicher Bewegung in die Tasche seines Gilets, und ebenso unmerklich liess er die Hand mit der Gabe zum Händchen des Kindes herabsinken. Es war etwas Automatisches in dem ganzen Vorgange; aber nie hat eine Handlung voll Aufwand die schöne Rührung hervorgebracht wie dieses stille Wohlthun. Es war so recht die Verkörperung des Satzes: Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut. Man sagte sich: Das ist ein Mensch.

In der Art, wie Paul Esterhazy, trugen sich die Staatsmänner und Würdenträger des Hofes. So Fürst Dietrichstein, so einige Oberstkämmerer, denen damals die oberste Leitung der Hoftheater unterstand. Schroeder und Kotzebue, Beide einige Zeit lang dem Burgtheater angehörend, welche die ersten Wiener Lustspiele gestalteten, die Klingsberg als Hauptfiguren, hatten nur nöthig, solche Cavaliere in nächster Nähe zu studiren, deren vornehme Haltung und Redeweise, um zu wissen, wie ein grosser Herr sich benimmt, und Schauspieler Korn brauchte nur die Herren in den Logen des Burgtheaters zu beobachten, um seinen unerreichten alten Grafen Klingsberg festzustellen. Das war damals der intime Contact zwischen Schauspielern und Publicum im Wiener Burgtheater.

In der Klingsberg-Gestalt war der österreichische Edelmann fixirt mit allen seinen Eigenschaften. Auch dass er sich zu Bürgerkreisen manchmal herabliess, wenn ihm eine reizende Frau oder ein schönes Mädchen gefiel und wie Jupiter in dem Hause erschien, traf zu. Die Fürstin und die Gräfin aber machten nie einen Schritt nach abwärts, wenigstens erfuhr man es nicht. Die Damen herrschten im Salon und dieser blieb Allen verschlossen, die nicht zum Hoch-

adel gehörten. Die Wiener Gesellschaftskreise sassen abgetheilt, wie die Curien im Landhause: Hochadel, Ritterstand u. s. w. Vor Jahrzehnten noch pflegten grosse Herren die Musik in ihren Palästen. Haydn, Mozart und Beethoven liessen Quartette und Sonaten oft zuerst in den Wiener Salons aufführen und die Widmungsblätter der Noten bilden ein Ehrenverzeichniss der Musikfreunde. Damals sah man darauf, dass nicht nur Blumen, sondern auch Geistesblüthen den Empfangsraum zierten. In dem letzten Jahrzehnte vor 1848 hörte man die Klänge guter Kammermusik fast gar nicht mehr in Wiener Palästen. Auch gegen Literatur und Kunst verhielt sich der Hochadel, abwehrend wäre zu viel gesagt, aber doch ohne regen Antheil. Dass man Schriftsteller oder Künstler in den Salon geladen hätte, ist uns nicht bekannt und doch gehörten zwei Dichter selbst dem Adel an: Graf Anton Auersperg und Freiherr Münch-Bellinghausen. Einer, Graf Auersperg, stand sogar an der Spitze der geistigen Bewegung in Oesterreich. Beide Dichter hielten sich aber fern von dem geselligen Verkehr des Hochadels und schufen sich ihre Umgebung. Man kann von einem reichen, anregenden und mannigfach fördernden Salonleben des Wiener Adels, wie ein solches in Paris bis zum Ausgange des zweiten Kaiserreiches blühte, kaum sprechen. Indessen gab es einzelne Wiener Häuser, welche einen Weltruf besassen, vor Allem die Salons des Fürsten Metternich und der Fürstin Eleonore Schwarzenberg.

Die Fürstin war eine zierliche, geistig und körperlich frische, lebhafte, fast schöne Frau; das Blendende wurde durch das Einnehmende ersetzt. Wie ein Frühlingswind, der Rosenblätter zuführt, wirbelte die Rede der Fürstin, einer leicht bewegten und beweglichen Blondine mit dem Temperament der heissesten Brünette. Fürstin Schwarzenberg empfing natürlich auch vorzugsweise und mit Vorliebe ihre Familie, fast der ganze Hochadel war ja verschwägert; aber ihre Salons öffneten sich gerne Celebritäten, Damen und Herren von Ruf, besonders Reiseschriftstellern und Schriftstellerinnen, die ihr von Hochstehenden empfohlen wurden. Der Salon der Fürstin Schwarzenberg ist deshalb in zahlreichen Büchern verewigt. Grillparzer, Halm und Lenau aber haben ihn wohl nie betreten. Die Fürstin war eine prachtliebende Frau und hat Schloss Frauenberg in Böhmen mit Zier aller Art angefüllt; leider fiel die Jugendzeit der Dame in eine Epoche, deren Geschmack noch nicht durch die »Wiener Renaissance« veredelt worden war. Dort hielt sie Hof im Sommer, in ihrem Wiener Palais im Winter. Zur Zeit des Fürsten

Felix Schwarzenberg waren die Salons von politischer Atmosphäre erfüllt, aber ruhmvolle Krieger blieben die Helden der Fürstin und der die letzten Lorbeeren gepflückt, legte ein Blatt zu den Füssen der schönen Frau. Von Radetzky bis Tegetthoff erzählten Alle von den Gefahren, die sie bestanden zu Lande und zur See. Die Fürstin war eine patriotische, aber auch eine stolze Frau und wehe Dem, der an das Haus Schwarzenberg getastet hätte. Das Wort Schmerling's, welches den Fürsten Carlos Auersperg als ersten Cavalier Oesterreichs bezeichnete, fand ein stark tönendes Echo in den Räumen des Palastes auf dem Wiener Mehlmarkte und fortan standen die Schwarzenberge rechts, die Auersperge blieben auf ihrem Platze.

Noch mehr Weltsalon war jener des Fürsten Metternich, ob dieser im Ministerium auf dem Ballplatze residirte oder im Parke des kleinen Gartenhauses der Vorstadt Rennweg — »parva domus magna quies« stand über der Thüre — Frühlingsfeste gab. Fürst Metternich, der Staatskanzler, war scheinbar ganz und gar nicht ausschliessend: aber bedeutend oder interessant musste man sein, wenn man empfangen werden wollte. Es bestand für diese Ausgezeichneten die stille Verpflichtung, dem Fürsten etwas Neues zu sagen oder zu zeigen. Fürst Metternich wusste Jeden zu gewinnen, wenn er wollte, zu hören und noch besser zu antworten, manchmal auch durch Schweigen. Dass Alle, die Europa regierten oder beherrschen halfen, durch Schwert oder Feder, im Salon der Fürstin Melanie, der schönen Frau des ältlichen Ministers, erschienen, war natürlich; aber auch Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, welche dann ihre Werke vorlasen, vollendete Bilder oder, wenn sie von fernen Reisen zurückkehrten, ihre Skizzen vorzeigten, wurden hie und da geladen. Baron Hügel, der Botaniker und Reisende im Oriente, der zuerst in Wien die Cultur exotischer Pflanzen einbürgerte, ein grosses Treibhaus in Hietzing baute, füllte und Ausstellungen daselbst veranstaltete, war Hausfreund bei Metternich. Ebenso der absonderliche Chevalier Montenegro, ehemals Attaché der spanischen Gesandtschaft, ein kleiner, schwarzer, eleganter Mann, der mit einer Art von Wildheit viel Distinction verband und am meisten durch ein Duell mit Baron Hügel von sich reden machte. Für die Gesellschaft Wiens war es ein Ereigniss ersten Ranges, dass aus Bekannten Feinde wurden; aber in jenen Kreisen ist ein rasches Wort oft Grund, dass man sich auf dem grünen Rasen, wo man sonst Veilchen gepflückt, mit den Waffen in der Hand gegenübersteht. Wer eine Angelegenheit in Wien zu fördern hatte, suchte die Unterstützung

des Fürsten oder der Fürstin dadurch zu gewinnen, dass er ihr Interesse für seinen Plan zu erwecken sich bemühte. So erschien jener englische Officier, welcher die Ueberlandpost ins Leben rufen wollte, was ihm auch gelang, eines Abends, den reich mit Früchten beladenen Zweig einer Dattelpalme in der Hand, im Salon der Fürstin Metternich und erntete später die Früchte des guten Einfalls, zu zeigen, dass man auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege vom Oriente nach Wien in kürzerer Zeit gelangen könne.

Diese Kreise der Gesellschaft athmeten ruhig, wie im Schlafe. Sie sonnten sich im Glanze ihres Reichthums und ihrer Schönheit. Nie wieder sah man einen solchen Verein weiblicher Anmuth und männlicher Kraft. Das reine Blut stand in Blüthe. Wenn man die dunkle, kleine Gräfin Nako mit den grossen Augen, aus denen Sterne leuchteten und an ihrer Seite die blonde, seidenhaarige Gräfin Ugarte, mit den Rosen auf den Milchwangen, aus einer Loge die Versammlung mustern sah und in einer andern die Grafen Edmund Zichy, Arthur Batthyany und Otto Chotek, sie erschienen fast immer zusammen, die Damen betrachtend, jene im Zuschauerraume und die auf der Bühne, so konnte man kaum den Blick von ihnen abwenden. Die Gräfin Nako eine Ungarin, Gyertjanfy nannte sich ihre Familie, war eine gute Pianistin und spielte hinreissend Csardas. Manchmal liess sie Zigeunercapellen nach Wien kommen, dirigirte sie zu ihrer Schönheitsgenossin und da hämmerte und tollte es abwechselnd im wasserreichen, vom Monde erhellten Parke von Schönau, wo die schöne Gräfin Ugarte im Sommer wohnte, als ob Puck und Titania nebst Zettl und Genossen ihr bezauberndes Unwesen trieben: Das waren die lustigen Frauen und Herren von Wien. Kriehuber hat sie lithographirt, im Bilde verewigt, Alle, die schönen drei die Mode angebenden Grafen, die wir genannt, auf einem Blatte, das zu seinen gelungensten gehört und nur an geistiger Bedeutung von der Gruppe Lizst am Claviere, umgeben von seinen Freunden, Kriehuber selbst, nachdenklich in der Ecke, den Zeichenstift in der Rechten haltend, übertroffen wird. Der Künstler war, als er Lizst zeichnete, bei seines Gleichen, aber auch im Kreise der Cavaliere, von diesen nicht zu unterscheiden. Sein interessanter Beduinenkopf sass auf der Gestalt eines stets modisch gekleideten Lebemannes.

Ruhiger noch war das Geistesleben anderer vornehmer Kreise. Als ob der Quietismus des Salons nicht voll genügt hätte, wandten sie sich einer Art von literarischem Trianonspiele zu. Sie verbrachten nur den Herbst in Ischl, denn damals galten noch die Alpen

im Sommer, des Regens wegen der nie ausbleibt, für unbewohnbar. Die Bewunderung der Natur übertrugen sie auf die Bewohner des Hochlandes und schwelgten den Winter über in der Erinnerung an Zitherklang und Jodlergesang. Für diese bukolische Stimmung, die ja hie und da heute noch sich ungebundener Sprache bedienende Vertreter besitzt, fanden sich der Poet und seine Muse in Alexander Baumann und Mathilde Wildauer. Baumann war ein eleganter, liebenswürdiger Gesellschafter von besten Umgangsformen, einer der Ghelen'schen Erben, die lange Zeit hindurch das Privilegium hatten, die Wiener Zeitung herauszugeben, bemittelt und auch als Beamter nicht ohne Einkommen. Er spielte vortrefflich die Zither, schrieb nette Gedichte und witzige Prosa im Dialekte, setzte seine Liedertexte in Musik und besang echt und gar nicht schlecht, die Herrlichkeit der »alpinen Natur«, wie man heute sagt und der dieselbe zierenden Sennerinnen, Jäger, Wilddiebe, Holzknechte und gemüthlichen alten Hüttenbesitzer. Anmuth und Tugend waren nur im Hochgebirge zu finden, man theilte die Schöpfung in Flachland und Alpengebiet, und so musste die Ischler Luft nach Wien zur Verbesserung der Moral und Salonatmosphäre, als eine Art von moralischem Coniferensprit, vielleicht auch als besänftigendes Einschläferungsmittel. Es hiesse Alexander Baumann unrecht thun, wollte man ihn gering schätzen, ihn nur als Salon-Ausseer behandeln, weil er Abend für Abend in den Salons seine Lieder zum Klang der Zither sang und die Damen des hohen Adels in Entzücken versetzte. Baumann war eben eine überaus liebenswürdige Natur, er schlug nie eine Einladung aus, wenn er wusste, dass er seine sehr hoch und oft auch minder hochgestellten Nebenmenschen erfreuen konnte. Baumann's Hauptvorzug, im Gegensatze zu Baron Klesheim, der den Dialekt als Erwerbsquelle aussog, war seine makellose Uneigennützigkeit und sein ehrliches, jeder Sentimentalität abholdes Ober-Oesterreicherthum in der Kunst. Lange ehe das Salzkammergut in die Mode kam, hatten junge Wiener Schöngeister in Ischl und Aussee Feriencolonien gebildet und die Sommermonate daselbst zugebracht. Zu ihnen zählten: Prantner — der hochbegabte Romanschriftsteller, Verfasser der Dissolwing-views — Adolf von Kriegs-Au u. s. w. Sie Alle waren feine, sinnige Beobachter, die hie und da, die Dichter nämlich in ihrer Reihe, manche Studie nach der Natur später mit Glück verwendeten; Alexander Baumann aber lebte literarisch hauptsächlich von dem Hochwild-Revier. Zuerst spielte und sang er allein nach den Diners, zu welchen er geladen wurde, stets als Gleicher unter Gleichen, dann fand er sich mit Mathilde

Wildauer, der schönen, blonden Burgschauspielerin, zusammen, entdeckte ihre Stimme und ihren reizenden Dialekt, dem sie auf den Universitäten in Ischl und Aussee den echtesten oberländischen Klang gegeben hatte und sie sangen Duette. Die Krönung dieser Kunst war Baumann's: »Das Versprochene hinter'm Herd«. Nun war mit einem Drama der Gipfel erstiegen und nach langjährigem Wandern im Dienste der Wohlthätigkeit von einem Vorstadttheater zum andern erzwangen Mathilde Wildauer durch die ganz ausserordentliche künstlerisch veredelte Naturtreue in Wort und Gesang und Baumann durch seine Beliebtheit bei aller Welt die Aufführung des Singspieles im Burgtheater. »Denn auf der Alm da gibt's kein Leid!« Dem »Verschwender« Ferdinand Raimund's blieb dieses Theater bis heute verschlossen.

Die Friedensstille und Leichtlebigkeit, welche in den vornehmsten Kreisen herrschte, umfloss, scheinbar, auch den niederen Adel und Bürgerstand, die Beamten, Geldmänner, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler und Schriftsteller. Das gesellige Leben war in allen diesen Kreisen rege und angenehm. Fast jeder Bemittelte führte offenes Haus. Es war leicht in Wiener Familien Zutritt zu erhalten, für Einheimische und Fremde. Die Bekannten unserer Bekannten sind uns willkommen. Das war Grundsatz. Wenn man zur Faschingszeit einen Hausball abhielt, sandte man förmlich Werber aus, welche sich der flinksten Tänzer versicherten. Die Vorstellung derselben erfolgte erst am Abende des Festes bei den Klängen der die Instrumente stimmenden Musikanten. Man wurde freundlich aufgenommen, und fühlte sich sofort heimisch. In Gast- und Kaffeehäusern knüpften sich leicht Bekanntschaften an, die in vielen Fällen jungen Leuten Förderung und Unterstützung verschafften und oft das Lebensglück der Aufstrebenden herbeiführten. Wer in Wien besass, der gab Jenem, dem es fehlte, oft Nahrung, Wohnung und Geld. Wie viele später zu Macht und Ansehen gelangte Männer sind auf den Stufen der Wiener Gutmüthigkeit und Freigebigkeit emporgestiegen. Besonders fand dies durch Einführung von Studenten als Lehrer in Familien statt. Fast die Hälfte der Professoren, Staatsbeamten bis zum Minister empor, haben ihre Laufbahn als Hofmeister begonnen, und Lasser und Giskra erzählten gerne und oft, in bald heiterer, bald schmerzlicher Art die Erlebnisse in ihrer Jugendzeit.

Nicht blos jene Männer, welche einst selbst unbemittelte Studenten gewesen, hatten ein Herz für den armen, aber begabten Nachwuchs, sondern auch Leute aus dem Mittelstande, Kaufherren

und Fabrikanten, die wie alle Wiener grossen Respect vor Wissenden und Gelehrten besassen, nahmen gerne Strebende in ihr Haus auf. Wir erwähnen beispielsweise die Frau eines Fabrikanten der Vorstadt Neubau. Sie und ihr Gatte hatten sich aus dem Arbeiterstande durch Fleiss und Arbeit zur Wohlhabenheit emporgeschwungen, und die Frau liess es sich angelegen sein, als Gesellschafter ihres Sohnes begabte junge Leute aufzusuchen und an ihr Haus zu fesseln. Der thätigen Geschäftsfrau war die Zeit kurz zugemessen, sie erfand deshalb eine eigenartige Methode für ihre Suche nach braven Studenten. Zur Zeit, wenn die Schwalben fortziehen, kamen die Lehrlinge der Wissenschaft aus den Provinzen nach Wien. Der reichste Strom mündete vom Norden her ein, bei der Taborlinie an der Donau. Es waren dies die »böhmischen Studenten«, worunter man zu jener Zeit nicht nur die aus Böhmen, sondern auch aus Mähren und Schlesien verstand. An diese Linie stellte sich die Frau des Fabrikanten und musterte die auf Wägelchen oder zu Fusse Ankommenden. Sie hatte Zutrauen zu ihrer Kenntniss der Physiognomien und hat sich in der That selten getäuscht. Eines schönen Tages kamen zwei kleine, untersetzte, kräftige Jünglinge, mit vollen rothen Backen und kleinen Augen an. Die Gesichter waren so gesund und die Augen blitzten wie geschliffene Steinchen. Diese Jünglinge gefielen der Frau. Sie schritt auf dieselben zu und fragte sie um ihre Heimat, um ihren Namen und ihren Beruf, ob sie wohlhabend seien oder angewiesen, sich durch Unterrichtertheilen Brod verdienen zu müssen. Die jungen Leute, gerührt und erfreut durch diese Theilnahme im fremden Lande, antworteten freimüthig, dass sie arm seien. Und die Frau lud sie und deren Habseligkeiten auf den mitgebrachten Wagen, fuhr mit ihnen in das Fabriksgebäude, sorgte für Unterkunft, Nahrung, Kleidung, gab sich Mühe Familien zu finden, deren Kindern die jungen Leute Unterricht ertheilen konnten, kurz während der ganzen Zeit ihrer Studien, der eine war Mediciner, der andere Jurist, blieb das Haus der Fabrikantensfrau die zweite Heimat der strebsamen, nach Wien aus Böhmen gelangten Jünglinge. Sie haben es aber auch der Frau und deren Familie bis an ihr Lebensende nicht vergessen, was sie an ihnen gethan. Die Frau hiess B i s c h o f und war die Grossmutter der berühmten Sängerin M a r i a n n e B r a n d t, und die zwei jungen Leute von damals hiessen — S k o d a, der Eine war der berühmte Professor der Medicin und der Andere der erst kürzlich verstorbene Hofrath. Der Stern der Wiener medicinischen Schule fand noch oft den Weg zum Hause, das zu seiner Grösse

beigetragen und Hofrath Skoda hat, als er seinen letzten Willen niederschrieb, nicht vergessen, wer ihm bei seiner Ankunft in Wien die Hand geboten, und die Enkelinnen der edlen Frau mit einem Legate bedacht.

Ja, Herz besassen die Wiener zu allen Zeiten, besonders aber zu jener Zeit. Nicht nur die gutmüthige Fabrikantensfrau, von der wir erzählten, sondern Beamte und vorzüglich diese geben davon, wenn auch in anderer Form Zeugniss. Wer Student gewesen, wenn er auch nicht Bänder getragen und Schläger geführt, half wieder den Studenten. Die Beamtenschaft Wiens hielt viel auf sich und wurde hoch gehalten. Damals hatte eine Einnahme, welche heute fast als gering gelten würde, grossen Werth. Der Gulden war eine Summe, und ein Hofrath mit einem Einkommen von fl. 4—5000 ein grosser Herr. Er lebte darnach, benahm sich aber auch darnach. Es waren die Ausgangsjahre jener Zeiten, in denen die grosse Kaiserin sagen konnte, sie besolde deshalb einen Hofrath so hoch, damit er standesgemäss leben und eine Equipage halten könne. Die Hofräthe konnten aber auch noch vor dem Jahre 1848 Ross und Wagen ihr Eigen nennen, und bei Gunkel, dem ersten Schneider Wiens, Kleider anfertigen lassen, die ihrer aufrechten Haltung durch fein anschmiegende Formen eine gewisse Vornehmheit verliehen. Man nannte Gunkel damals den Schneider der Hofräthe. Mit einer geringeren Rangstufe der Beamtenschaft hat er sich wohl selten befasst.

Gunkel besass sein Atelier, wie er es nannte, in der Hauptstrasse des alten Wien, dem Graben, im ersten Stockwerke eines Hauses, in dessen Gassenläden Sammt und Seide, Bänder und Modestoffe unter Gewähr bekannter Firmen verkauft wurden. Die Kaufherren, welche in diesen Läden Waaren feilboten, konnten als die Wiener Antonio's, königliche Kaufleute der Hauptstadt Oesterreichs, gelten. Die Handelsherren vom Graben, Kohlmarkt und Stefansplatz waren eine Art Patricier von Wien, hochehrbar, vermögend, würdig und nicht ohne Unternehmungsgeist. Wir nennen die Namen Artaria, Gerold, Arthaber, Szontag, Hornbostel und wie sie hiessen, die Buch- und Kunsthändler, Goldarbeiter und Modewaarenverkäufer Wiener Ursprungs und Fremde, die sich aber, vor Jahren schon in Wiener Farbe getaucht, stets als echt erwiesen haben.

In den Vorstädten allerdings war der Reichthum des Bürgerthums, der Fabrikanten, seit längerer Zeit empfindlich gesunken. Das Prohibitions-System, welches jede fremde Waare ausschloss, hatte wesentlich dazu beigetragen, dass sich gewisse Industrien in

Wien rasch entwickelten und die Fabrikanten bereicherten. Arme Arbeiter wurden reiche Fabriksherren durch Erzeugung von Sammt und Seide, Shawls, besonders aber Seidenbändern. Es gab manchen intelligenten und sparsamen Mann in der grossen Reihe dieser Fabrikanten. Die erste Generation hielt auf Einfachheit; gewöhnt an die Arbeit der eigenen Hände und des eigenen Kopfes, stellte sie geringe Ansprüche an das Leben; aber schon die Söhne und Töchter wuchsen zur Ueppigkeit, zum Hange nach Wohlleben auf. Der Mann der Arbeit bleibt oft strenge gegen sich, aber er wird nachsichtig gegen seine Kinder. Und sie waren ja reich, die Wiener Fabrikanten, warum sollten deren Kinder nicht geniessen, was ihnen Freude machte! Das eine Seidenkleid, die Goldhaube, die sechs Reihen Kropfperlen um den Hals, mit einer Diamantenschliesse befestigt, das Um und Auf von Glanz und Schmuck einer alten Wiener Bürgersfrau, genügte den Töchtern der Fabrikanten der Wiener Vorstädte Neubau, Mariahilf und Schottenfeld nicht. Waren sie doch zwischen Bergen von Sammt und Seide in der Fabrik aufgewachsen, am Sonntag mit den Werkpferden nach dem Prater gefahren, hämmerte doch nebenan der Goldarbeiter. Das Alles mussten sie jetzt haben an jedem Tage, zu jeder Stunde. Die Söhne liessen es sich genügen, in der Fabrik hie und da aufzutauchen und nachzusehen. Den grössten Theil des Vormittags, des Nachmittags und des Abends verbrachten sie aber in Kaffee- und Gasthäusern, im Tanzlocale und im Theater. Das waren die Cavaliere der ausserstädtischen Lebenskreise. Die Bezeichnung »Fabrikantensohn« oder »Hausherrnsohn« war eine Art von ungeschriebenem, aber fast vollwichtigem Adelsbrief. Das ging so fort, bis eines Tages die Gesetzgebung des Staates geändert wurde, und mit einem Schlage die Modestoff-Industrie die Concurrenz des Auslandes nicht ertragen konnte. Statt sich anderen Productionszweigen zuzuwenden, arbeiteten die Fabrikanten in gewohnter Art weiter, so lange es ging, so lange sie noch etwas zuzusetzen hatten vom Erworbenen und Ersparten, von Häusern, Villen und Gütern, dem Vermögen in der Casse, dem Sparpfennig in der Büchse. Sie harrten, eigensinnig oder unfähig zu rascher Wendung am Webstuhle, über den die Zeit hinweggegangen war, aus, und klagten Alle und Alles an, nur nicht die eigene Schwerfälligkeit und Kurzsichtigkeit. Trotz dieser Fehler ist viel Talent und mancher edle Charakter in dieser Industriekrise zu Grunde gegangen. Der Apollosaal, ein Wunder von Wien, und das Gasthaus »Dommayer« in Hietzing, wo die Bälle und Hochzeitsgelage dieser Gesell-

schaftskreise gefeiert wurden, sind von dem Schlage, dem ihre Gäste unterlegen waren, gestreift worden. Der Ballsaal versank, und Dommayer wurde bescheiden.

Die Welt des Geldreichthums war damals noch wie heute eine Welt für sich. Die Salons der Bankiers wiesen eine eigenartige Zusammensetzung auf. Während in den Comptoirs Herren der Aristokratie öfter zu erblicken waren, da zu jener Zeit die Aufnahme von Darlehen zumeist durch Ausgabe von Lotterie-Papieren erfolgte, ein Geschäft dessen Abschluss langdauernde und mannigfache Unterhandlungen erforderte, vermisste man des Abends in den hell erleuchteten Sälen der Geldbarone und Finanzedelleute die Majoratsherren fürstlicher oder gräflicher Häuser. Ab und zu glänzte ein hoher Herr durch seine Anwesenheit, wenn die Dame des Hauses, welche am Theetisch den duftenden, belebenden Trank darbot, zu jenen Frauen orientalischer Abstammung gehörte, die, wenn sie schön sind, den ganzen Zauber des vollendeten Weibes entfalten. Und an solchen Frauen hat es der Finanzwelt Wiens nie gefehlt. Der Schönheit gesellte sich, wenn auch nicht mehr so häufig wie zur Zeit des Wiener Congresses, doch noch immer hie und da Geist hinzu, Grazie selten. Von den Frauen, welche mit Madame Herz und der Rahel-Varnhagen in Berlin in geistiger Schwesterschaft verbunden waren, zierte allerdings nur mehr eine geringe Anzahl die Palais Fries, Arnstein, Pereira, Eskeles u. s. w., aber aus den Frauen tönte doch noch die Sprechweise und die Geistesart der hohen Schulen Berlins und Frankfurts, welchen Städten die Mehrzahl der Wiener Bankiers entstammte. Die Sprache der Schlegel und Varnhagen's, des Prinzen Louis Ferdinand und Wilhelm v. Humboldt's schlug noch als letzte Welle der geistigen Bewegung der Goethe'schen Periode an das Ohr, während die Männer, stark beschäftigt und im Salon von fast ostentativer Bescheidenheit, sich im Hintergrunde hielten und statt im Sprechzimmer ihren Platz im Spielzimmer suchten. In diese Kreise fanden auch einzelne Schriftsteller Zutritt, wenn sie entweder dem Adel angehörten, zur geistigen Anregung und Unterhaltung in beliebter Form ihren Theil beitragen konnten, wie Castelli und Baumann, oder wenn man, wie an Eduard von Bauernfeld, die böse Zunge fürchtete. Einer der in diesen Salons beliebtesten »Schriftsteller-Edelleute« war Josef Christian Freiherr v. Zedlitz. Eine Falstafffigur von feinen und liebenswürdigen Umgangsformen, galt er in vielen Dingen als eine Art Orakel. Er hatte als Soldat Proben von Tapferkeit abgelegt. Er war ein Alt-

österreicher ohne Furcht und Tadel und österreichisch gesinnt sein galt ihm als Inbegriff seiner Lebensaufgabe. Zedlitz besang die Armee. Er lobte die Regierung in der »Allgemeinen Zeitung« nach im auswärtigen Amte empfangenen Instructionen. Auch auf diesem Felde scheute er vor keinem Streite zurück, den er tapfer mit der Feder auskämpfte.

Zedlitz war Gast ebenso bei dem Fürsten Metternich wie bei der schönen, hohen, schwarzlockigen Baronin Eskeles und bei der alten Freifrau Pereira, der Letzten des Hauses Arnstein. Zedlitz galt mit Recht als grosser Kenner guter Tafel und werthvollen Kellers. Er nahm mit Vergnügen Einladungen zu Diners an, noch besser speiste man aber bei ihm im kleinen Kreise, dem oft die Herzogin von Accerenza, da Zedlitz' Appartements keine Hausfrau zierte, vorsass. In pikanten Saucen konnte es Zedlitz mit dem alten Dumas aufnehmen, wenn auch seine Stücke nicht jenen Erfolg hatten wie die des französischen Negerabkömmlings, und in der Art, die neapolitanischen Nudeln zu einem Festessen für die Grossen und Schönen der Erde zuzubereiten, konnte es der Autor des Gedichtes »Die Nächtliche Heerschau« mit dem Componisten des »Barbier von Sevilla«, Rossini, vielleicht aufnehmen. Zedlitz war der Sachverständige in allen Fragen von Küche und Keller in den Häusern der Finanzaristokratie, ein Name, der übrigens zu jener Zeit noch nicht gang und gebe war. Ehe daselbst eine neue Köchin den Dienst antrat, musste sie ein Probeessen zubereiten und die Entscheidung darüber, wie hoch deren Wissenschaft oder Kunst reiche, ruhte auf Zedlitz Zunge. Wenn er zum Schluss der Tafel sein Glas erhob und der Hausfrau mit seinem runden, doppelkinnigen Antlitz freundlich, fast glückselig zunickte, so hatte die Köchin gesiegt, wenn Zedlitz ernst, ja trübsinnig dreinsah, war sie verloren wenigstens für dieses Haus. Eines Abends erschien Zedlitz in einem dieser Häuser zu einem derartigen Probeessen und da es sich eben fügte, dass auch ein jugendlicher Erzieher für die Knaben und Töchter eines Familienmitgliedes gewonnen werden sollte, so bat man Zedlitz, mit dem schüchternen Pädagogen, der selbst noch eines Hofmeisters bedurft hätte, ein Gespräch anzuknüpfen und ihn auf sein Wissen und sein Benehmen zu prüfen. Zedlitz unterzog sich lächelnd auch dieser Aufgabe. Sie musste nicht vollständig zu Ungunsten des Jünglings ausgefallen sein, denn nach dem Diner wurde nebst der Köchin auch der, wie er selbst fühlte, recht unreife Erzieher aufgenommen. Den Reiz der nach den Mahlzeiten stattfinden-

den Soiréen bildeten ab und zu berühmte Virtuosen, welche sich eben in Wien aufhielten. Lizst stürmte oft im Hause der Baronin Eskeles und auch der aristokratisch vornehme Thalberg, das Seitenkind eines österreichischen Fürstenhauses, liess zierlich und anmuthig seine Hände über die Instrumente Stein's und Streicher's gleiten. Die Soiréen des Banquiers Baron Sina, die er während der italienischen Saison veranstaltete, waren berühmt und die Sänger aus Welschland lobten die Freigebigkeit des griechischen Geldmannes. Das Haus Geymüller, ehedem ein Mittelpunkt reichen geselligen Verkehrs, war bereits geschlossen. Baron Anselm Rothschild hatte nicht den Ehrgeiz, sich als Gastgeber einen Namen zu machen und Herr Meyer (Stametz-Meyer), der aus Baiern nach Wien gekommen war, wohl nicht die Gabe, einen Kreis um sich zu bilden, was seiner Gemalin indessen später wohl gelang. Eine besondere Physiognomie trug der Salon des Banquiers Walter; er war politisch angehaucht und Franz v. Pulszky fand dort die geistvolle Therese, seine Gemalin.

Wir haben fast alle Häuser genannt, welche in dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit eine glänzende Rolle spielten, alle Kreise derselben erwähnt. Vereinigt konnte man sie, wie bereits erwähnt, im Prater sehen und in der italienischen Oper. Die letztere bot damals in Wien das Beste, was man hören und sehen konnte. Wien hatte eine Frühlings-Stagione von drei Monaten. Es hörte die Malibran und die Pasta, die Grisi und Persiani, Lablache und Tamburini, Rubini und Poggi, es sah die Tänzerinnen Marie Taglioni, Cerito und die anmuthsvolle Tochter Wiens, den holdesten Sprössling des ehemaligen Wiener Ballets, Fanny Elssler, welche Gentz in Goethe'scher Prosa liebevoll feierte. Rossini, Bellini, schliesslich Donizetti schrieben Opern für Wien. Jährlich wurde ein neues Werk des eben in der Mode stehenden italienischen Componisten aufgeführt. Wien entschied damals in Opernsachen wie auch im Drama — von letzterem werden wir später sprechen — über Leben und Tod eines Werkes. Es gab den Ton an in Theaterdingen, zahlte gut, verstand zu hören und zu jubeln, aber auch zu vernichten. Der erste Abend der italienischen Saison, die erste Aufführung einer neuen Oper boten Schauspiele, wie sie heute nicht mehr in Wien vorkommen. Es war eine Spannung in der Atmosphäre, als ob ein künstlerisches Gewitter niedergehen sollte. Voller Erregung, voller Theilnahme fieberte Jedermann und die Künstler mit. Der Vorhang hob sich, ein Sänger oder eine Sängerin betrat

die Bühne. Todtenstille. Keine Hand regte sich. Man hielt den Athem zurück, die Augen starrten unverwandt und nur ein leises Lächeln, das über die Züge glitt, ein verständnissvolles sich nach rechts oder links zum Nachbar Wenden, ein Nicken mit dem Kopfe brachten die ersten Urtheile, die da sagten: Ja, oder nein! Nach vernommenen vier oder fünf Tönen war eine Stimme gewogen und gerichtet, nach der ersten Arie ein Sänger verurtheilt oder in den Himmel gehoben. Und so war es bei den Arien- oder Ensemblestücken, welche neue Opern brachten. Man ahnt heute in Wien nicht, wie flammend der Enthusiasmus damals emporschlug, selbst wenn man den Spectakel abrechnet, welchen die in Wien zahlreiche Mitglieder zählende italienische Compagnie anhob. Man konnte genau unterscheiden, was Wien gefiel und was die Italiener auf der letzten Gallerie durch ihre welschen Rufe und ihr südlich stürmisches Händeklatschen durchsetzen wollten. Man verlangte viel in Wien, erwies sich aber auch dankbar, entzückt und oft verzückt: besonders im Salon der Frau von Joëlson, welcher sich der Specialität erfreute, dass man daselbst die italienischen Sänger in der Nähe hören und sehen konnte. Die Wiener waren in der Oper fast zu Italienern geworden, und als Musik galt damals hauptsächlich nur die italienische. Der deutsche Ton war in den höheren Gesellschaftskreisen fast völlig verklungen, gänzlich aus der Mode gekommen. Die sinnliche Musik Italiens stimmte zu dem rein sinnlichen Leben der vornehmen Gesellschaft Wiens.

Einen grösseren Contrast, als jenen, der während der italienischen Saison in Wien zwischen dem Opernhause und der Bühne in der Leopoldstadt bestand, kann man sich nicht vorstellen. Dort das Ausländische, hier das örtlich Städtische, dort die dem Wohlklange der Stimme, der italienischen Melodie und der Unnatur des damaligen musikalischen Dramas ausschliesslich geweihte Stätte, hier in dem alten, finsteren, unbequemen Hause der wienerische Humor und Scherz, der in gerader Linie von der improvisirten Komödie und dem Hanswurste abstammte. Obwohl das Volksstück durch den Zauberring Raimund'scher Poesie hindurch gegangen war, liess es nur geringe Spuren solch künstlerischen Einflusses wahrnehmen, ja, es schien zu der Form der vorraimund'schen Wiener Posse zurückgekehrt zu sein. Ein Band gab es indessen, das vom Kärnthnerthor-Theater zu jenem in der Leopoldstadt reichte. Die Volksbühne hielt der italienischen Oper den Spiegel vor und zeigte im Zerrbilde die Einseitigkeit und Manierirtheit der wälschen Oper in Wort, Gesang und Spiel. Johann

Nestroy hiess der Satyriker, welcher faunartig im Leopoldstädter Theater herrschte, im ehemaligen Kasperltheater Wiens. Nestroy war der Nachfolger Raimund's, aber dessen entschiedener Gegensatz. An die Zauberhülle der Raimund'schen Stücke anfänglich anknüpfend, brannte Nestroy's ätzende Laune die Form bald durch und seine Gestalten grinsten, wenn sie lachten. Er schuf gleichsam die Satyrspiele zu den Dichtungen des grossen Wiener Volkspoeten.

Raimund war der Grillparzer der Wiener Volksbühne, und Beider Art stammte von den spanischen Dichtern her, mittelbar oder unmittelbar. Spanisches Wesen hatte sich in der Wiener Atmosphäre erhalten, die Wiener Hofbibliothek barg Schätze der spanischen Literatur, welche von Schreyvogel-West, Grillparzer und später Halm mit redlichem Bemühen gehoben und verwerthet wurden. Es ist nicht leicht nachweisbar, auf welchem Wege die spanische Dichtung auf Raimund Einfluss genommen hat, in der Luft allein mag derselbe nicht gelegen sein, aber er ist unverkennbar vorhanden. Die Aehnlichkeit zwischen Grillparzer's »Traum ein Leben« und Raimund's »Zaubermärchen« ist nicht nur der Form, sondern auch dem Texte nach so gross, dass der geistige Zusammenhang ausser Frage steht. Wahrscheinlich ist Raimund in seiner Jugend ein eifriger Besucher des Burgtheaters gewesen und sein Talent hatte sich in dem spanischen Zaubergarten rasch und reich entwickelt. Er dichtete, als ob die Spanier seine Ahnen gewesen wären. Trotzdem blieb er im Kerne eigenartig. Er reichte zu voller Höhe der Künstlerschaft, wenn er sich auf den realen Boden, gut österreichischen Grund stellte und seine Nebenmenschen schilderte. Da war er im besten Sinne wienerisch. Man kann Cheristane und theilweise auch Flotwell preisgeben, aber Valentin und Rosa mit ihrem reichen Kindersegen, Wiens Adam und Eva, sind Urmenschen der grossen Donaustadt. Raimund hat das Herz des Wieners wie ein Naturforscher klargelegt. Sein Wiener ist gut und edel, aber etwas empfindsam. Der Valentin spricht raimundisch raunzend, in der Manier des grossen Volksdichters und des grossen Kunstdichters Grillparzer. Es sei gestattet, an dieser Stelle den gleichen Grund und Boden, dem Grillparzer und Raimund angehörten, auch für die Wiener Genre-Maler Kraft, Fendi, Danhauser und Waldmüller zu beanspruchen. Bei Raimund's »Verschwender« und Danhauser's »Prasser« und »Klostersuppe« ist der Genius Wiens in edelster Gestalt Gevatter gestanden. Der Bettler Raimund's und jener des Danhauser'schen Bildes, welcher an dem Portale der Kapuzinerkirche bettelnd den Suppennapf hinhält, sind so verwandte

Gestalten, wie der Flottwell des grossen Schauspieldichters und der Verschwender Danhauser's. Zu diesem sass der schöne blonde Wiener Maler Cramolini Modell. Realisten waren beide Künstler, aber welch vornehmer, schöner, edler Art! Sie schufen Werke, die nicht betrübten, nicht Beklemmung hervorriefen und die Freude am Leben nicht annagten; sie ergötzten, sie erfreuten, sie erhoben, sie gaben zu denken und zu fühlen.

In der Zeit, als Raimund nicht mehr war und Niemand weit umher, der seine Nachfolge weder als Schauspieler noch als Dichter hätte antreten können, tauchte plötzlich die lange, hagere, aus kleinen schwarzen Augen scharf blickende, den breiten Mund und das spitz hervortretende Kinn grinsend verzerrende Gestalt Johann Nestroy's auf. Sie schien zu fragen: was steht denn Wien zu Diensten? Das war der Mann, der sich über Gott und die Welt, wie man in Wien zu sagen pflegt, lustig machte. Hatte er eine Mission? Vielleicht! Die lammfrohe Gemüthlichkeit drohte das Gedankenleben in Wien zu ersticken. Da erschien Nestroy's verneinender Geist; er musste verhöhnen, er konnte nicht anders. Raimund's talentlose Nachfolger und Nachahmer hatten sich dem weinerlich Empfindsamen, krankhaft Klagenden überlassen. Der Schnitter Nestroy fand Unkraut in Fülle für seine Sichel. Er schien gesendet zu sein, um reine Luft mittelst Spott und Satyre zu schaffen. Nestroy war in erster Reihe Satyriker. Seine Phantasie konnte in eine Nussschale geschlossen werden; thatsächlich hatte er kaum zu einem seiner Stücke den Stoff erfunden und in französischen und deutschen Romanen und Novellen die Handlung gesucht, die er mit dem eindringlichen Knallen seines Sarkasmus und dem Schellengeklingel seines Witzes begleitete. Auch die italienische Oper war dem Manne, der in seiner Jugend sich als Sänger bewährt und in den Sarastro vertieft hatte, herzlich zuwider. In viele seiner Stücke legte er Gesangs-Quodlibets ein, welche die italienische Gesangsmanier grausam verspotteten. Nestroy brachte Wien dahin, dass es über die Triller der sterbenden Helden zu lachen begann. Die zerstörende Mission, welche dem Dämon Nestroy's geworden, hat er getreulich erfüllt; als er vom Schauplatze abtrat, war das Wiener Volkstheater in seinen Armen todt. Es lebte in literarischem Sinne erst wieder auf, als das grosse Talent Anzengruber's, des Pessimisten in der Reihe der Wiener Volksdichter, sich stark und energisch Bahn brach. Raimund, Nestroy, Anzengruber waren die Kinder ihrer Zeit und sie wurden die Männer ihrer Zeit. Wiens Entwickelung spiegelt sich in ihrem Wesen, in ihren Werken.

Alle komischen Erscheinungen auf dem Theater sind auf zwei Grundtypen zurückzuführen: die Dicken und die Dünnen, um einen von Anastasius Grün im anderen Sinne gebrauchten Ausdruck anzuwenden. War Johann Nestroy die hohe, schlanke, magere Erscheinung, das zersetzende Element, so konnte Wenzel Scholz, der kleine, gedrungene, dicke Komiker mit dem grossen Kopfe und den rothen Wangen als Bild des Wieners bajuvarischer Abstammung gelten, des gutmüthigen und behäbigen, etwas schwer beweglichen, sesshaften Wiener Bürgers aus der Vorstadt. Quecksilber und Blei nebeneinander; so glänzten, so gaben sich die Beiden. Man lachte über Wenzel Scholz's Erscheinung und die drastische Art, mit der er selbst wahrhaft kindliche Scherze durch trocken-drolliges Wesen annehmbar zu machen verstand: man lachte über das, was Nestroy sagte, wie er es sagte und die Kunst, mittelst welcher er seinem Gesichte, aus dem übrigens jeder Zeit dieselben Tollkirschen-Augen stachen, eine der Rolle entsprechende, immer aber etwas fratzenhafte Maske zu geben verstand.

Nestroy auf der Bühne musste den Glauben erwecken, man habe es mit einem vollendeten Cyniker zu thun, einer Art von Mephistofeles der Leopoldstadt. Wie sehr war man aber überrascht, wenn man den Mann in seiner Wohnung als den bescheidensten und schüchternsten Menschen erkannte. Und dieses sein Wesen war nicht gemacht, es war eine Seite des reichen aber widerspruchsvollen Organismus dieser grossen Künstlernatur. Es gab in Nestroy's Laufbahn Zeiten, es waren dies jene des stärksten politischen Druckes, das erklärt viel, wenn nicht Alles, während welcher er auf der Bühne die schrecklichsten Zweideutigkeiten an das Publicum brachte. Auf dem Theater staken alle Teufel in seinem Leibe und hüpften aus seinem unfläthigen Munde; in seinem Zimmer trat uns Nestroy nicht nur als fast unterwürfig bescheidener, sondern auch liebenswürdiger, gelehrter und belehrender Mann entgegen, der, wenn er zu fliessendem Sprechen gebracht worden war, die vom Theater entlegensten Gebiete am liebsten betrat. So war es ihm Herzensfreude, zwei riesiggrosse, an der Basis glatt geschliffene Ammoniten aus dem Untersberger Gebiete vorzuzeigen, die er selbst ausgegraben und als kostbaren Schatz, auf eisernen Gestellen, zu eigenem Ergötzen und zur Bewunderung Jener, die ihn besuchten, aufgestellt hatte. Sie befinden sich jetzt in einem öffentlichen naturhistorischen Cabinete Wiens. Nestroy war der gefälligste Mensch, der nie für sich selbst etwas beanspruchte, und jedes Lob, das man ihm spendete, fast mit

einer Art von Beschämung aufnahm. Sein Theater und sein Haus, höchstens hie und da das Kaffeehaus, waren allein die Orte, in denen man Johann Nestroy sehen konnte. Der Mann, welcher so grossen Einfluss auf den Geist der Wiener Gesellschaft genommen, für das, was man gesellschaftliches Leben nennt, war er nie zu haben.

Die Bedeutung, welche Nestroy und Scholz für das Wiener Volksstück hatten, erreichte keiner der übrigen viel genannten Wiener Schauspieler, weder Carl, der als Staberl doch eigentlich nur ein vielbewunderter Schwadronär war, noch Rott, ein nicht ebenbürtiger Nachfolger Raimund'scher Darstellungsweise, noch Carl Treumann, lediglich ein Virtuos des Körpers und der Zunge, dessen Hauptkunststück darin bestand, »verschiedene Gestalten« anzunehmen, wie man damals sagte, was im Wesentlichen darauf hinausging, dass er in kürzester Zeit verschiedene Costüme zu wechseln verstand.

Die ersten Vorstellungen im Carltheater fanden, gleich jenen in der italienischen Oper, vor einem gespannten, kampfbereiten Publicum statt. Wien hatte damals Zeit und Lust, wochenlang darüber zu sinnen und zu rathen, welcher Art die Couplets in einem neuen Nestroy'schen Stücke sein würden und ob das Stück, welches Scholz zu seinem Benefice wählte, wie dies fast regelmässig der Fall war, dem Untergange geweiht sei. Man machte die schlechte Wahl dem armen Scholz zum Vorwurfe, und doch war er daran so unschuldig, wie er sich in fast allen seinen Rollen stellte. Es war eben nicht seine Wahl. Director Carl hatte die Verpflichtung, Scholz ein Stück zu seinem Benefice zu liefern, und die schlechtesten, die er aufbringen konnte, stellte er ihm zur Verfügung. Das Stück fiel durch, der Autor erhielt das Honorar im möglichst geringsten Ausmasse, und die Angelegenheit des Scholz'schen Benefices war auf die Dauer eines halben Jahres für das Wiener Publicum, den Director Carl und den Beneficianten erledigt. Man kann sich heute in Wien, wo oft in Theatersachen Gleichgiltigkeit und Blasirtheit den Ton angeben, wo die Claque, die damals noch vollständig unbekannt war, sich eingenistet hat, schwer einen Begriff machen, wie sich ein Erfolg im Carltheater zu den Zeiten von Nestroy und Scholz darstellte und wodurch ein Durchfall sich zu erkennen gab. Jeder Witz Nestroy's wurde aufgefangen und hin und her geworfen wie eine glänzende Kugel, er flog von Mund zu Mund; die Strophen der Couplets wurden bejubelt, und zahllose Hervorrufe lohnten den Darsteller und Dichter; aber auch welches Pfeifen und Zischen, welches Pochen mit Stöcken und Füssen, welches Geschrei, welcher Scandal, wenn das Stück dem

Publicum nicht mundete. Der Tumult begann oft bereits im ersten Acte und hielt sich bis zum Schlusse auf der Höhe des Unschönen und Rohen. Es ist geradezu unbegreiflich, wie die Darsteller jener Zeit die Kraft gewinnen konnten, derartigen Stürmen zu widerstehen und mit der Rede, so oft für Augenblicke Ruhe eintrat, fortzufahren. Es gehörte das eben zum Metier, zu den Künsten, welche ein Schauspieler gelernt haben musste.

Das Theater war in der Zeit vor 1848 und eine Zeit lang nach diesem denkwürdigen Jahre das Forum der Donaustadt. Einzig und allein hier durfte die Gesellschaft Wiens, als Körper vereinigt, offen und frei ihre Meinung äussern, ihren Willen kundgeben, Lob und Tadel ungestraft austheilen. Im Theater allein konnte das Volk die Souveränität der Gedankenfreiheit üben; da hatte es gelernt, sich zu fühlen, da machte es von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch. Im Theater wurde Wien mit dem Vereins- und Versammlungsrecht bekannt.

Gleichwie die Darsteller Raimund, Nestroy und Scholz keinen würdigen Nachfolger auf den Wiener Bühnen fanden, so wurden auch Raimund und Nestroy als Dichter von den Männern, welche neben und nach ihnen Stücke im Theater an der Wien und im Carltheater aufführen liessen, nicht erreicht. Raimund umkreisten Bäuerle, Gleich und Toldt in weiter Entfernung. Auch sie riefen in den Prologen Genien und Schutzgeister um ihre Mitwirkung an, fielen aber dann in den dem Leben entnommenen Begebenheiten recht plump auf unfläthigen Boden. Wir haben Bäuerle genannt, dessen Name sich länger durch seine Redactionsführung der »Wiener Theaterzeitung« im Gedächtnisse erhalten hat, denn als Verfasser der Zauberposse »Aline oder die Wiener in einem andern Welttheile«. Diese Posse enthält den Liedrefrain: »Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!« Wenn, wie wir sagten, in den Wiener Theatern sich die Gesellschaft als solche in ihrer Kraft und Macht fühlte, so war Bäuerle's Theaterzeitung so recht eigentlich das Organ der Wiener Plaudersucht jener Tage. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, die neue Rolle einer beliebten Schauspielerin, ein Virtuos, der gefällig spielte oder interessant aussah, die Stadtneuigkeit unpolitischer Natur und vor Allem der leider bis auf den heutigen Tag in Wien so sehr gepflegte, Privatangelegenheiten betreffende Theaterklatsch beschäftigten die Gesellschaft in den Kaffeehäusern und Salons über alle Massen. Die Gesellschaft Wiens sollte sich um nichts Anderes bekümmern, das wurde gewünscht, und man hatte es dahin gebracht, dass über nichts Anderes gesprochen wurde, als

was der flüchtige Tag brachte, und nahm. »Der Beobachter«, das politische Organ der Staatskanzlei, in welches die Nachfolger Friedrich's von Gentz von der Staatskanzlei beeinflusste Artikel schrieben, wurde nur von Männern gelesen, die durch ihre amtliche Stellung verpflichtet, also befugt waren, sich um politische Angelegenheiten zu kümmern. Andere Blätter, wie »Der Sammler« und »Der Wanderer«, waren nur ein weniger reichhaltiger Born in der Art der »Wiener Theaterzeitung«. Witthauer's »Wiener Zeitschrift« war im Absterben, von Frankl's »Sonntagsblättern« werden wir später reden. Letztere waren würdig und ernst gehalten, fesselnd und gut geschrieben; soweit man nichts dagegen hatte. Ihre Leiter hätten sich gern über die ihnen gezogenen Schranken geschwungen, allein hinter denselben standen die Männer der Censur, die oft selbst liberal gesinnt, des Brotes wegen, die Anstürmenden auf das erlaubte Gebiet zurückzwangen. Hat doch auch Carl Bauernschmidt, der sich später als humorvoller und ätzender Wiener Feuilletonist einen Namen gemacht, zur Wiener Censur gehört.

Diese quälte selbst harmlose Gemüther wie Bäuerle und Castelli, den Dichter in niederösterreichischer Mundart, Beide echte Wiener ihrer Zeit, die sich überaus behaglich in dem Wohlleben der Residenz fühlten, ja in demselben aufgingen. Castelli erzählte mit einer Art komischer Reue, er trage die Schuld an Goethes Rücktritt vom Theater in Weimar. Er habe das Gelegenheitsstück: »Der Hund des Aubry« geschrieben, Goethe hätte sich gegen die Aufführung ausgesprochen und als diese doch erfolgte, seine Demission gegeben! — Die Staatsallgewalt, immer enger und enger den Kreis der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten einengend, liess auch die Besprechungen der Theater nicht unangetastet. Auf keinem Felde führt allzugrosse Aengstlichkeit zu widersinnigeren Verfügungen, als auf dem der Wacht über die geistige Bewegung. Schliesslich gibt es zwei Furchtsame: jenen, der bevormundet wird und den Vormund selbst. So kam es auch, dass man die Sorge um die Ruhe und Sicherheit des Staates mit der Fürsorge um das Wohl und Wehe der Schauspieler, besonders der Schauspielerinnen, verwechselte. Bäuerle und Castelli klagten oft über die Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt waren und es wirkte fast komisch, wenn der grosse, starke, bedächtige und gemächliche Bäuerle seine Leiden im Kampfe mit der Censur auseinandersetzte. Die Manuscripte mussten, bevor sie zum Drucke gelangten, der Censur überliefert werden. Die Mitternachtstunde war oft erschienen und das Manu-

script noch nicht, mit dem Imprimatur versehen, herabgelangt. Die Maschinendreher, Drucker und Setzer harrten unbeschäftigt. Endlich erschien das Verbot, diesen oder jenen grösseren Artikel zu veröffentlichen und es musste dann im letzten Augenblicke Rath und Hilfe geschafft werden. All' das hat aber Bäuerle, den Mann, der auf gute Tafel hielt, bei seinem Diner nie gestört; wenn er den Mittagstisch am eigenen Herde versäumt hatte, entschädigte er sich an einem feinen und reichlichen Mahle in dem Gasthause »zum goldenen Lamm« in der Leopoldstadt in Gesellschaft eben so heiterer, die Wiener Anekdote pflegender Männer wie er selbst. Freimüthige Sprache und offenes Handeln duldete man nicht, so wurde aus Bäuerle und Castelli, denen sich Deinhardstein, der Autor des Lustspieles »Hans Sachs« und Herausgeber der »Wiener Jahrbücher«, an denen Goethe einst mitgearbeitet hatte, eine Cumpanei, die des Lebens Aufgabe und seinen Reiz darin suchte, den lieben Mitmenschen allerhand Schabernack anzuthun. Gleich übermüthigen Jünglingen wanderten sie des Nachts in den Gassen Wiens, zogen die Hausglocken, eilten dann sofort davon oder fragten die schlaftrunken erscheinenden Hausmeister: wie theuer die Wohnung sei, welche auf dem Hausthore, als zum Beziehen bereit, angekündigt werde; sie nahmen die Aushängschilde von Kaufläden herab und verwechselten dieselben, so dass die Wohnstätte einer Geburtshelferin als jene eines Advocaten bezeichnet wurde; kurz die Wiener Poeten und Redacteure trieben es so toll, als wären sie nicht berühmte Männer Wiens, sondern junge, unbekannte Studenten in Salamanca.

In ähnlicher Art, in gleichem Geist und Ton unterhielten sich die geselligen Vereine. Berühmt war damals eine Vereinigung von Schriftstellern, Künstlern und aufgeweckten Männern der Gesellschaft, welche sich »Supiritum« nannte. Es ging lustig und toll zu in jenen Kreisen. Humor und Witz, allerdings einer nicht ganz reinlichen Art, flatterten über den dampfenden Punschgläsern. Wer von fremden Celebritäten nach Wien kam, versäumte es nicht, sich zu bemühen, in das »Superitum« früher genannt die »Ludlamshöhle«, wo die Schellenkappe auf den Häuptern der geistigen Führer Wiens thronte, eingeführt zu werden, und in den Reiseberichten manch bedeutenden Mannes erklang das Loblied des scharfen Salzes der Wiener humoristischen Küche. Es wurde in diesen geselligen Vereinen musicirt und man las lyrische Gedichte vor, aber hie und da schlüpfte gleich einer Eidechse ein gewagtes Wort, eine geschickt gewendete, scharfbeleuchtende Anspielung hervor. Wo zehn Menschen zusammen-

kamen, war in der Regel einer dabei, der schwätzte oder gar an gefährlichem Orte ein Wort fallen liess, das »hinterbracht« wurde. So waren auch die Vorsitzenden des »Supiritums« und der »Ludlamshöhle« vor einer Berufung zur Polizeibehörde nicht sicher. Indessen diese Herren, welche mannigfache Beziehungen zu Hochgestellten und Behörden hatten, ja selbst hie und da Letzteren angehörten, verstanden es, die Vereine, und das war ja wohl eigentlich wirklich der Fall, als engelrein und taubenfromm darzustellen und bedenklich befundene Vorfälle als völlig harmlos und nur durch ein Missverständniss nicht sogleich in ihrer wahren Bedeutung erkennbare kleine Ereignisse wegzulächeln.

Auch die Maler und Bildhauer feierten in ähnlicher Art Feste beim »blauen Strauss« in der Kothgasse der Vorstadt Laimgrube. Ihr lebenslustiger, erfindungsreicher Führer war Herr von Sickardsburg, Professor der Akademie, mit van der Nüll, später der Erbauer des Wiener Opernhauses und mit ihm Begründer der Wiedergeburt der Wiener Baukunst und Kleinkunst. Diese Faschingsfreuden, in dem kleinen Raume der fernen Vorstadt mit beschränkten Mitteln abgehalten, boten durch echte Laune und reiche, schöne Costüme oft einen überraschenden Anblick und wahren Genuss. Die Phantasie des Künstlers adelt Alles. Hier wurde der Keim gelegt, aus dem nach Jahrzehnten Wiens Künstler-Genossenschaft und der mannigfaltig gegliederte Bau des gerühmten Künstlerhauses erwuchsen.

Waren solche Zusammenkünfte und Feste beendigt, so trieb die kaum zu befriedigende Lebenslust einen Theil der Wiener Gesellschaft in die Gast- und Kaffeehäuser, besonders zum »Sperl«. Eine fröhliche Nacht war in Wien nicht als geschlossen anzusehen, wenn man nicht eine Schale schwarzen Kaffees getrunken, oder sich an dem Tanze der Wienerinnen freier Ordnung im Sperl ergötzt hatte. Das Sperllocal in der Leopoldstadt besass europäischen Ruf; guten Ruf möchten wir nicht sagen. Wenn ein Fremder in Wien eintraf, so lautete das erste Ersuchen an den Lohndiener des Gasthauses: nach dem Sperl geführt zu werden. Man sah dort wienerische Art oder Unart, wie man will, schöne Gesichter, üppige Körper, fröhliche Augen, beflügelte Schritte der Tanzenden; man sah dort den echten Wiener Walzer tanzen und das war in der That ein Vergnügen, das man heute, wo französische Art zu walzen in Wien angenommen wurde, nicht mehr geniesst. Man walzte nicht, man flog, man raste und hielt sich doch gewandt, anmuthig und schön. Es schien als ob die Paare den Boden nicht berührten. Eine erschöpft sich nieder-

lassende Tänzerin behielt doch noch Kraft und Stimme übrig, um zu lächeln und einige freundliche Worte des Dankes an ihren Tänzer zu richten. »Das Leben ein Tanz«, lautet der Titel eines Strauss-schen Walzers und das Leben ein Tanz und ein Spiel dazu, war wirklich die Auffassung vieler Wiener jener Zeit. Unbewusst übten sie aus, was man von ihnen verlangte. Man konnte ihnen nicht zürnen und musste ihnen verzeihen, denn sie wussten nicht, was sie thaten.

Die Wiener wurden in dieses Leben nicht nur durch die vortreffliche Kost und den guten Wein der vornehmen Gasthäuser und Hotels, der »Stadt Frankfurt«, des »Erzherzog Carl« und besonders des »goldenen Lamm« in der Leopoldstadt gelockt, sondern auch durch die Volksküche. Dieser Ausdruck bezeichnete etwas anderes, als man heute darunter versteht, wo er den billigen Tisch der Armen bedeutet. Wir meinen die gute Wiener Volksküche, die sich in unzähligen kleineren Gasthäusern des Lerchenfeldes und der Vorstadt an dem Bächlein Als darbot. Dort war es billiger als in dem zu Verzehrungssteuerzwecken geschlossenen Stadtkreise; dort floss das Bier in Strömen, der junge Wein schäumte und perlte, befeuerte und erhitzte und überall ertönten die Gesänge des heiteren Wein- und Waldviertels unter dem Wienerwalde, der weiteren Heimat des Wieners, von schneidiger, anreizender Musik begleitet. Der erste Jauchzer, den sich vor Jahrhunderten von Berg zu Berg der junge Bauernssohn und die dralle Schnitterin zusendeten, er ist der Grundton dessen, was sich so kunstreich zum Wiener Liede und zum Wiener Walzer ausgebildet. Er mag bajuvarischen Ursprungs sein, aber zu der schönen, reinen Kunstform wie in Wien hat er es nirgendwo gebracht. Die Ländler, welche die Wiener Musikanten Wild und Gruber, Pamer und Hummel, die ersten Walzer-quartettisten, in rauchigen, unscheinbaren Gasthäusern gespielt, wurden von ihren Nachfolgern Johann Lanner und Johann Strauss, die anfänglich vereint wirkten, sich später aber als gleichberechtigte Künstler trennten und auf eigene Füsse stellten, zu Walzern erweitert und die Art beflügelt. Strauss der Dämonische und Lanner der Elegische haben den Wiener Walzer zur kleinen Symphonie der Heiterkeit und Schönheit erhoben. Diese Wiener Musik erscholl allerorten, stimmte alle Geister und beflügelte alle Schritte, sie überschüttete wie mit einem Notenregen das Wiener Leben und begrub unter diesem Tonfalle das Denken, erstickte im Keime das Handeln des Mannes. Wien tanzte und war politisch ruhig. Wer nicht tanzte,

hörte wenigstens der Tanzmusik zu und athmete die heisse qualmige Luft ein, die vom Dampfe der credenzten Getränke und dem Athem anreizender Weiber erfüllt war.

* * *

Ausser jenen Cirkeln der Gesellschaft, welche das Vergnügen zusammenführte, gab es in Wien Kreise, denen Bestrebungen zur Erreichung geistiger Güter gemeinsam waren. Der Lebensgenuss schwamm obenauf, war sichtbar, fiel Fremden, die Wien besuchten, sofort auf und bestimmte ihr Urtheil; die politisch Wissenden und Lernenden, Anregenden und Strebenden standen nicht im Vordergrunde, denn sie mussten ihre Schritte und Worte überwachen und verbergen. Der Leichtsinn sah aus den Fenstern der Prunkgemächer heraus; das ernste Mühen wohnte unter der Erde oder im Dachstübchen.

Wohl einer der ersten Vereine, die in Oesterreich gegründet wurden, war jener »zum Schutze und zur Versorgung entlassener Sträflinge in Böhmen«. Ihn hat Graf Leo Thun in das Leben gerufen. Ich war ein Kind, als mein Vater von Karlsbad, wo man ihn bestimmt hatte, Mitglied dieses Bundes zu werden, mit dem schön ausgestatteten Diplome zurückkehrte und die Wand, an welcher sein Schreibtisch stand, damit schmückte. Mitglied eines Vereines! Das war so neu damals, das hatte eine so grosse Wichtigkeit, dass zahlreiche angesehene Männer kamen, um das Diplom zu besichtigen. Welchen Eindruck machte erst die Bezeichnung »Verein« auf den Knaben, welche Fülle unklarer, aber die Phantasie füllender Vorstellungen erweckte er! So wohnt denn schon dem Begriffe der Verbindung ein Theil der Macht inne, welche die Vereinigung von Männern zu ernsten Zwecken nachdrucksvoll ausübt. Dieser Verein »zum Schutze entlassener Sträflinge« weckte den Keim der Freiheitsliebe, eröffnete dem Blicke die Wolken und zeigte in unbestimmten Formen den Rath der Vertreter des Volkes. Menschenliebe, Wiedergewinn der verlorenen bürgerlichen Stellung, Menschenwürde, Hilfe und Unterstützung, die That in Ausübung des Guten, das war die Leiter, auf der man, folgernd, zu der Gedankenreihe gelangte: Recht, Wahrung desselben, Selbstbestimmung, Loslösen von der Bevormundung der Gedanken und Gefühle, des gesprochenen und geschriebenen Wortes, Freiheit! Dahin hatte es der übertriebene Druck gebracht, dass selbst harmlose Vereinigungen Warmhäuser der Befreiungsbestrebungen wurden.

Auch in Wien waren schon früh Vereine entstanden: der juridisch-politische Leseverein, der Gewerbeverein u. m. a. Gewerbsleute, welche sich gegenseitig unterstützten und förderten, Advocaten und Professoren, welche zusammenkamen, um Fachzeitschriften zu lesen und wissenschaftliche Bücher aus der anfänglich kleinen, aber rasch zur Bedeutung herangewachsenen Bibliothek zu entlehnen, wer konnte solchen Bestrebungen einen gewissen Grad von Harmlosigkeit absprechen? Und doch wurde späterhin von dem Gewerbevereine durch Beschwerden und Petitionen der Baum herbeigeschafft, um den Absolutismus aus den Angeln zu heben und der juridisch-politische Leseverein ist die Geburtsstätte liberaler Minister geworden. Wie konnte es auch anders sein. Wenn Männer, wie Rudolf von Arthaber und Theodor von Hornbostel im Gewerbeverein über das Knüpfen und Verschlingen der Bänder oder über das im Webstuhle hin- und herschiessende Schiffchen sprachen, so ging man wohl bald auf den Webstuhl der Zeit über, und wenn Dr. Alexander Bach, welcher in England das Verfassungsleben an seiner Geburtsstätte kennen gelernt hatte, mit dem von allen humanen Bestrebungen der Zeit erfüllten Rechtslehrer der Universität, Professor Hye, sich über eine neue Erscheinung in der juridischen Literatur besprach, so endigte naturgemäss das Gespräch mit dem Vergleiche der Zustände Oesterreichs und jener Grossbritanniens, wo Freiheit und Gleichheit, Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung herrschten. Das war nicht sofort am ersten Tage der Fall, man wusste vielleicht selbst nicht, mit welchen kaum die Augen aufschlagenden Hintergedanken an die Gründung dieser Vereine geschritten worden war, allein es stellte sich nach und nach heraus, und der Rauch zeigte, dass in diesem und jenem Hause das Feuer der neuen Ideen brenne. Langsam und still, unscheinbar vorwärts tastend, bewegte sich der Fortschritt von diesen Vereinen in weitere Kreise und nach und nach erfüllte er Hunderte und Tausende, welche auswärtige Mitglieder waren, ohne irgendwie durch Brief und Siegel Anspruch zu besitzen, diesen Namen zu führen.

Die Universität Wiens war voll des neuen Geistes. Man ehrte die Professoren, von welchen man mit einiger Sicherheit annahm, dass sie sich den neuen Ideen zugewendet, und geisselte jene, welche alt und veraltet nicht mit der Neuzeit gleichen Schritt gehalten hatten. Im Grossen und Ganzen waren die Zustände der Universität vor 1848 ein Greuel und im Widerspruche mit der Absicht der Machthaber, jede Demonstration der Bürger im Keime zu ersticken, duldete

man Auftritte abscheulicher Art in den Sälen und Vorräumen der Hochschule. Allerdings musste es jugendliche Gemüther zur Verzweiflung bringen, wenn z. B. der greise Professor der Mathematik, Jenko, mehr als dreihundert Hörern schwierige Rechnungen klar machen wollte, während sein Vortrag kaum von Jenen gehört wurde, welche in der ersten Bank sassen. Häufig ertönten die Rufe: Lauter, lauter! und als der arme, gepeinigte Professor sein Organ anstrengte und nur schrille Töne hervorbrachte, trieb ihm das ausbrechende Lachen der Studenten Schweisstropfen auf die arme, alte, runzelige Stirn. Was hatten aber diese Vorgänge gegen den Tumult zu bedeuten, welchen häufig das Erscheinen des Professors der Naturgeschichte, Braunhofer, erweckte. Der greise gebrechliche Mann bewegte sich nur mit Mühe vorwärts. Er hatte Eigenheiten und Gewohnheiten, welche allerdings den Uebermuth junger Leute hervorzurufen geeignet waren. Man hörte wenig und lernte nichts, sollte aber doch, gleichwie bei dem Professor der Mathematik, die Prüfung den Vorträgen entsprechend ablegen, und wurde geworfen, wenn man den Wortlaut nicht vollständig innehatte. Dagegen rebellirte man hie und da, fing, wenn der unglückliche Professor erschien, mit den Absätzen der Stiefel an, den Generalmarsch zu klopfen und gab dieser Stimmung an dem Namenstage des gepeinigten, recht alt gewordenen Gelehrten dadurch besonders Ausdruck, dass man dem Lehrer bei seinem Erscheinen einen aus Nesseln und welken Feldblumen gewundenen Kranz um den Hals legte! Aehnlich war es mit dem Lehrstuhle der Aesthetik beschaffen, während anderseits ein berühmter Mann, wie der Physiker von Ettingshausen, in das Extrem fiel, sich als Diplomaten und grossen Erfinder gab und die Studirenden bei der Prüfung von seiner geistigen Höhe herab durch Ironie und kühlen Spott auf's Blut peinigte. Das war die Wiener Universität, in welcher die akademische Legion vom Jahre 1848 geboren wurde.

Allerdings gab es auch gelehrte Männer, deren Vorlesungen stark besucht waren, und aus deren Hörsälen eine Reihe von scharfsinnigen Juristen, Lehrern und Staatsmännern hervorgegangen ist. Es waren dies die Rechtslehrer Kudler, Winiwarter und manche Andere. Der beliebteste Professor kurz vor dem Jahre 1848 war aber Dr. Hye, ein noch jüngerer, schöner Mann, mit sprechenden, grossen Augen und einer Beredsamkeit, die zu erwärmen und zu begeistern wusste. Er mochte über welches juridische Thema immer sprechen, es war so viel innere Gluth in dem allen edlen und guten Bestre-

bungen zugewendeten Manne, dass sie sich unmittelbar dem Auditorium mittheilte. Man ahnte, dass Hye's Kopf und Herz von den Ideen und Empfindungen der neuen Zeit erfüllt seien. und dass er mit der heranwachsenden Generation sympathisire, auch wenn er dies nicht laut werden lassen, nur, verdeckt, andeuten durfte. Ein junger Assistent war damals ebenfalls Liebling der Studenten, ein blonder, grosser, starker, grobknochiger Mann, der wie ein junger Hussit aussah, aber trotzdem er das Licht der Welt in Mähren erblickt hatte und einen slavischen Namen trug, sein Deutschthum bei den Versammlungen in der Säulenhalle, vor dem Beginne der Vorlesungen nach rechts und links in dem Kreise der ihn umgebenden Jünglinge kundgab. Er nannte sich Karl Giskra.

Die Wiener medicinische Facultät glänzte weit hinaus gleich einem Leuchtthurme. Ihr Ruhm stand fest in Europa. Männer wie Rokitansky, Skoda und Hyrtl hielten den Namen Wiens aufrecht, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, was dieses auf dem Gebiete ernsten Forschens, strenger Wissenschaft vermag. Rokitansky trug am kranken Leibe die Lehre vom gesunden Geiste vor. Die Worte über pathologische Anatomie erblühten in seinem Munde zur Weltweisheit. Rokitansky war ein Philosoph wie Oesterreich deren wenige besessen. Er konnte im medicinischen Hörsaale freier über Geist und Materie seine Ansichten aussprechen, als es den Weltweisen der philosophischen Facultät erlaubt gewesen wäre, selbst wenn sie sich nicht, wie Herr von Lichtenfels, in trockenen Formalismus eingeschlossen hätten. Von Rokitansky zum Forschen und Denken angehalten, trugen die Studenten seine Methode auf die Zergliederung des Staatskörpers über und das Streben nach Freiheit fand in den Medicinern eine geschlossene und entschlossene Armee.

Fortschritt predigte auch Alles im Polytechnicum. Durch die neuen Erfindungen wurde der Nutzen in das klare Licht gestellt, welchen die Welt aus dem nie rastenden Denken und Sinnen der Forscher zieht. Oesterreich war nicht zurückgeblieben in der Technik und Mechanik, ja es hatte einen Ueberschuss an grossen Lehrern und gab Karmarsch und Redtenbacher an Deutschland ab. Es brachte auch Ressel, den Erfinder der Schiffsschraube, hervor, dessen Gestalt in einem technisch wenig gelungenen, vorzeitig schwarz gewordenen Erzbilde in dem dürftigen Garten vor der technischen Hochschule trauert.

In den Reihen der Männer, welche die Versammlung der niederösterreichischen Landstände bildeten, war der Kampf um

das Recht nie völlig aufgegeben worden. So sehr auch ihr Wirkungskreis eingeengt blieb, verstanden sie es doch zu sprechen und von sich sprechen zu machen. Sie hatten das Recht, sich zu officiellen Sitzungen zu versammeln und nahmen sich die Freiheit, Vorberathungen und Nachberathungen zu halten, heraus. Diese waren bedeutungsvoller, verheissungsvoller als die Vorlagen der Regierung, als die gestattete Debatte darüber. Baron Doblhoff, Graf Breuner, Anton Ritter von Schmerling, Karl von Kleyle u. s. w. in diesem Kreise wurde die Freiheit für Oesterreich ebenso herbeigesehnt und angestrebt als im Bürgerthume, an den Hochschulen und in der Beamtenschaft.

Gedanken und Gefühlen, welchen man im Bureau nicht laute Worte leihen durfte, gab man des Abends im Salon Ausdruck. Hier herrschte schöne Gastlichkeit und edler Josefinismus. Dichter und Schriftsteller bildeten die Zierde dieser Kreise und waren ob mannigfacher Anregung und Förderung geistvoll-anmuthigen Frauen und edlen Männern zu Dank verpflichtet. Zwar Nikolaus Lenau weilte nicht mehr in Wien und die Stätte, an der er so gerne still vor sich hin geträumt, das Haus der Frau von Löwenthal, öffnete nur wenig Auserwählten seine Pforten; aber Schmerling, Sommaruga, Baron Andrian, Pratobevera, Endlicher und wie sie alle hiessen, die Staatsbeamten vornehmer Art, die Blüthe der vormärzlichen Gesellschaft Wiens, Männer vom niederen Adel, aber hoher Gesinnung, übten die Pflichten der Hausherren in reicher Art und edler Form.

Einer der am zahlreichsten besuchten Salons war jener des Orientalisten Freiherrn von Hammer-Purgstall. Hier wurde wohl am rückhaltlosesten und lautesten den Gefühlen Ausdruck gegeben, welche die leitende Gesellschaft Wiens, man konnte die Kreise, von denen die neue geistige Strömung ausging, wohl so nennen, erfüllten. Baron Hammer, welcher dem Dienste des auswärtigen Amtes angehört hatte, der Geschichtsschreiber des Orientes und Nachdichter persischer Ghaselen, ein Mann von europäischem Rufe, war die Seele des Kreises, der sich um ihn versammelte. Dieser Mann, vor, nehm in der Erscheinung, mit der Nase und den Augen eines Adlers, lebhaft und immer im Eifer, als ob er sich am Feuer in Siedhitze erhielte, war der Repräsentant der Wiener Fronde jener Zeit, und wer zählte in den Kreisen der vorwärts Strebenden, jener, die da sagten, der Quietismus und die Bevormundung würden, wenn das Vaterland der rettenden Männer bedürfe, nur des öffentlichen Lebens

Ungewohnte, in Staatsangelegenheiten Ungeschulte finden, nicht zur Fronde? »Der Wiener schimpft immer!« mit diesen Worten beruhigten sich die Hochmögenden, »ihm ist nur wohl, wenn er seinen Schnabel wetzen kann.« Aber die Spottvögel hatten ihre Schnäbel bereits scharf gespitzt, den Lyrikern waren Tadler und Kritiker gefolgt, welche sich recht derber Prosa bedienten, im Salon, wo die Gefahr des Gehörtwerdens von gefährdender Seite nicht allzu gross war, und in ausländischen Blättern. Zwar Baron Hammer liess es an Eingaben, die er den Kanzlern vorlegte, nicht fehlen. Hauptsächlich betrieb er, was zunächst einige Aussicht hatte, durchgesetzt zu werden, die Gründung der Akademie der Wissenschaften. Welche Schwierigkeiten selbst dieser Institution entgegengestellt wurden, das kann man mit Erstaunen in dem Briefwechsel, den Baron Hammer führte und der vor einiger Zeit veröffentlicht worden ist, lesen. Endlich wurde die Akademie in das Leben gerufen und Fürst Metternich berief in dieselbe als ordentliche Mitglieder auch Grillparzer und Halm, zwei Dichter, und Eduard von Bauernfeld wurde zum correspondirenden Mitgliede ernannt. Die beiden Dichter Oesterreichs sind todt, Bauernfeld ist heute noch immer nur correspondirendes Mitglied und neuernannt wurde seitens der autonomen Körperschaft Keiner der österreichischen Poeten und Schriftsteller, da die Akademie seither die Ansicht gefasst hat: nur Männer der eigentlichen Wissenschaft hätten Anspruch, in dieselbe aufgenommen zu werden!

Die Schriftsteller, welche ihren Gedanken und Gefühlen ungeschminkt Ausdruck geben wollten, liessen, wie angedeutet, Correspondenzen in auswärtigen Blättern erscheinen und ihre Bücher censurfrei im Auslande erscheinen. Die bedruckten Blätter flatterten auf Umwegen über die Grenze und wurden eifrig gelesen. Die Wirkung, welche Anastasius Grün's »Spaziergänge eines Wiener Poeten« auf jugendliche Gemüther hervorbrachte, wird heute kaum mehr völlig begriffen werden. Wie eine Offenbarung trug man das Buch verborgen bei sich, zog es, wenn man sich unbeobachtet sah, hervor, las mit flammenden Wangen und Augen, las wieder, bei Tag und bei Nacht, lernte die Gedichte auswendig, schrieb sie ab, theilte dieselben den Freunden mit und — dem eigenen Vater in der kleinen Provinzstadt, der tödtlich erschrocken zuerst streng abmahnende und dann herzlich flehende Briefe schrieb, von solchem die Laufbahn eines Studenten vernichtenden Unternehmen abzulassen. Kuranda's »Grenzboten«, die vielgenannten grünen Hefte, wurden gierig gelesen von denen, welche in deren Besitz gelangten, und

Solchen, denen sie leihweise überlassen worden waren. Man jubelte, wenn man es schwarz auf weiss hatte, wie schlimm es mit den öffentlichen Angelegenheiten in Oesterreich bestellt sei! Man jubelte, in der Hoffnung und Erwartung, es werde endlich anders werden, besser, man werde dereinst offen patriotisch denken und sprechen dürfen auch in Oesterreich. Und welches Fest war es für uns Strebende, wenn Einer oder der Andere der im Auslande lebenden und schreibenden Oesterreicher nach Wien kam und man das Glück hatte, in den Kreis zugelassen zu werden, der sich um ihn versammelte. So erzählte uns eines Abends in einem Bierhause Kuranda, der aus Italien zurückkehrend, sich einige Tage vor der Rückkehr nach Leipzig in Wien aufhielt, er habe das Bild gesehen, auf welchem der deutsche Kaiser im Büsserhemde zur Winterszeit kniete und vom Schlosshofe in Canossa zum triumphirenden Papste emporsah, und dabei reckte und streckte sich der kleine, sorgfältig gekleidete, putzige Mann, dass man glaubte, er wachse und theilte unseren Herzen die empörten Gefühle seines Busens mit! Franz Schuselka, der Deutschkatholik geworden war, belehrte uns, ebenfalls im Bierhause zur »grossen Pfeife«, das damals die ersten Tropfen braunen Bieres, welches jetzt in einem grossen Strome aus Bayern nach Wien rinnt, darbot, über die religiöse Bewegung in Deutschland. Namhafte Dichter, wie Gutzkow, Laube und Kühne, Mitglieder des jungen Deutschland, wurden, wenn sie nach Wien kamen, vielfach aufgesucht und angestaunt. Es hielt sich für einen Jünger von einiger Bedeutung der, den diese Männer ihres Umganges würdigten. Sie konnten den Einladungen, die an sie ergingen, kaum nachkommen und waren so entzückt von Wien, ohne deshalb ihre Ansicht über die Art, wie Oesterreich regiert wurde, zu ändern, dass sie das Lob der Donaustadt und ihrer Bewohner in den Reisebriefen laut sangen. Es war in diesem Punkte, der Dankbarkeit für erwiesene Gastfreundschaft, besser geworden, als zu Anfang dieses Jahrhunderts; denn noch August Wilhelm Schlegel schreibt in der Vorrede seines 1809 erschienenen Buches: »Ueber dramatische Kunst und Literatur«:

»Die Bewohner Wiens haben längst die Sitte gehabt, nachtheilige Schilderungen, welche manche Schriftsteller des nördlichen Deutschlands von dieser Hauptstadt entworfen, durch die wohlwollendste Aufnahme der eben aus jenen Gegenden herkommenden Gelehrten und Künstler und durch uneigennützige Wärme für den Ruhm unserer Literatur zu widerlegen, eine Wärme, die selbst durch eine gerechte Empfindlichkeit nicht hat gedämpft werden können.

Ich fand hier die Herzlichkeit besserer Zeiten mit jener liebenswürdigen Regsamkeit des Südens vereinigt, welche oft dem deutschen Ernste versagt ist und lebhaften Geschmack an geistiger Unterhaltung allgemein verbreitet.«

So keimten und wuchsen die liberalen Ideen und wurden in ganz Oesterreich verbreitet. Geflügelte Worte und scharfe Witze flogen wie Pfeile in der Luft. Ja selbst die Musik machte sich zum Verbreiter der nationalen und freiheitlichen Bestrebungen. Der neu gegründete Wiener Männergesang-Verein sang in dem »Walde, der hoch oben aufgebaut war«, bei Dornbach, des Böhmen Kaliwoda »Deutsches Lied«, man zog ihm nach, wie dem Spielmanne von Hameln, jubelte ihm zu und murmelte, müde zurückgekehrt, des Nachts noch auf seinem schlechten Lager: »So klinge fort, du deutsches Lied!«

Die Bewegung, welche sich aller strebenden Geister bemächtigt hatte, war auch in Gast- und Kaffeehäusern wahrnehmbar. Allerdings musste man in die Kreise, welche sich da zusammenfanden, eingeführt sein und Vertrauen erwecken. Man sprach offen und laut, so lange man nicht beobachtet wurde — wie der Chor der Gefangenen in »Fidelio« — verstummte aber sofort, wenn ein Fremder den Raum betrat.

In einem kleinen Gasthause in der Singerstrasse, »Amor« benannt, versammelte sich täglich am Mittagstische eine grössere Anzahl von Schriftstellern, Musikern und Künstlern. Es wurden zumeist Erscheinungen der Literatur und Kunst besprochen; wenn aber ein Ereigniss politischer Natur bekannt wurde, scheute man nicht davor zurück, seine Ansicht darzulegen. Diesem Kreise gehörten die drei Componisten Nicolai, Dessauer und J. v. Vesque an; Nicolai, der Autor der Oper: »Die lustigen Weiber von Windsor« und Begründer der philharmonischen Concerte in Wien, Dessauer, ein feingebildeter Lieder- und Operncomponist, dessen Haupt eine Art Gloriole umschwebte, weil er einst mit George Sand freundlich verkehrt hatte und Johann Vesque von Püttlingen, Staatskanzleirath im Auswärtigen Amte, der unter dem Künstlernamen Hoven mehrere Opern componirt, Lieder Heinrich Heine's geistig fein erfasst und mit Grazie und Humor in Musik gesetzt hatte. Nicolai war fast täglich Dessauer's Tischgenosse, Vesque aber nur ab und zu, bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Es waren dies die Tage, an welchen ein neues Werk eines der drei Männer vor die Oeffentlichkeit gebracht wurde. Sie galten als nicht wenig von sich einge-

nommen und als einmal die Frage aufgeworfen wurde, wer eine höhere Meinung von seinen Verdiensten besitze, Dessauer oder Vesque, erfolgte die Antwort: Nicolai. In diesen Kreis wurde eines Tages ein Mann Namens Messenhauser eingeführt. Er erschien in Civilkleidung, war aber Infanterie-Oberlieutenant und in der letzten Zeit in Linz in Garnison gestanden. Er war nach Lemberg versetzt worden und hielt sich auf der Reise dahin einige Tage in Wien auf. Messenhauser hatte als Schriftsteller Zutritt in diesen Kreis erhalten. Seine Novellen waren bemerkt worden. Für einen grossen, eben beendigten Roman suchte er einen Verleger und in der Reihe der Kritiker und Journalisten, welche beim »Amor« zu erscheinen pflegten, Förderer.

Das Gespräch bewegte sich — es war im Jahre 1846 — um den in Galizien eben ausgebrochenen Aufstand. Messenhauser ergriff das Wort, donnerte gegen die polnischen Revolutionäre, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: »Wehe Denen, welche sich mir entgegenstellen! Ich werde sie niedermähen wie die Aehren des Kornfeldes.« In dieser Art erging er sich einige Zeit hindurch. Die Tischgenossen blickten einander befremdet an, erwiderten kein Wort, erhoben sich aber Einer nach dem Andern. Bauernfeld war der Erste, der seinen Hut nahm und davonging und bald sass Messenhauser mit dem Herrn, welcher ihn eingeführt hatte, allein. Welche Wandlung war mit diesem Manne, der im October des Jahres 1848 in dem eingeschlossenen Wien commandirte, vorgegangen! Man hat gesagt, dass es eine schöne Polin gewesen sei, welcher Messenhauser in Lemberg sein Herz und seine Anschauung zu Füssen gelegt habe. Gewissheit war darüber nicht zu erlangen; allein unmöglich war eine solche Sinnesänderung nicht. Messenhauser besass ein hartes, brüchiges Wesen und solche Naturen pflegen, wenn sie sich wandeln, leicht aus einem Extrem ins andere zu fallen.

Johann Vesque von Püttlingen, den wir genannt, besass ein Landhaus in Penzing. In seinem Salon wurde viel musicirt, aber auch politisirt, wenn die Menge das Haus verlassen hatte und nur die ständigen Gäste zurückgeblieben waren. Es gab da eine bunte Reihe. Alexander Baumann, gerne gesehen und gehört wie überall, stimmte seine Alpenlieder an und Professor Fischhof spielte gleich darauf Fugen von Bach, damals eine seltene Erscheinung. Oft erschien in dem Salon auch J. A. Becher. Er war eine der eigenthümlichsten und interessantesten Erscheinungen des vormärzlichen Wien. Gross, hager, hartknochig, so dass sein Körper beim Gehen

in drei Theile zusammenknickte wie ein Zollstab, in den Knien und um die Mitte herum, schob er sich stets eilig vorwärts, anscheinend ohne die Füsse zu heben. Ein dünner blonder Bart umfloss die Wangen und vereinigte sich unter dem glattrasirten Kinn. Die hohe Stirne wölbte sich aufstrebend und vorspringend. Vom Hinterhaupte fielen spärliche, aber leicht gelockte, lange, blonde, durch Becher's Eilschritt ins Flattern gesetzte Haare. In der kühleren Jahreszeit trug er stets einen Ueberrock welcher kürzer war als der Frack oder der Rock unter demselben. Zumeist sah man ihn im Frack, da er in vornehmen Häusern Unterricht in der Compositionslehre ertheilte. J. A. Becher war ein geistvoller Mann, ein Musikkritiker eigenthümlicher Art. Voll Wissen, mit der musikalischen Literatur aller Länder innig vertraut, strenge in seinen Anforderungen, hart im Ausdrucke, erschien er inmitten der Wiener nur dem sinnlichen Klange und der wohltönenden Melodie sich mit Lust hingebenden musikalischen Welt wie ein seltsamer Fremdling. Er war von Einigen anerkannt und verehrt, von Vielen verspottet, von Allen gefürchtet. Becher schrieb für Frankl's »Sonntagsblätter«. Er war auch Componist und schrieb mehrere Quartette, deren sich die beiden jugendlichen Violinspieler Josef und Georg Hellmesberger mit wahrer Aufopferung annahmen. Ernste Musikkenner sagten diesen Tonstücken eine erstaunliche Gelehrsamkeit und eine besondere Geschicklichkeit in der Instrumentation nach; gefallen aber haben sie Wenigen und von Vielen wurden sie als verrückt bezeichnet. Man war in Musikkreisen mit dem Worte »verrückt« zu jener Zeit überaus freigebig. Auch Berlioz, der in Wien Orchesterconcerte veranstaltete, wurde von Vielen als verrückt bezeichnet. Indessen hatten doch seine Productionen grossen Zulauf und es fanden sich einzelne warme Vertheidiger und Bewunderer der Berliozischen Musik. Zu diesen gehörte natürlich in erster Reihe J. A. Becher, der, wenn er es erlebt hätte, sicher einer der wärmsten Vertheidiger Richard Wagner's geworden wäre. In Wien war er einer der ersten Pfadfinder der neudeutschen Richtung, wie man heute zu sagen pflegt. Becher war aber nicht nur Musiker, sondern auch politisch gebildet, theoretisch und praktisch. Hatte er doch seine Studien in Edinburg gemacht und war er dort zum Doctor der Philosophie promovirt worden.

Bei allem Verstande, bei aller Entschiedenheit seines Wesens besass Becher ein leicht zu entflammendes Herz. Wahrhaft romantisch war seine Liebe zu Fräulein Alma von Reichenbach, der

Tochter des berühmten Chemikers, Erfinders des Creozot, welcher als eine Art »Weiser vom Berge« unfern des Kahlenberges, auf dem Kobenzl, wo er eine Villa und ein Gut besass, wohnte. Reichenbach machte damals durch sein Buch über das »Od« und die mysteriöse Dunkelkammer viel von sich reden; so weit aber ging sein Hinwegsetzen über alle Vorurtheile nicht, dass er die Hand seines Kindes dem armen, von einem Tag zum andern lebenden Schriftgelehrten Becher gegeben hätte. Dieser musste seine Besuche in dem Hause des »modernen Zauberers«, wie man Reichenbach nannte, einstellen. Alma von Reichenbach war eine ätherische Erscheinung, schlank von Gestalt, zart, mit einem schmalen, länglichen, fast durchsichtigen Theerosen-Teint-Gesichtchen, langsam in ihren Bewegungen. Es flackerten Flammen in den dunklen Augen, welche deren unglückliche Trägerin zu verzehren schienen. Das arme, junge, schöne Mädchen blieb unverheiratet und hat kaum den Sommer seines Lebens erreicht.

J. A. Becher wandelte, oder schob sich vielmehr, traurig und melancholisch von Ort zu Ort, von Bekannten zu Bekannten. So erschien er auch öfter als sonst im Vesque'schen Hause und dort hatte ein jugendlicher Schriftsteller, der später ein Wiener Journalist geworden ist, Vertrauen in dem älteren Becher erweckt. Ihm vertraute dieser seinen herben Schmerz an. In dem Nachbarhause wohnte eine Dame, eine fast noch junge Witwe. Der junge Schriftsteller hatte Zutritt in ihr Haus und dieser Dame stellte er J. A. Becher vor, in der Hoffnung, dass die Unterhaltung mit der lebhaften, sprühenden Frau den gebeugten Kritiker, Philosophen, Musiker und Politiker wieder aufrichten werde. Diese Hoffnung ging auch in Erfüllung. Becher wurde mit der Zeit täglicher Gast der fast noch jungen Witwe. Sie hiess Baronin Perin.

In demselben Penzing hatte der Zufall auch drei junge Männer, die sich später einen Namen gemacht, zufällig zusammengeführt. Es waren dies: der Dichter der Deborah, Mosenthal, Erzieher im Hause des Bankiers Goldschmidt, Hans Kudlich, Erzieher im Hause des späteren Bürgermeisters Seiller, und der schon öfter erwähnte jugendliche Schriftsteller und spätere Wiener Journalist, welcher im Hause Vesque Unterricht ertheilte. Wir Drei geleiteten täglich die kleine, muntere Schaar unserer Zöglinge nach der Penzinger Schwimmschule und haben dabei über öffentliche Angelegenheiten eingehender gesprochen, als über Erziehungskunde.

In Wien fand sich der Kreis, welcher Mittags im Gasthause »zum Amor« zusammenkam, in den ersten Abendstunden im Kaffee-

hause Leibenfrost auf dem Mehlmarkte zusammen. Es gesellten sich da auch berühmte Maler Wiens hinzu: der stille, ernste Danhauser, dem die Poesie aus den Augen blickte; der starke, stämmige, wohlbeleibte Raffalt, welcher aussah wie ein Cyklop und in seiner Jugend wirklich den Hammer geführt hatte; der kleine Steinfeld, eine echte Professorengestalt, der mit seinem Bilde: »Die verlassene Mühle« die erste Stimmungslandschaft in Wien geschaffen hat, ein Weg, den Raffalt mit seinen trüben regnerischen Tagen auf wasserreicher Ebene erfolgreich fortsetzte, und Pettenkofen, der in seinen ersten Bildern bereits die Meisterschaft ahnen liess, die er erreichen werde. Hier war auch der Musikenthusiast Graf Laurencin ständig, eine glühende Natur, welche bei jedem Worte, das Beifall fand, den Enthusiasmus etwas unmelodisch laut werden liess.

Der Hauptsprecher im Café Leibenfrost war aber Dr. Tausenau. Halb Feuerseele, halb Spottvogel, konnte er wie ein geübter Schauspieler aus glühender Begeisterung in niederschmetternden Hohn umschlagen. Er war als Redner geübt, hielt er doch jahrelang, da er nach abgelegten Prüfungen keinen eigentlichen Lebensberuf ergriffen hatte, in reichen Häusern Vorträge über Literatur. Dadurch hatte er seine Rednergabe ausgebildet. Er galt als ein grosser Kenner Shakespeare's, welchen er, was in unseren Kreisen angestaunt wurde, im Originale las. Er sprach lebhaft und flüssig, war man unbelauscht, der Kreis geschlossen, laut und leidenschaftlich. Tausenau hielt Vorträge über englische Literatur, auch im Hause Rudolf von Arthaber's, welcher in seiner Villa in Ober-Döbling das erste prachtvolle moderne Glashaus Wiens gebaut und die schönste Wiener Bildergallerie neuerer Zeit, in der sich auch die Hauptgemälde Danhauser's: der »Prasser« und die »Klostersuppe« befanden, angelegt hatte. Dr. Tausenau wohnte damals im höchsten Stockwerke des Hôtel »Munsch«, gegenüber dem Café Leibenfrost, also unfern des Hôtels zur »Stadt Frankfurt« — vor dem er 1848 seine vielbesprochene Rede gehalten hat!

Ein Gast, der selten vorsprach, dessen Erscheinen im Café Leidenfrost aber immer Interesse erregte, war Rudolf v. Eitelberger, ein noch junger Mann. Auch er war aus der Provinz nach Wien gekommen, hatte hier seine Studien vollendet, Unterricht gegeben und an dem Director der kaiserlichen Gemäldegallerie im Belvedere, Herrn Böhm, dem Vater des jetzt in London lebenden und dort zu grossem Ansehen gelangten Bildhauers, einen Gönner

gefunden. Eitelberger hatte zwar kunstwissenschaftliche Studien betrieben, aber es mehr durch eigene unausgesetzte Arbeit und ausserordentlichen Fleiss in der Durchforschung der Bibliotheken und Kunstsammlungen zur Gelehrsamkeit gebracht, als durch an der Universität genossenen Unterricht, wo es für das Fach, dem sich Eitelberger widmen wollte, thatsächlich keinen systematischen Unterricht gab. Er war also eigentlich Autodidakt und das Verdienst, ihm Anschauungs-Unterricht ertheilt zu haben, gebührt Herrn Böhm, dem nicht nur die Obsorge für den grössten Kunstschatz der Monarchie anvertraut war, sondern der sich auch als Sammler und Forscher auf dem Gebiete der Kunstdenkmale des Alterthums und des Mittelalters hervorgethan hatte. Director Böhm war gründlicher Kenner der Gothik und der Renaissance in Oesterreich zu einer Zeit, wo ausser ihm nur wenige Männer sich dem Studium und der Forschung der Kunst und der Kunstindustrie des XV. und XVI. Jahrhunderts gewidmet hatten. Böhm zeugte Eitelberger und Eitelberger schuf später als reifer Mann das österreichische Museum für Kunst und Industrie. Also auch der Keim zu der Reform und dem Aufschwunge des Kunstgewerbes in Oesterreich wurde in den Jahren des idealen Aufschwunges und Strebens vor 1848 gelegt.

Das Selbstlernen bringt es mit sich, dass man oft viel weiss, das Beste anstrebt, aber nicht immer ganz sicher auf seinen Füssen steht und dass sich Ansichten über schwierige Fragen der Kuns und Kunstgeschichte ändern je nach der Strömung, von welcher die Zeit, in der man lebt, erfasst wird. Auch Eitelberger war mannigfachen Wandlungen seiner Anschauung unterworfen und die Stellung, welche er zu der eben herrschenden Meinung einnahm, ob er sich für oder gegen dieselben erklärte, wurde, wenn er in das Café Leibenfrost eintrat, Gegenstand mannigfacher Erörterung. Sie fand entweder die Zustimmung der anwesenden Maler, von denen einige ebenso gut das Wort als den Pinsel führten, oder Eitelberger's, meist in L. A. Frankl's »Sonntagsblättern« niedergelegte Ansichten wurden, wenn auch artig, aber doch entschieden bekämpft. Eitelberger war eine ausserordentlich lebhafte, nervöse Natur. Er konnte sich so sehr ereifern, dass die hohe, schon in frühen Jahren kahle Stirne blutroth wurde. Er focht dabei mit den Händen wie mit Flügeln umher, wurde aber dadurch etwas in Nachtheil gegen die Angreifer gesetzt, dass seine Worte sich überstürzten und er seine Ansichten mündlich nicht mit jener Klarheit aussprach, mit welcher er dieselben manchmal schriftlich vorzubringen pflegte. Eitelberger war

im Beginne seiner Laufbahn Gegner der akademischen Lehre gewesen. Er hatte das ausschliessliche Studium der Antike sowohl als auch das Stilisiren angegriffen, war zum Anwalte des Studiums nach der Natur geworden und predigte die Einfachheit und Wahrheit in der Kunst, die man nachher Realismus nannte; als aber Waldmüller, der Professor an der Akademie der bildenden Künste gewesen war, diese Stelle später niedergelegt und eine eigene Meisterschule gegründet hatte, eine Schaar von Schülern, von denen Michael v. Zichy der bedeutendste, um sich gesammelt hatte, diese anwies, ausschliesslich nach der Natur zu malen, und zwar, Zug für Zug, nach dem Geschauten, neben einander zu setzen, da wendete sich Eitelberger von dieser Richtung ab, wurde ihr Gegner und trat offen gegen Waldmüller auf. Nicht um das Copiren der Natur handle es sich, rief Eitelberger, nicht darum, dass man nur wahr, sondern dass man wahr und schön sei. Die Schönheit aber erfasse man durch das Studium der Alten und halte sie fest durch den Stil. So allein werde ein echtes Kunstwerk geschaffen. Man warf Eitelberger vor, seine Ansicht stände mit der früher ausgesprochenen im Widerspruche; dem war aber nicht so. Eitelberger wollte nur sagen: Sowohl das Studium der Alten, als jenes der Natur sei für den Schüler erforderlich. Aber von den sich damals schroff gegenüberstehenden Schulen angegriffen oder emporgehoben, nahm Eitelberger, von Haus aus eine polemische Natur, namentlich wenn es galt, eine von ihm vertretene Idee ins Leben zu rufen und hierbei seine Gegner aus dem Felde zu schlagen, scharf Stellung und blieb, statt die gute Seite beider Schulen zusammenzufassen und zu vereinigen, einseitig auf dem ihm aufgedrungenen Parteistandpunkte stehen. Der Streit im Café Leibenfrost zwischen ihm und einigen der anwesenden Maler wurde oft so leidenschaftlich geführt, dass der junge Kunstgelehrte, dem in der Erregung manchmal das Wort versagte, schliesslich aufsprang und davoneilte. Unbefangenheit war damals, wo die Gegensätze sich auf allen Gebieten scharf zugespitzt hatten und kampfgerüstet dastanden, nicht zu verlangen. Hier Führich, der Nazarener, der begeisterte Zeichner der Legenden, dort Waldmüller, welcher wie ein Diplomat aussah und ein Lebemann war, der Dichter der gemalten Dorfgeschichten aus dem Viertel unter dem Wienerwalde, der Maler der Kalkbrenner und ihrer gesegneten Kinderschaar in der Nähe von Kalksburg und Rodaun. Diesen Gegensatz zu überbrücken und die Berechtigung beider Schulen nachzuweisen, das jeder einzelnen innewohnende

Gute hervorzuheben und dem Verständnisse der Zeitgenossen näher zu bringen, dazu war die Zeit nicht angethan und auch nicht ihr Führer auf kunstkritischem Gebiete, Rudolf von Eitelberger.

Ob er wohl damals eine Ahnung hatte, dass er nach Jahren reformirend und umschaffend auf dem Gebiete der Kunstindustrie auftreten werde? Wir bezweifeln es; wir haben wenigstens nie ein Wort von dem geistvollen Manne, der ärmlich und karg in seinem kleinen Studirstübchen zwischen Büchern, Kupferstichen und Radirungen lebte, gehört, das auf derlei Vorhaben hätte schliessen lassen. Hingegen hatten damals schon zwei Männer an der Reform des Kunstgewerbes in Wien werkthätig gearbeitet. Nicht systematisch, nicht in der Absicht, eine Bewegung hervorzurufen, sondern je nach Bedarf, je nach dem Erfordernisse des Marktes von Fall zu Fall, von Stück zu Stück. Es waren dies Professor van der Nüll, der Erbauer des Wiener Opernhauses und Charles Girardet, ein Franzose, der in Paris sich zum Buchbinder ausgebildet hatte und nach Wien gekommen war, um hier sein Gewerbe zu betreiben.

Girardet war eine interessante Persönlichkeit, ein echter Franzose, durch und durch Pariser. Gut gewachsen, mittelgross, untersetzt, trug er stets knappe, anliegende Kleider, wie ein französischer Officier, war elegant, gewandt in allen Uebungen des Körpers, ein guter Reiter und Lenker der an den Wagen gespannten Rosse. Pferde waren seine Leidenschaft und, nebst der Verbesserung des Geschirres und der Wagen zum Selbstkutschiren, der Sport, welchem er huldigte. Girardet verdiente viel als Gewerbetreibender, er gab es aber aus für die unausgesetzten Versuche mit Wagenrädern und Kummeten und für Befriedigung nobler Passionen.

Girardet war es, welcher wieder schöne Bücher-Einbände in Wien erzeugte. Aus seinem Atelier gingen auch die Geldtäschchen, Necessaires von feinem Juchtenleder u. s. w. hervor, wodurch er zuerst den Ruf der sogenannten Wiener Artikel in der Welt begründete. Der Pariser, welcher gelernt hatte, wie nothwendig dem Gewerbe der erfindende Geist des Künstlers und der Geschmack desselben in Zeichnung und Anordnung sei, liess es sich angelegen sein, den Mann zu suchen, welcher Schwung in die Wiener Artikel bringen konnte. Er fand ihn in Professor van der Nüll, dem gründlichen Kenner aller Stilgattungen, dem vortrefflichen Zeichner und Arrangeur. Van der Nüll hat den grössten Theil der Diplomdecken zu jener Zeit, die aus kostbaren Stoffen gebildet und mit Edelsteinen und Halbedelsteinen besetzt waren, gezeichnet, obwohl nur

Eingeweihte davon wussten und darüber sprachen, während die Käufer und das grosse Publicum, das die Werke Girardet's rühmte, geringes Interesse daran hatten, wer der eigentliche Schöpfer dieser Werke gewesen und nur Girardet nannten, wenn von dieser oder jener Aufsehen erregenden Arbeit die Rede war. Zuerst stand Girardet mit diesen Arbeiten allein da in Wien, bald erwuchsen ihm jedoch Mitstreber. So fand denn Eitelberger, später der Reformator des Kunstgewerbes in Wien, den Boden einigermassen durch einen Professor der Akademie der bildenden Künste, den Architekten van der Nüll, geebnet.

Wir haben Becher und Eitelberger als Mitarbeiter der von Ludwig August Frankl redigirten »Sonntagsblätter« vorhin bezeichnet Diese Zeitschrift war damals tonangebend in den gebildeten Kreisen Wiens. Sie war gelesen und geachtet. Mit vollem Rechte. Um L. A. Frankl schaarte sich, was in Oesterreich mit ehrlichem Streben die Feder führte, Jung und Alt. Frankl verstand es, sich Beiträge der Berühmten zu verschaffen und junge Leute von Talent heranzuziehen und zu fördern. Schriftstellerische Arbeiten, deren Erscheinen in Oesterreich möglich war, wurden zumeist den »Sonntagsblättern« übergeben. Ein Artikel, eine kleine Novelle, die in diesem Organe erschien und gefiel, machte dem Verfasser einen Namen in ganz Oesterreich. Ein glückliches Auftreten in dem Blatte und man war berechtigt, Eintritt in die Kreise der Schriftsteller zu verlangen. Und man fand ihn, wurde liebenswürdig und freundlich aufgenommen, fast als Gleicher unter Gleichen. Die Kameradschaft der Schriftsteller und Künstler jener Tage besass einen Zug von wahrer Menschenliebe. War es doch Einer mehr, der nach den höchsten Gütern strebte und es war allgemeine Ansicht, dass es deren nicht zu Viele geben könne. Ein Kämpfer mehr vergrösserte die Armee und machte Hoffnung, dass sie zur gebietenden Macht erstarke. Ausser Frankl war Eduard von Bauernfeld der liebenswürdigste Förderer junger Talente. Es war rührend, wie der als Frondeur und ewig Unzufriedener verschrieene Mann in seinem Verkehre mit jugendlichen Schöngeistern die menschenfreundliche Gutmüthigkeit hervorkehrte. — Alle nun, die sich in Oesterreich später einen Namen erwarben und schriftstellerisch auszeichneten, fand man als Anfänger in der Reihe der Mitarbeiter Frankl's. Stets hat er uns gelehrt, die Ehre des Handwerks hochzuhalten, den Anstand zu wahren, brav zu bleiben, Lob und Tadel je nach Verdienst zu spenden und niemals, unter keiner Bedingung, in keiner Form sich bestechen zu lassen.

Aus Frankl's Schule ging jene Schaar von Wiener Kritikern und Feuilletonisten hervor, welche im Gegensatze zu der zumeist feilen Theaterkritik vor 1848 den Wiener Recensenten den Ruf erworben hat: unbestechlich zu sein.

All' die Kreise, welche wir geschildert, hatten ihre Vertretung bei ersten Vorstellungen von Stücken im Hofburgtheater; fast alle hervorragenden Männer, welche wir genannt, wohnten diesen Aufführungen bei. Das Burgtheater war das Forum Wiens. Hier durfte man offen seiner Gesinnung Ausdruck geben, durch Zustimmung oder Zurückweisung der vorgeführten Werke, durch Beifalls- oder Missfallsbezeugungen. Es geschah dies nicht brutal, nicht gewaltthätig, denn man brachte literarische Bildung und gute Lebensart mit; aber die Zustände hatten eine solche Spannung der Geister hervorgerufen, der langjährige Druck eine so grosse Meisterschaft im aufmerksamen Hören und Sehen, im Auffangen jeder Anspielung, im Erhaschen der Bedeutung jedes doppelsinnigen Wortes herbeigeführt, dass ein leises Murmeln, welches durch das Haus ging, ein leichtes Zischen, das die Lippen kaum bewegte, über die Gesinnung der Versammlung keinen Zweifel liessen. Trotzdem in den Logen der hohe Adel fast vollzählig anwesend war, welcher das Burgtheater seit jeher, trotz Kotzebue und Genossen, als die höhere Bildungsschule der heranwachsenden Jugend, besonders der Comtessen, betrachtete, gaben doch in diesem Hause die Beamtenwelt, das Bürgerthum und die Studenten den Ton an. Die vornehmen Kreise hielten sich, wie stets, verpflichtet, ihrem Wesen gemäss, Zurückhaltung zur Schau zu tragen und überliessen die freie Kundgebung der Meinung dem fortschrittlich eingreifenden Elemente. Die Passivität hat seit jeher im Kampfe diesen Vortheil dem Gegner überlassen und der Gegner stets ausgiebig von seinen Waffen Gebrauch gemacht.

Der literarische Wortführer jener Zeit war Eduard v. Bauernfeld. Er hat das Wiener Lustspiel auf den Bahnen, die Schröder und Kotzebue vorgezeichnet, weitergeführt. Bauernfeld begann mit harmlosen Bildern aus der Wiener Gesellschaft, schilderte die bürgerlichen und romantischen Zeitgenossen, die Banquiers Müller und die kleinen Beamten, die eleganten Lebemänner und verschmitzten Diener. Er begann, sachte, hie und da ein ätzendes Wort in das Publicum zu werfen, wagte sich dann weiter vor, bis er gegen das Ende der vierziger Jahre die politische Anschauung seiner Zeitgenossen den Gestalten auf der Bühne in den Mund

legte. Er hatte, obwohl Beamter, ohne Unterlass, vom Beginne seiner literarischen Thätigkeit an, den Kampf gegen die Censur geführt und war in demselben nicht müde geworden. Statt eines zurückgewiesenen oder arg gestrichenen Stückes legte er ein neues und wieder ein neues vor. Das führte ihn zum Ziele. Die Censur hatte allmälig theils bewusst, theils unbewusst in ihrer Strenge nachgelassen. Vorerst aus Gutmüthigkeit — ja, es gab auch gutmüthige Censoren, waren sie doch Wiener! — um den Autor nicht durch unaufhörliche verdriessliche Störungen seines Strebens zu schädigen; dann war sie wohl auch, unbewusst, der öffentlichen Meinung, welche mit immer höher gehender Strömung die Zeitgenossen erfasst hatte, gewichen. Sie hatte die ersten Schritte, die ersten freien Worte gestattet und damit der Opposition das Thor geöffnet.

Man spielte damals vortrefflich im Wiener Burgtheater. Ohne es zu ahnen, waren Schauspieler: wie der apolloartige Fichtner, der mephistophelische Laroche und Luise Neumann, welche, die Grazie selbst, schelmisches Lächeln mit einem Blicke der Augen verband, das durch die Wimpern wie das Sonnenlicht durch die Blätter schimmerte, beredte und gewandte Dolmetsche der Dichter geworden. Ein Autor wie Bauernfeld, genöthigt, nur anzudeuten, errathen zu lassen, wo er nicht offen, klar und laut sprechen lassen durfte, machte von der Fertigkeit dieser Darsteller den geschicktesten Gebrauch. Leichtes Einhalten vor dem Worte, mit welchem ein Doppelsinn verbunden war, Unterdrücken eines andern, das zu bringen man sich anschickte, ein vielsagender Blick, welcher an die Stelle des mündlichen Ausdruckes trat, das genügte, um im Publicum volles Verständniss zu erwecken. Was heute oft eine lange, mit aller Gluth aus voller Brust vorgebrachte Rede nicht erzielt, bewirkte damals ein mit halber Stimme gelispelter Satz. Nicht ein Athemzug ging verloren, der von dem Sprecher auf der Bühne ausging; jedes Wort wurde im Parterre verstanden, wo die Kunstrichter, die Wortführer der Zeitungen und jene der Salons sassen und im letzten Stockwerke, wo Leute, die wenig Geld, aber den vollen Sinn für das Streben des Zeitalters besassen, sich an die Eisenstäbe klammerten und der Sprache des Dichters wie einer Offenbarung lauschten. Bauernfeld kannte und beherrschte sein Publicum vollständig und hielt die Zeit für reif, um das Lustspiel »Grossjährig«, dessen Hauptperson den »Oesterreicher« darstellte, zu schreiben. Man liess es aufführen, nachdem Allerlei gestrichen worden war. Der Rest schien ungefährlich, die Hälfte wirkte aber

voll; es war ja noch genug übrig geblieben. Bauernfeld gab dem liberalen Theile der Wiener Gesellschaft, welcher sich als eine Art Verein constituirt hatte, das Losungswort. Das Theater in Wien hatte vor dem Jahre 1848 eben grosse politische Bedeutung.

Grossjährig! Das war das Wort, welches mitten in die Herzen der Bevölkerung Wiens traf. Grossjährig, das sind wir und wir wollen zeigen, dass wir es sind! Von da an war Wien wirklich grossjährig geworden, entschlossen, den Besitz, der ihm bisher streitig gemacht worden war, anzutreten und sich dem übermässigen Drucke der Vormundschaft, der auf ihm lastete, zu entziehen.

Es verging zwar noch längere Zeit bis zu den Märztagen des Jahres 1848, allein der Bewegung der Geister konnte nicht mehr Einhalt gethan werden. Umso weniger, als einige Meilen von Wien an dem Ufer der Donau, am Fusse der blauen Berge, die den Horizont säumen, in Pressburg, der ungarische Landtag seine Berathungen hielt, als die Reden, die dort laut wurden, den Wienern kein Geheimniss blieben und man sich sagte: Wie, gehören sie nicht einem Staate an, Ungarn und Oesterreich? Das Recht, welches man wenige Stunden von uns entfernt besitzt und voll ausüben darf, sollte nicht auch unser Recht sein?

Und diese Rechte sind Wien geworden in den Vorfrühlingstagen des Jahres 1848. Was man erwünscht, ersehnt, erfleht hatte, es ging in Erfüllung. Oesterreich erhielt eine Verfassung, es erhielt Pressfreiheit, das Recht, sich zu versammeln und sich zu vereinigen zu gemeinsamer Berathung. Die Vertreter der Völker traten zusammen, um über das Geschick des Reiches zu berathen. Oesterreich war constitutionell geworden. Was wir erstrebt, wir hatten es erreicht.

Wer die Tage des 13., 14. und 15. März des Jahres 1848 in Wien nicht miterlebt, weiss nicht, zu welch' idealer Höhe, zu welcher Grossherzigkeit, welcher Schönheit der Empfindung und welcher Selbstlosigkeit sich Menschen aufzuschwingen vermögen. Wahre Brüderlichkeit herrschte in Wien und der Drang des Herzens führte in dem Augenblicke, als die Constitution in den Strassen Wiens verkündet wurde, Leute, die sich bis dahin nicht gekannt hatten, einander in die Arme.

Schliessen wir diesen Abschnitt mit einer kleinen Episode, wie eine solche ja am Rande von Bildern bescheiden manchmal Platz findet.

In der Reihe der Mitarbeiter dieses Buches erscheinen drei, welche in den Nachmittagsstunden des 15. März auf dem Graben in Wien neben einander standen, als der Verkünder der Constitution

vorbeiritt und die Freudenkunde den Versammelten mittheilte. Es waren dies Robert Zimmermann, Eduard Hanslick und der Schreiber dieser Zeilen. Da trat das Freundeswort »Du« auf unsere Lippen und wir sind einander die ganze Reihe von Jahren hindurch gut und treu geblieben.

Das Jahr 1848 bildete die grosse Wende in dem Völkerleben Oesterreichs. Die Ereignisse dieses Jahres waren auch entscheidend für die Umwandlung der Gesellschaft Wiens. Wie eine Theaterdecoration verschwand fast die ganze Lebewelt der Hauptstadt des Reiches und andere Kreise der Gesellschaft traten, wie aus einer Versenkung, an die Oberfläche. Durch die revolutionäre Bewegung wurde die feudale Aristokratie, welche bis dahin ihren Reichthum in den Mauern der Residenz in glanzvoller Weise ausgebreitet hatte, verscheucht. Die grossen Besitzer von Grund und Boden, der Immobilien, hatten sich zurückgezogen; der mobile Besitz trat in den Vordergrund. Wien war eine Neuriss-Stadt geworden.

Die Umwandlung der Gesellschaft vollzog sich nicht von einem Tage zum andern; sie trat allmälig ein. Es konnte auch nicht anders sein. Die grossen Herren, welche durch die Aufhebung der Robot empfindlich getroffen wurden, hatten mit ihren geminderten Einkünften zu rechnen und ihre Lebensweise darnach einzurichten. Sie mussten den Ausfall in ihrem Einkommen durch den Ertrag erhöhter landwirthschaftlicher Thätigkeit und jenem von Industriezweigen verschiedener Art wettzumachen suchen. Das erforderte grosse Anlagesummen; aber auch eigene Thätigkeit, eigene Arbeit, zum Mindesten das Bemühen, Männer von Talent und Arbeitskraft zu gewinnen, welche die neuen Gründungen durchzuführen im Stande waren. Das erforderte ferner Selbstbeaufsichtigung der Landwirthschaft und Industrie und die Folge davon war verlängerter Aufenthalt auf den Gütern und Abkürzung des vergnüglichen Lebens in der Residenz. Die Wirren in Ungarn, die Ereignisse in Italien hatten überdies den Adel der transleithanischen Länder und die Mailänder Kaufleute bewogen, Wien zu verlassen und dieses bot, in Folge des der Revolution folgenden Belagerungszustandes, auch für Solche keinen anziehenden Aufenthalt, welche sich sonst aus politischen Gründen nicht von der Hauptstadt entfernt hätten. Die Lücken, welche in die Gesellschaft Wiens gerissen worden waren, traten klaffend hervor; denn langsamer als das Werk der Zerstörung

geht das Werk des Aufbaues vor sich, langsamer als der Verlust, das Erwerben und Ansammeln.

Wir haben hier nicht die politischen Ereignisse und Wandlungen, die verschiedenen Phasen der Entwickelung des Verfassungslebens in Oesterreich-Ungarn, die einander ziemlich rasch folgten, mit Betrachtungen zu begleiten, wir haben nur das Leben und die Wandlungen der Gesellschaft Wiens zu beobachten und darüber zu berichten. Wir haben festzustellen, wann die Gesellschaft Wiens sich wieder in auffallenden Gruppen zusammenfand und bestimmtes Gepräge erhielt. Es geschah dies in den Jahren des sogenannten finanziellen Aufschwunges vor 1873. Zu diesem war durch die Stadterweiterung Wiens der Hauptanstoss gegeben. Das Handschreiben Se. Majestät des Kaisers im Jahre 1857, welches die Stadterweiterung verfügte, hatte die langgenährten Wünsche aller Freunde der Reichshauptstadt erfüllt und die rasche Inangriffnahme des Werkes dem Stadtbilde binnen wenigen Jahren ein vollständig verändertes Aussehen gegeben. Aus der alten Festung mit den engen Gassen war eine offene, freundliche, bequeme und moderne Stadt geworden, das Resultat angestrengter mühevoller Arbeit. Schüchtern, fast mit Zagen ging man an das Erbauen der ersten Häuser auf den neugewonnenen Gründen, in den ausgefüllten Stadtgräben und auf dem ehemaligen Glacis. Wo wir noch im Jahre der Bewegung Ziegen weiden und harmlose Spaziergänger, den Unbilden der Witterung preisgegeben, lustwandeln sahen, schloss sich Zeile an Zeile, um die Lücke zwischen Stadt und Vorstädten zu schliessen. Schmucklos, einfach und geschmacklos erhoben sich die ersten Gebäude, anschliessend an die stillose Bauart der vorigen Jahrzehnte, nur Zweckmässigkeitsbauten, Zinshäuser, welche reichlichen Ertrag abzuwerfen bestimmt waren. Immer hat aber noch rege Bauthätigkeit erhöhten Schönheitssinn und Geschmack hervorrufen helfen. So auch in Wien. Statt der landesüblichen Baumeister nahmen die Architekten das Werk der Stadterweiterung in die Hand und so gesellte sich zu dem Nützlichen das Anmuthige, Prachtvolle. Reger Wetteifer ergriff die Bürger Wiens und die reichen jüdischen Banquiers, welche durch die Emancipation, endlich! das Recht erhielten, Menschen zu sein, ein eigenes Haus, ein eigenes Heim besitzen zu dürfen, setzten ihren Stolz darein, Prunkhäuser zu bauen für sich und Zinshäuser überdies. Sie liessen die Prachtbauten auf der Ringstrasse von ersten Künstlern errichten, gleichsam um zu zeigen: Hier sind wir, hier bleiben wir, hier ist es schön, hier wollen wir unsere Paläste bauen! Rothschild,

Todesco und Springer, Wiener und Schey, Königswarter und Epstein und wie sie Alle hiessen, waren Hausherren geworden an der Ringstrasse Wiens, sie, die Männer, welche vor dem Jahre 1848 nicht Grund und Boden besitzen durften. Ihr neues Recht glänzte jetzt förmlich in Prachtausgabe, mit reichem Goldschmuck, in der Auslage. Der Segen des neuerwachenden Kunstsinnes erfüllte auch das Innere dieser Gebäude. Manche wurden nicht nur prunkvoll, sondern auch künstlerisch schön ausgestattet. Hansen und Carl Rahl schmückten einen Prachtsaal im Palais Todesco, der bis heute noch kaum übertroffen worden ist, mit goldenen Decken- und prachtvollen Wandgemälden. Was Wien und das Ausland an Producten der Kunst und Kunstindustrie hervorzuzaubern vermochten, das wurde aufgestapelt in den Sälen und Zimmern der mittlerweile zu Finanzbaronen erhöhten Banquiers.

Die Stadterweiterung verschönerte aber nicht nur Wien, sie bereicherte auch seine Einwohner; alle Gewerbekreise wurden in erhöhte Thätigkeit versetzt. Die Industrie begann zu blühen. Dazu trat die Gewerbefreiheit und das Herabsetzen der Zölle, das fast an Freihandel grenzte. Handel und Gewerbe waren obenan; der mobile Besitz hatte die Herrschaft ergriffen, die Gründung der Creditanstalt für Handel und Gewerbe zog fremde Capitalien nach Wien und gab dem Bankwesen Aufschwung, grossartiges Gepräge. Wien wurde unternehmend, es wurde reich; der Wohlstand breitete sich in weiten Schichten aus; die Börse blühte und schnitt ihren Weizen. Der Zuzug aus den Provinzen war nie so stark gewesen; die Bevölkerung vermehrte sich rasch. Ungarn und Galizien sandten den grossen Ueberschuss, welchen sie an unternehmungslustigen Speculanten besassen. Die Geldwelt Wiens sass in dem Theater, in den Logen, fuhr in glänzenden Carossen in den Prater, baute Villen und Sommerpaläste in Baden und Vöslau bei Wien, in Hietzing und Mödling, in dem schmalen Wienthale, an den Seen Oberösterreichs und in den Thälern Tirols; sie kaufte grosse Herrschaften in Oesterreich, Ungarn und Galizien; die Banquiers wurden Grossgrundbesitzer, kurz, wo ehedem der Geburtsadel geherrscht hatte, gab jetzt der Geldadel zumeist den Ton an. Politisch herrschte der Liberalismus. Die freie Bewegung der Geister hatte die freie Bewegung der Güter hervorgerufen.

Die Gesellschaft Wiens war das Abbild der leitenden Kreise. In den Salons der Finanzwelt erschienen die Minister und hohen Würdenträger. Graf Beust war der Mittelpunkt der Soiréen, welche

die Geldmänner veranstalteten, sein kleiner Fuss der Gegenstand schmeichelhaftester Bewerbung der schönen Frauen, welche die glänzenden Räume schmückten, und der geistreiche, galante Staatsmann erschien selten ohne jene anmuthigen Verse, welche, auf glänzenden Blättern geschrieben, für Frauen die schönen Gaben bildeten, welche er in diesen Räumen wahrhaft unerschöpflich darbot.

Nicht minder häufig erschien als Besucher in den Prachträumen der Finanzbarone Herr Leopold v. Hofmann, später Freiherr von Hofmann, an der Seite des Grafen Beust Sectionschef im Ministerium des Auswärtigen. Baron Hofmann war eine der bezeichnendsten Gestalten des gesellschaftlichen Lebens in Wien. Stets körperlich und geistig rege, erfüllte er die Hauptstadt mit Staunen über die Universalität seines Geistes und die Gleichzeitigkeit, mit welcher er bald hier, bald dort, bald in diesem, bald in jenem Theater, in diesem oder jenem Salon im Laufe einer Nacht zur allgemeinen Ueberraschung auftrat. Ausgebreitet war auch die Thätigkeit des Baron Hofmann auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Felde des Wohlthuns und jenem der Förderung der Kunst. Er unterstützte die Bestrebungen den Nordpol zu entdecken, das Innere Afrikas zu erforschen, präsidirte der geographischen Gesellschaft, förderte das orientalische Museum, die Musikschule des Conservatoriums u. s. w. Er interessirte sich lebhaft für die Theater, besonders für die Hoftheater, und seit frühester Zeit war es sein heimlicher Wunsch, das Ziel seines brennenden Ehrgeizes, General-Intendant der kaiserlichen Hoftheater zu werden. Als er Sectionschef im auswärtigen Amte war, wurde ihm die Censur der Stücke, welche auf den Hofbühnen zur Darstellung gelangen sollten, übertragen und da er schon früher ausseramtlich sich um das Schicksal dieser beiden Kunstanstalten und um jenes ihrer Mitglieder gekümmert hatte, so fasste er nun officiell festen Fuss in diesen Kreisen. Auch später, als Reichs-Finanzminister, liess er seine Lieblingsinstitute nicht aus den Augen und als er wirklich General-Intendant wurde, widmete er sich denselben fast ausschliesslich, soweit ihm dies möglich war, denn er legte keine der zahlreichen Präsidentschaften, welche er übernommen hatte, nieder.

Baron Hofmann besass das grosse Talent, sich die Talente Anderer zuzugesellen und dienstbar zu machen. In allen Stellungen, die er einnahm, verstand er es, Männer an sich zu ziehen, welche schwierigen, anstrengenden Arbeiten gewachsen waren und damit die seltene Eigenschaft verbanden, bescheiden zu sein und ihre Ver-

dienste nicht allzusehr an das Licht des Tages zu rücken. So hat er Ernst v. Teschenberg, den vortrefflichen Stilisten und politischen Schriftsteller, zu beschäftigen und wohl auch zu fördern verstanden, so gelang es ihm, Franz v. Dingelstedt an sich zu fesseln und seinen Plänen entsprechend zu lenken. Dingelstedt's Streben ging dahin, Generaldirector beider Hoftheater zu werden; Freiherr von Hofmann hatte ihm zugesagt, beizutragen, dass er dieses Ziel erreiche, und kurz bevor Franz v. Dingelstedt starb, wurde er wirklich artistischer Leiter beider Hoftheater unter dem General-Intendanten Freiherrn v. Hofmann.

Dieser hat sich nie gerühmt, in Theatersachen Fachmann von Erfahrung, ein bahnbrechendes Genie zu sein, aber es hat selten in der Theaterwelt einen Mann gegeben, der mit solchem Eifer, ohne Rast und Ruhe, bei Tag und Nacht, zu jeder Stunde in dem Berufe, welchem er sich gewidmet hatte, thätig war, als Freiherr v. Hofmann. Da er die Leitung der beiden Hoftheater übernahm, war der Besuch des Opernhauses merklich gesunken. Freiherr v. Hofmann benützte nun all' die Verbindungen, welche ihn an die Gesellschaft Wiens knüpften, um dem Institute Freunde, Abonnenten der Logen und Sitze zu werben. Er empfahl, lud ein, bat, wo es nöthig war, beschwor, wenn es nicht anders ging, und er hat sein Ziel erreicht. Der Besuch der Oper hob sich sichtlich, die Einnahmen stiegen. Auch in künstlerischer Richtung hat Baron Hofmann vielfach anregend und fruchtbringend gewirkt. Er gehörte nicht zu Jenen, welche geduldig ausharren, bis die Taube mit dem Manuscripte eines Schauspieles oder der Partitur einer Oper im Schnabel herniederschwebt, er wartete nicht, bis dieses oder jenes Werk im Auslande oder in der Provinz aufgeführt worden war, um es dann auf die Wiener Hofbühne zu bringen. Ausserdem, dass er sich zum Protector der Sänger und Sängerinnen, der Schauspieler und Schauspielerinnen machte und seine Obsorge auf zarte Berücksichtigung ihrer oft eigenthümlichen Privatverhältnisse ausdehnte, liess er es sich angelegen sein, Schriftsteller und Componisten aufzufordern, Opern und Schauspiele für die Hoftheater zu schreiben. Mündlich und schriftlich ging er dabei an das Werk. Er war unerschöpflich in Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten, wenn es galt, sein Ziel zu erreichen. Er liess, während der Fahrt von der Oper in das Intendanzbureau, wenn er bekannte Autoren erblickte, auf dem Josephplatze den Wagen halten, eilte auf sie zu und sprach diesen Schriftsteller oder jenen Componisten an, um sich zu erkun-

digen, wie weit das begonnene Werk gediehen sei, oder ob er, der Dichter, daran denke, ein neues zu schaffen. Selbst als er schon leidend war, grüsste er mit zwei Fingern seiner rechten Hand bald rechts, bald links aus dem geöffneten Fenster des Wagens, freundlich lächelnd die vorübergehenden Künstler, deren Wirken all' sein Sehnen und Trachten erfüllte. Sie alle arbeiteten ja für seinen Ruhm. Die Künstler wussten, dass die freundlichen Worte des Baron Hofmann in manchen Fällen eben nur freundliche Worte waren, allein wer ist zugänglicher für Schmeicheleien wie sie und nie haben Sänger und Sängerinnen ohne stolzes Lächeln der Genugthuung den Empfangssalon Sr. Excellenz verlassen. Enttäuschungen stellten sich allerdings manchmal ein. Nicht alle Versprechungen, die Baron Hofmann gethan, gingen in Erfüllung. Eine abschlägige Antwort, die man ihm gab, ein Durchkreuzen seiner Pläne, die nicht immer die richtigen Mittel zum guten Ziele in sich schlossen, konnte er nie vergessen, nie vergeben, aber selten vergass Baron Hofmann, völlig, ihm geleistete Dienste, selbst wenn er des Mannes nicht mehr bedurfte, der sich ihm gewidmet hatte. Ein Instrument, dessen sich Baron Hofmann vortrefflich zu bedienen verstand, war die Presse. Er war jahrelang Pressleiter im auswärtigen Amte gewesen und besass seit jener Zeit Verbindungen mit allen Blättern, nicht nur den Leitern derselben, sondern auch fast mit jedem einzelnen Mitarbeiter, politischen Schriftstellern sowohl, als Kritikern der Oper und des Schauspiels. Benahm sich Baron Hofmann gegen Alle, die mit ihm verkehrten, zuvorkommend, so kannte seine Liebenswürdigkeit Journalisten gegenüber keine Grenzen. Er wusste den Werth der öffentlichen Meinung, deren Sprachrohr die Zeitungen sind, zu schätzen.

Die Presse in Wien war im Jahre 1848 ein mächtiger Factor geworden und in den darauffolgenden Jahren noch viel mehr. Sie hatte grossen Aufschwung gewonnen und übte nicht nur Einfluss aus die Gesellschaft, sondern leitete dieselbe geradezu. Die öffentliche Meinung war jene der Zeitungen, das Publicum sprach nach, war es gelesen. Das gedruckte Wort hat immer diesen Einfluss besessen und wird ihn immer besitzen, in Wien, das sich nie skeptisch verhält, mehr als in irgend einer andern Stadt.

Das Zeitungswesen, wie es heute in Wien besteht, hat Charakter und Form in dem Jahre der Bewegung und in der nächstfolgenden Zeit gewonnen. Die Fluth der Tagesblätter, welche das Jahr 1848 gebracht, war verlaufen, einige der Blätter, die damals

gegründet wurden, hatten sich aber, völlig unbeanständet. in die nachmärzliche Zeit herübergerettet; eines davon hiess: »Die Presse«, welche von August Zang gegründet worden war. August Zang, ein Wiener von Geburt, der Sohn eines reichen, angesehenen Professors und Doctors der Medicin, begann seine Laufbahn als Militär und war Lieutenant im Jägercorps, als sein Vater, der den jungen Mann sehr knapp gehalten, sich abstossend, fast hart gegen ihn benommen hatte, starb. Zang gelangte in den Besitz eines ziemlich bedeutenden Vermögens. Er war voll Thatkraft; Ehrgeiz aber, mit einem starken Zuge von Eitelkeit als Kern, herrschte in ihm vor. Sich einen Namen machen, eine Rolle spielen, das hatte er sich vorgesetzt. Er beschäftigte sich anfänglich mit der Erfindung eines neuen Gewehres und bemühte sich nebenbei der Welt zu zeigen, dass er da sei, dass er mitgezählt werden wolle. Das von Zang angefertigte Gewehr-Modell fand aber geringen Anklang und er trat aus den Reihen der Armee.

Mit dem Wissen und Können ging es nicht. Was nun? Ein Apollo war August Zang nicht; seine kleine untersetzte Gestalt, der breite Rücken, der starke Nacken, das runde Gesicht mit den scharf und fragend die Welt anblickenden Augen, die fast an Verbildung streifende aufgestülpte Nase, das gab keine Menschengestalt, die ihrer Schönheit wegen Bewunderung eingeflösst hätte; nicht Frauen und auch nicht Männern. Der erste Eindruck, den Zang hervorrief, war also kein günstiger. Imponiren wollte er aber und versuchte es deshalb mit Entfaltung von Glanz. Er richtete eine Wohnung luxuriös ein, hielt Wagen und Pferde, und zwar so schöne Wagen und so herrliche Pferde, dass es seiner Meinung nach in Wien nicht ihresgleichen gab. Er trat in Wetteifer mit den reichen, adeligen Herren und wollte sie in den Strassen der Stadt und in der Allee des Praters verdunkeln. Es währte nicht allzu lange Zeit, und Zang bemerkte, dass er zwar auffalle, dass aber sein Triumph kein grosser sei, dass er nicht den Wagen und Pferden, welche die vornehmen Herren vorführten, geschadet habe, desto mehr aber sich selbst. Die Erbschaft war zum grossen Theile aufgezehrt und Zang stand abermals vor der Frage: was nun? Die quälende Unruhe, welche ihn zu jener Zeit erfasst hatte, machte ihn endlich auf die reiche Quelle aufmerksam, die in ihm lag: in seinem Kopfe. Zang war voll Geist, Scharfsinn und Witz. Er hatte Manches gelernt und als Bestes erwies sich die Erfahrung der letzten Jahre. Das führte zu ebenso plötzlichem als unerwartetem Umschlage.

Der junge Mann, welcher den Aristokraten gespielt hatte, sagte sich: geht es nicht mit dem vornehmen Wesen, so will ich den Boden des goldenen Handwerkes betreten. Er hatte Reisen gemacht, war in Paris gewesen und dort inne geworden, dass das Wiener Gebäck jenem der grossen Stadt an der Seine weitaus vorzuziehen sei. Die Kipfel und Semmel Wiens waren ein Mundgebäck, von dessen Schmackhaftigkeit die Pariser und Pariserinnen keine Ahnung hatten. Wie wäre es, wenn man eine Wiener Bäckerei in Paris errichtete? Gedacht, gethan. Es ist unrichtig, was vielfach behauptet wurde, dass Zang die Bäckerei gelernt, selbst Bäcker gewesen sei. Allerdings aber liess er es sich angelegen sein, die Einrichtung der Wiener Backstuben, der Oefen genau zu studiren und mit den Leitern der Geschäfte Umgang zu pflegen. Als er hinreichend Kenntniss der Arbeit und der Personen gewonnen hatte, nahm er einen Werkmeister in seinen Dienst und verkaufte in Wien die Einrichtung seiner Wohnung; Wagen und Pferde waren schon früher in andere Ställe und Remisen gewandert. Zang heiratete ein junges, schönes, mit einer nicht unbeträchtlichen Aussteuer ausgestattetes Mädchen aus guter Familie, Marie Wasshuber, und begab sich nach Paris. Der mitgenommene Wiener Bäcker verstand vortrefflich, Brod zu schaffen, August Zang war des Französischen hinreichend mächtig, und so wurde in der Seine-Stadt die erste Wiener Bäckerei gegründet. Man fand Geschmack an den Erzeugnissen derselben, das Geschäft blühte, trug reichlich Lohn und der unternehmende junge Wiener machte zwar nicht grosses Glück in Paris, hatte sich aber eine bürgerliche, anständige Existenz geschaffen, ein seltener Fall, wenn man weiss, wie schwer es einem Fremden wird, in Paris Fuss zu fassen, mit den Franzosen auf deren eigenem Boden zu wetteifern.

Es war vorauszusehen, dass August Zang nicht lange an der die halbe Nacht und den halben Tag in Anspruch nehmenden Arbeit eines Directors der Bäckerei, der er eigentlich war, Gefallen finden werde. Das Geschäft bot nicht hinreichende Nahrung für den regen Geist des beweglichen Wieners.

Die politische Atmosphäre der Seine-Stadt von 1830 bis 1848 war voll Elektricität. Bedeutende Geister erfüllten die Welt mit ihrem Ruhme in der Politik und in der Literatur. Von Tag zu Tag tauchten neue Berühmtheiten auf. Vermögen wurden rasch erworben. Erfindungen drängten einander. Der öffentliche Wohlstand stieg. Politische Fragen wurden ohne Unterlass aufgeworfen in

den Zeitungen und diese nahmen in leitender Weise an den Ereignissen Theil.

Am stärksten imponirte Emil von **Girardin**, der Director der »Presse«, dem Wiener »Bäcker« und eifrigen Zeitungsleser. Der Politiker, der Nationalökonom, besonders aber der Administrator des grossen Blattes, die geschickte Art, durch Ankündigungen zu wirken und sich durch dieselbe eine grosse Einnahmsquelle zu verschaffen, erweckten die gespannte Aufmerksamkeit des gleichbesaiteten und veranlagten Wiener Industriellen. Er vertiefte sich von da an in das Lesen und Beobachten der Journale und sah dem Erscheinen der frischen Blätter mit grösserer Theilnahme entgegen, als dem Erscheinen der goldbraunen Wiener Kipfel, die aus seiner Backstube hervorgingen. Zang wusste sich Eintritt in die Ateliers der »Presse« zu verschaffen und gewann Einsicht in die Art, wie ein Journal gemacht, wie es gedruckt wird, wie es Absatz findet und hauptsächlich wodurch und wie man bei der Herausgabe einer Zeitung viel Geld verdienen könne. Anfänglich betrieb er dieses Studium wohl ohne die bestimmte Absicht, seine gewonnenen Kenntnisse praktisch zu verwerthen; als aber die Märztage des Jahres 1848 in Wien heranbrachen und die Nachricht davon die Welt überraschte, als die Kunde von dem, was in seiner Vaterstadt vorgegangen war, auch zur Kenntniss August Zang's gelangte, da tauchte plötzlich der Plan in ihm auf, das Geschäft in Paris aufzugeben, nach Wien zu eilen und dort eine Zeitung zu gründen. Gedacht, seiner Umgebung mitgetheilt und gethan, war das Werk eines Augenblickes. Zang fuhr nach Wien, studirte als ehemaliger Militär und jetziger geübter Geschäftsmann den Boden und fand, dass dieser für seine Absicht geebnet sei.

Wien war im Sommer 1848 mit Blättern überfüllt, aber eine eigentliche Zeitung im grossen Stile besass es nicht. Eine Zeitung für ruhige, kluge, gebildete Leute, die Interesse hatten für Politik, aber auch das Bestreben, sich nicht von persönlicher Willkür, Unerfahrenheit und Halbbildung hierhin und dorthin schleudern zu lassen. Nicht um ein Blatt, welches auf der Strasse für die Strasse lebte, zu gründen, war Zang nach Wien gekommen; deren gab es damals in Hülle und Fülle und sie wurden zu allen Stunden ohrenbetäubend ausgerufen. Der Tag brachte sie, der Tag nahm sie. Viele gingen unter, noch mehr traten auf. Zang war kein Radicaler und liberal nur in dem Sinne, als er den Aerger über das Misslingen der Rolle als Cavalier, welche er vor Jahren in Wien gespielt hatte, nicht

verwinden konnte. Er liebte die vornehmen Herren nicht, liebte aber noch weniger den Tumult auf der Strasse, die Flugschriften voll unklarer, gährender, verwirrter und verwirrender Ansichten. Wie war nun die Gründung einer Zeitung in Wien anzufassen im Zang'schen Sinne? Er allein konnte sie nicht machen; das fühlte er. Es galt also Mitarbeiter zu werben, Leute der Feder, welche im Dienste der Tagespresse sich schon jahrelang bemüht hatten. Noch wichtiger war es für Zang, Machthaber des Staates, wie ja durch solche die Pariser Presse zu grosser Geltung gelangt war, für das Unternehmen zu interessiren, wenigstens ihre geistige Mitarbeiterschaft zu gewinnen.

Der Staatsmann, welcher zu jener Zeit Zang Bewunderung abgewann, ein wirklicher Staatsmann von vornehmer Art, eben so patriotisch als weise, war Graf Stadion, Gouverneur von Triest und in Wien als Mitglied des Reichstages thätig. Graf Stadion, welcher die Bewegung im Sommer 1848 ruhig, mit offenem Auge und betrübten Herzens verfolgte, schweigsam und verschlossen der Stunde harrend, die ihn berufen sollte, die Zügel der Regierung zu ergreifen, hatte sich mit einem Stabe von jungen, begabten Beamten umgeben — die späteren Hofräthe Lackenbacher und Lewinsky gehörten dazu — durch welche er in die Blätter, auch des Auslandes, aufklärende Berichte schreiben liess. Zang war mit Lackenbacher befreundet und dieser vermittelte die Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion. Der Staatsmann, von dem lebhaften Wesen, der scharfen Denkweise, der eigenen Art, seine Anschauungen vorzubringen, den plötzlichen, funkelnden Einfällen, dem Witz des Pariser »Bäckers«, welcher in Wien eine deutsche Zeitung gründen wollte, überrascht und eigenthümlich berührt, versprach und gewährte demselben auch seine Unterstützung. Und so wurde mitten in dem Tumulte der hochgehenden Bewegung die »Presse« gegründet, so erschien ein wirkliches politisches Blatt in Wien zur allgemeinen Ueberraschung, zur Freude der besonnenen, klar und ruhig denkenden und zum Aerger der brausenden Elemente, welche mit Lächeln sagten: »Das Blatt ist langweilig, es kann sich nicht halten.«

Indessen sie hatten nicht mit Zang's Kenntniss des Zeitungswesens gerechnet. Das Blatt grossen Formates war nach dem Ebenbilde der Pariser »Presse« geschaffen, es sah aus, wie eine deutsche Auflage des Girardin'schen Journals: der Leitartikel, die Entrefilets, die Tagesneuigkeiten, das Feuilleton, die Anzeigen und Reclamen in zierlich geordneten engen Spalten so geschickt angeordnet, dass

das Wichtige von dem Unwichtigen in Folge Mannigfaltigkeit der Drucksorten leicht unterschieden werden konnte, und an der Spitze des Blattes prangte die Pränumerations-Einladung, war der Spottpreis zu lesen, um welchen die gedruckte Herrlichkeit zu kaufen war.

Die »Presse« fand bald einen zwar nicht übermässig grossen, aber doch hinreichend starken Kreis von Lesern und Abonnenten und mit Zuhilfenahme des Geldes, welches Zang aus Paris mitgebracht hatte, hielt sie sich aufrecht bis über den October 1848 hinaus. Als sich die Wasser verlaufen hatten, und die Zeitung in Folge ihrer gemässigten Haltung fast allein die hundert Blätter, welche mit ihr gleichzeitig aufgetaucht waren, überlebt hatte, stand sie als politisches Journal alleinherrschend da.

Wir haben von Journalisten gesprochen, welche sich Zang beigesellte, um die Artikel seines Blattes zu verfassen. Als solchen, und zwar als Redacteur, hatte er einen Mann gewonnen, welcher ebenfalls mehrere Jahre in Paris gelebt hatte, Dr. Leopold Landsteiner. Es hat wohl selten zwei Journalisten gegeben, welche in ihrem Wesen so grundverschieden waren, als Zang und Landsteiner. Zang, der Geschäftsmann, unruhig, den Kopf voll Projecten, von dem Einen auf das Andere überspringend, beweglich, immer munter, rastlos thätig, und Dr. Landsteiner, der sich an der Lectüre des »Journal des Débats« und der »Revue des deux Mondes« gebildet hatte, diese vornehmen Zeitschriften beständig im Munde führte, bedächtig, langsam las und schrieb, dem die Sprache der Pariser Akademiker als das Ideal auch des deutschen Stiles vorschwebte, der den Tag zur Nacht und die Nacht theilweise zum Tage machte, stundenlang an einem kleinen Artikel bosselte und jeden Satz dreimal hin und her wendete, bis er mit der Rundung desselben und der auf und niederwogenden Melodie zufrieden war. Diese beiden Männer hatte der Zufall aneinander gefesselt, hatte sie mitten in den Sturm des Jahres 1848 gestellt. Landsteiner sollte Redacteur, Zang Herausgeber sein; in Wirklichkeit aber war Zang bald Beides zugleich. Landsteiner schrieb nur hie und da einen Artikel voll Feinheit und Grazie, »Zuckerkrapfen«, eine recht unpassende Kost für die Zeit der Sturmpetitionen und Barrikaden.

Junge Leute von Talent schlossen sich nun August Zang an: die genannten Privat-Attachée's des Grafen Stadion griffen selbst zur Feder und auch Graf Clam-Martinitz schrieb einzelne Artikel für die »Presse« im Geiste des Grafen Stadion. So war das Blatt reich versorgt mit interessanten Nachrichten und leitenden Aufsätzen.

Befand sich Zang im Sommer des Jahres 1848 im Widerspruch mit der Strassenpolitik, so war dem Manne, welcher den Tumult nicht geliebt hatte, der Belagerungszustand, der dem October 1848 folgte und lange andauerte, eben so wenig erwünscht. Der Zeitungseigenthümer und Redacteur bedurfte der freien Bewegung, der Pressfreiheit, um zu erreichen, was er wollte, um ein gelesenes, interessantes Blatt von grosser Verbreitung herzustellen. Gelesen werden, abonnirt werden, actuell sein, melden und besprechen, was der Tag Interessantes bringt, aber nicht verhüllen und verschweigen, unterdrücken oder höchstens ahnen lassen, davon lebt eine Zeitung. Mit dem Schweigen, das der Belagerungszustand auferlegte, war der Zang'schen Presse die Lebensluft in Wien entzogen. Zwar fehlte es Zang nicht an Verbindungen; er hat sie stets eifrig mit den Machthabern anzuknüpfen und zu erhalten gewusst. Er machte Concessionen hier und dort, in diesem und jenem Theile seines Blattes; er erwies und erhielt Gefälligkeiten. Man hatte manchmal Nachsicht, wenn das Blatt sich zu weit vorwagte: bot doch Zang oft die Hand zur Unterstützung der Regierung, wo er konnte und förderte von dieser patronisirte literarische Unternehmungen aller Art.

Zang war — und das muss deutlich hervorgehoben werden — immer, vom Beginn seiner Laufbahn bis zum Schlusse, ein guter österreichischer Patriot, ein Oesterreicher durch und durch, nie kam ein Wort aus seiner Feder, nie, mit seinem Wissen, eine Zeile in das von ihm geleitete Blatt, welche dieser Tendenz nicht entsprochen hätten. Aber der Belagerungszustand ertrug auch jene Art von freier Meinungsäusserung nicht, deren sich Zang's Blatt bediente. Ein Artikel hatte unliebsames Aufsehen erregt, die Entrüstung der Militärbehörde hervorgerufen. Zang's hochmögende Freunde und Gönner konnten trotz ihres Einflusses, das Verbot des Blattes für Wien nicht aufhalten und Zang, um Hilfsmittel nie verlegen, sich aus einer bedrohten Stellung zu retten und auf eine minder unsichere Stelle hinüberzuschwingen, fasste rasch einen Entschluss. Er fuhr nach Brünn, gründete dort eine Druckerei und gab in der Hauptstadt Mährens die »Presse« heraus, welche in der Hauptstadt Oesterreichs verboten worden war. Nur durch Schmuggel konnte das Blatt seinen Eingang in die Häuser Wien's finden, aber es fand sie. War man nicht im Stande eine grössere Anzahl von Nummern herein zu bringen, so wurden interessante Artikel in Brünn aus dem Blatte geschnitten, in Briefe gelegt und an Freunde in Wien gesendet. Das dauerte jahrelang, bis endlich die »Presse« wieder.in

Wien erscheinen konnte, noch grösseren Einfluss als früher gewann und von Jahr zu Jahr steigend, August Zang zum reichen Manne machte.

Es ist oft gesagt worden, dass Zang ein gewandter Geschäftsmann, aber nicht im Stande gewesen sei, die Feder zu führen, einen guten Artikel zu schreiben. Das ist nicht wahr. Oft und bei den wichtigsten Gelegenheiten hat Zang Artikel geschrieben und sie waren mit die besten in seinem Blatte, jene, die das grösste Aufsehen hervorriefen. Es war aber eine Qual, Zang am Schreibtische sich quälen zu sehen, wie er mit dem Bleistifte mühsam Satz für Satz, Wort für Wort auf das Papier schrieb, den Satz, das Wort wieder ausstrich, das eine Blatt fortwarf, ein anderes vor sich hinschob, vom Neuen begann, endlich in später Abendstunde mit den 60 bis 80 geschriebenen Zeilen in die Redaction kam und den allzeit anwesenden Mitarbeitern vorlas, was er geschrieben hatte, während noch die Schweissperlen, welche ihm die Arbeit erpresst, auf seiner Stirne standen. Die Art, wie Zang seine aufsprühenden Ansichten und Bemerkungen vorlas, erhöhte die Wirkung. Der Mann war nicht vom Fach, schrieb und las aber wie ein Meister. Zumeist war es das Gebiet der Nationalökonomie, oder, um es scharf zu bezeichnen, das Feld, auf welchem es Geld, viel Geld zu verdienen gab, dem sich das schriftstellerische Talent Zang's widmete. Gelderwerb war der leitende Gedanke des Blattes und Zang führte den Degen der Polemik in kühner Weise. Zang wagte sich in der Politik nie weiter vor, als es der Patriot in ihm gestattete; in Geldangelegenheiten setzte ihm aber auch seine Vaterlandsliebe nie eine Schranke. August Zang betrachtete alles vom Standpunkte des Inserates und der Reclame. Es konnte keine Bank gegründet, kein grosses Geschäft in Wien unternommen werden, ohne dass Zang dabei interessirt war. Nichts ohne ihn, Alles für ihn.

Zang war Cyniker, bewusst und unbewusst und ist es geblieben. Das Blatt warf jährlich Hunderttausende ab, aber, nur durch Drohung ihn zu verlassen, war Zang zu bewegen, den Gehalt seiner Mitarbeiter, den Leistungen derselben halbwegs entsprechend, zu erhöhen. In einer kleinen Kammer des grossen Zang'schen Hauses unter den Weissgärbern sassen Michael Etienne und ein anderer Mitarbeiter des Blattes und besorgten, anderthalb Jahre hindurch allein, das Morgenblatt und Abendblatt der »Presse« bei einem Einkommen, das heute den Mitarbeitern dritten Ranges einer grossen Zeitung als gering erscheinen würde. Dann trat Dr. Max Fried-

länder, der, von Bielitz in Schlesien aus, Correspondenzen für das Blatt geschrieben und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, als Dritter in die Redaction. Jahrelang waren die Drei die einzigen Redacteure der täglich zweimal erscheinenden Zeitung und Zang's Widerstreben, die Mitarbeiter an den Einnahmen entsprechend theilnehmen zu lassen, führte endlich zum Austritte Etienne's und Friedländer's sowie des ökonomischen Leiters des Blattes, des Herrn Adolf Werthner, und zur Gründung der »Neuen Freien Presse«. Zang hat sein Blatt später verkauft, andere Geschäfte gemacht, neue Millionen erworben, aber das Leitmotiv seiner Jugend war ihm nicht abhanden gekommen: Neid und Missgunst, Hass der vornehmen Wiener Gesellschaftskreise. Er knüpfte dort an, wo er begonnen, hatte aber jetzt Mittel genug, um den Wettstreit nicht wieder aufgeben zu müssen. Er erwarb sich den Ruhm, die schönsten Equipagen und Pferde in Wien zu besitzen. So war August Zang beschaffen; dies waren seine guten und minder guten Eigenschaften.

Grossen Antheil hatte die Wiener Journalistik an dem Umbaue und Neubaue der Stadt Wien. Wenn wir Journalistik sagen, so meinen wir in erster Reihe August Zang. Er war aus der Pariser Schule hervorgegangen, an grossstädtische Verhältnisse gewöhnt, besass einen weiten Blick, und Sinn für das Prachtvolle und Schöne, das Anmuthige und Geschmackvolle, so weit seine etwas spröde Natur dazu befähigt war. Allein nicht nur die Verschönerung Wiens, auch die Einrichtung der Stadt mit zweckmässigen und gemeinnützigen Anlagen und diese besonders waren es, welche Zang beschäftigten und den Wunsch in ihm rege machten, thätigen Antheil zu nehmen an dem, was in Wien vorging. Er liess sich in den Wiener Gemeinderath, später in den Landtag wählen, um dort mitzuberathen und Einfluss zu gewinnen auf den Stand der Dinge. In jenen Körperschaften war aber Zang's Platz nicht; er hat dort wenig durchgesetzt, und das war vorherzusehen. Ein Journalist ist gewöhnt, seine Ideen durch sein Blatt zu verbreiten, ohne dass er in die Gefahr geräth, Rede stehen zu müssen, Widerspruch zu erfahren. Was er sagt, das ist gesagt und oft auch gethan dadurch, dass ihm die gläubigen Seelen Folge leisten. Im Gemeinderathe aber, im Landtage oder im Reichsrathe steht es jedem Mitgliede frei, das Gegentheil von dem zu behaupten, was der Journalist vorbringt und zwar in einer Art zu behaupten, die dem Autokraten — und jeder Journalist ist ein Autokrat — das Blut zum Gehirne treibt. Es wird

berathen und wieder berathen, in Comités und Ausschüssen, es kommt zu wiederholten Lesungen, es wird aufgeschoben, kurz der Zeitungsmann ist beengt, weil er herrschen will und sich oft nicht selbst beherrschen kann.

Was Zang für Neuwien hauptsächlich in das Auge gefasst hatte, war die Errichtung von Strassen und Plätzen, Canälen und Wasserleitungen, war bessere Beleuchtung, waren Markthallen, die Anlage von Baumreihen in den Strassen, die Bepflanzung und Umwandlung der Plätze in Squares und endlich die Herstellung eines Gartens im Herzen der Stadt, des Stadtparkes. Die Propaganda für die Schönheitslinien, den Schmuck von Neuwien, liess er in der »Presse« durch andere Kräfte vollführen. Er unternahm nicht allein Reisen nach Paris und in alle grossen Städte, um die Einrichtungen der neuen Zeit kennen zu lernen, sondern nahm auch noch einen Mitarbeiter seines Blattes, den Schriftsteller, welcher damals die »Wiener Chronik« schrieb, mit und so entstanden die Anregungen und Ausführungen, wie Wien gross, zweckmässig und schön gebaut werden solle, welche die »Presse« Jahre hindurch brachte. Grosse Vorliebe besass Zang, der damals noch Mitglied des Gemeinderathes war, für die Herstellung des Stadtparkes. Der Stadtgärtner Siebek hatte einen Plan vorgelegt, der recht dürftig und nüchtern gerathen war. Der Plan gefiel uns nicht und fand auch im Gemeinderathe besonders in Folge von Zang's Gegnerschaft wenig Bewunderer. Was war zu thun? Zang war an der Grenze des Gesichtskreises, welchen er beherrschte, angelangt. Dass die Kunst dem gewerblichen Leben die Hand zu reichen hat, um dasselbe zu sich emporzuheben, dafür besass Zang ein geringes Verständniss. Der Autor der »Wiener Chronik« im Feuilleton der »Presse«, machte nun Zang darauf aufmerksam, dass es stets Architekten von Bedeutung und Künstler gewesen seien, welche grossartige, schöne Gartenanlagen in das Leben gerufen hätten, in Frankreich und anderswo. Josef Seleny war damals ein gefeierter Künstler in Wien. Sein grosses Talent für die Landschaftsmalerei hatte zwar schon früher allgemeine Anerkennung gefunden, aber die Reise um die Welt, welche er an Bord der »Novara« mitgemacht, gab dem Künstler jetzt Autorität. Er hatte die Welt gesehen, die Vegetation in allen Theilen der Erde studirt, die schönsten Anlagen in Europa und dem Oriente durchwandert; er kannte die Wirkung, welche eine sinnreiche, Durchblicke gewährende Zusammenstellung von Bäumen und Pflanzen hervorbringt, kurz Seleny war der richtige

Mann. Zang griff mit Feuereifer den Vorschlag auf. Der Künstler wurde befragt, willigte ein, es fanden eingehende Erörterungen statt und bald befand sich eine Skizze in den Händen des Wiener Gemeinderathes, welche allgemein gefiel, angenommen und dem Stadtgärtner Siebek zur Ausführung übergeben wurde unter der Oberleitung Seleny's. Das ist der wahre Sachverhalt der Gründung des Wiener Stadtparkes, und Wien sollte nicht vergessen des Wiener Kindes, August Zang in Dankbarkeit zu gedenken.

Wenn Zang je ein Werk gefördert, bei welchem er seinen eigenen Vortheil nicht im Auge hatte, so war es die Erweiterung und Verschönerung Wiens. Uns ist wenigstens nicht bekannt, in welcher Art und Weise er Nutzen aus seinen anhaltenden und sogar mit finanziellen Opfern gemachten Anstrengungen hätte ziehen können. Den Ehrgeiz, Orden oder Titel zu gewinnen, besass er nicht, liess wenigstens nicht errathen, dass er ihn besässe.

Zu gleicher Zeit mit Zang gründeten Journale in Wien: Ignaz Kuranda, Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens. War Zang der Meister Vorwärts Wiens, so gab sich Kuranda als Politiker von Esprit und Geschmack, als diplomatischer Journalist, als jener der Wiener Schriftsteller, welcher vorzugsweise berufen wäre, in auswärtigen Angelegenheiten mitzusprechen. Er suchte und fand Verbindungen mit dem Ministerium des Auswärtigen und sein Blatt, die »Ostdeutsche Post«, war, als Graf Buol die Staatsgeschäfte führte, das Organ dieses Ministers. Kuranda, der von Prag nach Belgien und von dort nach Leipzig gegangen war, konnte den Autodidakten nicht verleugnen, trotzdem er sich als Autorität in Völkerfragen gab. Lächelnd, gleichsam bescheiden, auf eine Jünglingsbeschäftigung hinweisend, sprach er in guten Stunden von seinem ersten und einzigen Trauerspiele: »Die letzte weisse Rose«.

Ernst von Schwarzer und Eduard Warrens waren aus Triest gekommen, der österreichischen Handelsstadt, in welcher sie die Bewegung der Güter kennen gelernt und unter den Augen des Grafen Stadion die Wirkungen gesehen hatten, welche die Verwaltung eines vornehmen Mannes von weitem Blicke, untadelhaften Manieren und grossem Wohlwollen zu erzielen vermochte. Sie waren Stadion nach Wien gefolgt und gründeten hier Zeitungen. Ernst von Schwarzer war ein grosser, starker Mann mit einem Löwenhaupte voll Ideen, die sich oft bis zu den Wolken verstiegen. Er trug sich mit hundert Projecten, die Entbehrungen des nothleidenden Volkes und die Verbesserung der Lage der Arbeiter vielfach erwägend. Ihn inter-

essirte die geognostische Untersuchung der Erde eben so sehr, wie nicht ganz offen daliegende Ereignisse der Weltgeschichte. In ihm arbeiteten alle Bildungselemente, aber seine Gedanken und Projecte glichen dem zerrissenen Gewölke, das ein grosses Stück des Himmels bedeckt. Ihm fehlte einigermassen die Stetigkeit in Verfolgung eines Zieles, die Ausdauer bei der begonnenen Arbeit. Einige Monate, nachdem Schwarzer nach Wien gekommen war, wurde er Minister der öffentlichen Arbeiten, kehrte aber bald wieder zur Journalistik zurück.

Eduard Warrens, in Schweden geboren, der indessen seinen orientalischen Stammbaum nicht verleugnete, war als junger Mensch nach New-York gegangen und hatte dort die neue Welt, neue Menschen, neue Verhältnisse gesehen und sich dieselben zum Muster genommen. Bei der Wahl eines Präsidenten thätig, erhielt er die Stelle eines amerikanischen Consuls in Triest, lernte dort Graf Stadion kennen und eilte im März 1848 nach Wien, gleich einem General in der Richtung marschirend, von woher Kanonendonner erschallt. So besass denn die Journalistik Wiens eine Wien-Pariser Schule, eine Prager Schule und eine Triester Schule. Eduard Warrens war ein vortrefflicher Redner und Schriftsteller, machte aber von seinen seltenen Gaben in beiden Richtungen nur Gebrauch als Mittel zu seinem Zwecke. Er wollte Millionär werden und ist es geworden; verlor aber öfter eine Million, um bald darauf eine neue sich zufliessen zu sehen. Er spielte, um zu gewinnen, und wenn er gewann, spielte er fort bis er verlor. Der Reiz des Lebens lag für ihn in der Aufregung, er spielte mit Herzen eben so sehr als mit den flatternden Noten der Bank. Warrens war träge wie eine Schildkröte und gleich darauf fleissig wie eine Ameise. Er konnte tagelang ruhen, zu jeder Zeit schlafen, arbeitete aber, wenn er erwachte, in einer Stunde mehr als zwei Menschen in einem Tage. Warrens war Improvisator; er konnte aus dem Stegreife sprechen und schreiben und dabei fielen ihm frappirende Gedanken und farbenreiche Bilder, wahre Sprachfrüchte, in einer Fülle in den Schoss, als ob kräftige Hände einen reichbeladenen Baum geschüttelt hätten.

Wien wäre nicht Wien, wenn die genannten Zeitungsredacteure nicht bald das Bedürfniss gefühlt hätten, auch für den Zierschmuck der Zeitungen, das Feuilleton, Sorge zu tragen. Jede Zeitung enthielt demnach unter dem Striche, im Feuilleton, Aufsätze, die zu allen Zeiten und an allen Orten Perlen der Tagesliteratur genannt worden wären. Die Schriftsteller, welche das Wiener Feuilleton schufen,

die der grossen Stadt die Lieblingslectüre boten, waren Freiherr A. v. Stifft, der Sprachzauberer; Hieronymus Lorm, gesalbt mit mehreren Tropfen des Oeles der Poesie, und Eduard Bauernschmied, welcher mit scharfer Katzenklaue dem lieben Nebenmenschen die Brust zerfleischen und das Gesicht zerkratzen konnte.

Das Burgtheater war nicht mehr wie vor dem Jahre 1848 das Umundauf der hauptstädtischen Gesellschaft; es hatte an politischer Bedeutung verloren, dafür war es besser geworden als Kunstinstitut und damals weitaus die beste Bühne in Deutschland. Es dankte dies zwei deutschen Schriftstellern von Bedeutung, zwei Bühnen-Männern seltener Art: Heinrich Laube und, nach ihm, Franz von Dingelstedt.

Heinrich Laube arbeitete aber für das von ihm geleitete Theater nicht blos in der Directionskanzlei und auf der Bühne, sondern auch in seinem Hause. Er empfing täglich zwischen fünf und sieben Uhr. Man versammelte sich um einen runden Tisch, an dem die Gemalin Laube's, Iduna, schwarzen Kaffee credenzte. Laube hielt offenes Haus, um dem Burgtheater und sich Freunde zu erwerben, Männer, welche die öffentliche Meinung leiteten, bei sich zu sehen und schöne Frauen, welche Einfluss hatten auf diese Männer. Neue Stücke, neue Schauspieler und Schauspielerinnen wurden in Laube's Haus angekündigt, gerühmt und gefördert. Laube bemühte sich, den Erfolg jedes Dramas, das er geben wollte, jedes Künstlers, den er nach Wien berief, zu sichern. Das Burgtheater lag ihm im Herzen und Sinne. Kein Fremder von literarischer Bedeutung betrat Wien, der nicht Laube aufsuchte und von diesem förmlich geheizt wurde zum Enthusiasmus für das Burgtheater und für dessen Director. Manchmal glaubte Laube unerschütterlich selbst daran, dass Alles so vortrefflich sei, wie er es darstellte. Mit einem scharfen Geiste verband er eine Naivität des Enthusiasmus sondergleichen, aber immer nur für Stücke und Darsteller, die sein scharfes Auge als vortrefflich erkannt hatte. Als er Knaack, den Komiker, in Berlin, in einem geselligen Kreise declamiren gehört hatte und nach Wien zurückkehrte, rief er mir, kaum dass ich ihn begrüsst hatte, zu: »Ich habe einen zweiten Ludwig Devrient entdeckt!« Man ist aber nicht dazugekommen, Knaack im Burgtheater zu sehen. In Laube's Salon wurde hauptsächlich über Theater gesprochen, aber es gab noch zwei Angelegenheiten, für welche sich der jungdeutsche Schriftsteller stark interessirte, das Grossdeutschthum und die Strategie. Letzteres in Zeiten, wenn ein Krieg die Welt mit Blut füllte. Täg-

lich ertheilte er da dem abwesenden Feldherrn im Gedanken gute Rathschläge, verfolgte auf der Karte jede Stellung und in solchen Zeiten mussten auch harmlose Theaterfreunde, die vielleicht gekommen waren, um eine Schauspielerin zu protegiren, bei ihrem Eintreten die Frage vernehmen und so weit als möglich beantworten: »Was sagen Sie zu dem Marsche des Marschalls dahin oder dorthin?«

Führte Heinrich Laube das Wort in seinem Salon, so leitete seine Gemalin Iduna, wenn der Director kurz vor sieben Uhr die Wohnung verliess und sich nach dem Theater begab und mehrere Freunde bei Laube's Frau, die nicht täglich das Theater besuchte, zurückgeblieben waren, das Gespräch. Waren Laube's Gedanken fast immer auf Bühnen-Angelegenheiten gerichtet, so befasste sich Iduna Laube zumeist mit jenen geistigen Fragen, welche den Menschen in seinem Innersten berühren. Ihr Verstand war scharf, sie hatte viel gelesen und gelernt, ihr Sinn ging hoch, sie wusste vortrefflich zu sprechen, zu fragen und zu antworten, einen Streit zu führen ohne zurückzuweichen, anzugreifen oder sich zu vertheidigen; dabei aber voll Milde und Freundlichkeit, halblaut, bei kerzengerader Haltung, zu entschuldigen, wenn Irrthümer Abwesender berührt wurden oder zu vermitteln, wenn sich eine hitzige Debatte in ihrer Gegenwart erhob. Oft erschien in diesem Salon Betty Paoli, die Dichterin, und manchmal Julie Rettich, die grosse Meisterin der deutschen Declamation. Betty Paoli, voll Gluth und Leben, die Freundin ihrer Freunde, die glühende Feindin der Feinde Oesterreichs und alles Unedlen in der Literatur, war anregend wie frischer Ost. Julie Rettich mit ihrem wunderbaren, von der Höhe bis zur Tiefe gleich wohllautenden Organe, mit dem schönen Adlerkopfe, dessen Nase nur wie von einem Kobolde an dem Bug etwas schief gewendet worden war, hielt hie und da eine Thronrede wie eine Königin, von einem vornehmen Sonnenlächeln des Wohlwollens verklärt. Iduna Laube, Betty Paoli und Julie Rettich waren die drei geistvollsten Frauen der Wiener Gesellschaft jener Jahre. Iduna Laube und Julie Rettich waren aber auch mit die wohlthätigsten Frauen Wiens. Sie haben sich grosse Verdienste um die Gründung des Wiener Frauen-Erwerb-Vereines erworben, der jetzt mit nicht geringer Aufopferung von der Witwe des Wiederbelebers der Wiener Kunstindustrie, Rudolf v. Eitelberger, geleitet wird.

Franz von Dingelstedt hatte, als er zu uns kam, angekündigt, dass er der Stadt an der Donau »Wiens Nachtigall« wiederbringe. Es war dies Dingelstedt's Frau, die als Jenny Lutzer im Opernhause

durch ihre Glockenstimme jahrelang die Wiener entzückt hatte. Dingelstedt gab im neuen Opernhteater, wo er eine Wohnung inne hatte, glänzende Gesellschaften, denen oberste Hofherren und jene Personen der Wiener Gesellschaft beiwohnten, welche Dingelstedt als besonders geeignet, seine Interessen zu fördern, in das Auge gefasst hätte. Frau von Dingelstedt sang einige Male und man überhäufte sie mit Lobsprüchen. Sie war so liebenswürdig und harmlos geblieben, wie sie es als Primadonna gewesen. Bei einem Diner, welchem Baron Hofmann, Graf Herbert Bismarck, der damals der deutschen Botschaft in Wien attachirt war, Paul Lindau und ich beiwohnten und während dessen Baron Hofmann nicht Worte genug fand, um ein Gericht Maccaroni, das Frau Baronin Dingelstedt jedesmal bereiten liess, wenn sie Freiherrn v. Hofmann als Gast bei sich sah, ereignete sich folgendes kleine Intermezzo. Baronin Dingelstedt sass zwischen dem Grafen Herbert Bismarck und mir und richtete bei dem Nachtische an mich laut und vernehmlich die Worte: »Wer hätte gedacht, dass ich einmal den Sohn des grossen Feindes Bismarck an meinem Tische haben werde!« Graf Herbert Bismarck lächelte, ich lächelte und Jenny Lutzer, uns nacheinander anblickend, lächelte dann auch.

Nicht nur in der Theaterwelt, sondern auch in der Gesellschaft Wiens wird man sich noch lange mit Theilnahme der anregenden Kreise erinnern, welche Laube und Dingelstedt zu versammeln verstanden und der beiden bedeutenden geistvollen Schriftsteller, welche eine Zierde der Gesellschaft Wiens Jahre hindurch gewesen sind.

Ein literarischer Salon war zu jener Zeit auch jener zu nennen, in welchem Frau Ottilie von Goethe, die Schwiegertochter des grössten deutschen Mannes, empfing. Sie wohnte mit ihren Söhnen: Walter, dem Componisten, und Wolf, dem Dichter, zwei ideal angelegten Männern, die sich für ihre Mutter aufopferten, zuerst in dem Hause der Leopoldstadt am Donaucanale, wo sich das »Dianabad« befindet. Deutsche Schriftsteller von Bedeutung, die nach Wien kamen, unterliessen es nie, dem Namen »Goethe« zu huldigen und den Erzählungen der geistreichen Frau, die übrigens eben so fein zu hören, als zu sprechen verstand, zu lauschen. Wir lernten in dem gastfreien Hause Gustav Kühne, Bogumil Goltz, A. v. Sternberg u. s. w. kennen. Dem Freunde Walter v. Goethe, welcher kürzlich gestorben, der edelsten Seele, bewahren wir im Herzensgrunde unvergängliche Liebe. Auch er war ein Achtundvierziger und diente in der Wiener Nationalgarde, Schottenviertel, fünfte

Compagnie, in dem Zuge, dessen Corporal gewesen zu sein wir die Ehre hatten. Er war gewissenhaft auch als Gardist; indessen der kleine, feine, lispelnde, weimaranische Kammerherr wäre für ein wirkliches Heer kaum tauglich gewesen. Er trat als Gardist ein, um seine Pflicht zu thun.

Frau v. Goethe war freundschaftlich auch mit dem Hofschauspieler Karl Laroche und dessen Gemalin, welche zur Zeit des grossen Dichters dem Theater in Weimar angehört hatten, verbunden. Laroche selbst sah gerne Gäste an seinem Tische, dem besten in Wien — und in Gmunden zur Sommerszeit — dessen guter Genius die Hausfrau war, eine Künstlerin mit dem Kochlöffel und der Feder. Wir Alle verdankten ihr Salate, deren Geheimniss sie mit sich genommen und einen recht guten Roman, der am Gestade des Gmundener Sees spielt. Wenn Baron Max Springer, der unterrichtete, gastfreie, liebenswürdige Banquier Ascher, Warrens und Karl Laroche bei einem Mahle vereinigt waren — und das geschah wöchentlich — so vergass man oft das Essen, um nicht die Sternschnuppen der Geister zu versäumen.

Sie sind Alle todt, von denen wir erzählen! Auf dem Friedhofe in Cairo ist innerhalb des Thores zu lesen: »Ich war!« Diese Worte hätten wir als Motto unserer Rückschau vorsetzen können. Am Eingange des Friedhofsthores in Cairo steht aber: »Ich bin!« und das ist tröstlich für die Ueberlebenden. Sie können wenigstens heute erzählen, wie es ehedem gewesen.

Wir haben noch Gustav Heine's zu gedenken, des Gründers des Wiener »Fremdenblatt«. Dieses ist heute ein leitendes Blatt in mancher Richtung und hat sehr klein angefangen. Heine, der seine Jugend in Hamburg verlebte, hatte, als er quittirte — er war Cavallerie-Oberlieutenant gewesen — den Entschluss gefasst, in Wien eine Zeitung in der Art des Hamburger »Fremdenblatt« herauszugeben. Die Fremdenliste war der Hauptinhalt solcher Publication. Nach dem October des Jahres 1848, als die Blätter Wiens spärlich geworden waren, wurden der Rubrik »Angekommene« Notizen beigefügt. Heine predigte damals und später den Mitarbeitern zwei leitende Grundsätze. Erstens: »Ueber Alles, was Aufsehen erregt, muss berichtet werden: denn wenn Jemand einen Menschenknäuel sieht, wird er sagen, ich gehe weiter, was da vorgeht, wird mir morgen das »Fremdenblatt« melden.« Zweitens: »Jede Notiz muss einfach und klar sein, eine andersgeartete nehme ich nicht auf, denn was ich nicht verstehe, verstehen auch meine Leser nicht!« Mit diesen

Grundsätzen und einem stark entwickelten Geschäftsgeiste ist Gustav Heine ein sehr reicher Mann geworden. Doch kehren wir zu dem Wien im Anfange der siebziger Jahre zurück.

Das Wiener Leben blühte und gedieh damals in früher ungeahnter Weise. Die bedeutendsten Architekten: Schmidt, Hansen, Ferstl, Semper und Hasenauer zierten die Hauptstadt mit Meisterwerken. Die Wiener Kunstindustrie, von Rudolf von Eitelberger wieder hervorgerufen, blühte und verbreitete sich bis in die kleinsten Räume der neugebauten Häuser. Die Gesellschaft gab Feste auf Feste; die glänzendsten fanden in den Palästen der Finanzbarone statt. Johann Strauss, der Spielmann Wiens, sang begeistert und entzückend auf seiner Zaubergeige das »Donaulied«, und riss Alles mit sich fort. Als Krönung des wirthschaftlichen Aufschwunges, des üppigen reichen Wiener Stadtlebens, war die Weltausstellung des Jahres 1873 veranstaltet worden. Der Palast im Prater entstand. Die riesige Rotunde, sollte sich wie ein Triumphdach über das Schönste wölben, was Europa, was Wien hervorgebracht.

Der Muth der Wiener Bankwelt und des ihr zufliegenden Publicums war aber zum Uebermuth geworden, das Wagen zur Waghalsigkeit. Statt echter Kaufleute war Wien mit falschen Cavalieren gefüllt. Die Katastrophe konnte nicht ausbleiben. Sie trat ein und die Ausstellungs-Rotunde wurde zu einer Art von Trauerdenkmal der Tage, während welcher das reiche Wien arm geworden ist. Wiens Leben bewegt sich, wie wir im Beginne sagten, in fieberhaften Sprüngen. Dem Uebermuthe folgt stets grosse Niedergeschlagenheit. So trauerte auch Wien wieder einmal, als sich plötzlich der Wechsel der Decoration vollzogen hatte. Im Jahre 1848 wurde das grosse immobile Besitzthum zurückgeschoben und die liberalen Kreise, in ihrem Gefolge der mobile Besitz, gelangten zur Herrschaft; im Jahre 1873 verschwand ein Theil der Welt der Actien und der conservative Hochadel, welcher inzwischen wieder erstarkt war, trat politisch mächtig hervor. Er beherrschte auch wieder die Gesellschaft Wiens.

Wien hat verloren, aber die grosse, schöne, herrliche Stadt ist geblieben, wenn auch die Hauptstädte der Provinzen, in welchen sich ein eigenes politisches und sociales Leben nach und nach entwickelte, der Hauptstadt viele reiche, treibende und schaffende Elemente entnommen haben. Wien wird immer die von der Natur mitten in den österreichischen Staat, mitten in das Herz Europas gestellte Grossstadt sein, die, an dem Ufer eines grossen Stromes

Compagni [illegible] Bevölkerung voll Talent
Ehre ha [illegible] es manchmal den Anschein
kleine, f [illegible] aber bald wieder, gleichsam
wirklich [illegible] kräftigen Leben sich auf-
um sei [illegible] sie die schönste Stadt der Welt.

F [illegible] Wenn man daran denkt, was das
spiel [illegible] gewesen ist und wie es heute
gros [illegible] besetzten Schmuckfächer gleich,
bun [illegible] der Donau niederflattert, herrlich
bes [illegible] Fortschritt an, den Oesterreichs Haupt-
gu [illegible] Jahre gemacht. Und diesen Fort-
u [illegible] seinem ritterlichen, edlen und guten
si [illegible] dem Kaiser Franz Joseph.

ENDE.

gelegen, von einer aufgeweckten, lebhaften Bevölkerung voll Talent und Freisinn bewohnt, zeitweise, wie es manchmal den Anschein hat, in ihrer Entwickelung stille steht, aber bald wieder, gleichsam aus dem Schlafe erwachend, zu neuem, kräftigen Leben sich aufschwingt. Die Fremden sagen, Wien sei die schönste Stadt der Welt. Wir sagen es ihnen gerne nach. Wenn man daran denkt, was das eingeschlossene Wien im Jahre 1848 gewesen ist und wie es heute einem ausgebreiteten, mit Edelsteinen besetzten Schmuckfächer gleich, von dessen Griff das blaue Band der Donau niederflattert, herrlich erglänzt, so staunt man den Fortschritt an, den Oesterreichs Hauptstadt während der letzten vierzig Jahre gemacht. Und diesen Fortschritt dankt Wien zumeist seinem ritterlichen, edlen und guten Monarchen, Sr. Majestät dem Kaiser Franz Joseph.

